Hiſtoriſche Zeitſchrift

herausgegeben von

Heinrich von Sybel,

o. ö. Profeſſor der Geſchichte an der rheiniſchen Friedrich-Wilhelms-Univerſität zu Bonn.

Siebzehnter Band.

München, 1867.

Literariſch-artiſtiſche Anſtalt

der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung.

D1
H6
V.17

Inhalt.

		Seite
I.	Geſchichtſchreiber der huſitiſchen Bewegung in Böhmen. Von L. Krummel	1
II.	Zur Geſchichte der franzöſiſchen Intervention in Spanien (1823.) Von H. Baumgarten	41
III.	Ranke und Macaulay. Von C. v. Noorden	87
IV.	Antikritik. Von W. Maurenbrecher	139
V.	Literaturbericht	156
VI.	Das Parteiweſen in England und die Coalition zwiſchen Fox und North im Jahre 1783. Von Sigurd Abel	227
VII.	Beiträge zur Würdigung der ungariſchen Geſchichtſchreibung. Von A. Flegler	318
VIII.	Literaturbericht	396

I.

Geſchichtſchreiber der huſitiſchen Bewegung in Böhmen.

Von

L. Krummel.

Unter dieſem Titel hat der Profeſſor der Geſchichte zu Prag Dr. K. Höfler in den von der hiſtoriſchen Commiſſion der kaiſerlichen Akademie der Wiſſenſchaften in Wien herausgegebenen „öſterreichiſchen Geſchichtsquellen“ (Fontes rerum Austriacarum) eine Reihe theils neu entdeckter, theils bisher nur handſchriftlich bekannter Actenſtücke über die böhmiſche Reformation im 15. Jahrhundert veröffentlicht, welche die Beachtung eines jeden Geſchichtsfreundes verdienen. Ein großer Theil des Inhaltes derſelben iſt zwar bereits aus den Handſchriften durch den berühmten Hiſtoriographen Franz Palacky in ſeiner Geſchichte von Böhmen verwerthet worden und der erſte, ſchon 1856 erſchienene Theil dieſer „Geſchichtſchreiber der huſitiſchen Bewegung in Böhmen“ hat in verſchiedenen Schriften die ihm gebührende Berückſichtigung gefunden [1]). Nicht ebenſo iſt dieß bisher mit dem 1865 erſchienenen zweiten Theile (fontes rer. austr. t. VI p. II) der Fall geweſen. Und doch iſt ſein Inhalt von ungleich größerer Wichtigkeit als derjenige des erſten Theiles. Je-

---

1) Friedrich, Die Lehre des J. Hus, Regensb. 1862 (176 S.); derſelbe, J. Hus ein Lebensbild, Frankf. 1864; L. Krummel, J. Hus, eine kirchenhiſtor. Studie. Darmſt. 1864 (92 S.); derſelbe, Geſchichte der böhm. Reformation im 15. Jahrh. Gotha bei F. A. Perthes (668 S.); Höfler, Mag. J. Hus, Prag 1864 (325 S.).

ner brachte neben einigen alten böhmiſchen Chroniken und einer neuen Ausgabe der in Conſtanz geſchriebenen Briefe Huſens als ſeinen bedeutendſten Beſtandtheil den Abdruck eines in dem erzbiſchöflichen Palaſte zu Prag aufgefundenen Manuſcriptes des ſog. Mladenowic, oder der von dem Secretair des Ritters Johann von Chlum, Peter von Mladenowic verfaßten und zuerſt von Hans Luft im J. 1537 mit einer Vorrede Luthers herausgegebenen „Hiſtorie des heiligen Märtyrers J. Hus“ (historia de fatis et actis Mag. J. Hus Constanciae), von welchem indeſſen jedoch nachgewieſen worden iſt, daß ihm keine beſonderen Vorzüge vor dem in der Reformationszeit, wahrſcheinlich durch die Fürſorge Ulrich von Huttens veröffentlichten zukommen[2]). Dieſer zweite Theil enthält in der erſten Hälfte (S. 1—474) eine große Menge von Actenſtücken, welche über die reformatoriſchen Bewegungen in Böhmen bis zum Tode Huſens und zum Ausbruche der Huſitenkriege Aufſchluß geben; die zweite Hälfte (S. 475—843) bildet die umfangreiche Taboritenchronik des Joh. von Lukavec und Nic. von Pelrimon.

Die Bedeutung hervorzuheben, welche dieſe neu entdeckten huſitiſchen Geſchichtsquellen für die böhmiſche Geſchichte des 15. Jahrhunderts haben, das iſt der Zweck der nachfolgenden Zeilen. Sie dürften das Intereſſe des Publicums um ſo mehr in Anſpruch nehmen, als die böhmiſche und huſitiſche Reformation mit den großartigen, faſt einzig in der Geſchichte daſtehenden Erſchütterungen, die ſie nicht nur in ihrem Heimathlande, ſondern auch in der ganzen abendländiſchen Chriſtenheit hervorgerufen hat, noch keineswegs zu denjenigen Territorien der Geſchichte gehört, in welchen ſchon alle Wege und Stege plan und erforſcht vor uns lägen. Im Gegentheil, wir befinden uns hier auf einem Gebiete, welches, wenn auch nicht ſeinen Columbus, ſo doch ſeinen in das verborgene Innere dringenden Livingſtone noch zu erwarten hat. Wer wüßte nicht, wie die Lichtſtrahlen, welche das Dunkel jener Zeitperiode, die wir meinen, einſt erhellt haben, durch die ſog. böhmiſche Gegenreformation vom Jahr 1620—1780, die uns Peſchel in ſo rühren-

2) H. v. Sybel, hiſtor. Zeitſchr. 1861, III, Hausrath über Höflers Entdeckungen im Mladenowic; L. Krummel, Geſch. der böhm. Ref. S. 435 ff.

der Weiſe beſchrieben hat[3]), einer nach der andern und faſt bis zu gänzlicher Finſterniß ausgelöſcht worden ſind, daß es erſt der hell leuchtenden Fackel eines ſo unermüdlichen und gründlichen Forſchers wie Palacky gelungen iſt, wieder einiges Licht und einige Klarheit darüber zu verbreiten?

Wir haben uns deutlicher auszudrücken, um den Leſer über die Tragweite der hier in Betracht kommenden Fragen zu unterrichten. Man ſtreitet über den Urſprung und die Entſtehung der huſitiſchen Reformation; die einen wollen ſie von der Wycliffeſchen in England, andere von dem Einfluſſe der Waldenſer, noch andere aus einem ſeit Jahrhunderten ſchon im böhmiſchen Volke eingewurzelten und in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts durch einige reformatoriſch geſinnte Männer genährten Geiſte der Oppoſition gegen den römiſchen Katholicismus ableiten. Ueber dieſe zuletzt genannten Männer, die ſog. Vorläufer Huſens, ſind nicht nur bezüglich ihrer Thätigkeit und Lebensſchickſale, ſondern ſogar bezüglich ihrer Namen bis in die neueſte Zeit viele irrthümliche Meinungen verbreitet geweſen. Eben ſo iſt es auch mit dem Leben und Wirken, den Schriften und Lehren, dem Leiden und Tode des Joh. Hus ſelbſt der Fall; über ihn ſind bis auf den heutigen Tag noch eine Menge irrthümlicher Angaben ſelbſt in ſolchen Werken verbreitet, welche ſonſt auf hiſtoriſche Treue Anſpruch machen; und ſein ganzes Werk wird, je nachdem es proteſtantiſche oder katholiſche Schriftſteller beurtheilen, bald als eine ächt evangeliſche Reformation, bald als eine national politiſche Revolution aufgefaßt. Ganz beſonders aber iſt in Dunkel gehüllt geweſen die Zeit der welterſchütternden Ereigniſſe, welche nach dem Märtyrertode Huſens eingetreten ſind, die Zeit der Calixtiner und Taboriten, des Baſeler Concils, der Entſtehung der böhmiſchen und mähriſchen Brüdergemeinſchaft, des Eindringens der ſächſiſchen und ſchweizeriſchen Reformation in Böhmen.

Die von Höfler mitgetheilten Actenſtücke erſtrecken ſich faſt auf alle dieſe Fragen. Welches Licht, welche Aufklärung verbreiten ſie nun über dieſelben?

---

3) Peſcheck, Geſch. der Gegenreform. in Böhmen, Dresd. und Leipz. 1844 ff., 3 B.

Wir unterscheiden bei der Besprechung derselben zwischen den Actenstücken, die sich auf die vorhusische Zeit, und solchen, die sich auf das Leben und Wirken Husens und die Zeit nach seinem Tode beziehen.

I.

Unter den zuerst genannten Actenstücken erweckt unser Interesse zunächst eine von dem Prager Decan Wilhelm auf dem Wyshehrad verfaßte Biographie des Prager Erzbischofes Arnest von Pardubic (S. 1—11). Er ist uns aus der Geschichte Kaiser Karls IV bekannt als einer seiner ersten Rathgeber und vorzüglichsten Mitarbeiter in den großen Reformen, durch welche er das durch das schlechte Regiment seines Vaters, des ritterlichen, aber überaus verschwenderischen, in der Schlacht von Crecy 1546 gefallenen Johann von Luxemburg in so schweren Verfall gerathene Böhmen auf die höchste Stufe des Glanzes erhoben hat. Arnest war der erste, der auf dem erzbischöflichen Stuhle zu Prag gesessen ist; denn früher war bis 1344 das Bisthum Prag dem Erzbischof von Mainz untergeben, und er verwaltete dieß hohe Amt mit einer solchen Umsicht, Thatkraft und Hingebung, daß er bei Hoch und Niedrig das höchste Ansehen genoß und für den frömmsten und ausgezeichnetsten Geistlichen in ganz Deutschland galt. Seine höchsten Verdienste hat er sich als Mitbegründer und Kanzler der 1348 gestifteten ersten deutschen Universität Prag erworben. Ihm vornehmlich, seinem die Kunst und Wissenschaft in der liberalsten Weise fördernden Sinn hatte sie die Blüthe zu verdanken, die sie schon in den ersten Jahrzehnten ihres Bestandes den Hochschulen von Bologna, Padua und Paris ebenbürtig zur Seite stellte. Sein Name darf in einer Geschichte der hussitischen Reformation nicht unerwähnt bleiben. Denn so wenig er auch in demjenigen Sinn reformatorisch gesinnt war, wie wir das Wort gewöhnlich nehmen und eine Opposition gegen die katholische Hierarchie damit verbinden, so hat er doch durch die Freiheit der wissenschaftlichen Bewegung, die er der Universität gewährte, durch die Berufung und Beschützung tüchtiger und freigesinnter Lehrkräfte an derselben, von denen wir später noch hören werden, und durch die ausgezeichnete Fürsorge, die er dem niederen und höheren

Unterrichte in ganz Böhmen zuwandte, zu der Entſtehung einer reformatoriſchen Bewegung in Böhmen ein weſentliches beigetragen. Von ihm nun wird uns in dieſer gut und fließend geſchriebenen Biographie erzählt, wie er, der Sohn eines königlichen Burggrafen, durch eine wunderbare Erſcheinung der Jungfrau Maria in früher Jugend ſchon zum geiſtlichen Studium veranlaßt worden und 14 Jahre lang zu Bologna und Padua mit dem größten Eifer und Erfolg den Studien obgelegen ſei. Nach Böhmen zurückgekehrt wurde er, der ſtattliche Mann ehrwürdigen Ausſehens und mit allen Tugenden geſchmückt, zuerſt Decan von Prag, bald Biſchof und ſeit 1344 Erzbiſchof daſelbſt. Als ſolcher bethätigte er in ſeinem Privatleben einen ungemein hohen Grad religiös ſittlichen Ernſtes, der aber gleichwohl von dem aſketiſchen Rigorismus des Mittelalters weit entfernt war; er pflegte der Ruhe auf einem ziemlich harten Lager nicht länger, als der Leib durchaus bedurfte; er hielt ſich von allen die Geiſtes- und Körperkraft ſchwächenden Genüſſen ferne, dem Studium widmete er ſich ſtets mit ſolcher Energie, daß er ſich täglich bis in die tiefe Nacht hinein die Schriften der Kirchenväter und andere lehrreiche Werke vorleſen ließ, und auch auf Reiſen und in den Sitzungen des kaiſerlichen Rathes, während für ihn unwichtige Dinge verhandelt wurden, Bücher und Schriften, die er bei ſich trug, durchlas; dabei war er in allen ſeinen Aeußerungen ſo gemeſſen und tactvoll, daß man ihn nie ein indiscretes Wort reden oder ein Geheimniß verrathen oder ſich widerſprechen hörte; auch war er von einer ſolchen Sanftmuth, daß er jede Beleidigung alsbald vergab und ſelbſt mit Willen anderen keine zufügte, und von ſolcher Demuth, daß auch der geringſte ein Herz zu ihm faſſen mochte. Den Anforderungen ſeiner hohen Stellung wußte er mit ſolcher Umſicht, Thatkraft und Gewandtheit zu genügen, daß der Kaiſer ihn als ſeinen treuſten Freund und Rathgeber ſchätzte und die ihm untergebene Geiſtlichkeit trotz aller Strenge, womit er gegen ihre Laſter verfuhr, dennoch ihn faſt ohne Ausnahme lieben mußte. Einer der edelſten Züge aber, die ihn auszeichneten, war die große Freigebigkeit, womit er ſeine reichen Einkünfte zum gemeinen Beſten und zum Wohle der nothleidenden Armen verwendete: viele Kleriker ließ er auf ſeine Koſten in Bologna und Padua ſtudiren und zog ſie,

wenn sie tüchtig waren, in der Beförderung selbst seinen nächsten Verwandten vor; täglich speiste und beschenkte er zwölf Arme in seinem erzbischöflichen Palaste; jährlich vertheilte er 70 Kleider an Bedürftige; zwei Geistliche hatte er dazu bestellt, ihm solche arme Jungfrauen namhaft zu machen, die, um ehrbar zu bleiben, einer Aussteuer zur Verheirathung bedurften; bei einer Hungersnoth im Jahr 1352 ließ er zahllose Spenden an Brod und Getreide austheilen; eine ganze Reihe von Kirchen und Klöstern verdankte ihm ihre Entstehung oder Verschönerung; gute Bücher ließ er in Menge abschreiben und unter den Geistlichen verbreiten, sie zum Studium anzureizen; in Prag unterhielt er aus seinen Mitteln einen besondern Lehrstuhl der Theologie. — Man wird dem Verfasser seiner Biographie Recht geben, wenn er auf Grund dieser und anderer Angaben schließlich ausruft: wahrlich in ganz Deutschland ist kein Mann, der so wie er die Gesetze des Höchsten erfüllt hat. Sein Tod im Jahr 1364 rief eine Trauer der ganzen böhmischen Nation hervor.

An diese Biographie reihen sich (S. 12—17) zwei Selbst-, man kann sagen Bußbekenntnisse eines seiner Nachfolger, des Erzbischofes Johann von Jenstein an. Auch sie sind für den Historiker von Interesse. Dieser Johann von Jenstein ist es nämlich, welcher den Anlaß zur Ermordung des im Jahr 1729 durch Benedict XIII heilig gesprochenen und in Böhmen als Spender von Regen und Thau und als Schutzheiliger der Liebenden so hoch verehrten Nepomuk gegeben hat. König Wenzel hatte ihn, der ein vielseitig gebildeter, gelehrter und streng rechtlicher Mann war, weil er sich zugleich den Weltfreuden, der Jagd, Turnieren und Bällen nicht abhold zeigte, im Jahr 1379 nach der Resignation seines Oheims, des ersten böhmischen Cardinales, Ocko von Wlasim, zur erzbischöflichen Würde erhoben und zu seinem ersten Rathe und Kanzler gemacht. Im Jahr 1382 aber ereignete sich das Unglück, daß der Erzbischof von Magdeburg auf einem Balle tanzend durch den plötzlichen Einsturz seines Hauses mit der Mehrzahl seiner Gäste plötzlich ums Leben kam. Die Nachricht davon, verbunden mit einer schweren Krankheit, machte auf den Prager Erzbischof einen so tiefen Eindruck, daß er von da an allen weltlichen Freuden entsagte

und je länger je mehr einem aſketiſchen Rigorismus ſich ergab; er lebte meiſt unter den Mönchen, ſchlief auf der Erde, geiſſelte ſich, trug ein Cilicium, faſtete übertrieben u. ſ. w. Dem damals noch jungen und lebensluſtigen Wenzel konnte dieß natürlich nicht gefallen. Es kam zu Conflicten, welche von Jahr zu Jahr einen immer ernſteren Charakter annahmen. Als der Erzbiſchof zuletzt den königlichen Landesunterkämmerer und Günſtling Sigmund Huler, einen Menſchen von durchaus ſchlechtem Charakter, mit dem Kirchenbann belegte und einen neuen Günſtling als Abt von Kladrau anzunehmen ſich weigerte, ſchlug die Wuth des jähzornigen Königs in helle Flammen auf. Er berief den Erzbiſchof mit einem lakoniſch groben Handbillete nach Prag und wollte ihn daſelbſt mit ſeinem Gefolge verhaften laſſen. Dieſer hatte ſich aber vorgeſehen und zahlreiche Waffenträger mitgenommen, die ihn vor dieſem Geſchicke, das ihm ſicher das Leben gekoſtet haben würde, beſchützten. Um ſo ſchwerer mußten ſeine geiſtlichen Räthe dafür büßen. Sie wurden ihrer fünf auf den Hradſchin geführt: dem greiſen Domdechanten Dr. Bohuslaw von Kruow ſchlug der König mit ſeinem eigenen Degenknopfe blutige Wunden in den Kopf und ließ ihn in das Gefängniß werfen. Die übrigen wurden auf dem Altſtädter Rathhauſe der Folter unterworfen. Hier bekannten drei von ihnen, was der König wiſſen wollte und wurden deßhalb wieder freigelaſſen. Der vierte aber, der aus mehreren Gründen beſonders gravirte Generalvicar Johann von Pomuk oder Nepomuk weigerte ſich deſſen. Wenzel wurde ſo wüthend, daß er ihn ſelbſt mit einer Fackel brannte und, als er doch nichts eingeſtand, ihn ſchon halbtodt am 20. März 1393 Abends 9 Uhr über die Prager Brücke in die Moldau werfen ließ. Die Sage hat dieſe hiſtoriſche Thatſache bekanntlich dahin umgeſtaltet[4]), daß Nepumuk dem König Wenzel ein Beichtgeheimniß der Königin zu verrathen geweigert und dadurch den Zorn des Fürſten auf ſich gezogen habe. Man hat deßhalb ſogar ſchon an der Identität des obigen Generalvicars mit dem heiligen Johann von Nepomuk gezweifelt: ſo der Jeſuite Balbinus in ſeiner böhmiſchen Geſchichte. Wer aber aus anderen Beiſpielen weiß, wie

4) Herzog, Realencycl. B. VI p. 749 ff. (Art. Joh. v. Nepomuk).

oft die Sage geschäftig und thätig ist, wo es sich um die Canonisirung irgend einer für die Interessen der römischen Kirche leidenden Person handelte, der wird es auch begreiflich finden, wie sich in der für Böhmen so überaus traurigen Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts an die schauervolle, ohne einen ordentlichen Richterspruch, blos durch den Jähzorn eines grausamen Tyrannen erfolgte und dazu in dunkle Nacht gehüllte Ermordung eines erzbischöflichen Generalvicars allerlei unrichtige, aber seine Heiligsprechung motivirende Sagen anknüpfen konnten. Jedenfalls hatte der Generalvicar wegen der Verweigerung eines Zeugnisses gelitten, und er war von einem Fürsten ermordet worden, der mit seiner ersten Gemahlin Johanna, der Tochter Herzog Albrechts von Bayern, notorisch in schlechtem Einvernehmen stand, — sie soll im Jahr 1386 von einem der großen Jagdhunde ihres Gemahles in ihrem Schlafgemache erwürgt worden sein, — dessen zweite Gemahlin Sophia, die Tochter Herzog Johanns von München, ebenso fromm und herzensgut war, als er ein Wollüstling und Tyrann.

Hier haben wir die Entstehungsmomente der Sage. Aber daß sie unbegründet ist, dafür geben die von Höfler mitgetheilten Quellen neue Beweise. Der aus einem lockeren Leben zu einem mönchisch asketischen Rigorismus übergehende und schließlich sogar sein Erzbisthum quittirende Johann von Jenstein hätte in seinen um das Jahr 1398 geschriebenen Selbstbekenntnissen eines so wichtigen Ereignisses sicherlich Erwähnung gethan, wenn es überhaupt vorgefallen gewesen wäre. So aber erwähnt er nur im allgemeinen des Widerstandes, den er bei seinen ihm so trefflich scheinenden Bestrebungen gefunden, und der Verfolgungen, die er namentlich durch den König von Böhmen zu erdulden gehabt hatte, und die ihn zur Resignation von seinem Amte bestimmt hätten. Dieß wird auch durch folgende Notiz einer czechischen Chronik vom J. 1393 (bei Höfler Th. III S. 227) bestätigt: „Dieses Jahr wurde der berühmte Doctor, Priester Johannek, Vicar des Prager Erzbisthums, unter der Prager Brücke auf Befehl des Königs Wenzel ertränkt, weil er gegen seinen Willen den Abt von Kladrau bestätigt hat."

S. 17—47 finden wir einige Mittheilungen über das Leben

und Wirken der ſog. Vorläufer Huſens, Conrad von Waldhauſen, Milic von Kremſier und Matthias von Janow. Ihr Abdruck hat zwar inſofern einen untergeordneten Werth, als dieſelben und zwar in noch ausgedehnterem Maße ſchon ſeit mehr als 20 Jahren aus den Handſchriften bekannt gemacht worden ſind [5]). Da ſich jedoch bis in die neueſte Zeit in vielen Geſchichtswerken eine Menge von irrthümlichen Angaben über dieſe Männer finden [6]), ſo wird es wohl gerechtfertigt erſcheinen, über die Bedeutung der Auffindung dieſer alten Dokumente einige Worte zu ſagen.

Sie haben zunächſt dazu gedient, die Namen dieſer Männer feſtzuſtellen. Der erſtgenannte pflegte früher immer Conrad von Stiekna genannt zu werden. Es iſt nun nachgewieſen, daß dieſe Bezeichnung von der irrthümlichen Weglaſſung eines Kommas herrührt, welche ſich der in der Reformationszeit lebende Verfaſſer einer Huſitengeſchichte, Cochläus (eigentlich Johann Dobnek von Wendelſtein, Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt) bei der Anführung eines Briefes des Andreas von Brod an Hus hat zu Schulden kommen laſſen, daß er Conrad von Waldhauſen, einem Flecken im Oeſterreichiſchen ob der Ens, daher auch Conradus ab Austria heißt, und daß es zwar auch einen Johann von Stiekna gegeben hat, der zu jener Zeit ein gewaltiger Sittenprediger in Prag war, unter die Vorläufer Huſens aber nicht mit Recht gezählt werden darf, weil er ſich der huſitiſchen Bewegung, deren Anfang er noch erlebte, feindſelig entgegengeſtellt hat.

Wichtiger iſt, was uns dadurch über das höchſt merkwürdige Leben und Wirken dieſer Männer bekannt geworden iſt, nebſt den Schlüſſen, die wir daraus auf die Entſtehung der böhmiſchen Reformation zu ziehen berechtigt ſind.

Von dem erſtgenannten Conrad von Waldhauſen erfahren wir, daß er ſeit 1350 an verſchiedenen Orten von Oeſter-

---

5) Palacky, Geſch. v. Böhmen, Bd. II Th. 2. — Jordan, Die Vorläufer des Huſſitenthums, Leipz. 1846. — Krummel, Geſch. der böhm. Ref. S. 50 ff.

6) Vgl. den Nachweis hievon in der Darmſt. Allg. Kirchenz. v. J. 1863, Nro. 89—91.

reich lehrend und predigend gewirkt habe. Kaiser Karl IV, der auf alle bedeutenden Männer seiner Zeit sein Auge gerichtet hatte, berief ihn im J. 1360 wegen des Rufes seiner Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit nach Böhmen, erst als Pfarrer von Leitmeritz, bald nach Prag an die St. Galluskirche. Der Zulauf, den er hier fand, war so enorm, daß er meist auf dem freien Platz vor jener Kirche predigen mußte. Dieß veranlaßte den Kaiser, ihn auf die erste Stadtpfarrei an der Teyn zu befördern, woselbst er auch bis zu seinem Tode im J. 1369 verblieb. So kurz dauernd seine Wirksamkeit in Böhmen war, so erfolgreich war sie doch, einmal durch die gewaltige Kraft seiner ernsten Bußpredigten, welche nach dem Urtheil der Zeitgenossen eine fast alle Schichten der Prager Bevölkerung ergreifende und nachhaltige religiöse Bewegung hervorrief, und sodann durch seine energischen Angriffe gegen das Mönchswesen seiner Zeit. Auf die letzteren, die ihm freilich im Jahr 1364 eine schwere, doch siegreich abgewiesene Anklage der Dominikaner und Augustiner zuzog, ist ein ganz besonderes Gewicht zu legen. Er ist, was für jene Zeit gewiß viel heißen will, schon dahin gekommen, öffentlich zu erklären, er sähe es am liebsten, wenn man gar nicht in solche Orden einträte; es reue ihn, daß er selbst einst, statt sein Leben ganz dem Studium, der Pflege des Gebetes und der Predigt zu widmen, in einen solchen Orden eingetreten sei, die Mönche seien stumme Hunde, die sich um die Predigt des göttlichen Wortes nicht bekümmerten, es sei keineswegs ein gutes Werk, durch Geschenke und Legate ihnen zum Ueberflusse zu verhelfen u. dgl.

Viel bedeutsamer noch und tiefer in das böhmische Volksleben eingreifend war das Wirken seines Amtsnachfolgers an der Teyn, des Mähren Milic von Kremsier. Von niedriger Herkunft war er schon in jungen Jahren vermöge seiner ausgezeichneten Gelehrsamkeit und Geistesfrische zu den Würden eines Archidiakonus und kirchlichen Schatzverwalters aufgestiegen, und Karl IV hatte ihn zu seinem Geheimsecretair erwählt. Diese hohe weltliche Stellung aber vermag ihn nicht zu befriedigen; er fängt ein asketisches Leben an und verläßt trotz aller Vorstellungen im Herbst 1363 seine Ehrenämter und Würden, um, wie er sagt, in völliger Armuth und Demuth Christo seinem Herrn nachzufolgen. Er geht jedoch — und

dieß iſt bezeichnend für ihn — nicht in ein Kloſter, ſicherlich hat ihn Conrad von Waldhauſen von dieſem Gedanken abgebracht, ſondern zu einem würdigen Pfarrer in Biſchof-Teinitz, um ſich als Kaplan in der Predigt und Seelſorge zu üben. Bald tritt er als Prediger in Prag auf und hält es für ſeine Pflicht, dem böhmiſchen Volke das Wort Gottes in ſeiner Mutterſprache zu verkündigen. Wegen ſeines mähriſchen Accentes wird er zuerſt verſpottet, in kurzer Zeit jedoch iſt dieſes Hinderniß überwunden, die Zuhörer ſchaaren ſich in ſolcher Menge um ihn und das Verlangen, ihn zu hören, wird ſo allgemein, daß er oft an Einem Tage drei bis fünf Mal predigen muß. Seine feurige Beredtſamkeit und die durchdringende Schärfe ſeines Geiſtes reißt alles hin. Der als Wunder von Gelehrſamkeit gerühmte Profeſſor Ranconis von Ericino bekannte, Milic faſſe in einer Stunde, um vor gebildeten und erleuchteten Männern eine Predigt zu halten, ſo viel als er kaum in einem Monat zu faſſen vermöchte. Begeiſtert von ihm ruft der ritterliche Philoſoph Thomas von Stitny aus: „O, mit welchem Eifer predigte nicht der edle Milic in der St. Aegidiuskirche zu Prag! Da loderte ein mächtiger Geiſt aus ihm voll Gottesliebe, und Flammenworte ſtrömte ſein Mund!“ Und das niedere Volk, wie mächtig da ſein Einfluß war, zeigt uns folgende Thatſache. Da er ſich in ſeinem Eifer überſtürzte und ohne Unterſchied allen Ständen, beſonders aber den Mönchen, in der heftigſten Weiſe Buße predigte, da er ſeine Zeit außerdem in einem ſolchen Lichte anſah, als ob ſie ſchon den auf das Ende dieſes Weltlaufes geweiſſagten Antichriſt hervorbringen ſollte, und in der Verkündigung dieſes ſeines Lieblingsthemas ſo weit gieng, Kaiſer Karl IV ſelbſt eines Tages ins Angeſicht den Antichriſt zu nennen: ſo brachten es die Bettelmönche dahin, daß ihn der Erzbiſchof einkerkern ließ. Die Fürſprache des Kaiſers befreite ihn wieder, das ganze Ereigniß erſchütterte ihn jedoch ſo ſehr, daß er für einige Zeit an ſeiner ganzen Predigtwirkſamkeit zu verzweifeln anfing und Papſt Urban V perſönlich über ſeine apokalyptiſchen Meinungen zu berathen beſchloß. Er that es und wurde in Rom zuerſt geringſchätzend, nachher aber von mehreren Cardinälen mit großer Auszeichnung behandelt und von ſeinen excentriſchen Anſichten abgebracht. Bei ſeiner Rückkehr im J. 1369 war Conrad

von Waldhauſen eben geſtorben. Karl IV berief ihn auf deſſen Stelle an der Teyn, wo er, um der zahlreichen deutſchen Bevölkerung Prags zu dienen, auch noch deutſch zu predigen anfing. Das Volk ſtrömte ihm, wie früher, wieder in zahlloſen Schaaren zu und was er dadurch bei ſeiner ächt evangeliſchen Predigtweiſe gewirkt hat, iſt gewiß hoch anzuſchlagen. Noch höher, was er durch ſeine überaus liebevolle und aufopfernde Fürſorge für die Armen und Nothleidenden, Gefangenen und Verfolgten, Verirrten und Verkommenen gethan hat. In Prag war damals ein ganzes Stadtviertel von öffentlichen Dirnen bewohnt, Venetiae (von Venus), böhmiſch Benatky genannt. Milic ſcheute ſich nicht, dieſe elenden Perſonen aufzuſuchen, und er brachte ſie durch die eindringende und gewinnende Kraft ſeiner Rede dahin, daß ſie ſchaarenweiſe dieſes Sünderquartier verließen und in ehrbare Dienſte traten; die ſolche Dienſte nicht bekamen, für dieſe baute er auf demſelben Platze, da ihm der Kaiſer das ganze Quartier zum Geſchenk machte, ein großes Magdalenenhaus mit Kapelle und Pfarrwohnung, worin bis 300 ſolcher Perſonen aufgenommen und leiblich und geiſtlich durch ihn verſorgt wurden. Das ganze nannte er Jeruſalem und opferte zu deſſen Unterhaltung nicht nur ſein ganzes Einkommen und Vermögen, ſondern zuletzt ſelbſt ſeine ihm ſo theure Bibliothek. Sein früher Tod im J. 1374 rief ein allgemeines Trauern und Wehklagen in Prag hervor.

Was ſeiner Perſon noch mehr, als alles vorgenannte, eine beſondere Wichtigkeit und Bedeutung verleiht, das ſind die Lehren und Anſichten, die er vorgetragen hat, und wegen deren er auch ſchwere Anfeindungen zu beſtehen hatte. Nicht nur daß er, wie ſein Vorgänger Conrad von Waldhauſen, den Mönchen an ihre „fetten Bäuche“ gegriffen, er hat auch ſchon den in den Zeiten des Huſitismus nachmals ſo gewaltige Revolutionen hervorbringenden Grundſatz ausgeſprochen, daß die Geiſtlichkeit überhaupt keinen Grund- und Häuſerbeſitz haben ſolle (in Böhmen beſaß ſie damals gegen ein Drittheil des geſammten Vermögens des Landes); er hat, wie ſein Zeitgenoſſe Wycliffe, deſſen Schriften ihm aber nicht bekannt waren, und wie nachmals Luther, in der päpſtlichen Hierarchie die Haupturſache des Verderbens der Kirche ſehen und eben darin vor-

nehmlich die von Chriſto und den Apoſteln geweiſſagte Erſcheinung des Antichriſts erkennen zu müſſen geglaubt; er hat der weltlichen Obrigkeit das Recht und die Pflicht zuerkannt, wenn die geiſtliche ihre Schuldigkeit nicht thue, thatkräftig in die Verhältniſſe der Kirche einzugreifen; mit der größten Energie hat er ſtets darauf gedrungen, daß die Kirche in Lehre und Leben wieder nach dem Muſterbilde der apoſtoliſchen eingerichtet werden müßte, wenn ihrem großen Verderben geſteuert werden ſolle; wenn er auch den Laienkelch, das ſpätere Schibboleth der Huſiten, noch nicht verlangt haben ſollte, ſo haben ſich ſeine Anhänger doch durch ihn zum häufigen, ja täglichen Communiciren und einer übermäßigen Hochſchätzung des Abendmahlbeſuches hinweiſen laſſen.

Der Erbe, wiſſenſchaftliche Vertreter und Verbreiter aller dieſer Anſichten und Lehren in den weiteſten Kreiſen wurde ſein Schüler, der gelehrte „Pariſer Magiſter“ und Kanonikus bei St. Veit auf dem Prager Schloſſe, Matthias von Janow. Sein großes Werk „von den Regeln des alten und neuen Teſtamentes“ gehört zu den bedeutendſten literariſchen Erzeugniſſen, welche jemals in Böhmen entſtanden ſind, und enthält im weſentlichen ſchon alle diejenigen Lehren und Anſchauungen, welche bald nach ſeinem im Jahr 1394 erfolgten Tode Hus und die Huſiten geltend gemacht haben [7]).

Es ſind höchſt bedeutſame Schlüſſe, welche wir in hiſtoriſcher Beziehung aus der nunmehr genau feſtgeſtellten Kenntniß des Lebens und Wirkens dieſer Männer ziehen dürfen. Sie beweiſt uns zunächſt, daß wir in dem Huſitismus nicht blos eine politiſch und national czechiſche Bewegung oder Revolution zu erkennen haben, wie von einer gewiſſen Seite immerfort behauptet wird [8]), ſondern eine wirkliche und ächte Reformationsbewegung. Hus iſt trotz aller Einreden ein wirklicher Vorläufer Luthers zu nennen, er iſt als ſolcher, und nicht als ein gewöhnlicher Revolutionär [9]), wie man zur

7) Vergl. Krummel, Geſch. der böhm. Ref. S. 72—100.

8) Beſonders von Höfler, auch wieder in Th. III ſeiner huſit. Geſchichtſchr. S. 121 al.

9) Oder gar als „grimmiger Feind der Deutſchen und des deutſchen

Ehrenrettung des Konstanzer Concils behaupten möchte, verurtheilt und verbrannt worden; die künstlerischen Darstellungen, welche die wichtigsten Momente seines Lebens in neuester Zeit in Deutschland erfahren haben, haben ihre vollkommene Berechtigung. So hat ihn Luther beurtheilt und nach Durchlesung seiner Schriften im J. 1521 an Spalatin geschrieben: „Ich habe bisher, mir selbst unwissend, alles gelehret und gehalten, wie Johannes Hus, und ebenso hats in gleicher Unwissenheit gethan Johann Staupitz; kurz zu sagen, wir sind alle, ohne unser Wissen, Hussiten." So charakterisirt ihn sein sittenstrenger und tadelloser Lebenswandel, dem auch der Jesuite Balbinus seine Anerkennung nicht hat versagen können, so seine Predigten, Lehrverträge und Schriftwerke, welche auch der Bischof von Wessenberg durch theologische Gelehrsamkeit, Tiefe des Gemüths und lebhafte Phantasie ausgezeichnet findet, so sein heldenmüthiger Märtyrertod. Zu der Auffassung Hussens durch Luther führt uns auch das zurück, was wir von Conrad, Milic und Mathias von Janow wissen. Wer sähe nicht aus dem wenigen mitgetheilten ein, daß durch diese Männer schon eine ernste und ächt reformatorische, keinen politisch oder national revolutionären Beigeschmack tragende Bewegung in Böhmen, und zwar unter den Czechen und Deutschen dortselbst, angebahnt worden ist, die zur Zeit Hussens nur einen naturgemäßen Ausbruch und in ihm den thatkräftigen und geisterfüllten Leiter und Führer gefunden hat? Wäre ihm, wie Luthern, ein längeres Leben vergönnt gewesen, sein Werk würde heute noch in Kraft bestehen.

Daß aber Böhmen zu Anfang des 15. Jahrhunderts nicht nur in religiöser, sondern auch in allgemein wissenschaftlicher Beziehung, ähnlich wie Deutschland ein Jahrhundet später, für die Aufnahme einer Reformationsbewegung vorbereitet gewesen, dafür fehlen uns die Beweise auch nicht. In erster Reihe ist hier darauf hinzuweisen, daß die Gründung der Universität Prag im J. 1348 zur Hebung des Bildungsgrades des böhmischen Volkes ungemein viel beigetragen hat; ihre Frequenz war gegen Ende des 14. Jahr-

---

Wesens" wie Dr. Friedrich meint in seiner „Lehre des J. Hus," Regensb. 1862 u. in s. „Joh. Hus, ein Lebensbild," Frankf. 1864.

hunderts eine ſo coloſſale, daß ſich bisweilen 30,000 und mehr Studenten dortſelbſt befanden; nach Tomeks Geſchichte der Univerſität Prag zählte die artiſtiſche Facultät allein (allerdings die bei weitem zahlreichſte) in den Jahren 1372—1408 die enorme Summe von 844 Magiſtern und 3823 Baccalaren, was eine Creirung von jährlich etwa 24 Magiſtern und 100 Baccalaren vorausſetzt; aus Aeußerungen verſchiedener Zeitgenoſſen entnehmen wir, daß es bei den Baronen und Rittern Böhmens damals allgemeine Sitte war, ihre Söhne, wenn ſie auch nicht förmlich ſtudieren wollten, einige Jahre die Univerſität beſuchen zu laſſen. — Ferner dürfte es zu jener Zeit kaum irgend ein anderes Land gegeben haben, in welchem es mit dem Elementarunterrichte ſo gut beſtellt war, als Böhmen. Ein Prager Univerſitätsſtatut trug hiezu weſentlich bei, welches jedem Baccalaren zur Pflicht machte, bevor er Magiſter werden durfte, zwei Jahre lang an irgend einer niederen Schule Unterricht zu ertheilen. — Endlich iſt daran zu erinnern, daß Böhmen damals eine unverhältnißmäßig große Anzahl literariſcher Producte aller Art hervorgebracht hat, von welchen Palacky [10]) ſagte: „Mag man über die Verdienſte der vielen böhmiſchen Schriftſteller und Schriftſtellerinnen noch ſo abweichend denken, das läßt ſich immer behaupten, daß ein Volk, das einen Thomas von Stitny hervorgebracht und verſtanden, nicht mehr roh und ungebildet genannt werden kann.“ Dieſer Mann, ein Ritter im Taborer Kreiſe, um 1325 geboren und um 1400 geſtorben, bekundet in ſeinen erſt neuerdings wieder aufgefundenen, böhmiſch und in eigenthümlich rhythmiſch-poetiſcher Proſa geſchriebenen Schriften eine ſolche Fülle von claſſiſcher und philoſophiſcher Bildung, daß man ihn unbedenklich unter die vorzüglichſten Geiſter ſeines Jahrhunderts zählen darf. Seine Schriften aber ſind auf den böhmiſchen Ritterburgen überall mit großem Eifer verbreitet und geleſen worden [11]).

Eine zweite für den Hiſtoriker nicht minder wichtige Schlußfolgerung, die wir aus der genauen Kenntniß des Lebens und Wir-

10) Palacky, Geſch. von Böhmen III 1, S. 186 f.

11) Vergl. über ihn J. Wenzig, Studien über Ritter Thomas von Stitný, Leipz. 1856.

lens Conrads, Milicens und Janows ziehen dürfen, iſt dieſe: die huſitiſche Reformationsbewegung in Böhmen iſt nicht als ein exotiſches, von außen her in jenes Land verpflanztes Gewächs anzuſehen ſondern als ein ſolches, welches ſeine Wurzeln eben dortſelbſt gehabt und ſeine Lebenskraft aus ſich ſelbſt geſchöpft hat.

Das Konſtanzer Concil hat einſt die ſog. huſitiſche Ketzerei lediglich als eine Fortſetzung oder als einen Wurzelſchößling der Wycliffeſchen in England angeſehen und verdammt. Dieſe bis in die neueſte Zeit weit verbreitete Meinung iſt nicht nur dadurch widerlegt, daß Hus in ganz ſelbſtändiger Weiſe und bevor er noch die theologiſchen Schriften Wycliffes kannte zu ſeinen reformatoriſchen Ideen gekommen iſt, ſondern auch und hauptſächlich dadurch, daß in Böhmen ſchon zu der Zeit eine ſpecifiſch reformatoriſche Bewegung vorhanden war, als Wycliffes Lehren noch kaum über England hinaus, zum mindeſten noch nicht in Böhmen bekannt geworden waren. Seine Schriften ſind nachweislich erſt im letzten Jahrzehnt des 14. und in den erſten Jahren des 15. Jahrhunderts in Böhmen verbreitet worden. Sie haben weſentlich zu einem beſchleunigten Ausbruche der huſitiſchen Bewegung mitgewirkt, ſind aber die treibende Urſache ihrer Entſtehung nicht geweſen.

Von den Waldenſern haben ſie viele andere abzuleiten verſucht, ſo z. B. Bender in ſeiner Geſch. der Waldenſer (Ulm 1850), Peſchek in Herzogs prot. Realencycl. (B. II S. 272). Auch dieſe, allerdings an und für ſich nur ſchwach begründete Meinung iſt nun gründlich abgewieſen. Wir finden weder in den Schriften Huſens, noch ſeiner Vorläufer auch nur die geringſte Bezugnahme auf die Waldenſer und ihre Lehre. Deutliche Spuren ihres Auftretens hat man aus jener Zeit im Regensburgſchen und Oeſterreichſchen. Im Böhmiſchen mögen hin und wieder vereinzelte Emiſſäre derſelben erſchienen ſein, auf den Gang der Ereigniſſe im allgemeinen haben ſie keinen merklichen Einfluß ausgeübt. Als im Jahr 1418 ihrer 40 mit Weibern und Kindern in Prag erſchienen und ihre eigenthümlichen Lehren und Gebräuche geltend zu machen verſuchten, wurden ſie von den Huſiten zwar freundlich aufgenommen, weil ſie Flüchtlinge waren, aber man trat in keine Gemeinſchaft mit ihnen.

So berichtet die Chronik des Huſiten Mag. Laurentius de Brezina [12]).

Das einzig richtige iſt, was ſchon Neander [13]) erkannt hat: „Die große reformatoriſche Bewegung in Böhmen führt zu Milic (und Conrad Waldhauſer, fügen wir bei) als demjenigen, welcher den erſten Anſtoß dazu gab, zurück.“ Wir haben nur noch daran zu erinnern, daß ſich die böhmiſche Nationalkirche bis dahin von den erſten Tagen ihrer Gründung durch die berühmten Apoſtel der Slawen Cyrill und Method ein gewiſſes Freiheits- und Unabhängigkeitsgefühl bewahrt hatte, welches zeitweilig, und beſonders durch die in großen Maſſen eingewanderten Deutſchen, von der römiſchen Hierarchie zurückgedrängt, niemals aber gänzlich unterdrückt worden war [14]).

II.

Mit Uebergehung einer Reihe minder wichtiger Urkunden (S. 48—94), unter welchen höchſtens einige poetiſche Ergüſſe über die große Sittenverderbniß jener Zeiten Erwähnung verdienen, wenden wir uns nun denjenigen zu, welche über Hus und ſeine Zeit neue Aufſchlüſſe ertheilen (S. 95—843).

Unſer höchſtes Intereſſe nehmen hier zunächſt die von Höfler in alten Handſchriften der Prager Univerſität aufgefundenen „Univerſitätsſchriften des Mag. J. Hus“ in Anſpruch. Man war bisher über ſeine langjährige magiſtrale Thätigkeit faſt gar nicht unterrichtet, und doch hatte man ſich zu ſagen, daß ſie eine ſehr bedeutende geweſen ſein mußte, da er an der damals weltberühmten und ſo überaus zahlreich beſuchten Prager Univerſität nicht nur zum Dekan der artiſtiſchen Facultät (im J. 1401), ſondern auch zweimal (im J. 1402 und 1409) zum Rector der ganzen Univerſität gewählt worden war. Die Mittheilungen über ihn beſchränkten ſich faſt ausſchließlich auf ſeine reformatoriſche Thätigkeit im engeren

12) Bei Höfler, Geſchichtſchr. d. huſit. Bew. B. I S. 412 ff. Vergl. hierüber Krummel, Geſch. d. böhm. Ref. S. 50 ff.

13) Neander, Kirchengeſch. B. VI S. 330.

14) Vergl. hierüber theol. Litt. Bl. d. allg. Kirchenz. v. J. 1864. Nr. 13—14.

Sinne des Wortes und auf seine Leistungen im Gebiete der Dogmatik und Exegese in der theologischen Facultät. In dem vorliegenden werden uns nun sieben Baccalaureatsreden oder Ansprachen bei der Aufnahme von Baccalaren und eine größere Rede „zur Empfehlung der liberalen Künste" mitgetheilt, unter denen es wenigstens bei fünfen gewiß ist, daß sie dem Hus zugehören; bei zweien ist es zweifelhaft; bei der letztgenannten läßt sich nur darüber streiten, ob sie nicht dem Hieronymus zukommt, wir halten es für wahrscheinlicher, daß sie von Hus gehalten worden ist.

Sie zeigen uns, daß Hus nicht nur ein theologisch, sondern auch nach dem Maßstabe jener Zeit classisch durchgebildeter Mann war, wie man das freilich auch schon aus zerstreuten Bemerkungen in seinen früher bekannten Werken schließen konnte [15]). In der ersten Rede ruft er einem gewissen Wenzel das Wort Catos zu: Recte vivas! und erinnert ihn an die Verse:

Naturamque sequi patriaeque impendere vitam
Nec sibi, sed toti genitum se credere mundo.

Dem aus einem vornehmen Herrengeschlechte stammenden Baccalar Zdislaus Zwiretic giebt er die Ermahnung aus Virgils Aeneide:

Quaere quid sit virtus et esto exemplar honesti!

und zeigt ihm, der wahre Adel bestehe in der Tugend:

Nobilitas sola est, animum quae moribus ornat.

Sei darum nicht stolz auf dein Geschlecht, wie Boethius (de consol. philos.) sagt: non te extollat sanguis tuus!, sondern bedenke stets, was, nach Claudian, einen Mann wahrhaft edel und vornehm macht:

Non hunc nobilitas generis, non gratia formae,
Non gazae delectus amor, non gloria rerum,
Non mundanus apex, non virtus corporis audax,
Sed solum virtus animi, constantia mentis
Factaque nobilitas, non nata, sed insita menti
Interior species virtutum copia, morum
Regula, paupertas mundi, contemtus honoris.

In der dritten Rede geht Hus davon aus, daß es des Menschen Aufgabe sei, aus dem thierischen Zustande, in welchem er sich

15) Vergl. Krummel, Gesch. d. böhm. Ref. S. 107 ff.

von Natur befinde, in einen rationalen, göttlichen und engelischen sich erheben zu lassen; ein göttlicher und engelischer Mensch sei, wer das irdische verlasse, durch die Contemplation und die Liebe sich in Gott versenke und durch ein heroisches Leben (vitam ducens heroicam) gottähnlich zu werden sich bestrebe. Damit auch der Baccalar ein solcher werde, rufe er ihm das Wort Catos zu: Instrue praeceptis animum! Denn ohne Wissen und ernstes Studium sei das Leben nur ein Bild des Todes; dieß aber führe, wenn es mit der Tugend verbunden sei, zur Vollkommenheit hin; wofür noch verschiedene Belegstellen aus Ovid, Seneca, Aristoteles u. a. beigebracht werden. — In der vierten Rede hat sich Hus das Wort des heil. Bernhard zum Thema genommen: Quaere bonos mores! In der fünften das Aristotelische: Principatus virum ostendit! „Nur wer sich selbst beherrscht, ist ein Mann." In der sechsten vom J. 1409 ruft er dem Baccalar (wahrscheinlich dem Peter von Mladenowic, dem nachmaligen Secretär des edeln Ritters Joh. von Chlum und Geschichtschreiber des hussitischen Dramas in Konstanz) ein Wort des Grammatikers Donat zu: Da adverbia! und ermahnt ihn, auf geistreiche Weise die verschiedenen Arten von Adverbien durchnehmend, daß er sich viele löbliche Beinamen erwerben möge. Die siebente Rede, bei der Aufnahme eines aus Prag gebürtigen Baccalaren gehalten, ist eine Verherrlichung der Universität und Stadt Prag, welcher vor Paris, Bologna und Salerno der Vorrang gebühre, so daß man von ihr sagen könne:

Quam bene Praga potens et quam bene gratia prudens!
Semideos homines hortulus iste parit.

Ein ganz besonderes Interesse gewährt die nun folgende Rede „zur Empfehlung der liberalen Künste" (S. 112—128), wegen gewisser sehr wichtiger Aufschlüsse, die wir durch sie über die Ereignisse des für Prag durch den Abzug der deutschen Professoren und Studenten so bedeutungsvollen Jahres 1409 erhalten. Sie ist nämlich, wie sich aus ihrem Inhalte ergiebt und Höfler in einer besonderen Monographie [16]) nachgewiesen hat, als die Einleitungsrede anzusehen

16) Höfler, Mag. J. Hus und der Abzug der deutschen Prof. und Stud. aus Prag 1409. Prag 1864.

zu dem großen Quodlibet oder öffentlichen Disputationsacte, welcher nach einem Universitätsstatute [17]) vom J. 1379, wie alljährlich, so auch zu Anfang des J. 1409 in Prag abgehalten wurde, und dessen Thesen oder Quästionen uns sogar in diesen Jahren durch Höflers Verdienst wieder bekannt geworden sind [18]). Damals hatte der nach wenigen Monaten zum flagranten Ausbruche kommende „Nationenstreit" an der Universität begonnen und schon eine solche Spannung zwischen den Deutschen und Böhmen hervorgerufen, daß sich erstere grundsätzlich und verabredeter Maßen von diesem „großen wissenschaftlichen Turniere", wie es Höfler nennt, fern hielten. Daraus erklärt sich die eigenthümliche Fassung der Thesen (sie sind alle, im Gegensatze zu den nominalistisch und katholisch gesinnten Deutschen, in realistischem und wycliffitischem Sinne abgefaßt), daraus auch die Eigenthümlichkeit der Einleitungsrede. Ihr Inhalt ist folgender. In lebendiger, doch bisweilen schwulstiger Weise stellt Hus zuerst die Philosophie als eine Königin und die sieben freien Künste als deren Begleiterinnen dar, malt in starken Farben die Dienste und Leistungen aus, die sie dem Menschen erzeigen, und ladet zu ihrem eifrigen Studium ein. Diese sehr ausführlichen Schilderungen sind mit einer Menge von Berufungen auf die alten Klassiker gewürzt, woraus man ersieht, daß Hus mehr als eine oberflächliche Kenntniß derselben besessen hat. Nachdem er sodann darauf hingewiesen, daß sich dieß Quodlibet der Gegenwart dieser himmlischen Jungfrauen zu erfreuen habe, und daß alle Glieder der Universität sich deßhalb hätten dazu einfinden sollen, so richtet er seinen Blick auf die betrübende Thatsache, daß die Mehrzahl, d. h. die drei ausländischen oder deutschen Nationen mit dem ihnen anhangenden Klerus leider nicht anwesend seien, und sagte von ihnen offen und frei, sie sollten sich schämen, daß sie zufolge einer förmlichen Verschwörung an einem so herrlichen Turniere keinen Antheil nähmen. Er wisse wohl, warum es geschehe, sie erklärten die böhmische Partei für ketzerisch und wollten deßhalb keine Gemeinschaft mehr mit ihnen haben. Aber ihre Be-

17) Tomek, Gesch. der Univ. Prag, S. 32.
18) Höfler, Mag. Hus, S. 255 ff.

ſchuldigungen ſeien nichts als Lügen; es ſei ein altes Sprichwort: kein wahrer Böhme könne ein Häretiker ſein; da nun die böhmiſche Nation ſammt ihrem und dem römiſchen Könige dadurch beſchimpft werde, ſo fordere er alle Freunde der Wahrheit, insbeſondere auch die Schöffen und Richter der Stadt, auf, daß ſie die Ehre und den guten Namen ihres Vaterlandes wider dieſe ihn verunglimpfenden Ausländer und deren Anhang in Böhmen nach Kräften vertheidigen ſollten. Das Vaterland müſſe doch, wie Cato ſage, einem jeden das theuerſte ſein, und Horaz lehre: dulce et decorum est pro patria mori. — Der Haß der Gegner richte ſich hauptſächlich gegen die Schriften Wycliffes; er ſei nun zwar weit davon entfernt, alles, was ſich in denſelben finde, geradezu für reine Wahrheit zu halten, aber das geſtehe er, daß er in denſelben viel gutes gelernt habe. „Der heil. Schrift allein zolle ich eine ſolche Verehrung, daß ich ſage: was ſie ſagt, das iſt wahr. Wenn wir aber auch einen Ariſtoteles und andere heidniſche Philoſophen ſelbſt ſchon in früher Jugend leſen und mit vielem Fleiße ſtudiren, obgleich ſich in ihren Schriften doch unzählige dem katholiſchen Glauben zuwiderlaufende Irrlehren vorfinden, warum ſollten wir die Schriften Wycliffes nicht leſen, da die ewigen heiligen Wahrheiten in ihnen auf die eleganteſte Weiſe dargelegt ſind? Sie verwirren freilich ſich aufblähende Kleriker und Laien, aber das iſt kein Wunder, daſſelbe Sonnenlicht, welches den hell ſehenden Menſchen erfreut, iſt dem ſchwachſichtigen etwas ſchädliches. Möchten doch dieſe thörichten Idioten daran denken, daß Silber, Gold und Edelſteine von kothigem Erze umgeben ſind, welches der Unkundige verachtet, der Kenner aber im Feuerofen ausſcheidet. Wer ſollte euch alſo, ihr Jünglinge, hindern wollen, die Erzerde der Bücher Wycliffes zu prüfen, in der ſich ſo viel edles Metall der Wahrheit findet! Was mich betrifft, ſo ermahne ich euch aufs ernſtlichſte, leſet ſeine Schriften und ſtudiret ſie mit ernſtem Fleiße, vorzüglich die philoſophiſchen, und wenn ihr etliches darin findet, was ihr wegen der Schwäche eueres jugendlichen Alters noch nicht zu faſſen vermöget, verſparet es auf ein reiferes Alter. Findet ihr aber ſolches, was der Wahrheit zuwider ſcheint, ſo vertheidiget und behauptet das nur nicht, unterwerfet euch vielmehr dem Glauben. Denn auch der heil. Hieronymus geſteht, obwohl er den Ori-

genes als einen Häretiker verfolgt, daß er unzählige Schriften desſelben geleſen habe, und an einem andern Orte ſagt er: o daß ich doch die Schriften aller Häretiker hätte, um, was wahr darin iſt, herauszunehmen, was aber falſch, zu widerlegen! Die Wahrheit iſt noch nie der Lüge gewichen und wird ihr auch nie weichen, ſie ſiegt über alles."

Wie ſchön iſt in dieſer Rede das Princip der Glaubens- und Gewiſſensfreiheit und der freien wiſſenſchaftlichen Forſchung ausgeſprochen! Wer Huſens Schriften und Leben näher kennt, weiß zwar, daß er daſſelbe auch ſonſt vielfältig und beſonders in Konſtanz vor dem Concile geltend gemacht hat [19]). Nirgends aber geſchieht dieß ſo offen, klar und ächt freiſinnig, wie hier in dieſer recommendatio artium liberalium.

Auch die bei jenem Quodlibet aufgeſtellten Quäſtionen verdienen eine allgemeine Beachtung, wenn ſie gleich zum Theil noch ſtark ſcholaſtiſch lauten und uns nicht genauer bekannt iſt, welche und wie viele derſelben von Hus ſelbſt herrühren. (Sein Name iſt nur bei zweien genannt.) Sie geben uns ein Bild des wiſſenſchaftlichen Lebens der Prager Univerſität zu Anfang des 15. Jahrhunderts und ſpeciell der böhmiſchen Glieder derſelben. Es ſind ihrer 58 und ſämmtlich im Sinne der realiſtiſchen Philoſophie abgefaßt, ſofern ſie nicht rein hiſtoriſche, juriſtiſche, mediciniſche und aſtronomiſche Fragen berühren. Wir heben die wichtigſten derſelben hervor. Qu. 2: „Fordert die Menge der creatürlichen Dinge mit einfacher Nothwendigkeit eine Menge Ideen als Vorausſetzung?" Qu. 5: „Giebt es auch Ideen, welche weder Daſein erhalten haben, noch des Daſeins fähig ſind?" Qu. 14: „Fordert die Harmonie der ſenſibeln Welt mit Nothwendigkeit die Annahme realer Univerſalien?" Qu. 18: „Hängt die Harmonie der Welt oder die möglichſt beſte Einrichtung des Univerſums von einem ſolchen primitiven Sein ab, welchem Intellectivität und Unveränderlichkeit, Allmacht und Allwiſſenheit zukommt?" Qu. 36: „Iſt in der formellen Reihe der geſchaffenen

19) Eine beſondere Rede darüber, mit der Aufſchrift: „Von der freien Predigt des Wortes Gottes" findet ſich in ſ. Werken, Nürnb. Ausg. v. J. 1558 t. I p. 139 ff.

Dinge das erste jedesmal das möglichst beste und seiner Idee am vollkommensten entsprechende?" Qu. 19: „Kann der höchste Herrscher in der Ausübung seines Willens von einem niedrigeren Herrscher gehindert werden?" Qu. 42: „Regiert der höchste Herrscher das Weltall nach den möglichst besten Gesetzen?" Qu. 48: „Ist das unveränderliche höchste Gut der Schöpfer und Erhalter der einzelnen Wesen des Weltalls?" Qu. 40: „Regiert Gott, welcher der Ursprung und das Ziel aller Dinge ist und die einzelnen Creaturen nach den erstgeschaffenen Exemplaren ihrer Gattung in die Wirklichkeit einführt, die Welt unveränderlich aufs beste und so, daß er zum bösen nicht mitwirkt, sondern dasselbe nur aus Gnaden zuläßt?" Qu. 52: „Herrscht Gott von Ewigkeit über das Urbild der Welt oder die Vielheit der Ideen, welche die Gründe und Ursachen der sensibeln Welt sind?" Man sieht, alle diese Fragen beziehen sich mehr oder weniger auf die Wycliffesche Ideenlehre und kehren ihre Spitze gegen den Nominalismus, beweisen aber, daß man die philosophischen Fragen jener Zeit in Prag scharf und kühn ins Auge gefaßt hat.

Von andern Fragen erwähnen wir Qu. 1: „ob der Gesetzgeber Moses auch Priester gewesen sei?" Qu. 7: von logischen Schlußfolgerungen. Qu. 9: „Ist der Geist des Menschen auch in der Trennung vom Körper noch erkenntnißthätig?" Qu. 13: vom Antichrist. Eine Reihe von Quästionen behandelt ethische Fragen, wie z. B. Qu. 20: ob die mansuetudo eine von der clementia zu unterscheidende Tugend sei? Qu. 39: ob jede moralische Tugend ein mittleres zwischen zwei entgegenstehenden Lastern sei? Qu. 40: ob der Heldenmuth (virtus heroica), die vorzüglichste unter allen Tugenden, in diesem Leben nothwendig erforderlich sei, um das höchste Ziel der Glückseligkeit zu erlangen? Qu. 55: ob ein ungerechter Mensch auf gerechte Weise zeitliche Güter besitzen könne? Qu. 56: ob ein ungerechter Mensch ex condigno einen guten Ruf besitzen könne? (Zwei Fragen, welche damals mit großer Leidenschaftlichkeit verhandelt wurden und, da sie Hus verneinte und die Schlußfolgerung daraus zog, daß keiner ein bürgerlicher Herr, Prälat oder Bischof sei, wenn er in Todsünde sich befinde, sehr viel zu seiner Verurtheilung in Konstanz beitrugen). Qu. 3. 11. und 38 handeln von dem Lichte

und der Bewegung der Gestirne, von den Kometen und dem Einfluße der Gestirne auf die kritischen Tage in akuten Krankheiten. Qu. 15: von der Wahrheit und Vernünftigkeit der christlichen Glaubenssätze. Qu. 32 und 58: ob ein Richter einen Angeklagten auch dann verurtheilen muß, wenn er die Ueberzeugung hat, daß die Zeugen falsche Depositionen gemacht, und ob er dann schwereres Unrecht begehe, als jene falschen Zeugen? u. s. w.

Es ist ein sehr schätzbares Material, welches diese Thesen in Verbindung mit den oben angeführten Reden zur Beurtheilung der böhmischen Reformation und insbesondre Hus ens, ihres Führers, beitragen. Man hat in ihm meist nur den bibelfesten Theologen, den glaubensmuthigen Prediger, den kühnen Reformator und den still duldenden Märtyrer erkannt; in Verbindung mit dem, was uns seine übrigen Schriften an die Hand geben, zeigen sie uns, daß wir in ihm auch den classisch und philosophisch gebildeten Humanisten erblicken müssen, wenn wir uns ein ganzes und zutreffendes Bild von ihm machen wollen. Wie wäre es auch ohne dieses zu erklären, daß er, der arme Bauernsohn, schon bevor er sich durch irgendwelche reformatorische Thaten ausgezeichnet hatte, an einer so berühmten Universität, wie Prag damals war, den ersten Rang eingenommen hat? Palacky bringt hiefür noch einen besonderen Beweis bei, indem er zeigt[20]), daß sich Hus um die böhmische Sprache, wie Luther um die deutsche, große, wahrhaft unsterbliche Verdienste erworben habe, indem er als der erste dieselbe durch feste Regeln zu binden gesucht und ein ganz neues System der Orthographie ersonnen habe, welches sich durch Einfachheit, Präcision und Folgerichtigkeit so sehr empfahl, daß es schon im 16. Jahrhundert im Bücherdruck angenommen wurde und seither noch allgemein befolgt wird. Die oben angeführte sechste Bakkalaureatsrede liefert einen neuen Beweis für die Richtigkeit dieser Angabe; Hus war ein Meister in der Grammatik. —

S. 128—208 folgt eine Reihe von Actenstücken, welche über die Ereignisse des denkwürdigen Jahres 1409 nähere Aufschlüsse ertheilen. Wir können uns hier natürlich nicht auf den Inhalt der-

20) Palacky, Gesch. von Böhmen III 1, 299.

ſelben im einzelnen einlaſſen. Dazu wäre eine eingehende Darſtellung aller jenen berühmten Auszug der deutſchen Profeſſoren und Studenten aus Prag vorbereitenden und begleitenden Umſtände erforderlich. Die Hauptpunkte jedoch zu erfahren, auf welche es bei der Betrachtung dieſes Ereigniſſes ankommt, wird dem Leſer gewiß nicht unerwünſcht ſein. Es handelt ſich nämlich um die Frage: iſt von einem Auszuge der deutſchen Profeſſoren und Studenten aus Prag oder von einer Vertreibung derſelben durch Hus und ſeine Partei zu reden? Schon das Koncil von Konſtanz hat das letztere angenommen und eben darauf eine der ſchwerſten Anklagen gegen Hus und Hieronymus gegründet. In noch ausgedehnterem Maße thut dieß Höfler: gerade die von ihm neu aufgefundenen Urkunden hierüber ſucht er in einem ſolchen Sinne auszubeuten und alles gehäſſige jenes Vorganges auf Hus und ſeine Partei zu werfen. Ein nicht unbedeutender ſittlicher Makel würde in Folge davon auf dem böhmiſchen Reformator ruhen; er hätte die ſchwer verantwortliche That auf ſeinem Gewiſſen, die Blüthe einer Univerſität zerſtört zu haben, welche eine Metropole der Wiſſenſchaft für den Oſten und Nordoſten von Deutſchland geweſen war und als ſolche ohne dieſen Vorgang und die damit in Verbindung ſtehenden Huſitenſtürme ein mächtiges Bildungselement für die ſlawiſchen Länder hätte ſein können.

Dieſe Vorwürfe wären begründet, wenn ſich nachweiſen ließe, daß der böhmiſche Theil der Univerſität mit den Anforderungen, welche er an den deutſchen ſtellte, und welche deſſen Auszug veranlaßten, im Unrecht geweſen, und daß Hus und ſeine Partei zu einer förmlichen Vertreibung derſelben die Hand geboten hätten. Eine unparteiiſche Geſchichtsbetrachtung muß jedoch beides in Abrede ziehen. Die Deutſchen, d. h. die bayeriſche, polniſche und ſächſiſche Nation haben die Univerſität deßhalb verlaſſen, weil ihnen ein Mandat König Wenzels vom 18. Jan. 1409 das zuvor inne gehabte Recht benahm, der böhmiſchen Nation gegenüber, welche nur eine Stimme hatte, über drei zu gebieten, und dieſes Verhältniß geradezu umkehrte. Vergleichen wir aber die Stiftungsurkunde der Univerſität Prag vom 7. April 1348, ſo erſehen wir daraus, daß ihnen mit beſagtem Mandate keineswegs Unrecht geſchehen iſt. Kaiſer Karl IV

hatte bei der Gründung der Universität bestimmt, ut studium Pragense ad modum et consuetudinem studii Parisiensis, in quo olim ipse rex in puerilibus constitutus annis studuerat, in omnibus et per omnia dirigeretur et regeretur [21]).

In Paris aber hatten die Einheimischen oder Franzosen drei Stimmen, während die Ausländer nur eine hatten. Nun hatte sich in Prag freilich schon von Anfang an eine andere Observanz gebildet: weil die in drei verschiedene Nationen getheilten Ausländer oder Deutschen anfänglich die bei weitem größere Zahl ausmachten, so hatten sie auch größere Rechte für sich ansprechen zu dürfen geglaubt, und es scheint, daß man sie ihnen in den ersten Jahrzehnten gerne eingeräumt hat, um die Ausländer dadurch desto mehr anzuziehen. Wir finden wenigstens keine Spuren davon, daß sich die böhmische Nation vor dem Jahr 1384 darüber beschwert hätte. Aber es war eben doch nur eine Observanz, ein Universitätsstatut war darüber nicht zu Stande gekommen, wie sich denn auch die drei deutschen Nationen bei ihrer Remonstrirung gegen Wenzels Mandat vom 6. Febr. 1409 [22]) auf kein solches berufen konnten, sondern nur auf die an der Universität seit langer Zeit Geltung besitzenden Gewohnheiten. Wenn sich nun die Kronräthe Böhmens im Jahr 1409 durch Erwägung anderer Gründe zu einer Abstellung dieser Observanz und zur Wiederherstellung der ursprünglichen, statutarischen Ordnung veranlaßt fanden, wie kann man da von einem Rechtsbruche, von einem den ausländischen Nationen geschehenen Unrechte reden?

Solcher Gründe aber waren damals viele und sehr gewichtige vorhanden. Erstlich ist durch eine Reihe von Urkunden nachgewiesen, daß sich die Ausländer ihres Stimmenübergewichtes seit Jahrzehnten schon zu einer fortgesetzten Chikanirung und gewaltthätigen Bedrückung der böhmischen Nation bedienten; fast alle einflußreichen

21) Palacky, Gesch. v. Böhmen II 2, 300. Dieß bestätigt auch die Chronik der Univ. Prag zum 18. Jan. 1409 (bei Höfler, Geschichtschr. I 19): eodem die Wenceslaus Romanorum et Bohemiae Rex tres voces ad instar Parisiensis Universitatis, ad cujus similitudinem Pragensis universitas est fundata, Bohemis largissime donavit.

22) Bei Höfler Geschichtschr. II 164 f.

und einträglichen Stellen wurden ihren Leuten zugewendet, viele tüchtige Böhmen mußten ſich mit erbärmlichen Lehrſtellen auf dem Lande begnügen. Schon im Jahr 1384 hatte dieß zu ſo ernſten Conflicten geführt, daß der König Wenzel, nachdem ſie durch ſechs Jahre hindurch gedauert hatten, zuletzt mit Gewalt einſchreiten und den Böhmen, die ſich in keiner Weiſe beruhigen wollten, einige Vorrechte einräumen mußte. Sodann hatten ſich die deutſchen Profeſſoren, ſo oft ſich eine freiere geiſtige Bewegung zeigte, wie die durch Conrad von Waldhauſen, Milic und Janow, ſpäter vor allem die durch Wyclifſes philoſophiſche und theologiſche Schriften angeregte, als deren Gegner und Feinde bewieſen. Sie vertraten überhaupt im Bunde mit der Geiſtlichkeit und den Mönchen eine ſcholaſtiſch ſpitzfindige und alles evangeliſch rege Leben ertödtende Finſterlingsrichtung, über welche ſich alle Beſſergeſinnten, wie z. B. Milic, Janow, jener fromme und gelehrte Ritter Thomas von Stitny[23]), Hus und Hieronymus um ſo mehr zu beklagen hatten, als ſie mit gränzenloſer Herrſchſucht, Ueppigkeit und Sittenverderbniß gepaart war. Nicht nur die national-ſlawiſchen Kirchenfreiheiten, ſondern ſelbſt die böhmiſche Sprache waren ihnen verhaßt, und da ſie an dem meiſt deutſchen Stadtmagiſtrat von Prag, welcher durch das materielle Intereſſe, „durch die vielen Goldſtücke, welche die fremden Studenten in Prag ſitzen ließen und wodurch die Univerſität eine wahre Goldquelle für Prag war," wie eine alte Klagſchrift ſagt[24]), an ſie gefeſſelt war, eine mächtige Stütze hatten, ſo konnten ſie ihren Beſtrebungen nöthigen Falles auch energiſchen Nachdruck verſchaffen. So lange Karl IV einſt gelebt hatte, war dieß weniger fühlbar geweſen, ſeine milde und verſöhnliche Geſinnung und die thatkräftige Unterſtützung, die er Männern wie Conrad von Waldhauſen und Milic zu Theil werden ließ, hatte die Leidenſchaften noch im Zaume gehalten. Als aber der träge und trunkſüchtige Wenzel an die Regierung kam und allen Parteien freien Spielraum ließ, wurde dieß anders, da konnte ſich dieſe Obſcurantenpartei in aller Gemächlichkeit breit machen, und wie ſehr ſie dieß

23) Vergl. Wenzig, Stud. über Th. v. Stitny S. 22 ff.
24) Vergl. Höfler, Mag. Hus. S. 250.

gethan, davon ist ihr Auftreten gegen die Wycliffeschen Schriften, gegen Hus und seine Partei vom Jahr 1403 an ein laut redendes Zeugniß.

Endlich haben wir noch daran zu erinnern, daß die drei deutschen Nationen im Jahr 1409 eine kirchliche und politische Stellung einnahmen, welche ein Einschreiten der königlichen Regierung gegen sie zur unabweislichen Nothwendigkeit machte. Im Einverständniß mit dem Erzbischof Zbynek wandten sie in dem großen päpstlichen Schisma, welches damals die Christenheit bewegte und im gleichen Jahre durch das Pisaner Concil noch ärger werden sollte, gerade demjenigen Papste, Gregor XII, ihre Obedienz zu, welcher sich seit Jahren als einen erbitterten Gegner Wenzels gezeigt hatte und mit seinem römischen Gegenkönige Ruprecht von der Pfalz im Bunde stand. Wenzel ließ die Universität, wie auch den Erzbischof, aufs dringlichste auffordern, gleich der Pariser Universität und verschiedenen Fürsten sich von beiden Päpsten (Gregor XII und Benedict XIII) abzuwenden und einer Cardinalspartei anzuschließen, welche mit Hilfe eines allgemeinen Conciles beide Päpste absetzen und einen dritten wählen wollte. Die böhmische Nation gieng auf diesen Vorschlag ein, die Deutschen aber weigerten sich beharrlich. Was Wunder, wenn Wenzel in einem solchen Verhalten eine seinem Lande und seiner Krone Gefahr drohende Verschwörung erblickte und seinem Zorn darüber durch eine Maßregel Raum gab, welche zwar nicht sehr billig und voraussichtlich von übeln Folgen begleitet war, wozu ihm aber doch das formelle Recht zur Seite stand, wie ihm zum Ueberflusse auch noch eine Abordnung der Pariser Universität versicherte, welche gerade damals in Prag anwesend war?

Was nun den Antheil Husens an dieser Maßregel betrifft, so zeigt eigentlich schon die bisherige Darstellung des Sachverhaltes, daß man ihn vernünftiger Weise in keiner Art dafür verantwortlich machen kann. Wir haben aber auch positive Beweise, daß er wirklich die Veranlassung dazu nicht gegeben hat. Als er nämlich mit Hieronymus und anderen von der böhmischen Nation in dieser Angelegenheit vor dem König in Kuttenberg sich einstellte und eine Abänderung des Stimmenverhältnisses an der Universität verlangte, so fuhr ihn der König mit den Worten an: „Du und dein Gefährte

Hieronymus machen mir immer Unruhen; und wenn diejenigen, in deren Bereich es gehört, nicht Sorge tragen, ſo werde ich euch noch Feuer bereiten laſſen.“ Hus verfiel in Folge dieſer barſchen Abfertigung in eine Krankheit, welche ihn an den Rand des Grabes brachte. Es iſt hiſtoriſch feſtſtehend, daß der damalige Obernotar des Bergweſens in Böhmen und nachmalige Oberſtlandſchreiber Nikolaus von Lobkowic es war, der die Geſinnung des Königs geändert und die Ueberzeugung ihm beigebracht hat, daß er von dem Tage an die Univerſität für ſich und ſeine Plane haben würde, an dem er den Böhmen die ihnen nach deren Fundationsurkunde zukommenden drei Stimmen zugewieſen haben würde. Als ſodann Hus, noch krank darniederliegend, die Nachricht von dem königlichen Mandate erhielt, ſo ſprach er ſich allerdings ſehr erfreut darüber aus, vertheidigte daſſelbe auch in einer beſondern, erſt in den letzten Jahren bei einem Bauern aufgefundenen Apologie, aber den Abzug der Deutſchen hat er nie gewollt und nie gebilligt. „Die deutſchen Studenten ſind, wie Hus im Jahr 1414 auf eine deßhalb gegen ihn gerichtete Anklage mit allem Rechte bemerkt hat, durch niemanden vertrieben worden, ſondern ihr eigener Eid hat ſie vertrieben, da ſie ſich unter der Strafe des Bannes, des Eidbruches, der Ehrloſigkeit und 160 Schock Groſchen verbanden, daß keiner unter ihnen an der Univerſität bleiben wollte, wenn ſie nicht drei Stimmen hätten und die böhmiſche Nation nur eine. Dieß verhinderte jedoch des Königs Erlaß gemäß der Fundationsurkunde der Univerſität, welche Kaiſer Karl IV einſt mit dem goldenen Siegel beſtätigt hatte.“ Doch dieſe weiteren Details jenes hiſtoriſch ſo berühmten Ereigniſſes dürfen wir als bekannt vorausſetzen, wie auch die Folgen, welche daſſelbe für den Gang der huſitiſchen Reformation gehabt hat, daß nämlich die früher unterdrückte wycliffitiſche Partei an der Univerſität zur entſchiedenen Herrſchaft gelangte, daß ihr der König mit ſeinen Räthen, wie auch die große Mehrzahl der böhmiſchen Großen um ihrer national-politiſchen Stellung willen zugethan wurden, daß ſich Huſens Einfluß, der im October 1409 zum erſten Rector der neu organiſirten Univerſität erwählt wurde, aufs höchſte ſteigerte. Es kam uns nur darauf an, den Nachweis zu liefern, daß

die gegen Hus erhobene Anklage auf „Deſtruction der Prager Univerſität und fanatiſchen Deutſchenhaß“ eine unbegründete iſt[25]).

S. 208—261 theilt Höfler eine Anzahl neu entdeckter Briefe von Hus an ihn und über ſeine Sache mit. Die bisher bekannten Briefe Huſens gehören bekanntlich zu dem werthvollſten, was wir von ihm beſitzen, beſonders die aus den Kerkern in Konſtanz geſchriebenen. Sie geſtatten uns die klarſten Einblicke in das innere Leben des böhmiſchen Reformators, ſeinen Glauben, ſeine Liebe, ſeine Geduld in Leiden, ſeine Hoffnungen für ſich ſelbſt und das von ihm begonnene Reformationswerk. Leider waren aber die zwei Sammlungen derſelben, die wir in ſeinen Werken beſitzen (I 72—108 und 117—127), unvollſtändig und zum Theil incorrect, indem die Ueberſetzung der urſprünglich böhmiſch geſchriebenen dem Herausgeber aus der Reformationszeit ziemlich ſchlecht gerathen war. Daß Mikowec die letztgenannten Fehler wieder gut gemacht und im Jahr 1849 dieſe böhmiſchen Briefe neu und richtig überſetzt herausgegeben hat, war ein großes Verdienſt von ihm. Als ein noch größeres müſſen wir es Höfler anrechnen, daß es ſeinen unermüdlichen Forſchungen gelungen iſt, die meiſten, wo nicht alle, bisher verloren geglaubten Briefe Huſens wieder ausfindig zu machen und in ſeinen Geſchichtſchreibern der huſitiſchen Bewegung uns darzubieten.

Es ſind die nachfolgenden: ein Brief an den König Wladislaus von Polen vom Jahr 1412, worin er ihn auffordert, auf eine Reformation der Kirche auch in ſeinen Landen hinzuwirken, und woraus wir erſehen, daß ſich Huſens Einfluß auch über Böhmen hinaus erſtreckt hat, wie ſich denn die polniſchen Abgeſandten ſpäter in Konſtanz ſehr lebhaft für Hus und Hieronymus verwendet haben; ein Brief an den Prof. J. Sigwart in Wien, worin ſich Hus ums Jahr 1411 in etwas ſtarken Ausdrücken für die Freilaſſung ſeines dort gefangen geſetzten Freundes Hieronymus verwendet; ein Brief Huſens an einen engliſchen, wycliffitiſch geſinnten Prieſter, Namens

25) Vergl. über obiges Höfler Geſchichtſchr. I 18—19. 195 ff. 624. II 156—165. Deſſelben Mag. Hus S. 217 ff. Krummel, Geſch. der böhm. Ref. S. 191—209.

Ricus Wichovitze, aus welchem wir folgende das durch ſeine und ſeiner Anhänger Predigtwirkſamkeit erweckte geiſtliche Leben in Prag und Böhmen beſchreibende Stelle hervorheben: „Wiſſe, geliebteſter Bruder, daß unſer Volk nichts hören will, als die heilige Schrift, beſonders die Evangelien und Epiſteln, und wo in einer größeren oder kleineren Stadt oder in einem Dorfe oder auf einer Burg ein Prediger der heiligen Wahrheit auftritt, da ſtrömt ihm das Volk haufenweiſe zu und kümmert ſich um den zuchtloſen Klerus nicht mehr.“ Dann folgen ſechs im Jahr 1413 an die Prager Gemeinde gerichtete Sendſchreiben, in welchen ſich Hus aus ſeinem Exile auf den Burgen Kozi hradek und Krakowec über ſeine auf den beſonderen Wunſch des Königs erfolgte Entfernung von Prag rechtfertigt, das ungerechte ſeiner Excommunication und des über Prag verhängten Interdictes darthut und die Gemeinde zu einem treuen Feſthalten an der erkannten evangeliſchen Wahrheit ermahnt, ohne Furcht vor den Drohungen der Feinde. Endlich fünf ſehr leſenswerthe Briefe an den damaligen Univerſitätsrector, ſeinen treuen Freund und Mitarbeiter Chriſtann von Prachatic. Er ſpricht ſich darin ausführlich über ſeine Lehre und die ihm zur Laſt gelegten Häreſien aus, er zeigt, daß er Gewiſſens halber von ſeinen Anſichten auch nicht einen Finger breit zu weichen vermöge, und erklärt ſich bereit, wenn es ſo ſein ſolle, daß die Gans (Hus bedeutet im Böhmiſchen: Gans) gebraten werde, um Jeſu Chriſti willen auch den Feuertod zu erleiden.

In einem Appendix zu dieſen Briefen (S. 230—261) bringt Höfler einige intereſſante, theils lateiniſche, theils aus dem böhmiſchen überſetzte Actenſtücke über den Märtyrertod Huſens und ſeines Freundes Hieronymus und die Verhandlungen des Konſtanzer Concils und Kaiſer Sigismunds mit den darüber erbitterten Böhmen. Unter dieſen iſt hervorzuheben ein glänzendes Zeugniß, welches die Univerſität Prag am 11. September 1416 den in Konſtanz gerichteten Märtyrern ertheilt hat; wir finden daſſelbe jedoch auch in den Werken Huſens abgedruckt. Rührend iſt eine von einem gewiſſen Johann Taborsky verfaßte böhmiſche Proſe oder ein Trauerlied über den Tod Huſens, im Jahr 1415 geſchrieben. Wir theilen daraus folgende Stelle mit (nach der Ueberſetzung von Erben): „Daß

er zum Konſtanzer Concilium freier gehen könne, einen Geleitsbrief gab ihm der betrügeriſche Sigmund, König von Ungarn, damit unter reißende Wölfe das fromme Schaf gelange. Für die getreuen Glieder war Urſache da, herzlich zu weinen, daß der Antichriſt durch ſeine Glieder den Getreuen martern durfte. Himmel und Erde muß ſich darüber wundern. Sie wollten nicht mehr leben, ohne ihn aus der Welt zu ſchaffen; ſie nahmen gefangen, warfen in den Kerker und ſchlugen in Feſſeln den Gottesfreund, ſie die grauſamen Henker. Ohne alle Pflege der heiligen Gerechtigkeit nahmen ſie ſich vor, den unſchuldigen Menſchen, der in aller Heiligkeit daſtand, zu überweiſen, ſie die falſchen Kläger. Beſtechung, Falſchheit, Liſt, jede Ungerechtigkeit, hergelaufene liſtige Zeugen, des Laſters Rädelsführer warb man an und ſo zum Tod übergab den Gerechten jener Höllentroß. . . . Es wäre fürwahr zu verwundern, wenn alle getreuen Böhmen nicht weinen ſollten und ihnen nicht beſtändig leid wäre um dieſen ehrenwerthen und ſo berühmten Mann. Dir, o hochglänzender Verein der Prager Hochſchule, dir, einmüthige Bruderſchaft von Doctoren, Magiſtern und Baccalaren, ſei es leid um deinen lieben Genoſſen. Ihr mit dem Prieſterkleid geſchmückten getreuen Prediger, ihr ehrbaren Jungfrauen und betrübten Wittwen, ihr aufrichtigen Ehegenoſſen und auch du geſammte heilige Verſammlung von Handwerkern, ihr durch den Ruhm einer Ehrengeburt über andere erhabene Herren, ihr über andere höher geſtellte tapfern Ritter, der geſammte böhmiſche hochberühmte Adel weine und klage, und du, o Herr des himmliſchen ewigen Glanzes und Ruhmes, vergieb uns unſre Sünden, gieb uns das Geſchenk deiner Gnade und vereine uns in deine Heimath mit unſerm Prediger, dem berühmten Märtyrer Johann Hus, dort wo es keine Schmerzen, keinen Jammer mehr giebt, ſondern wo einer ewigen Luſt und Troſtes deine lieben Auserwählten in dir ſelbſt ſich erfreuen in ewiger Glorie!“

Daß die hier vorausgeſetzte Trauer aller Stände des böhmiſchen Landes keine bloße Redensart war, iſt bekannt, und beſonders durch die Sendſchreiben der böhmiſchen Barone und Ritter an das Konſtanzer Concil bewieſen; nahmen daran doch auch der oberſte Burggraf von Böhmen, Cenek von Wartenberg, und der königliche

Landeshauptmann in Mähren, Lacek von Krawar, sogar die Königin Sophie und in gewissem Sinne auch ihr Gemahl, König Wenzel, daran Theil. Worauf wir aber ganz besonders aufmerksam machen möchten, das ist die in diesem Trauerliede und in allen böhmischen Schriftstücken aus jener Zeit uns entgegentretende Klage über die Treulosigkeit Sigismunds. Man giebt sich von einer gewissen Seite aus alle erdenkliche Mühe, den ritterlichen Kaiser, der sich in Konstanz allerdings einige nicht zu unterschätzende Verdienste erworben hat, von diesem Vorwurfe freizusprechen. Höfler weist darauf hin[26]), der Geleitsbrief habe Hus in keiner Weise vor einer Verurtheilung schützen können, weil derselbe nur von Sigismund und nicht auch von dem Concile ausgestellt worden sei, — eine Sophistik, deren Lächerlichkeit auf der Hand liegt, da ja Sigismund der Schirmherr des Concils war und entweder keine oder aber wirksame Geleitsbriefe auszustellen hatte, welches letztere ihm freilich durch einen Concilbeschluß vom 23. September 1415 bezüglich aller Häretiker und der Häresie Verdächtigen bestritten wurde. Helfert erinnert[27]), um die Schuld Sigismunds zu mildern, an ein von ihm unter dem 21. März 1416 an die böhmischen Stände gerichtetes Schreiben, worin er ihnen seinen Schmerz und sein Bedauern darüber ausdrückt, daß es mit Hus so übel gegangen sei, das Concil hätte sich aufgelöst, wenn er der Gerechtigkeit nicht ihren Lauf gelassen hätte; wäre Hus zuvor persönlich zu ihm gekommen, so hätte seine Sache sicherlich einen andern Ausgang genommen. Hier sagt uns der Herzenserguß einer einfachen und schlichten Seele, was wir von Sigismund zu halten haben: sein Verhalten gegen Hus war ein betrügerisches. Es wird also für alle Zukunft bei dem Urtheile Lenfants[28]) verbleiben. „Hus ist das Opfer geworden, nicht nur der Leidenschaft seiner Feinde, sondern auch der Schwäche und des Aberglaubens des Kaisers, um nicht zu sagen seiner Treulosigkeit.“ „Man redete Sigismund so lange zu, daß er einem der Ketzerei Verdächtigen sein Wort zu halten nicht verpflichtet sei, bis

26) Höfler, Geschichtschr. I 316.

27) Helfert, Hus u. Hieron., Studie, S. 315.

28) Lenfant, Hist. du conc. de Const. Amsterd. 1714, p. 52.

er es glaubte", ſo berichtet der Augenzeuge des Concils, Eberhard Dacher und der nicht viel ſpäter ſchreibende Naucler: „Man verſicherte Sigismund, daß er des Wortbruchs nicht beſchuldigt werden könne, weil das Concil, welches über dem Kaiſer ſtehe, Hus keinen Geleitsbrief gegeben habe und er alſo nicht im Recht geweſen ſei, ihm einen ſolchen zu bewilligen ohne die Zuſtimmung des Concils, da es ſich um Glaubensſachen handle; und der Kaiſer beruhigte ſich bei dieſer Entſcheidung, als ein getreuer Sohn der Kirche." Und daß er ſich dabei nicht nur beruhigt, ſondern auch, im Gegenſatze zu jener Aeußerung in dem von Helfert mitgetheilten officiellen Schreiben an die böhmiſchen Stände, nicht die geringſte Reue über die Verurtheilung Huſens empfunden hat, erſehen wir aus folgenden Worten eines von Höfler (S. 252—254) mitgetheilten vertraulichen Schreibens deſſelben an ſeinen Bruder Wenzel vom 4. December 1417: „Wir können Euch nicht für Unſern geliebten Bruder halten, woferne Ihr Euch nicht in dem Einen ſo wie Unſre Vorfahren verhaltet, und, was ketzeriſch iſt, ausrottet. . . . Mag auch jeder Böhme, Deutſche und Lateiner wiſſen, daß ich kaum die Zeit erwarten kann, wo ich die Wycleffiten und Huſiten erſäufen werde."

S. 262 — 405 bringt Höfler eine Reihe bisher noch unedirter Actenſtücke über den famoſen Geleitsbrief Huſens, über das Konſtanzer Concil und den Anfang der Huſitenſtürme in Böhmen. Nach dem oben über Sigismund bemerkten können wir uns hierüber kurz faſſen. Sie enthalten nur weniges, was uns über die Ereigniſſe der Jahre 1415 u. folg., ſo weit ſie mit der böhmiſchen Reformationsbewegung zuſammenhängen, neue Aufſchlüſſe gäbe und nicht ſchon längſt von den Geſchichtſchreibern des Konſtanzer Concils und neueſtens in Palackys trefflicher Geſchichte von Böhmen benutzt worden wäre. Dazu iſt ein Brief des berühmten Pariſer Canzlers Gerſon an den Prager Erzbiſchof Konrad von Vechta zu zählen (S. 280 f.). Wir ſehen hier den ſonſt ſo freiſinnigen Theologen, den Vorkämpfer für die gallikaniſchen Kirchenfreiheiten, ſoweit ſich vergeſſen, daß er bezüglich einiger ihm zugekommener Schriften Huſens, worin deſſen Prädeſtinationslehre vorgetragen war, dem Erzbiſchofe den eines wiſſenſchaftlich gebildeten Mannes gewiß un-

würdigen Rath ertheilt: „Mir ſcheint es, daß ſich jede geiſtliche und weltliche Herrſchaft gegen dieſen überaus verderblichen Irrthum erheben ſollte und zwar nicht ſowohl auf dem Wege läſtiger Beweisführung und Ueberzeugung, als vielmehr mit Feuer und Schwert, um ihn gänzlich auszurotten. Denn wer ſo anmaßend und frech das apoſtoliſche und philoſophiſche Wort, daß man auch den wunderlichen Herren unterthan ſein muß, verwirft, der hat jegliche Einſicht in die Verhältniſſe eines öffentlichen Gemeinweſens verloren. Die politiſche Herrſchaft auf der Erde gründet ſich nicht auf den Titel der Prädeſtination und der Liebe, wodurch ſie eine höchſt unſichere und ſchwankende wäre, ſondern auf die kirchlichen und bürgerlichen Geſetze." Gerſon hat freilich einige Jahre ſpäter die hier ausgeſprochenen Grundſätze auf dem Konſtanzer Concile auch praktiſch angewendet und ebendort nicht wenig Holz zum Scheiterhaufen Huſens beigetragen, ein Verhalten, durch welches wohl die Zweifel, die man ſchon gegen die Aechtheit dieſes Schreibens erhoben hat[29]), als gänzlich unbegründet beſeitigt werden. Im Jahr 1416 ſehen wir ihn ſogar mit großem Eifer auf der Seite derjenigen Fanatiker ſtehen, welche, im Gegenſatz zu einer die Freiſprechung des Hieronymus verlangenden Partei, an deren Spitze d'Ailly und Zabarella ſtanden, die Verurtheilung deſſelben verlangt und bekanntlich auch durchgeſetzt haben[30]).

Mit Uebergehung des fanatiſchen und langweiligen Tractates „über den Urſprung der Huſiten" von dem Prager Magiſter Andreas von Broda (S. 327—353) theilen wir noch einiges aus einem in 1856 Knittelverſen verfaßten und, unſres Wiſſens, bisher noch nicht im Druck veröffentlichten Gedichtes über das Concil von Konſtanz von dem Augsburger Wappendichter Thomas Priſchuch mit (S. 354—399). Es iſt eine Verherrlichung Sigismunds und der Thaten, wodurch er ſich auf dem großen Kirchen- und Reichstag als Schirmvogt der Kirche und als römiſcher König ausgezeichnet hat. Sein poetiſcher Werth iſt, wie Gervinus[31]) mit Recht

29) Herzog, Prot. Realencycl. V 96.
30) Krummel, Geſch. der böhm. Ref. S. 558.
31) Gervinus, Litt. Geſch. II 179.

bemerkt, gering, es ist nur gereimte Prosa; der Verfasser hat sich nächst der Erwähnung der wichtigsten Thaten des Conciles hauptsächlich zur Aufgabe gestellt, die geistlichen und weltlichen Herren aufzuzählen, die dasselbe besucht und beschickt hatten, also ähnlich wie die bekannte Chronik Ulrich Reichenthals. Es bietet aber doch viel interessantes dar, um so mehr als der Dichter bei all den Lobhudeleien, womit er Kaiser, Papst, Cardinäle, Bischöfe, Mönche u. s. w. überschüttet, dennoch gegen die Sittenverderbniß unter den Großen, besonders in der Kirche, eine sehr scharfe Sprache führt. Wir glauben, dem Leser einen Dienst zu thun, wenn wir einige Proben daraus mittheilen. Der Anfang ist dieser:

1. An anfang, mittel und an endt
Bistu got her, dein genad mir gesendt!
Gib mir vernuft, hilf, rath und ler
Des ich von deinen genaden beger!
Sendt mir des hailigen gaystes feur
Und deiner werden muter steur
Daz ich meines lichtes anfang
Pring zu einem guten ausgang!
Verleih mir sinn, weyshayt und kunst:

10. Des han ich lang zeyt gewunscht.
Und lust mich von meins herzen grunt
Daz ich von gros kunig Sigmund
Dem lobwirdigen Fursten schon
Dicht von concili synodon,
Daz allerpest ich kann und mag
Und von dem römischen kunig sag
Dye hochsten wirdichkayt und er
Von der ich hört sagen mer.

Von Hus und Hieronymus singt er:

1106. Sagt auch, maister, mir von Hussen
Von dem vil kezerey ausflussen!
Er sprach: der Huß der ist verprennt
Ich glaub, sein sel sei abgesendt,

Die tiefel in der hell in haben
Bei dem reichen mann vergraben.
Alspald der Huß dye hell anplickt
Schier er nach ſeinem geſellen ſchickt.
Jeronimum führt man ins feur
All göttlich Parmung iſt im tewr,
In der ſind payd ertrenckt
Und in ewigem Tod erhenckt.
Sie haben wol tan als narren toren;
Gottes marter iſt ax in verloren.

Sie wollten Kriſterlichen glauben
An ſeinen höchſten eren berauben,
Den dye heiligen zwelffpoten all
Gemacht habent nach Gottes geval:
Das ſind dye kezer geleſtert und geſchent,
Daz ſie dem heiligen ſakrament
Sein göttlich er habent vaſt verſchmächt;
Darum ſy ſind in Gottes ächt,
Ewiglich ymmer und ymmer
Und alle dye in volgent nach,

Den iſt zu ewigem todt gach;
Des muß Got erparmen heut,
Daz ſy ir Kezerey nit rewt.

Dem in Conſtanz erwählten Papſt Martin V wünſcht er:

Got geb im gnad, kunſt und witz
Und ſeines heiligen gaiſtes hitz,
Daz in Got alſo illuſtrier,
Daz er ans endt perſeverier
In allen dem, daz Got wol gefall . . .

Gib in ſein hercz im recht, im recht geduldt,
Daz gerecht ſey ſein anfang,
Ain ſelig mittel und ausgang.

Ich pitt Got, daß er im benedicier
Und jetzen bapſt Martein confirmier
Mit aller tugendt göttlicher forcht,

Alz der heilig götlich ſegen worcht,
In abraham, iſaak, Jakob,
Allen iren veinden lagen ob:
Alſo muß er aller ſundt angeſigen
Und aller ſymoney obligen,
Daz er verſchmäch ſchätz für ein gift,
Daz ſein hercz alſo ſey geſchifft.
Ich hoff zu Got dem herrn,
Er ſoll leuchten als ein lucern
Vor Got und welt in gerechtikayt,
Laß ſich kain valſchen rat verkern,
So wirt ſein lob, ſein glück ſich meren.
Sech an etlich ſein vorfaren
Wye ſy in teufels necz und garen
Mit ſymoney gefangen und bedeckt
Sich ſelb mit ſchandt und laſter erſchreckt,
Alz ſi die tiefel habent gejagt;
Daz ſei Got dem Herrn geklagt.
Da hüt dich vor der vater new
Nym in dein hercz götlich trew,
Sich an, waß man geſchriben vindt,
Ir richtend recht der menſchenkindt,
Im pſalter, daz her David ſpricht:
Wer gewalt hab, er ſich darnach richt,
Nym für dich gleichs recht und gewalt
So wert dein gewalt lang und wirt alt.
Verkauff dein urtayl nit umb golt,
Wer war und recht hat, dem piß holt,
Von recht und warhayt nyemant tring,
Wer falſchlichen tu, zu ſchand in pring.
Got dienſt du doran und dir ſelb u. ſ. w.

Von dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg ſchreibt er:

Von Nürenberg purchgraff Fridreich
Kam gar glückleich wirdikleich.
Dem iſt groß er zugangen,
Das Concili hat in empfangen

Und der könig; in dez iſt er worden
Ein kurfürſt in dem hochen orden;
Daz ampt von Brandenburg er hat,
Daz er in kurfürſten klayder gat;
Und umb ſein fürſtlich piderkayt
Hat er das kurfürſt ampt anglayt.

S. 399—405 druckt Höfler diejenigen Abſchnitte der Reichenthalſchen Chronik über das Concil von Konſtanz ab, in welchen des Hus und Hieronymus Erwähnung geſchieht, und bemerkt dazu (III 190), daß ihm dieſe Berichte trotz aller Gründe, die man dagegen vorgebracht habe, Glaubwürdigkeit zu verdienen ſchienen. „Seine Erzählung macht auf mich, ſagt er, gar nicht den Eindruck, daß er aus dem bloßen Gedächtniß ſchreibe. Er ſchreibt auch als Augenzeuge, und wird ihm ſein Gedächtniß ein oder das anderemal untreu, ſo trägt in der Regel das, was er ſagt, nicht bloß den Stempel der Genauigkeit, ſondern vor allem einer Umſtändlichkeit, mit welcher ſich Irrthum, aber nicht Lüge verträgt.“ Höfler ſcheint alſo auch jetzt noch, worauf es hier beſonders ankommt, an den von Reichenthal erzählten Fluchtverſuch Huſens auf einem Heuwagen Heinrich von Lacembocks zu glauben und ſeine vorſchnelle Verhaftung am 28. Nov. 1414 dadurch für gerechtfertigt zu halten. Da er für dieſe Anſicht da und dort noch geneigte Ohren finden dürfte, ſo wollen wir in Kürze die Gründe angeben, welche dieſelbe in unwiderleglicher Weiſe als eine irrige und unbegründete darſtellen. Erſtlich verſichern die böhmiſchen Herren Johann von Chlum, Wenzel von Duba und Heinrich von Lacembock am 18. Mai 1415 in einer an das Concil gerichteten Denkſchrift aufs feierlichſte, daß Hus, obgleich ihm am 9. November 1414 von dem Papſte die Erlaubniß ertheilt worden war, nach ſeinem Gutfinden in der Stadt, in den Kirchen und an andern Orten aufs freieſte umherzugehen, von dieſer Erlaubniß doch niemals Gebrauch gemacht, ja, nicht einmal einen Schritt aus dem Hauſe, das er bewohnte, gethan habe [32]). Zweitens erwähnt Peter von Mladenowic dieſes Gerüchtes und erklärt es ausdrücklich für eine Lüge [33]). Drittens erzählt Reichenthal

32) Höfler, Geſchichtſchr. I 152.

33) Ebendaſ. I 135.

den angeblichen Fluchtverſuch auf eine ſo gänzlich unglaubwürdige Weiſe, daß der Leſer auf den erſten Blick ſieht, daß er ein Mährchen vor ſich hat. Wie hätte denn Hus den abſurden Gedanken faſſen können, ohne die Beihilfe ſeiner böhmiſchen Freunde, welche thatſächlich von ſeinem Fluchtverſuche nichts gewußt haben, auf einem langſam fahrenden Heuwagen aus der Gewalt des Concils zu entkommen und bis in das ferne Böhmen zu entfliehen? Endlich iſt noch ganz beſonders darauf hinzuweiſen, daß das Concil in ſeinen Verhandlungen über Hus deſſen auch mit keiner Silbe Erwähnung gethan hat. Wenn etwas daran geweſen wäre, ſo hätten es die erbitterten Feinde, die er dort gehabt, gewiß mit großem Nachdrucke geltend gemacht. Es bleibt alſo dabei, die Verbreitung jenes Gerüchtes war nichts anderes, als ein Parteimanoeuvre, um ſo ſchleunig als möglich die Gefangenſetzung Huſens zu veranlaſſen.

Den Schluß der Höflerſchen Geſchichtſchreiber der huſitiſchen Bewegung bilden zwei Chroniken, die des Johannes Andreas von Regensburg über die Kreuzzüge gegen die Huſiten (S. 406—474) und die Taboritenchronik des Johannes von Lukavec und des Nikolaus von Pelrimow (S. 475—843). Die erſtere bisher unbekannte iſt ein Werk von untergeordnetem Werthe und enthält nichts, was nicht ſchon aus anderweitigen Quellen bekannt wäre. Die letztere iſt eine der ſchätzbarſten Quellen über die Huſitenkriege, von Palacky jedoch ſchon längſt aus der Handſchrift benutzt. Es iſt deßhalb überflüſſig, auf ihren Inhalt näher einzugehen, und bemerken wir ſchließlich nur noch, daß Höfler in dem dritten und letzten Theile ſeines Werkes (Wien 1866, 279 S.) eine ſeine bekannten Anſichten über die huſitiſche Reformation wiederholende Einleitung nachgeliefert hat, welcher im Anhange S. (211—279) noch eine Schrift über Georg von Podiebrad vom Jahr 1467, einige Auszüge aus czechiſchen Chroniken von 1393—1478 und die erforderlichen Indices beigegeben ſind.

II.

Zur Geschichte der französischen Intervention in Spanien (1823).

Von

H. Baumgarten.

Wer weiß, in wie ungewöhnlichem Grade die spanischen Monarchen seit dem Beginn der modernen Zeiten auf den Lebensgang ihres Volkes eingewirkt haben, der muß eine eigenthümliche Erscheinung darin erkennen, daß die Spanier seit viertehalb hundert Jahren von fremder Dynastie regiert worden und sich nichtsdestoweniger während dieser Zeit jedem tiefer dringenden Einflusse fremden Wesens hartnäckiger und erfolgreicher widersetzt haben als vielleicht irgend ein anderes europäisches Volk. Zwei Jahrhunderte wurden sie von den Habsburgern regiert in einem Staate, der italienische, französische, flämische Elemente mit den spanischen verknüpfte und zu dem deutschen Reiche in den nächsten Beziehungen stand, und doch wurde in dieser langen Epoche der geistige, commercielle und sociale Zusammenhang zwischen Spanien und Europa mehr gelockert als verstärkt. Dann kamen anderthalb Jahrhunderte bourbonischen Regiments. Es öffnete zuerst französischen Grundsätzen eine weitgreifende Einwirkung auf die Verwaltung des Landes; auch französische Bildung wurde in den höheren Schichten der spanischen Gesellschaft mächtig; eine Weile versuchte man der Politik das Interesse des bourbonischen Gesammthauses als bindendes Gesetz aufzuerlegen. Aber alle diese Einflüsse drangen nicht durch die Oberfläche. Spanien gieng

ſeinen ganz beſondern Weg im achtzehnten wie im ſiebenzehnten Jahrhundert. Die Hauptſtadt nahm etwas andere Farben an, das Land blieb im großen und ganzen unverändert. Die Bourbonen beſtimmten den Gang der Entwickelung mit noch unbeſchränkterer Autorität als die Habsburger. Aber ſie waren nicht lange in dem ſeltſamen Lande, ſo hatten beide Dynaſtien ganz den Typus deſſelben angenommen. Als Karl V im September 1517 an der aſturiſchen Küſte landete, erſchien er den Spaniern durchaus als ein Fremder, und der Widerwille, den das Volk gegen das von dem jungen Könige eingetragene fremde Weſen empfand, wurde der ſtärkſte Impuls zur Erhebung der Comuneros. Er warf dieſe Bewegung nieder, um dann ein König zu werden ganz nach dem Herzen Spaniens, das er für den Mittelpunkt ſeiner weiten Reiche erklärte. Noch auffallender iſt die Verwandlung bei dem erſten Bourbon. Er erſcheint in Caſtilien als ein lebensfroher, munterer, thätiger Herr, das ſprechendſte Widerſpiel der Habsburger, auf deren Thron er ſich geſetzt, nach zwanzig Jahren iſt es faſt, als habe die Atmoſphäre der königlichen Schlöſſer ihn zu einem Habsburger gemacht.

Beiden Dynaſtien iſt der größte Erfolg geworden, wenn ſie ſpecifiſch ſpaniſchen Neigungen und Gewohnheiten nachhingen; ſobald ſie daran arbeiteten, Spanien von der übrigen Welt noch weiter zu entfernen in Zuſtänden und Sitten, gieng alles mit ihnen, wollten ſie es der Cultur Europas näher bringen, ſtemmte ſich ihnen faſt alles entgegen. Karl IV begrub in zwanzig Jahren, was die Reformen von drei Königen in drei Generationen mühſam aufgebaut hatten. Sein Sohn, ſeine Enkelin ſind denſelben unglücklichen Weg gegangen mit ſo erſtaunlichen Reſultaten, daß die Zukunft von den düſterſten Wolken verhüllt wird.

Nach den Erfahrungen unter Karl IV durfte Napoleon wohl auf einiges Entgegenkommen hoffen, wenn er den Spaniern neues Leben zu bringen verhieß. Es war für das Land vielleicht ein ſchweres Verhängniß, daß er ſeine Regeneration mit Gewaltthaten eröffnete, welche die ganze Glut der ſpaniſchen Leidenſchaften gegen ihn anfachen mußten. Wie heilſam ſind doch für Italien die Jahre des napoleoniſchen Regiments geworden! Ohne eine mächtige Bei-

hilfe fremder Culturelemente wird Spanien ſchwerlich in die Reihe wirklich civiliſirter Länder zurück kehren. Damals hatte es ſich ſchon ganz an die napoleoniſche Leitung gewöhnt, und niemand konnte Spanien mächtiger an das europäiſche Leben binden als der Mann, welcher über die Kräfte des halben Erdtheils gebot, unter dem die ſtolze Nation nur das Schickſal Italiens und Deutſchlands getheilt hätte. Aber das Unternehmen Napoleons ſollte die Kluft nur erweitern, welche Spanien von Europa ſchied.

Wie ruhmreich und bewunderungswürdig auch die Erhebung der Spanier war, wie unendlich ſegensreiche Folgen ſie für Europa hatte, Spanien ſelber litt furchtbar. Das Land kehrte ſieben Jahre in den Stand der Wildheit zurück. Die ſpärlichen Culturen, die wenigen Wege und Brücken litten den ungeheuerſten Schaden. Als die letzten Franzoſen in den Feſtungen Cataloniens capitulirten, lag das Land wüſt von den Pyrenäen bis zur Sierra Nevada. Millionen hatten wieder gelernt ähnlich zu leben wie damals, wo ein unverſöhnlicher Kampf zwiſchen Mauren und Chriſten wüthete. Die edelſten aber auch wildeſten Leidenſchaften waren durch das ganze Volk entfeſſelt. Ruhige Ueberlegung, ernſte, verſtändige Arbeit, ſtrenge Selbſtbeherrſchung, nüchterne Erwägung der Verhältniſſe, von alle dem hatte das Volk in den ſieben Jahren nichts gewußt: es hatte ſich ganz den heißen Impulſen ſeines Nationalſtolzes, ſeiner ſchwärmeriſchen Loyalität, ſeiner Bigotterie, ſeines Fremdenhaſſes, ſeiner Ungebundenheit überlaſſen und damit die Bewunderung der Welt errungen.

Als Ferdinand VII zurückkehrte, ſchlug ihm dieſelbe excentriſche Begeiſterung entgegen, welche ſich vor ſieben Jahren für ihn erhoben hatte. Es iſt gewiß, daß nur die Spanier ſelber ſich die furchtbare Ruthe aufgebunden haben, unter der ſie ſechs Jahre bluteten, daß der König nur that, was der Haß unzufriedener Generale, der Fanatismus eines, von den Cortes in ſeinen Lebensbedingungen angetaſteten Klerus und die Tobſucht eines vollkommen verwilderten Pöbels von ihm forderten. Der König freilich war dieſer Elemente, welche ihn in bachantiſchem Jubel umdrängten, ganz würdig. Von Seiten des Charakters und der Sitten das Ebenbild der ſchrecklichen Mutter, ſoweit es die ererbte Trägheit des Vaters

zuließ, ſtellte er das Königthum ganz auf das Niveau des Pöbels. Nicht die gefühlloſe Grauſamkeit, mit der er die Geißel über ein Volk ſchwang, das ihm mit ſolchen Opfern einen ſo von ihm preisgegebenen Thron wieder aufgerichtet hatte, nicht die politiſche, auch nicht die klerikale Reaction war das charakteriſtiſche für die Regierung Ferdinands, ſondern der durchgehende Zug zum gemeinen, der Haß gegen alles, was irgend wie hervorragte, ſei es durch Geburt oder durch Geiſt, durch Beſitz oder Charakter. Was ſich irgend über die Sphäre der niedrigſten Sittenloſigkeit und Bosheit erhob, das mußte auf die Gunſt Ferdinands verzichten. Darum ſtieß er den Adel zurück, den ſervilen ſo gut wie den liberalen, darum hielt er ſich fern von dem Militär, darum konnten die ergebenſten Bureaukraten nie auf ſein dauerndes Wohlwollen rechnen. Dieſer Grundzug ſeines Weſens ſprach ſich in allen Beziehungen und zu allen Zeiten ganz gleichmäßig aus; er kam in den königlichen Liebesabenteuern ebenſo ekelhaft zu Tage wie in der Zuſammenſetzung ſeiner Camarilla, und er war 1829 derſelbe wie 1815.

Die Regierung Ferdinands ſtellt ſich durchaus dar als eine Regierung der Barbarei. Sie ſchloß ſich auf das allerunglücklichſte an die verheerenden Kriegsjahre an; ſie ſetzte das von ihnen begonnene Werk der Zerſtörung und Verwilderung fort. In allen Verwaltungszweigen herrſchte die gleiche Unordnung und Willkühr, und an der Spitze aller Miniſterien ſtanden die unfähigſten und unwürdigſten Perſonen, die gegen einander im ununterbrochenen Kampfe lagen. Dieſe Cabalen abſorbirten die Kraft der Regierung, von deren Thätigkeit das Land nichts ſpürte, welches in den einzelnen Provinzen dem gleichen Treiben der Generalcapitäne preisgegeben war, und dabei hatte das Madrider Cabinet gegen alle anderen Mächte das ſtolzeſte Selbſtgefühl. Die von London, Wien, Berlin und Paris eingehenden Mahnungen, mit den Colonien durch verſtändige Nachgiebigkeit einen Vergleich herbei zu führen, wurden hochmüthig zurückgewieſen. Man vertraute blind auf die eigene Kraft, während in Heer und Flotte die Auflöſung drohend zu Tage trat und die Finanznoth zu den erſtaunlichſten Maßregeln trieb. Als man auf der Isla de Leon die große Expedition gegen Amerika betrieb, welche hunderte von Millionen beanſpruchte, ſahen ſich die

Bank und die fünf Gremios von Madrid genöthigt, ſobald einige tauſend Realen eingegangen waren, ſie ſchleunig unter die Actionäre zu vertheilen, weil die Regierung, ſobald ſie von der Anweſenheit einer größeren Summe Wind bekam, dieſelbe einfach holen ließ. Die Vertreter der fremden Höfe hatten Woche für Woche die unglaublichſten Vorfälle zu melden, bald daß der Juſtizminiſter Mataflorida einen Schloſſer erſchlagen hatte, weil derſelbe ſeine Gemahlin nicht mit der ihm angemeſſen ſcheinenden Ehrerbietung angeredet, bald daß der Kammerdiener Ramirez das ganze Miniſterium in Verwirrung bringe, bald daß aus dem Kriegsminiſterium eine Menge gefälſchter Befehle ins Land gegangen ſeien, in Folge deren Regimenter ihre Garniſonen wechſelten und Offiziere in Madrid erſchienen, um für ihre Beförderung zu danken. Der Kriegsminiſter Eguia übertraf alle ſeine Collegen an Trägheit; nur einmal in der Woche ließ er ſich auf ſeinem Bureau blicken, und in ſeiner Wohnung war er für niemand zu ſprechen. Die wichtigſten Poſten gab er an ganz unfähige und zugleich unzuverläſſige Perſonen; war es einmal gelungen, dem Könige tüchtige Offiziere zu empfehlen, ſo wußte er ſie mit der Bemerkung zurück zu ſchieben, ſie ſeien liberal.

Schon im Sommer 1819 war es keinem aufmerkſamen Beobachter der Dinge mehr zweifelhaft, daß dieſer Zuſtand ſich unmöglich behaupten könne, daß irgend ein Anſtoß genügen werde, eine tief greifende Erſchütterung hervor zu bringen. Als dann Quiroga und Riego dieſen Anſtoß gaben, bewirkte nur die vollſtändige Abweſenheit jeder Regierungsgewalt, das Verſagen aller Organe der öffentlichen Autorität, daß eine in ihren Anfängen ſehr ſchwache Bewegung, der das Land Wochenlang in ſeltſamer Apathie zuſah, weiter und weiter fraß. Die in das Complot Eingeweihten, welche in Madrid arbeiteten, hatten nur die eine Sorge, daß ja an dem bisherigen Syſtem nichts geändert werde; die verkappten Revolutionäre zogen mit den Anhängern des Don Carlos an einem Strang und conſervirten nach Kräften die wohl bewährten Perſonen und Einrichtungen, denen denn auch nach einigen Monaten der Thron des abſoluten Königs erlag.

Gewiß kein Cabinet in Europa, das ruſſiſche etwa ausgenommen, deſſen Vertreter in Madrid den übelſten Einfluß geübt hatte,

wurde von der Wandlung überraſcht, welcher die ſpaniſche Monarchie im März 1820 ſich unterwerfen mußte. Daraus ergab ſich nun freilich keine Billigung der revolutionären Extravaganzen, welche, wie ſehr ſie die natürlichſte Folge der vorausgegangenen zwölf Jahre waren, in ihrer Ueberwirkung auf Portugal und namentlich auf Italien den Beſtand der Dinge in Europa empfindlich genug berührten. Die Wendung, welche die Revolution in Spanien namentlich ſeit dem Juli 1822 nahm, konnte den conſervativen Mächten, auch nachdem Italien zur Ruhe gebracht war, den Gedanken wohl nahe legen, den Wirrwarr auf der pyrenäiſchen Halbinſel durch eine geeignete Einwirkung zu beſchwichtigen. In der That hatten ſich die Gegenſätze ſo extrem geſpannt und hielten ſich ſo ſehr die Wage, daß Spanien, auf ſeine eigenen Kräfte angewieſen, ſchwerlich einen glücklichen Ausgang gefunden hätte. Europa war wirklich eine Gelegenheit geboten, ſich um das unglückliche Land ein Verdienſt zu erwerben, dem es den entſcheidenden Anſtoß zur Herſtellung ſeiner Unabhängigkeit verdankte, deſſen Rückkehr zu gedeihlichen Verhältniſſen von einem großen allgemeinen Intereſſe erfordert wurde, weil die Ordnung der Colonialfrage nur ſo in erſprießlicher Weiſe erfolgen konnte. Es kam nur darauf an, die richtige Linie zu finden zwiſchen dem Könige und den Cortes und die Mittel, um beide Theile zur nothwendigen Nachgiebigkeit zu beſtimmen. Denn das ſollte ja doch wohl als ganz undenkbar erſcheinen, daß die großen Mächte je auf den Gedanken kommen könnten, König Ferdinand einfach in die Macht wieder einzuſetzen, welche er bis zum März 1820 zum Ruin ſeines Landes und zur empfindlichſten Schädigung der monarchiſchen Würde geübt hatte!

In Verona ſetzte bekanntlich Kaiſer Alexander die franzöſiſche Intervention in Spanien unter den Auſpicien der heiligen Allianz durch. Daß ſie gegen die Revolution gerichtet ſei, verſtand ſich von ſelbſt; was ſie aber an die Stelle ſetzen werde, darüber war nichts ausgemacht. Man findet nirgends eine Angabe, daß dieſe Frage in Verona discutirt ſei. Es macht faſt den Eindruck, als ſei man froh geweſen, ein ſehr verdrießliches Thema fern zu halten. Denn das kann nicht behauptet werden, daß ſich auch das Ziel, zu welchem die vier Mächte gelangen wollten, für ſie von ſelber verſtanden hätte.

In Paris wußte man doch zu gut, wie es Ferdinand getrieben hatte, und Frankreich hatte ein zu großes Intereſſe, Spanien nicht in die Ohnmacht und Verkehrtheit zurück ſinken zu laſſen, in welcher es eine Beute der Revolution geworden war. Herr von Villèle urtheilte über die Verhältniſſe mit ziemlicher Unbefangenheit, und da er die maßgebende Perſönlichkeit im franzöſiſchen Cabinet war und dieſes denn doch die Leitung des Geſchäfts in der Hand hatte, ſo ließ ſich wohl annehmen, daß Frankreich das Nachbarland nicht in das ganze Elend von 1819 zurück werfen werde. In der That wurde um die Frage, was das Reſultat der Intervention für Spanien ſein ſolle, ein intereſſanter Kampf geführt, deſſen Verlauf im einzelnen zu verfolgen wir erſt neuerdings in den Stand geſetzt ſind [1]).

Als Ludwig XVIII am 28. Januar 1823 die Kammern eröffnete, ſahen die Parteien mit größter Spannung den Worten des Königs über die ſpaniſche Frage entgegen, welche damals in Frankreich alles Intereſſe abſorbirte. Die Anſichten über das, was die Regierung thun werde, waren bis zum letzten Moment getheilt. Herr von Montmorency hatte am 25. December die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten niedergelegt, weil ſich der König in einer merkwürdigen Cabinetsſitzung gegen ſeine und die Anſicht aller andern Miniſter für Herrn von Villèle erklärte, welcher Frankreich an der in Verona verabredeten Ueberreichung identiſcher Noten in Madrid und an der Abberufung der Geſandten nicht Theil nehmen

1) Duvergier de Hauranne hat im ſiebenten Bande ſeiner Histoire du gouvernement parlementaire en France (Par. 1865) aus der Correſpondenz Villèles mit dem Herzoge von Angoulême über dieſen Gegenſtand ein ganz neues Licht verbreitet; die Gegenſätze und Schwankungen der franzöſiſchen Politik treten in Duvergiers Mittheilungen vollſtändig klar hervor. Dagegen giebt er über die Thätigkeit der drei Oſtmächte nur ſehr ungenügende Notizen. Dieſe Lücke bin ich in den Stand geſetzt aus den ſehr ausführlichen Depeſchen des Herrn von Royer zu ergänzen, welcher Anfang Juli als Vertreter Preußens in Madrid eintraf. Hie und da bietet auch Lafuentes Historia general de España in Bd. 28 eine Notiz.

laſſen wollte. „Die anderen Souveräne, äußerte der König, ſind nicht in unmittelbarem Contact mit Spanien. Sie können Spanien und ſeinen König ohne Nachtheil und Pflichtverletzung der Revolution und dem ausſchließlichen Einfluſſe Englands preisgeben. Was mich angeht, ich kann meine Beziehungen zu dieſem Lande nicht abbrechen, kann meinen Geſandten nur an dem Tage abrufen, wo 100,000 Franzoſen die Grenze überſchreiten, um meinen Neffen ſicher zu ſtellen.“ Der König ſprach damals alſo für Erhaltung des Friedens, und indem ſich das Cabinet dieſer höchſten Entſcheidung fügte und Herr von Chateaubriand unter dieſen Umſtänden den Poſten Montmorencys übernahm, ſchien er einfach die Friedenspolitik ſeines Souveräns zu acceptiren. Chateaubriand hatte freilich in Verona die zweideutigſte Rolle von der Welt geſpielt, das Vertrauen Villèles ſtark getäuſcht. Nichts deſtoweniger galt ſein Eintritt ins Miniſterium durchweg als Garantie des Friedens. Canning theilte dieſe Anſicht wie die öffentliche Meinung in Frankreich. Er drückte dem neuen Miniſter die lebhafteſte Freude und die beſtimmteſte Zuverſicht aus; er ſah, wie er Chateaubriand ſchrieb, in ſeiner Ernennung eine Entſcheidung, die nicht allein Frankreich, ſondern vielleicht Europa vor einer ſchrecklichen Kriſis bewahre; es komme jetzt nur darauf an, das Werk des Friedens zu conſolidiren. Zu dieſem Zwecke verabredete er mit Wellington, den Lord Fitz-Roy Somerſet in vertraulicher Miſſion nach Madrid zu ſenden, um die Regierung mit den Cortes zu einer Modification der Verfaſſung zu beſtimmen, welche Frankreich vollkommen beruhige. Er ſetzte Chateaubriand von dieſem Schritte in Kenntniß und fügte die Verſicherung hinzu, daß er keine Anſtrengung ſparen werde, um die Spannung zu beſeitigen, welche unglücklicher Weiſe zwiſchen den Regierungen von Frankreich und Spanien beſtehe.

Wie der engliſche Miniſter ſo legten auch die Parteien Frankreichs den Wechſel im Miniſterium des Auswärtigen aus; die Liberalen ſahen im Rücktritt Montmorencys einen Sieg, die Royaliſten eine Niederlage. Die letzteren waren gefaßt eine Thronrede zu hören, welche ſie aufs entſchiedenſte bekämpfen müßten. Sie hätten nicht freudiger überraſcht werden können, als durch die Ankündigung des Königs, die Verblendung, mit welcher Spanien ſeine Vorſtel-

lungen zurückgewieſen habe, laſſe wenig Hoffnung mehr für Erhaltung des Friedens; er habe die Abberufung ſeines Geſandten befohlen; 100,000 Franzoſen ſeien bereit unter dem Commando eines königlichen Prinzen nach Spanien zu marſchiren, um den Thron einem Enkel Heinrichs IV zu erhalten, das ſchöne Land vor dem Ruin zu bewahren und es mit Europa auszuſöhnen. „Die Feindſeligkeiten, ſo ſchloß der König, werden in dem Augenblicke aufhören, wo Ferdinand VII die Freiheit beſitzt, ſeinen Völkern die Inſtitutionen zu geben, welche ſie nur von ihm erhalten können, welche zugleich ihre Ruhe ſichern und die gerechten Beſorgniſſe Frankreichs zerſtreuen."

Die Engländer hatten wohl Recht, ſich über die in dieſen Sätzen angekündigte Politik um ſo bitterer auszulaſſen, als ſie ſich ſelber durch ein ſehr ungerechtfertigtes Vertrauen in den Charakter Chateaubriands empfindlich geſchädigt hatten. Nicht nur die Redner des Parlaments, auch die Miniſter giengen in ihrer Kritik ſehr weit. Lord Liverpool ſprach Frankreich jedes rechtſchaffene Motiv ab, ſich in die inneren Angelegenheiten Spaniens einzumiſchen, und erklärte ſogar, wenn England für den Moment neutral ſei, ſo könnten doch wohl Fälle eintreten, welche ihm eine andere Politik nothwendig machten. In der That war aus der Thronrede Georgs IV in Folge der Erklärungen des franzöſiſchen Monarchen das Wort Neutralität entfernt worden. Noch unumwundener äußerte ſich Canning gegen Herrn von Marcellus, den Nachfolger Chateaubriands in London. Frankreich wolle alſo einen Kreuzzug für politiſche Theorien unternehmen? Ob man nicht wiſſe, daß das Syſtem der vom Thron gegebenen Verfaſſungen den Engländern verhaßt ſei, daß das britiſche Syſtem die Frucht großer Siege ſei, welche die Unterthanen über ihre Monarchen davon getragen? Frankreich rede von einem freien Könige. Ob Herr von Marcellus etwa einen König kenne, der im vollen Sinne des Wortes frei zu ſein verdiene? Wirklich frei ſei nur ein Deſpot oder Uſurpator. Die engliſche und die franzöſiſche Verfaſſung laſſe allerdings ſcheinbar dem Könige das eitele Recht ſeine Miniſter zu wählen. Aber übe er dieſes Recht wirklich aus? Ob man etwa meine, daß die erſten Georgè wirklich die Freiheit gehabt hätten, die Cabinette zurückzuweiſen, welche man ihnen

auferlegt? „Und glauben Sie, fügte Canning ſehr offenherzig hinzu, daß ich der Miniſter Georgs IV wäre, wenn er die Freiheit gehabt hätte zu wählen?“ Am anderen Tage war er noch lebhafter. Wenn Ferdinand wie Jacob II dem Willen ſeines Volkes widerſtrebte, ſo verdiente er, daß bei ihm die engliſche Methode zur Anwendung käme. „Und verſtehen Sie mich wohl, rief Canning mit drohendem Blick, dieſes engliſche Beiſpiel kann auch bei Ihnen Nachahmung finden.“

Mit dieſen ſtarken Worten war nun freilich wenig gewonnen. Wie die Dinge in Paris und in Europa lagen, konnten ſie die franzöſiſche Regierung nur immer mehr auf die Linie der heiligen Allianz drängen. Ja, muß man hinzufügen, für England ſelber waren ſie weit davon entfernt, die wirklich herrſchenden Tendenzen correct auszudrücken. Während ſich Canning bemühte, Herrn von Marcellus mit der Beſorgniß zu erfüllen, England könne ſehr wohl durch die Gewalt der öffentlichen Meinung und durch den Druck des Parlaments dahin getrieben werden, der franzöſiſchen Intervention mit den Waffen entgegen zu treten, nur die Verabſchiedung der Occupationsarmee ſei im Stande dieſen Ruin zu beſchwichtigen, fanden es andere Mitglieder des Torycabinets angemeſſen, Herrn von Marcellus unter der Hand anzuvertrauen, den raſchen Vormarſch der franzöſiſchen Armee auf Madrid würden ihre beſten Wünſche begleiten [1]). Was konnte es da frommen, daß Canning Chateaubriand vorwarf, er habe es bewirkt, daß die ganze britiſche Nation gegen Frankreich ſei wie Ein Mann, er habe den Zorn Englands gegen ſeinen König geweckt, wie derſelbe 1808 gegen Napoleon geweſen ſei, ja noch einmüthiger, daß er auch hier mit einer eventuellen Einmiſchung Englands drohte? In der That, die ſpaniſche Politik Cannings ſtand auf ſehr ſchwachen Füßen; ſie hatte weder ein präciſes Ziel im Auge, noch verfügte ſie über wirkſame Mittel; ſie bewies großen Eifer, die franzöſiſche Intervention zu hintertreiben, aber ſie ſetzte keine wirkliche Kraft dafür in Bewegung. Hier wagte ſie ſich außerordentlich vor, dort blieb ſie ebenſo weit zurück. Es iſt bis heute unmöglich eine klare Vorſtellung dar-

1) Duvergier 7, 279.

über zu gewinnen, auf welcher Baſis Canning in Spanien verhandeln ließ, und da es ihm nicht gelungen war mit Frankreich eine Verſtändigung über das Maß der von den Cortes zu fordernden Conceſſionen herbeizuführen, ſo ſchwebte ja von vorn herein alles, was er in Madrid proponirte, in der Luft. Wenn die Spanier ſeinen Unterhändlern die Frage ſtellten, ob die von ihnen vorgeſchlagenen Maßregeln Frankreich zufrieden ſtellen würden, ſo hatten ſie darauf nur ausweichende Antworten. Wenn ſie aber weiter fragten, ob England für den Fall, daß trotz der Annahme der von ihm gewünſchten Verfaſſungsänderungen Frankreich bewaffnet einſchreite, zu Spanien ſtehen werde, ſo lautete die Erwiederung: England werde neutral bleiben. So lief ſtreng genommen die Taktik Cannings darauf hinaus, zu verſuchen, ob es ihm nicht gelingen werde, die franzöſiſche Regierung einzuſchüchtern. Zu dieſem Zwecke wagte er Anfang Februar den ſehr ungewöhnlichen Schritt, Monſieur, dem Haupt der Kriegspartei in Paris, ſehr eindringliche Vorſtellungen zu machen über die großen Gefahren des Kampfes, in den Frankreich auf dem Punkte ſtehe ſich zu ſtürzen. Man täuſche ſich, ſchrieb er dem Bruder des Königs von Frankreich, wenn man glaube, es handle ſich um einen kurzen Feldzug. Pitt habe auch 1793 mit größter Beſtimmtheit verſichert, der Krieg werde raſch zu Ende ſein: er habe 22 Jahre gedauert. Er erinnerte dann an die Erfahrungen, welche Napoleon in Spanien gemacht hatte; man werde das ganze Volk gegen ſich vereinigen, die Wuth von 1808 erwecken. Dazu fügte er von neuem die Behauptung, England ſei heute ſo irritirt gegen Frankreich wie damals. Das alles, um Monſieur ans Herz zu legen, er habe ein größeres Intereſſe als irgend jemand, die jetzt noch mögliche Ausgleichung herbeizuführen.

Im Pavillon Marſan, wo der Kriegseifer jeden Tag heißer wurde, kann dieſes Schreiben des engliſchen Miniſters nur einen nahezu komiſchen Eindruck gemacht haben. Für die dort herrſchenden Geſinnungen enthielten die angelegentlichen Explicationen Cannings nur den Beweis, daß England den Erfolg der franzöſiſchen Intervention fürchte. In dieſem Kreiſe ſah man dem bevorſtehenden Kampfe ohne alle ernſte Beſorgniß entgegen. Siegte Frankreich, wie man nicht zweifelte, ohne große Anſtrengung, ſo verſtand es ſich

von ſelbſt, daß der leichte Triumph über die Revolution den royaliſtiſchen Tendenzen in Frankreich einen erheblichen Machtzuwachs bringen werde; kam Frankreich dagegen in die Lage, der Beihilfe der Alliirten zu bedürfen, nun, ſo konnte das der Befeſtigung des großen europäiſchen Bündniſſes gegen die Revolution, der feſten Einreihung Frankreichs in dieſes Bündniß nur förderlich werden. Den eifrigen Royaliſten war nichts verdrießlicher, als daß die Politik Frankreichs noch immer nicht einfach die Linie der ruſſiſchen und öſterreichiſchen acceptiren wollte: der Krieg mit Spanien ſollte zu dieſer Identificirung führen.

Herr von Chateaubriand dachte ſich den Verlauf etwas anders. Er träumte von den Lorbeeren, welche das legitime Königthum in dieſem Kriege pflücken, von dem Ruhm und Anſehen, das Frankreich gewinnen werde. Dieſer Krieg ſollte alle Niederlagen Frankreichs in Vergeſſenheit begraben, dem Reich die völlige Ebenbürtigkeit unter den Großmächten zurück geben. Am verlockendſten erſchien ihm, daß ein Bourbon den Glanz der franzöſiſchen Waffen grade in Spanien herſtelle, wo Napoleon den Keim ſeines Unglücks gelegt. Die Nothwendigkeit einer ruſſiſchen Intervention zur Unterſtützung der franzöſiſchen wäre ihm ſehr widerwärtig geweſen. Im übrigen hatte er nicht ſo viel dagegen einzuwenden, daß Frankreich ſich immer weiter von England entferne und an Rußland heranrücke. Es curſirt eine Erzählung, daß Herr von Chateaubriand ſich perſönlich der ruſſiſchen Politik ſehr poſitiv überliefert habe. Nachdem es ihm gelungen war, Herrn von Villèle durch eine neue Treuloſigkeit zu hintergehen und den lange erſehnten Miniſterpoſten mit den unwürdigſten Künſten zu erobern, eilte er in Petersburg und Wien ſeine guten Geſinnungen zu betheuern, während ſein König in ihm eine Bürgſchaft des Friedens gewonnen zu haben meinte.

Es wäre unbillig, von einem ſo phantaſtiſchen, in allen Stücken durch eine faſt kindiſche Eitelkeit dominirten Manne zu erwarten, er habe ſich über den Gang der Intervention in Spanien nur einigermaßen klare Vorſtellungen gemacht. Als er am 18. Februar Herrn van Lagarde Weiſung gab mit der ganzen Geſandtſchaft Madrid zu verlaſſen, fügte er hinzu: „Wenn der Herzog von Angoulême mit der franzöſiſchen Armee das Ufer der Bidaſoa erreicht hat, wird

König Ferdinand an der Spitze ſeiner Truppen auf dem anderen Ufer erſcheinen können. Die beiden Fürſten werden dann eine Zuſammenkunft haben können, deren Reſultat in Modificationen der Verfaſſung und in einer Amneſtie beſtehen wird. Dann wird nicht nur unſere Armee ſich zurückziehen, ſondern unſere Soldaten, unſere Schiffe, unſere Finanzen werden Spanien zur Verfügung ſtehen.“ Frankreich prätendire nicht, irgend einem Volke irgend welche Regierungsform aufzuerlegen; aber es könne aus einer illegitimen Gewalt entſprungene Inſtitutionen nicht als legitim und dauernd anerkennen. Der Zweck der Intervention ſei erreicht, ſobald Ferdinand VII ſich in der Lage befinde, aus ſich ſelber und aus eigener Autorität mit den Einrichtungen ſeines Landes die nothwendigen Modificationen vorzunehmen. Nun wußte wohl jeder, der Ferdinand einigermaßen kannte, daß dieſe Modificationen, wenn er ganz freie Hand hätte, auf nichts anderes hinauslaufen würden, als auf eine einfache Herſtellung des Abſolutismus. Darum phantaſirte Herr von Chateaubriand jene romantiſche Entrevue an der Bidaſoa, „qui sera suivie de modifications constitutionelles.“ Anfang Februar gab er dem engliſchen Geſandten, Sir Charles Stuart, die bündigſten Verſicherungen, daß Frankreich durchaus nicht daran denke, in Spanien den Abſolutismus herzuſtellen. Die Worte der Thronrede haben lediglich den Sinn, daß Ferdinand VII an den mit der ſpaniſchen Verfaſſung vorzunehmenden Modificationen mitwirken und ihnen ſeine freie Zuſtimmung geben müſſe. Wenn z. B. Ferdinand im Einverſtändniß mit den Cortes eine zweite Kammer einſetzte und wenn er die Freiheit hätte Staatsräthe zu ernennen, denen nach dem Grundſatz des amerikaniſchen Senats eine deliberirende Macht gegeben würde, ſo werde Frankreich in einer ſolchen Conceſſion einen erſten Schritt zur Ausgleichung erblicken.

Alſo Herr von Chateaubriand dachte durchaus nicht daran, den Abſolutismus in Spanien herzuſtellen, er wollte dem Lande eine Verfaſſung erhalten. Leider fehlt in allen ſeinen Expectorationen die leiſeſte Andeutung, wie er dieſes Ziel erreichen wollte. Das franzöſiſche Heer ſollte den König befreien, es ſollte denen zu Hilfe kommen, welche ſich in Spanien für den abſoluten König erhoben hatten. Dieſe aber denuncirten die franzöſiſche Regierung bereits

im Februar bei den Royaliſten, ſie wolle dem Könige eine Charte nach Art der franzöſiſchen aufzwingen; der König aber wolle ſo wenig von der Charte als von der Verfaſſung der Cortes wiſſen, und wenn es doch geſchähe, daß er ſie annähme, ſo müſſe man feſthalten, daß er das ebenſo gezwungen thue als er am 12. März 1820 die Verfaſſung der Cortes habe beſchwören laſſen. Und die franzöſiſchen Royaliſten fanden dieſen Verdacht nur zu begründet. Ihre Blätter tobten gegen die Möglichkeit, daß Frankreich in Spanien das Werk der Revolution fortſetze und einem Könige Zwang anthue, von dem Clausel de Caussergues in der Deputirtenkammer rühmte, ſein einziger Fehler ſei geweſen „d'être trop confiant et trop doux.“ Wollte Frankreich wirklich den Abſolutismus in Spanien nicht herſtellen, ſo mußte es die Intervention von vorn herein ſo leiten, daß es ſich nicht mit der militäriſchen Niederwerfung der Revolution, mit der Befreiung des Königs begnügte, ſondern ſein Einſchreiten für den König an ſehr beſtimmte Bedingungen knüpfte und die Realiſirung ſeines politiſchen Programms in dem Augenblicke begann, wo franzöſiſche Soldaten den ſpaniſchen Boden betraten. Gegen ein ſolches Verfahren ſprachen aber folgende Gründe. Es erweckte den heftigſten Zorn der franzöſiſchen Royaliſten, welche im März bei Gelegenheit der ſpaniſchen Debatte in der Deputirtenkammer die unbedingte Herrſchaft errungen hatten, da die 62 Mitglieder der Linken in Folge der Ausſchließung Manuels, von der trügeriſchen Hoffnung geblendet, der Angriff auf Spanien werde eine Revolution in Frankreich entzünden, aus der Kammer ausgeſchieden waren. Es regte den Fanatismus des ſpaniſchen Klerus und Pöbels gegen Frankreich auf, dem die Conſtitutionellen ſo wie ſo in Waffen gegenüber ſtanden. Es trieb Frankreich von der Seite der Oſtmächte, mit denen es doch gemeinſame Sache gemacht hatte, auf die Seite Englands, mit dem es gebrochen hatte. Es widerſprach allem, was ſeit dem 18. Januar geſchehen war.

Unter dieſen Umſtänden geſtaltete ſich die Lage der franzöſiſchen Politik folgendermaßen. Sie ſandte ein Heer nach Spanien, um den König zu befreien. Sie wußte, daß der freie König die ſchlimmſte Art des Deſpotismus herſtellen werde. Sie wünſchte, das zu verhüten. Aber der einzige Weg, es zu verhüten, war ihr

durch alle Umstände versperrt. Sie that also, was Spanien in die Zustände von 1819 zurück werfen mußte, und tröstete sich mit der vagen Hoffnung, daß es ihr doch vielleicht gelingen werde, einen solchen Ausgang zu hindern. Ludwig XVIII wünschte das so sehr wie Villèle. Er wußte, daß dieser allein unter seinen Ministern den royalistischen Extravaganzen mit kühler und klarer Ueberlegung entgegen arbeitete, während er die Unzuverlässigkeit Chateaubriands ausreichend erprobt hatte. Er gab deßhalb am 8. März den förmlichen Befehl, daß Chateaubriand ihm keine Arbeit vorlege, die er nicht in Uebereinstimmung mit Villèle gemacht habe, und Angoulême erhielt die Weisung ausschließlich mit Villèle zu correspondiren. Das war für den Mann, der sich eben gegen Marcellus berühmte, er habe in der Kammer einen unglaublichen Erfolg gehabt und die Stärke der Regierung verhundertfacht, eine sehr empfindliche Demüthigung und eröffnete in der That gewisse Chancen für eine verständigere Leitung der spanischen Angelegenheiten. Aber auch Villèle wußte doch Angoulême keine andere Instructionen zu geben, als daß er sich aufs sorgsamste einer Einmischung in die innere spanische Politik enthalten solle.

Der Herzog hatte noch nicht die spanische Grenze überschritten, als er sich schon mit den Häuptern der spanischen Royalisten in die seltsamste Correspondenz verwickelt sah. Mataflorida und Eguia, die beiden würdigen Collegen von 1815, standen jetzt an der Spitze rivalisirender Junten, die in nichts von einander abwichen als in dem einen Punkte, daß eine jede von ihnen regieren wollte. Nun war Angoulême bei seiner Abreise von Paris aufgegeben worden, er solle, um der Intervention ihren wahren Charakter zu sichern, einer spanischen Regentschaft oder Junta die Regierung anstatt des gefangenen Königs übertragen. Herr von Martignac, dem Herzog als Civilcommissär beigegeben, suchte in Folge dessen die beiden royalistischen Lager zu vereinigen. Die Mitglieder der Regentschaft von Urgel aber, welche 1822 in den Bergen Cataloniens den Kampf für den absoluten König concentrirt hatten, fanden das Ansinnen, mit ihren Rivalen in dieselbe provisorische Regierungsjunta eintreten zu sollen, empörend. Für sie verstand es sich von selbst, daß die erste Aufgabe des Herzogs sei, die legitime Regentschaft anzuerken-

nen und ſich von ihr zum Generaliſſimus der ſpaniſchen Truppen ernennen zu laſſen; die Aufforderung Martignacs wieſen ſie daher ſammt und ſonders indignirt zurück. Der Erzbiſchof von Tarragona erklärte rund heraus, der Herzog habe kein Recht, die legitime Regierung von Urgel durch eine neue zu verdrängen; „die neue Junta, ſchrieb er, müſſen alle loyalen Spanier, welche jede Erhebung gegen eine anerkannte Regierung als Rebellion betrachten, mit Entrüſtung zurückweiſen. Dieſelben Grundſätze, welche ihnen ein ſolches Entſetzen gegen die Revolte von 1820 erwecken, müſſen ſie beſtimmen, den gegen die Regentſchaft erregten Aufruhr mit gleichem Haß zu verfolgen.“ Da die Herren von Urgel, welche ſeit Monaten von der franzöſiſchen Gaſtfreundſchaft lebten, ſo den Herzog auf eine Linie ſtellten mit Riego und Quiroga, ſo konnte er von einer weitern Verhandlung mit ihnen füglich kein Reſultat erwarten und mußte ſich reſigniren, die proviſoriſche Regierungsjunta aus Eguia und ſeinen Anhängern allein zuſammen zu ſetzen. In der Sache war damit leider gar nichts geändert. Die Junta kündigte ihre Exiſtenz der Welt mit einer Proclamation an, deren blinden Fanatismus Mataflorida und Conſorten ſchwerlich überboten haben würden. Sie erklärte alles ſeit dem Frühling 1820 geſchehene einfach für null und nichtig und ſtellte die Dinge auf den legitimen Fuß her, auf dem ſie vor der Beſiegung des Königs durch die Revolution geſtanden hatten. Eine ſchlagendere Beleuchtung konnte die franzöſiſche Politik, welche durchaus nicht daran dachte, den Abſolutismus in Spanien herſtellen zu wollen, unmöglich erfahren. Sie hatte ſich mit der ſtärkeren Fraction der ſpaniſchen Royaliſten überworfen, um von der ſchwächeren, die nur ihr die Erhebung verdankte, noch vom franzöſiſchen Gebiet aus, ehe der Fanatismus des ſpaniſchen Pöbels Gewalt erlangt hatte, das Gegentheil von dem proclamiren zu laſſen, was ſie wollte!

Oder wollte ſie doch vielleicht daſſelbe? Faſt ſollte man zu dieſer Annahme kommen, wenn man die Proclamation lieſt, welche Angoulême ſeinerſeits erließ, ehe er die Grenze überſchritt. „Spanier, ſagt er darin, alles wird durch euch und mit euch geſchehen: die Franzoſen ſind nichts und wollen nichts ſein als nur Bundesgenoſſen; die Provinzen, welche unſere Soldaten durcheilen, ſollen

im Namen Ferdinands von spanischen Behörden verwaltet werden. Wir prätendiren nicht, euch Gesetze aufzuerlegen, wir wollen nur eure Freiheit." Allerdings war diese Proclamation in Paris im Ministerrath festgestellt, ehe man die schönen Verheißungen der Junta Eguia kannte. Aber nachdem diese einmal gemacht waren, mußte der Herzog in seiner Ansprache entweder eine entgegengesetzte Tendenz wenigstens andeuten oder sich bewußt sein, daß er die Sprache Eguias durch seine Kundgebung lediglich approbire. Man sieht, es war durchaus nicht zu verspüren, daß Villèle statt Chateaubriands die spanische Politik dirigirte. Frankreich wollte den befreiten Spaniern die Ordnung ihrer Angelegenheiten überlassen, und die Spanier, um deren Befreiung es sich handelte, wollten nichts als unbarmherzige Vernichtung ihrer Gegner und aller von ihnen gemachten Einrichtungen. Trotzdem wütheten die extremen Royalisten vom Schlage de la Bourdonnaies gegen Villèle, weil er die Regentschaft von Urgel nicht anerkannt, den Krieg schlecht vorbereitet, eigentlich nicht gewollt habe und noch heute das nothwendige Resultat des Krieges, die Herstellung des reinen Königthums, nicht wolle.

Am 7. April überschritten die Franzosen die Bidasoa. Auf dem spanischen Ufer hatten sich einige hundert französische Flüchtlinge unter dem Schutze der Tricolore aufgestellt, in der Meinung, der Anblick dieser heiligen Farben werde genügen, die französischen Soldaten von der Seite des Königthums auf die der Revolution hinüber zu ziehen. Aber die Soldaten schossen, die Flüchtlinge stoben auseinander und die Illusion, welche eine Weile sehr ernste und gemäßigte Männer in Frankreich getheilt hatten, lag am Boden. Eine andere Täuschung erfuhr dasselbe Schicksal. Die Erinnerungen an den Kampf Spaniens gegen Napoleon waren natürlich noch außerordentlich lebhaft, und die Gegner der Intervention hatten sich ihrer nach Kräften bedient, um die französische Regierung von einem Unternehmen abzumahnen, das militärisch so bedenklich sei als politisch. Wellington hatte bei seiner Anwesenheit zu Paris diesen Ton sehr nachdrücklich angeschlagen: man kenne die Spanier nicht, hatte er gewarnt, man möge sich hüten, eine Flamme zu entzünden, die vielleicht über die Pyrenäen schlagen könne. Aber wenn die Spanier 1808 die Welt durch ihren Heldenmuth in Erstaunen gesetzt hatten,

ſo ſollten ſie 1823 eine faſt noch größere Ueberraſchung durch das Gegentheil bewirken. Nach der herausfordernden Haltung der Cortes und ihres radicalen Miniſteriums mußte man in der That, wie ſchwach auch die militäriſche Rüſtung ſei, einen ſtarken Ausbruch revolutionärer Energie erwarten. Aber nichts derartiges zeigte ſich in Wirklichkeit. Die Cortes ſelber giengen mit dem Beiſpiele der Muthloſigkeit voran. Was ſollte das Volk denken, als es erfuhr, daß ſeine Vertreter, welche Europa mit den kühnſten Worten provocirt hatten, mit dem Könige von Madrid nach Sevilla flohen vierzehn Tage, ehe die Franzoſen nur die Grenze berührten? Die revolutionären Leidenſchaften hatten ſich drei Jahre lang ausgetobt und waren erſchöpft; ſie hatten einen Zuſtand geſchaffen, in dem ſich niemand behaglich fühlte, für den gar einen großen Kampf zu wagen niemand die geringſte Veranlaſſung fand; nur ein ſtarkes Motiv hätte die Anhänger der Revolution befeuren können, die Furcht vor der unbarmherzigen Rache der Gegner, aber auch dieſe Furcht rieth doch ſchließlich mehr ſich ſtill zu halten. So rückte denn die Hauptmaſſe des franzöſiſchen Heeres faſt ganz ungehindert vor, und am 24. Mai hielt Angoulême ſeinen Einzug in Madrid.

Der militäriſche Erfolg hätte nicht erfreulicher ſein können, aber gleichzeitig waren die politiſchen Schwierigkeiten in unerwarteter Größe hervorgetreten. Sobald das Vordringen der franzöſiſchen Colonnen die royaliſtiſche Wuth entfeſſelte, brach ſie in den häßlichſten Exceſſen aus. Es liegt darüber ein bezeichnender Bericht aus der preußiſchen Geſandtſchaft in Madrid vom 5. Juni vor. Der Schreiber hat von franzöſiſchen Officieren die betrübendſten Erzählungen über die greulichen Ausſchweifungen gehört, welche die Royaliſten überall begehen; die Soldaten der Glaubensarmee, meldet er, betrügen ſich ſchlimmer als Coſacken, plünderten, mordeten, raubten ſo viel ſie könnten. Schon jetzt machten dieſe Exceſſe — „ich muß es mit dem größten Bedauern melden“ — den ſchlimmſten Eindruck und hätten der königlichen Sache viele verſtändige Leute entfremdet. Auch in Madrid begiengen dieſe Menſchen die frechſten Gewaltthaten und niemand wehre ihnen; in Aranjuez hätten ſie alle Häuſer geplündert, gleich ob ſie von Royaliſten oder Liberalen bewohnt würden. Die Wohlmeinenden hätten gehofft, der Herzog

von Angoulême werde ein fertiges Regierungsſyſtem einſetzen und ſeien erſchrocken, daß er den ſpaniſchen Fanatismus gewähren laſſe. Man kenne Spanien in Europa nicht, auch nicht in Paris! Niemand in der That habe Dinge für möglich gehalten, wie ſie die eben befreiten Royaliſten begiengen. „Wer hätte ſich das in Verona gedacht!“ Zur Begründung dieſes ſchmerzlichen Ausrufs führt der Berichterſtatter Einzelnheiten an: „Die Lage Madrids und unzähliger anderer Städte iſt ſchlimmer als die einer im Sturm eroberten Stadt. Denn in dieſer kehrt alles zur Ordnung zurück, wenn die Beutegier der Soldaten befriedigt iſt; hier aber iſt man Tag und Nacht den Bajonnetten einer Soldateſca ausgeſetzt, welche, ohne die Spur von militäriſcher Zucht, nichts kennt als die Rache, den Diebſtahl und die Plünderung. Briefe aus Aragon und Caſtilien melden Details, welche Schauder erregen. In dem kleinen Valencia hat man 120 der angeſehenſten Einwohner ins Gefängniß geworfen, die ſich um politiſche Dinge nie gekümmert hatten, ganz gemäßigte, ruhige Leute, lediglich, weil der niedrigſte Pöbel, der ſich zum Herrn der Stadt aufgeworfen hat, nach ihrem Vermögen Verlangen trug. Kürzlich zog ein Haufe königlicher Freiwilliger in eine kleine aragoniſche Stadt ein. Der Führer forderte eine Contribution von zwei Millionen; da ſie nicht bezahlt werden konnte, weil nicht der hundertſte Theil dieſer Summe im Orte exiſtirte, ließ der Führer ſeine Bande los, die dann in wenigen Stunden die ganze Erndte ruinirte.“ Der Schreiber ſchließt mit der Bemerkung: man möge das von ihm gemeldete nicht für übertrieben halten; es ſei ſo zuverläſſig, wie das, was er früher über die Exceſſe der Revolution berichtet habe. Er wolle nur die Wahrheit ſagen.

Die franzöſiſche Politik mußte durch dieſe widrigen Erfahrungen ſtark ins Gedränge kommen. Sie mochte ſich in dem Widerſtreit zwiſchen ihren getheilten Wünſchen und den Conſequenzen der geſammten Situation, aus welcher ihr Einſchreiten hervorgegangen war, reſigniren, daß ihre wohlgemeinten Rathſchläge für ein gemäßigtes politiſches Syſtem von der Freiheit der Spanier in den Wind geſchlagen würden — das konnte ſie nicht zugeben, daß die franzöſiſchen Waffen ein Regiment der ſchlimmſten Barbarei einſetzten. Es lag jetzt klar vor, daß es ſich hier nicht um einen Ge-

genſatz politiſcher Principien handle, ſondern darum, ob Frankreich und das civiliſirte Europa helfen ſolle in Spanien ein Syſtem der roheſten Gewalt, der ſchändlichſten Ausbeutung der Staatsmacht zu den gemeinſten perſönlichen Zwecken aufzurichten, das die Revolution in gewiſſem Maße rechtfertigte und ſie ſicherlich über kurz oder lang von neuem hervorrief. Man konnte das Princip der Revolution mit der ſchärfſten Entſchiedenheit verwerfen, alle Conſequenzen der Lehre von der unbeſchränkten Königsmacht unbedingt billigen; die Unthaten der Vertreter des reinen Königthums legten einer Regierung, welche nicht den Fanatismus des Drapeau blanc theilte, die Pflicht auf, wie ſie eingeſchritten war gegen die Exceſſe der Revolution, dieſe unendlich viel ſchlimmeren Verſündigungen gegen jeden Begriff von Staatsordnung zu hemmen. Fühlte man ſich trotzdem durch den Grundſatz gehindert, von dem die Intervention ausgegangen war, daß es ſich nur um die Herſtellung der Freiheit des Königs handle, daß Frankreich darauf verzichte, in die Ordnung des ſpaniſchen Staatsweſens irgend einzugreifen, ſo konnte man mit dem beſten Rechte geltend machen, daß die Befreiung des Königs ſelber durch den royaliſtiſchen Cannibalismus erſchwert, vielleicht gar das Leben des Monarchen gefährdet werde. Denn wenn die Cortes, in deren Gewalt ſich der König befand, von der Wuth ihrer Gegner lernten, ſo mußte man allerdings das ſchlimmſte befürchten.

In der That hatte Angoulême längſt die Unmöglichkeit erkannt, dem ſpaniſchen Fanatismus das Schickſal des Landes preiszugeben, und ſoweit es ſeine Inſtructionen irgend erlaubten, im Sinne einer verſtändigen Mäßigung gewirkt. Villèle war darin ganz mit ihm einverſtanden. Er bedauerte den Herzog, daß er mit ſo unvernünftigen Bundesgenoſſen zu thun habe; er warf der Junta vor, daß ſie durch ihre Kundgebungen für den Abſolutismus und die Inquiſition die Freunde conſtitutioneller Einrichtungen und einer weiſen Freiheit in Frankreich beunruhige; er mahnte Herrn v. Martignac auf ſeiner Hut zu ſein vor den gewaltſamen Maßregeln, mit denen die Fractionen ihre Herrſchaft zu befeſtigen meinten, während ſie nur auf ihren Sturz hinarbeiteten: er hätte wie Angoulême gewünſcht, dem Kriege durch eine vernünftige Ausgleichung der Parteien ein Ende zu machen. Aber das waren leider unfruchtbare Wünſche. Villèle

ſtand im Miniſterium allein; vor allem arbeitete jetzt Chateaubriand, von Rußland geſtützt und gedrängt, im Sinne der royaliſtiſchen Ultras. Er beſtürmte Villèle, den Herzog von dem verderblichen Wege abzubringen, auf den er ſich mehr und mehr verirre; von allen Seiten höre er über das Entſetzen der Royaliſten, mit dem ſie den Herzog zu den Conſtitutionellen neigen ſähen. Er fand es nicht zu viel, bis zu einem gewiſſen Grade ſogar die Intriguen Mataflorida's zu protegiren, der nach Paris gekommen war, um im Drapeau blanc Lärm zu ſchlagen über den Verrath Villèles, der mit den Cortes verhandeln wolle, d. h. mit der Anarchie, der Gottloſigkeit, dem Atheismus, der in Spanien eine der Charte ähnliche Verfaſſung einführen wolle, was nichts anderes ſei als die Revolte ſanctioniren, die Proſcriptionen legitimiren, den Königsmord billigen. Dieſe maßloſen Anſichten hatten in den Kammern damals die Oberhand; Monſieur huldigte ihnen durchaus und der König wurde ihnen von der Beredtſamkeit der Mme du Cayla täglich näher gerückt. Endlich übten die Geſandten von Rußland, Oeſterreich und Preußen den ſtärkſten Druck in derſelben Richtung aus, worüber wir alsbald näheres hören werden.

So behielten denn in dem franzöſiſchen Miniſterrath ſchließlich immer diejenigen Recht, welche trotz den ſchlimmen in Spanien gemachten Erfahrungen unerſchütterlich dabei blieben, Frankreich dürfe ſich in keiner Weiſe in die innere Regierung des befreiten Landes miſchen. Ein wichtiger Beſchluß in dieſer Beziehung mußte gefaßt werden, als das franzöſiſche Heer der ſpaniſchen Hauptſtadt nahte. Die Junta Eguia konnte mit der ferneren Verwaltung der Geſchäfte nicht betraut werden, weil ſie mit all ihrem royaliſtiſchen Terrorismus die Anhänger der Regentſchaft von Urgel nicht verſöhnt hatten und überdieß der nöthigſten Autorität und der beſcheidenſten Fähigkeiten zu ſehr entbehrte. Es war alſo die Einſetzung einer förmlichen Regentſchaft nöthig. Nun hätte ohne Frage bei der Zuſammenſetzung derſelben der franzöſiſche Oberfeldherr ein gewichtiges Wort reden können; Angoulême meldete, ſo dringend er wünſche, mit der Politik dieſes unglücklichen Landes nichts zu thun zu haben, ſchiene es ihm doch bei der blinden Leidenſchaft der Royaliſten nicht anders möglich, als daß er die Regentſchaft ernenne. Aber es wurde

angemeſſen gefunden, damit Frankreich in keiner Weiſe beſchuldigt werden könne, es wolle auf die inneren Geſchäfte des Landes einwirken, daß der Rath von Caſtilien die Mitglieder der Regentſchaft beſtimme. Natürlich ſchloß auch dieſer Modus den franzöſiſchen Einfluß nicht aus: man begnügte ſich ihn ſo zu üben, daß die eifrigſten Royaliſten beider Länder, daß namentlich auch die drei Oſtmächte damit zufrieden ſein konnten. Am 26. Mai traten die Regenten, die Herzoge von Infantado und Montemar, Baron Eroles, Biſchof von Osma und D. Antonio Gonzalez Calderon ihr Amt an. Wie ſie ihre Thätigkeit übten, darüber hören wir am beſten den oben citirten preußiſchen Bericht vom 5. Juni: „Die Regentſchaft, heißt es darin, hat bis jetzt noch nichts gethan, als Stellen und Titel an Parteigenoſſen verliehen. Der Canonicus D. Victor Damian Saez, dem ſie das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten übertragen hat, iſt ein ſchwacher Menſch, ohne die geringſten Kenntniſſe von dieſem Zweige der Verwaltung. Seine einzige Beſchäftigung beſteht darin, daß er Aemter vergiebt und zwar an die unwürdigſten und unfähigſten Perſonen, z. Th. ganz unreife Söhne früherer Miniſter, mit denen er nun die ſpaniſchen Legationen und Bureaus beſetzt, ohne nur an die alten treuen Beamten zu denken, welche 1820 entfernt wurden. Männer von Ehre ſind bei dieſen Anſtellungen ausgeſchloſſen, weil ſie ſich nicht zu den nöthigen Intriguen und Demüthigungen erniedrigen, Männer von Kenntniſſen, weil man von ihnen fürchtet, ſie würden Mißbräuche abſchaffen, von denen ſo viele bequem leben.“ Leider berührte dieſe Schilderung nur Eine Seite, die Unfähigkeit der Perſonen, denen man das Schickſal des Landes anvertraut hatte; viel ſchlimmer war, daß ſie ihre Gewalt im Sinne blutgieriger Rachſucht übten, daß ſie höchſtens beſtimmt werden konnten, den ſcheußlichen Ausſchreitungen, von denen wir oben hörten, einige kühle Worte des Tadels entgegen zu ſetzen, während ihre Handlungen durchweg vom extremſten Parteigeiſt dictirt wurden.

Unter dieſen Umſtänden konnte es nicht ausbleiben, daß Angoulême alsbald mit der Regentſchaft im offenen Kriege lag. Gleich in dem erſten Schritte, den ſie that, in ihrer Proclamation an die Spanier, verſuchte ſie den mit Herrn von Martignac verabredeten

Ton zu fälſchen, indem ſie eine Phraſe einſchob, welche die Herſtellung der Inquiſition verhieß: nur mit Mühe wurde es noch verhindert. Am 2. Juni erließ ſie ein wuthſchnaubendes Decret gegen zwei ſpaniſche Regimenter, welche ſich vor der Occupation Madrids durch die Franzoſen um die Bürgerſchaft verdient gemacht hatten, indem ſie den royaliſtiſchen Pöbel im Zaume hielten; wenige Tage darauf ſchleuderte ſie einen fanatiſchen Erlaß gegen die Beſitzer von Nationalgütern: alles, ohne Angoulême vorher auch nur eines Wortes zu würdigen, auf deſſen Mildthätigkeit ſie doch für ihre tägliche Exiſtenz angewieſen war. Der Herzog überzeugte ſich immer mehr, daß die Zwecke der franzöſiſchen Politik unmöglich erreicht werden könnten ohne eine Beſchränkung dieſes extremen Royalismus, ohne gewiſſe conſtitutionelle Bürgſchaften. „Ich habe, ſchrieb er an Villèle, dem Herzog von Infantado über die Nothwendigkeit geredet, das vergangene zu vergeſſen und dem Lande gewiſſe Einrichtungen zu geben, wie z. B. zwei Kammern. Er aber ſchien ſehr weit von dieſer Meinung entfernt. Als ich ihm in Betreff des erſten Punktes unſer Beiſpiel citirte, antwortete er, die Beſtrafung der Schuldigen würde die Ruhe in Frankreich beſſer geſichert haben; über den zweiten Punkt ſagte er, es ſei unmöglich in Spanien zwei Kammern zu ſchaffen; das beſte wäre, die alten Cortes herzuſtellen; ich halte mich aber noch nicht für geſchlagen.“ Hier haben wir alſo ganz offen das Bekenntniß Angoulêmes, daß ihm eine Verfaſſung in Spanien unerläßlich ſchien. Inzwiſchen bedrängte er Villèle um Inſtructionen, wie er ſich gegenüber den verderblichen Maßregeln der Regentſchaft verhalten ſolle, welche nicht nur die ſpätere Zukunft compromittirten, ſondern namentlich auch die unmittelbare Aufgabe, die Befreiung des Königs und die Beendigung des Krieges, in der ärgerlichſten Weiſe erſchwerten. Die Antwort lautete: er möge zuſehen, daß die Regentſchaft nicht ſo viele Fehler mache, aber ihr großes Vertrauen zeigen; er möge die Thorheiten ſeiner Bundesgenoſſen nicht unterſtützen, ſie aber auch nicht unzufrieden machen, indem er ihre Feinde zu gut behandle; er möge den Intriganten Widerſtand leiſten, welche die abſolute Gewalt herſtellen wollten, aber nicht vergeſſen, daß Frankreich nicht nach Spanien gegangen ſei, um der einen oder anderen politiſchen Theorie das Ueberge-

wicht zu verschaffen, sondern um eine revolutionäre Regierung zu vernichten.

Angoulême hätte müssen ein Wunderthäter sein, um auf Grund solcher Weisungen irgend etwas auszurichten. Und doch vergiengen nur einige Tage, bis die französische Politik einen weiteren Schritt zurück that. Als die Nachricht von den raschen Erfolgen des französischen Heeres in Wien eintraf, erwachten in Fürst Metternich die alten Besorgnisse, daß Frankreich von der Intervention zu großen Vortheil ziehen und Rußland, dessen Einfluß in Paris immer stärker hervortrat, ein empfindliches Uebergewicht erlangen möge. Er veranlaßte daher den in Wien der Jagd lebenden König von Neapel, als der nächste Verwandte König Ferdinands die Regentschaft über Spanien bis zur Befreiung Ferdinands in Anspruch zu nehmen. Herr von Caraman, der französische Gesandte in Wien, hatte seltsamer Weise gegen diese Idee nichts einzuwenden, sondern empfahl sie ganz harmlos in einer Depesche an Chateaubriand, welche sich mit einer gleichzeitigen Note Metternichs in schönster Harmonie befand. Das war nun doch den Herren in Paris etwas zu stark. Sie wiesen eine solche Zumuthung indignirt zurück, und selbst Chateaubriand fragte zornig, ob Frankreich so große Opfer gebracht haben solle, um den Herzog von Angoulême und 100,000 französische Soldaten unter das Commando des Herrn von Castelcicala zu stellen? Aber Herr von Castelcicala, der neapolitanische Gesandte in Paris, ließ sich dadurch nicht irre machen. Er veranlaßte eine Conferenz der vier Mächte und producirte in derselben die Vollmacht seines Königs, welche ihn anwies sich unverzüglich nach Madrid zu begeben, an die Spitze der dortigen Regentschaft zu treten und die Leitung der Geschäfte in die Hand zu nehmen; Baron Vincent unterstützte dieses Begehren im Auftrage Metternichs nachdrücklich. Frankreich protestirte auf das lebhafteste, aber die Gesandten Rußlands und Preußens, welche wohl den günstigen Moment erkannten, die Politik Frankreichs ihrer letzten constitutionellen Velleitäten zu entkleiden, hielten sich kühl zurück: sie müssen die Befehle ihrer Cabinette einholen. Wie schwach und nachgiebig sich Villèle gezeigt hatte, er war doch fortwährend dem feindseligen Verdacht der Ostmächte ebenso ausgesetzt gewesen wie dem Haß der Ultraroyalisten.

Die Intriguen für die Regentſchaft von Urgel hatten keinen Augenblick geruht. Man wußte nicht, wie die drei Geſandten dazu ſtanden; ſie machten gegen die neue Regentſchaft allerlei Einwendungen, als wenn dieſelbe zu ſehr im franzöſiſchen Sinne wirke; im ſchlimmſten Gedränge zwiſchen den franzöſiſchen und ſpaniſchen Royaliſten, welche fortwährend über die conſtitutionellen Cabalen Villèles lamentirten, und der argwöhniſchen Haltung der Mächte hielt man es ſchon für einen großen Erfolg, wenn dieſelben nur die neue Regentſchaft anerkennen und ihre Geſandten nach Madrid ſchicken wollten. Da nun auch noch der neapolitaniſche Fall dazwiſchen kam, gieng es mit Villèles Widerſtand raſch zu Ende. Nach ſehr lebhaften Debatten unterzeichneten die drei Geſandten am 7. Juni ein Protokoll, worin ſie ſich Namens ihrer Souveräne verpflichteten die Regentſchaft anzuerkennen, unter der Bedingung, daß ſie ſich darauf beſchränke Spanien zu verwalten, die Mittel für die Befreiung des Königs herbeizuſchaffen, und nicht mit den Cortes verhandle.

Dieſes Abkommen bedeutete für Frankreich nichts anderes als den Verzicht auf jede Bemühung, die Willkühr König Ferdinands wirkſam zu beſchränken. In den Briefen Villèles an Angoulême trat die Wendung klar an den Tag. Er rühmte von dem Protokoll, es ſei „zu verſtändig, zu ſehr in Uebereinſtimmung mit unſeren Abſichten und den Intereſſen unſerer Unternehmung", als daß man dagegen habe opponiren können. Angoulême möge nun doch auf den zwei Kammern nicht beſtehen. Es wäre wohl geſchickter, wenn er, ſtatt daß er ſich bemühe Infantado für die zwei Kammern zu gewinnen, den Schein annähme, als werde er von ihm für die alten Cortes gewonnen, und mit dieſer Conceſſion das Vertrauen des Präſidenten der Regentſchaft erlangte. Ja, Herr von Villèle hatte jetzt ſogar die Ueberzeugung erworben, es werde leichter ſein, ein Syſtem der Mäßigung und Milde zur Geltung zu bringen, wenn erſt einmal der König frei ſei. Auf alle Fälle würde dann eine geringere Verantwortlichkeit auf dem Herzog und auf Frankreich ruhen. „Wir hätten eine feindſelige Regierung umgeſtürzt, einen Bourbon wieder auf ſeinen Thron geſetzt, eine religiöſe und royaliſtiſche Bevölkerung befreit.... Frankreich würde fortwährend ſeinen guten Rath geben;

will man dann doch Thorheiten machen, ſo wird es ſich darauf beſchränken ſie nicht zu unterſtützen." Es war unmöglich, vollſtändiger auf jeden politiſchen Gedanken zu verzichten, das Verhalten Frankreichs unbedingter den Intentionen der Oſtmächte unterthänig zu machen. Chateaubriand ſprach das in ſeiner Weiſe noch unumwundener aus in einem Briefe an den Geſandten in Petersburg. „Die Regentſchaft, ſchrieb er Herrn de la Ferronays Ende Juni, hat viele Fehler gemacht. Man muß aber doch zu ihrer Entſchuldigung ſagen, daß ſie genöthigt iſt den Wünſchen der Maſſe Opfer zu bringen, welche ſie treibt. Wollten wir verſuchen ſie zurück zu halten, ſo würden wir ſofort den ganzen Körper der Nation gegen uns ſtellen, der uns als Gemäßigte, Conſtitutionelle verſchreien würde, als Menſchen, die gekommen wären, um mit den Feinden und den Cortes zu pactiren.... Es iſt deßhalb klar, daß wir gezwungen ſind eine paſſive Rolle zu ſpielen, uns damit zu begnügen, daß wir durch heimliche Rathſchläge und freundſchaftliche Vorſtellungen die Maßregeln zu mildern ſuchen, welche uns zu gewaltſam, oder auch zu gerecht ſcheinen."

Villèle wußte ſehr wohl, daß Angoulême dieſe Politik der Paſſivität für eine Macht, welche mit 100,000 Mann in Spanien ſtand, auf deren Säbel und auf deren Geldbeutel die Menſchen ausſchließlich angewieſen waren, welche das Land mißhandelten, wenig angemeſſen fand; er beſchwor ihn deßhalb in jedem Briefe, ſeinen Widerwillen zu überwinden. Aber wie fügſam der Herzog war, er konnte ſich unmöglich auf die heimlichen Rathſchläge und die freundſchaftlichen Vorſtellungen beſchränken, welche Herr von Chateaubriand wünſchte. Jeder ſeiner Briefe floß über von den bitterſten Klagen über die Unwürdigkeiten, die er dulden müſſe. „Da wo unſere Truppen ſind, ſchrieb er, halten wir die Ordnung mit großer Mühe aufrecht; wo wir aber nicht ſind, da wird maſſacrirt, gebrannt, geſtohlen, geplündert.... Die ſ. g. royaliſtiſchen Corps fürchten jede regelmäßige Ordnung, ſie ſuchen nichts als Diebſtahl und Plünderung." Man verweiſe ihn auf die Zeit, wo der König frei ſein werde; was er denn da thun ſolle? Solle er von ihm eine Erklärung fordern, welche mehr oder weniger poſitive Einrichtungen verſpreche? „Solange wir in Spanien ſind und ihm Geld geben, wird

er thun, was wir wollen. Sind wir einmal fort, ſo wird er nichts von dem halten, was er verſprochen hat.“ Man ſieht, wie ſchwer es dem graden, geſunden Sinn des Herzogs wurde, ſich in die ganze Ohnmacht der franzöſiſchen Politik zu finden. Er dachte daran, von dem Könige beſtimmte Bürgſchaften zu verlangen; er ſetzte voraus, ſolange er mit ſeiner Armee in Spanien ſtehe, werde König Ferdinand ſein Wort halten. Er ſollte bald genug noch ganz andere Demüthigungen erleben. Von dem Tage an, wo die Geſandten der Oſtmächte ihre Thätigkeit in Madrid begannen, war es um die Autorität des Herzogs vollends geſchehen.

Blickt man auf den Zeitpunkt zurück, wo die ſpaniſche Frage in den Vordergrund der europäiſchen Verhandlungen trat, ſo nimmt man ein unaufhaltſames Zurückweichen der gemäßigten Tendenzen in der franzöſiſchen Politik wahr. Als die Vertreter Frankreichs zum Veroneſer Congreß abreiſten, hatten ſie die beſtimmte Weiſung, ſich vorſichtig zurück zu halten, die Interventionsluſt zu mäßigen, Frankreich die vollkommene Freiheit ſeiner Entſchließungen zu wahren: kaum war der Congreß eröffnet, ſo trieben die franzöſiſchen Bevollmächtigten ſelber zum Krieg und zur Unterordnung der franzöſiſchen Politik unter die Geſichtspunkte der heiligen Allianz. Nichtsdeſtoweniger dämmte Villèle den Strom Mitte December noch einmal, ſo daß Wellington, als er um den 20. December Paris verließ, feſt auf die Erhaltung des Friedens rechnete; der Sturz Montmorencys ſchien dafür eine neue und gewichtige Bürgſchaft zu liefern. Aber nach wenigen Wochen ſetzte Chateaubriand genau dieſelbe Politik im Scene, für welche Montmorency gebüßt hatte; der Krieg wurde beſchloſſen. Doch ſollte er durchaus nicht für die Herſtellung des Abſolutismus geführt werden; Villèle gewann noch einmal die Oberhand und im Herzog von Augoulême einen mächtigen Verbündeten; die in Spanien gemachten Erfahrungen ſchienen auch den eifrigſten Royaliſten von der Nothwendigkeit überzeugen zu müſſen, der Parteiwuth ſtarke Schranken zu ziehen: dennoch triumphirte nach wenigen Monaten die Politik des contrerevolutionären Fanatismus vollſtändig, welche jetzt, nachdem Frankreich die Revolution niedergeworfen, den ſeltſamen Satz aufſtellte, es würde eine empörende Einmiſchung in die Angelegenheiten eines fremden unabhän-

gigen Volkes ſein, wenn Frankreich in die neue Conſtituirung des ſpaniſchen Staates ein Wort reden wollte.

Bis dahin hatten die Wünſche der Oſtmächte, wie ſie namentlich Kaiſer Alexander vertrat, über das Intereſſe Frankreichs einen vollſtändigen Sieg errungen. Herr von Chateaubriand hatte vom ſpaniſchen Feldzuge eine ruhmvolle Erhöhung des franzöſiſchen Anſehens, eine glänzende Erhebung aus der Abhängigkeit von den übrigen Großmächten erwartet: in Wahrheit war Frankreich in Spanien der Vollſtrecker der Weiſungen der Oſtmächte; ein militäriſcher Erfolg, der ſehr wohl ihm die volle Selbſtändigkeit, eine durchaus ebenbürtige Geltung hätte eintragen können, diente nur, ſeine vollſtändige Unterordnung unter die Abſichten der drei abſolutiſtiſchen Mächte ans Licht zu ſtellen. Wir werden ſehen, wie Frankreich, nachdem es in der Hauptſache auf alle eigenen Tendenzen verzichtet hatte, auch in den Details der laufenden Geſchäftsbehandlung dem Entgegenwirken der drei Mächte erlag, als der militäriſche Herr Spaniens einen geringeren Einfluß übte, als einer der Geſandten, deſſen Souverän für die Niederwerfung der Revolution nicht einen Mann in Bewegung geſetzt hatte. Inſofern hätte der diplomatiſche Succeß der Oſtmächte nicht glänzender ſein können. Und dennoch geſchah es, daß ſich auch an ihnen, in einem engeren Kreiſe freilich, das Schickſal Frankreichs wiederholte: wie Frankreich ihren Intentionen erlegen war, ſo erlagen ſie der Wucht des ſpaniſchen Fanatismus und der Conſequenz des Princips, auf das ſie ſich geſtellt hatten. Sie hatten von Anfang an die franzöſiſchen Velleitäten für conſtitutionelle Einrichtungen in Spanien aufs entſchiedenſte bekämpft: darin ſiegten ſie; ſie hatten aber nie daran gedacht, eine Regierung der Rache, des Mordes, der Plünderung einzuſetzen: es widerfuhr ihnen nicht nur, daß ſie den greulichſten Ausſchweifungen einer barbariſchen Gewalt, welche die Geſchichte unſeres Jahrhunderts befleckt haben, ohnmächtig zuſchauen mußten, ſondern daß ſie thätig mitwirkten, ihnen ein unglückliches Land zu unterwerfen.

Am 21. Juni hatte Herr von Roger, welcher Preußen in außerordentlicher Miſſion in Madrid vertreten ſollte, eine lange Audienz bei Monſieur, in welcher die Geſichtspunkte des ſtrengſten Royalismus gegenüber den ſpaniſchen Angelegenheiten eine merkwürdige

Darlegung fanden. Herr von Roger berichtet ſo: Gewiß, ſagte Monſieur, ſei es nöthig ſich vor einem Rückfall in Acht zu nehmen, gewiß müſſe König Ferdinand ſich ſelber die Leichtigkeit, wenn nicht die Möglichkeit entziehen, die Fehler zu wiederholen, welche er früher begangen habe, gewiß dieſer abſoluten Gewalt eine Schranke ſetzen, die er wieder mißbrauchen könne; denn ein zweiter 20. März würde nicht nur für Spanien, ſondern auch für Frankreich furchtbar ſein. Aber müſſe man deßhalb das Mittel anwenden, das man in Frankreich, in Bayern und Würtemberg gewählt habe? Das glaube er durchaus nicht. Für dieſe Länder möchten ſolche Einrichtungen gut ſein, aber für Spanien gewiß nicht. Er ſei davon ſo überzeugt, daß wenn Ferdinand eine derartige Verfaſſung geben wolle, man alles aufbieten müſſe, um ihn davon zurückzubringen. Das Heil Spaniens liege in ſeinen alten Einrichtungen. „Man ſieht, bemerkt Herr von Roger, es iſt unmöglich, in den Sinn des von der heiligen Allianz adoptirten Syſtems beſſer einzudringen.“ Monſieur habe gar nichts von der unglücklichen Schwäche des Königs für die franzöſiſche Charte. Aber das hinderte ihn nicht, wieder und wieder die Nothwendigkeit zu betonen, daß die Reaction in Spanien gezügelt, die Leidenſchaften beſchwichtigt, die Beſtrafung politiſcher Vergehen möglichſt eingeſchränkt werde. Die Beendigung der militäriſchen Aufgabe, meinte der hohe Herr, werde keine Schwierigkeiten machen, deſto mehr die Herſtellung eines geordneten Zuſtandes; und da brauche Frankreich die Unterſtützung der Alliirten, namentlich um König Ferdinand gegen ſeine eigenen Fehler zu ſchützen. „Car nous ne pouvons le nier: il est bien le premier auteur de ses malheurs et de ceux de son pays.“ Faſt genau in demſelben Sinne äußerte ſich am folgenden Tage Ludwig XVIII und auch Villèle, von dem Monſieur rühmte, früher ſei er wohl ſchwach geweſen, jetzt aber Angeſichts der raſchen Verſtärkung des royaliſtiſchen Geiſtes wolle er wirklich das gute, während Montmorency behauptete, für den Augenblick ſei er aufrichtig, werde jedoch auf ſein früheres Syſtem zurückkommen, ſobald die Dinge ſich anders wendeten. Der König wie ſein Miniſterpräſident wiederholte faſt mit den Worten Monſieurs, das ſchwierigſte werde ſein König Ferdinand vor ſeinen eigenen Fehlern zu ſchützen; Villèle klagte

noch beſonders über die troſtloſe Unfähigkeit der ſpaniſchen Royaliſten, unter denen ſich nicht ein einziger Staatsmann, ein einziger Mann von Kopf finde; die Alliirten würden deßhalb alles aufbieten müſſen, um eine leidliche Ordnung zu begründen.

Man könnte meinen, das rühmende Zeugniß Herrn von Rogers, Monſieur habe die ſpaniſche Politik der heiligen Allianz vollkommen gefaßt, beziehe ſich nur auf den Punkt, daß in Spanien kein Verfaſſungsexperiment gemacht werden dürfe wie in Frankreich und den ſüddeutſchen Staaten, daß man vielmehr auf die alten Einrichtungen zurückgehen müſſe, d. h. auf jene ſeltſamen Cortes, welche auch der Herzog von Infantado acceptiren wollte. Wir haben aber vollgiltige Beweiſe, daß man in Petersburg und Berlin die Nothwendigkeit, König Ferdinand zu zügeln, ebenſo erkannte wie Graf Artois. Anfang Juli erhielt Pozzo di Borgo, welcher von Verona nach Paris geſchickt war, um die Bemühungen Wellingtons für die Erhaltung des Friedens zu vereiteln, und welcher ſeitdem auf die Behandlung der ſpaniſchen Angelegenheiten den größten Einfluß geübt hatte, ausführliche Inſtructionen, wie er die Reſtauration in Spanien von Paris aus leiten ſolle. In dieſer Weiſung beſteht nun das ruſſiſche Cabinet zuerſt auf der abſoluten Nothwendigkeit „de ne pas composer ni avec les auteurs, ni avec les formes, ni avec les principes de la révolution.“ Nichts würde dem Zweck der Expedition, dem Geiſt der Alliirten, dem Intereſſe Europas und der vollſtändigen und dauernden Pacification Spaniens mehr zuwider ſein als ein ſolches Compromiß, wie verführeriſch es auch erſcheine „à des hommes faibles qui n'ont que des demi-idées.“ Wenn der König ſeine Freiheit erlangt habe, ſo werde es ihm zuſtehen, mit verſtändigen und treuen Spaniern die Mittel in Erwägung zu ziehen, um die königliche Autorität zu befeſtigen „en lui donnant des organes sûrs, des forces tutélaires et des appuis matériels et moraux qui soient à l'abri de la violence et de la séduction.“ Wenn aber ſo Frankreich und ſeine Alliirten die Unabhängigkeit des Königs ſcrupulös reſpectiren müßten, ſo würden ſie auf der anderen Seite ihre Pflicht gegen den König und ſich ſelbſt, gegen Spanien und Europa verſäumen, wenn ſie nicht den König mit ihrem Rath und ihren Mahnungen umgäben, wenn ſie

ihm nicht in einer zugleich freundſchaftlichen und ſtrengen, gemäßigten und feſten Sprache die Klippen bezeichneten, die ihm drohen, „s'ils ne lui rappelaient pas le passé pour empécher qu'il ne se produise pas dans un avenir qui seroit plus funeste encore que le présent," wenn ſie nicht alles aufböten, um die Wiederkehr eines revolutionären Fiebers zu hindern, „qui seroit la suite infaillible du retour du despotisme." Die großen Verdienſte, welche ſich Frankreich und ſeine Alliirten um den König erworben, gäben ihnen das unbeſtreitbare Recht ſo zu ſprechen, die Gefahren, mit denen Spanien Europa bedroht habe, legten ihnen die Pflicht dazu auf, und ihre Mitwirkung an der Reſtauration in Spanien mache ſie verantwortlich für deren Erfolg. Indem Graf Bernſtorff Herrn von Roger dieſe ruſſiſche Inſtruction mittheilte, fügte er hinzu: „les instructions sont presque textuellement conformes aux nôtres."

Alſo Rußland, Preußen und Frankreich waren jetzt vollkommen einig darin, daß ſie ihren ganzen Einfluß aufbieten müßten, um Spanien vor der Rückkehr des Deſpotismus zu bewahren, der eine neue Revolution zur unvermeidlichen Folge haben müſſe. Wenn man nun fragte, was bei der bekannten Sinnesweiſe König Ferdinands, über welche ſich ja auch die Alliirten gar keine Illuſionen machten, eine einigermaßen zuverläſſige Bürgſchaft in dieſer Richtung geben könne, ſo war dafür ohne Zweifel nichts wirkſamer, als daß man die Zeit bis zur Befreiung des Königs benutzte, um im Lande verſtändige und gemäßigte Tendenzen zu befeſtigen. Geſtattete man der Regentſchaft und ihren Creaturen einen Geiſt der ſchlimmſten Rachſucht, der finſterſten Verfolgungswuth zur Herrſchaft zu bringen, ſo lag es auf der Hand, daß der befreite König, von ſolchen Einflüſſen empfangen, einen Terrorismus etabliren werde, welcher für die Alliirten die Laſt der Verantwortung ſehr empfindlich machen müſſe. Nach den Erfahrungen aus der erſten Reſtauration durfte man ſich darüber keinerlei Täuſchungen hingeben. Solange der König ein Gefangener der Cortes war, übten thatſächlich die Alliirten das Regiment in Spanien. Was ſie einmüthig verlangten, dem konnte ſich niemand widerſetzen. Das war freilich die unerläßliche Vorausſetzung einer heilſamen Wirkſamkeit, daß ſie aufrichtig zu-

ſammen giengen, daß namentlich die Oſtmächte die thatſächliche Stellung Frankreichs achteten und aus ihr, in ehrlicher Unterſtützung des franzöſiſchen Einfluſſes, den möglichſten Nutzen zogen. Da Frankreich in der That vollſtändig auf die Intentionen der Oſtmächte eingegangen war, konnten ſie kein verſtändiges Bedenken tragen, die Macht Frankreichs für das von allen gleichmäßig gewünſchte Ziel wirkſam werden zu laſſen.

Nichts, ſollte man in der That meinen, könne einfacher, ſelbſtverſtändlicher ſein als eine ſolche Politik. Und doch wurde ſie von den Oſtmächten nicht einmal theoretiſch adoptirt; in der Praxis geſchah das genaue Gegentheil. Das oben erwähnte Schreiben des Grafen Bernſtorff an Herrn von Roger berührn auch die Frage, wie ſich der Bevollmächtigte Preußens bis zur Befreiung des Königs zu verhalten habe; in dieſer Zeit, meinte der Miniſter, werde es ſich darum handeln, „de contenir la Régence dans ses élans généreux mais peut-être imprudens;“ es ſcheine ihm, als wenn die Regentſchaft über ihren Kreis hinausgriffe. Die Herſtellung der Zehnten, die Annullirung der Verkäufe von Nationalgütern, die Einziehung von Gütern der Liberalen, die harten Strafen ſeien vielleicht im Princip richtig; aber das alles müſſe dem König vorbehalten werden; die Regentſchaft habe lediglich die laufende Verwaltung zu beſorgen. Solche politiſche Maßregeln ſeien auch deßhalb bedenklich, weil ſie die über alles wichtige Harmonie zwiſchen der Regentſchaft und dem Herzog von Angoulême, zwiſchen den ſpaniſchen Royaliſten und den Franzoſen leicht gefährdeten.

Wenn Graf Bernſtorff nach dem Empfang des früher mitgetheilten Berichtes aus der preußiſchen Legation vom 8. Juni die Thaten der Regentſchaft élans généreux mais peut-être imprudens nennen konnte, ſo kam Herr von Roger alsbald zu noch ganz anderen Reſultaten. Anfang Juli trafen die Vertreter der Mächte in Madrid zuſammen. Die Spannung hatte bereits den höchſten Grad erreicht zwiſchen dem Herzog von Angoulême und der Regentſchaft. Kurz vorher war der Herzog in die Lage gekommen, der Regentſchaft zu erklären, wenn ſie eine beſtimmte Maßregel ausführe, werde er Madrid räumen, die nach Andaluſien vorgedrungenen Truppen zurückrufen und eine Stellung fünf und zwanzig Meilen rückwärts

nehmen. Unter dieſen Umſtänden wurden die Diplomaten von beiden Theilen mit den lebhafteſten Klagen über den andern begrüßt. Wenn es möglich wäre, behauptet der Chef des franzöſiſchen Generalſtabes, würde die Tollheit der Royaliſten und der Regentſchaft die Expedition noch ſcheitern machen. „Wie, rief er, hat Ludwig XVIII Frankreich pacificirt? Und was war vorher in Frankreich geſchehen! Hier aber will man nichts als Rache und Raub. Ich kenne Beiſpiele genug, wo die beſten Royaliſten ausgeplündert und eingekerkert ſind, lediglich weil ſie reich waren oder Feinde hatten, während im Gegentheil die ſchlimmſten Revolutionäre ihren Frieden machen konnten.“ Das Verfahren der Regentſchaft gegen ſpaniſche Generale, mit denen die Franzoſen Capitulationen abgeſchloſſen, übte den ſchädlichſten Einfluß auf die Verhandlungen mit denjenigen Führern, welche noch das Feld hielten. Auf der anderen Seite lamentirte die Regentſchaft, die Franzoſen trügen ſich mit den ſchlimmſten Plänen: ſie wollten die Conſtitutionellen nicht nur in Leben und Eigenthum ſchützen, ſondern ihnen auch Macht laſſen, ſie wollten Mina, Morillo, Balleſteros an der Spitze von Provinzen und Armeen erhalten, ſie wollten die Reſtauration in Grund und Boden verderben. Dieſer Conflict feindſeliger Gegenſätze brachte nun gewiß für die Geſandten mancherlei Schwierigkeiten mit ſich; aber ſchließlich konnte es doch für einen unbefangenen Beobachter nicht lange zweifelhaft bleiben, auf weſſen Seite die Mächte treten mußten. Auch vom Standpunkte des ſtricteſten Royalismus gab es über die Schändlichkeiten der Glaubensbanden und der königlichen Freiwilligen kein verſchiedenes Urtheil, und für die Regentſchaft, deren Unfähigkeit ſie ſelber einräumten, Partei zu ergreifen hatten die Diplomaten um ſo weniger Anlaß, als die vollſtändige Uebereinſtimmung der gegenwärtigen franzöſiſchen Politik mit den Abſichten der heiligen Allianz neuerdings einen bedeutſamen Ausdruck gefunden hatte in der Ernennung des franzöſiſchen Geſandten: Marquis von Talaru, das mußte ſelbſt der extreme Royalismus Rogers zugeben, hatte die beſten Anſichten, dachte ganz wie Monſieur und war überdieß frei von aller Ueberhebung und allem Mißtrauen gegen die Alliirten.

In der That eröffneten die Vertreter der Oſtmächte ihre diplomatiſche Thätigkeit in ſchönſter Harmonie mit dem franzöſiſchen Ge-

ſandten. Am 13. Juli hielten ſie ihre erſte Conferenz. Es war die Idee, dieſe Conférence ministérielle in amtlichen Verkehr mit der Regentſchaft treten zu laſſen, wie eine förmlich organiſirte und mit beſtimmten Befugniſſen ausgeſtattete Behörde, die jedoch unter der Autorität der in ähnlicher Weiſe mit Herrn von Chateaubriand in Paris zuſammentretenden Geſandten der drei Mächte ſtehen ſolle. Nun konnte Talaru eine größere Conceſſion an ſeine Collegen wohl kaum machen, als daß er ſeinen Einfluß auf die Regentſchaft an die Uebereinſtimmung mit den Vertretern der anderen Mächte der Allianz band. Aber trotzdem, obwohl Talaru ſachlich nichts anderes wünſchte als die drei, hatte ſich doch das Verhältniß ſchon nach wenigen Wochen ſo verſchoben, daß Roger, Graf Bulgari, der ruſſiſche und Graf Brunetti, der öſterreichiſche Bevollmächtigte ganz unzweideutig zu der Regentſchaft gegen die Franzoſen hielten. Bereits am 25. Juli meldete Roger, er könne nicht umhin, die Beſorgniſſe der Spanier vor den conſtitutionellen Machinationen der Franzoſen zu theilen; die plötzlich beſchloſſene Abreiſe des Herzogs von Angoulême nach Sevilla könne wohl nur ſo ausgelegt werden, daß der Herzog wünſche, in dem entſcheidenden Augenblicke, frei von der Controle der Regentſchaft und der Geſandten, ſeinen Frieden mit den Conſtitutionellen zu machen und dem Könige Bedingungen aufzulegen, wie dieſe ſie wünſchten. Natürlich ſteigerte ſich die Zuverſicht der Regentſchaft und der Uebermuth des royaliſtiſchen Fanatismus ſofort um ein bedeutendes; ſeit die Spanier wußten, daß die Geſandten auf ihrer Seite ſtanden, ließen ſie ihren wilden Leidenſchaften völlig die Zügel ſchießen.'

Die erſte Frucht dieſer Lage war ein Decret der Regentſchaft vom 23. Juli, welches beſtimmte, daß alle Spanier, welche ſeit dem 7. März 1820 in der Nationalmiliz gedient, ſo wie alle Mitglieder geheimer Geſellſchaften ihre Aemter und Beſoldungen, auch alle Ehren und Auszeichnungen verlieren ſollten, wobei die weiteren Maßregeln vorbehalten blieben, welche der König nach ſeiner Rückkehr ergreifen möchte. Dieſer Erlaß traf etwa 150,000 Milizen, welche an ſich nichts verfehlt hatten, als daß ſie den während der Revolutionszeit geltenden Geſetzen gehorcht hatten; er entfeſſelte überdieß durch das ganze Land hin von neuem die Wuth der royaliſtiſchen

Junten, welche mit Verachtung der von den Franzosen abgeschlossenen Capitulationen die aus den aufgelösten Heerkörpern heimkehrenden Milizen mißhandelten und einkerkerten. In Paris fand dieses Decret strenge Verurtheilung nicht nur bei den Ministern, sondern auch beim diplomatischen Corps, und die Gesandten in Madrid erhielten Auftrag, der Regentschaft die stärksten Vorstellungen zu machen. Herr von Roger aber ließ sich von Saez überzeugen, daß das Decret im wesentlichen berechtigt, nur zu scharf redigirt sei, und Marquis von Talaru wies auf den einmüthigen Ruf der royalistischen Bevölkerung hin. „Sie haben das Geschrei der spanischen Royalisten gehört, erwiderte ihm Chateaubriand, aber Sie haben nicht die Antworten aller Festungscommandanten gelesen, welche erklären, sie würden sich gern ergeben, sie könnten es aber nicht, weil sie nach Niederlegung der Waffen auf Befehl der Regentschaft ins Gefängniß geworfen und massacrirt würden. Sie haben auch nicht die Berichte über die Grausamkeiten des Pfarrers Verino und der anderen royalistischen Bandenführer gelesen.“ Wie anderwärts geschah es nun auch in Burgos, daß neben vielen andern willkührlichen Verhaftungen die auf Grund von Capitulationen zurückkehrenden Milizen in den Kerker geworfen wurden. Als darauf der französische Commandant einschritt und alle willkührlich Verhafteten frei ließ, erblickte die Regentschaft darin einen verletzenden Eingriff und Saez verlangte von Talaru eine schleunige Reparation des Unrechts. Talaru fand die Forderung begründet und schickte sie an Angoulême, der damals eben die wichtige Capitulation mit Balleſteros ratificirt hatte. Angoulême, längst über das Treiben der Regentschaft empört, meinte nicht länger dulden zu dürfen, daß unter dem Schutze seiner Waffen feierliche Verheißungen französischer Generale verletzt und abscheuliche Rachsucht ungestraft befriedigt werde. Er erließ also aus Andujar 8. August eine Ordonnanz folgenden Inhalts: Die spanischen Behörden können keine Verhaftung vornehmen ohne die Autorisation des Commandanten unserer Truppen in dem betreffenden District; die Chefcommandanten unseres Heeres werden alle in Freiheit setzen, welche willkührlich und wegen politischer Meinungen verhaftet sind, ganz besonders die in ihre Heimath zurückgekehrten Milizen; sie werden jeden verhaften, der sich den Anordnungen

dieſes Decrets widerſetzt; alle Zeitungen ſtehen unter der Aufſicht des Commandanten unſerer Truppen.

Das war nun allerdings ein ſehr ſtarker Bruch des bisher von Frankreich befolgten ſeltſamen Syſtems, wodurch es ſich ſelber zum Büttel des ſpaniſchen Fanatismus und zum Executor der Oſtmächte herabgewürdigt hatte, eine rückſichtsloſe Einſetzung der allein natürlichen und vernünftigen Ordnung, kraft der im Krieg der den Krieg Führende herrſcht und niemand ſonſt. Frankreich hätte nie ſich auf etwas anderes einlaſſen ſollen. Nachdem es freilich vier Monate lang die wunderbare Doctrin hatte gelten laſſen, daß der militäriſch Intervenirende ſich jeder politiſchen Intervention aufs ſtrengſte enthalten müſſe, daß der mit den Waffen Herrſchende in dem von ihm befreiten Staat nichts ſein dürfe, mußte die Ordonnanz von Andujar nur dazu führen, die Ohnmacht Frankreichs in verdrießlicher Weiſe zu conſtatiren und den Gegnern Anlaß zu den fatalſten Recriminationen zu bieten. Sie ſchuf eine höchſt wunderliche Situation. „Wenn die Ordonnanz, ſchrieb Herr von Roger am 12. Auguſt, nicht die traurigſten Folgen gehabt hat, ſo dankt Europa das zwei Männern, welche ſich nicht geſcheut haben, dem förmlichſten aber auch unüberlegteſten Befehl des Prinzen den Gehorſam zu weigern, dem Herzog von Reggio und dem Marquis von Talaru. Als die Ordre hier ankam, welche die Regentſchaft vernichtet und den Herzog von Angoulême zum Regenten Spaniens gemacht haben würde, waren Oudinot und Talaru ſofort einig, daß der Befehl unmöglich ausgeführt werden könne. Sie gaben alſo der Regentſchaft nur vertrauliche Kenntniß von der Ordonnanz und forderten ſie auf, alles zu thun, um den gerechten Zorn des Prinzen über die maßloſen Verhaftungen und ſonſtigen Gewaltthaten zu beſchwichtigen. Die Regentſchaft erklärte, ſie werde ſofort abdanken, wenn Oudinot die Ordonnanz publicire, weil darin ihre Abhängigkeit von dem Militärcommando ſo conſtatirt ſei, daß ſie keinen Sinn mehr habe. Natürlich würde dann auch das bei der Regentſchaft beglaubigte diplomatiſche Corps ſich zurückgezogen haben."

Die Regentſchaft befriedigte ſich nicht bei den doch ſehr weit entgegenkommenden Schritten Oudinots und Talarus, ſondern appellirte an die Geſandten, deren Conferenz, obwohl auf Weiſung

aus Paris aufgelöst, nun wieder ins Leben gerufen wurde; Saez bekannte, die ganze Hoffnung der Regentschaft ruhe auf der Conferenz, nur bei ihr hoffe sie eine Stütze zu finden gegen die Intriguen der mit den Constitutionellen conspirirenden Franzosen. Und die Conferenz griff begierig zu, den Alliirten, der doch aus sich das äußerste that, ins Gedränge zu bringen und der spanischen Leidenschaft das Feld zu überliefern. Herr von Roger übertraf darin alle an Eifer. Nachdem ein Schreiben der Regentschaft verlesen war mit bitteren Beschwerden über die Ordonnanz, aber auch dem (nicht erfüllten) Versprechen, die politischen Gefangenen frei zu geben, beantragte Roger, dem Herzog von Angoulême durch Marquis von Talaru den Schmerz der Conferenz aussprechen zu lassen über die Ordonnanz, welche so stark die Unabhängigkeit der Regierung verletze, bei der die Gesandten auf das lebhafteste Drängen Frankreichs accreditirt worden seien, andererseits der Regentschaft die Zufriedenheit auszudrücken über das von ihr eingeschlagene System weiser Nachgiebigkeit. Talaru nahm wunderbarer Weise bei der Berathung selber keinen Anstand, dem Herzog im Auftrag von drei Gesandten den Text zu lesen; erst nachträglich erkannte er das durchaus unzulässige eines solchen Schrittes, worüber dann seine Herren Collegen sehr indignirt waren. Seit diesem Zwischenfall standen sie ganz offen auf Seiten der Regentschaft gegen die Franzosen. Ihre eifrigste Sorge gieng dahin, daß ja nicht etwa dem Herzog von Angoulême gelinge, die Freilassung des von den Cortes in Cadiz festgehaltenen Königs an die Gewährung gewisser liberaler Concessionen knüpfen zu lassen, in welchem Sinne der englische Gesandte damals allerdings in Cadix sehr thätig war; die wunderlichsten Gerüchte über Angoulêmes Verfassungspläne fanden bei ihnen bereitwilligen Glauben und sie waren glücklich, als der russische Gesandte einen Weg fand, an den gefangenen König ein Schreiben gelangen zu lassen, worin er nachdrücklich vor dieser Schlinge gewarnt wurde. Der König betheuerte seinen unerschütterlichen Entschluß, in keinem Stücke über die Rechte seiner Krone mit seinen Kerkermeistern zu transigiren.

Wenn so der König noch vor Erlangung seiner Freiheit die Zuversicht erhielt, daß er an den nordischen Diplomaten eine starke

Stütze haben werde gegen alle liberalen Zumuthungen, die ihm etwa doch noch von französischer Seite gemacht werden konnten, so geriethen gleichzeitig die Franzosen durch die aufbrausende Wuth der spanischen Royalisten in die wunderlichste Verlegenheit. Sie standen längst bei denen in üblem Ruf, welche sich durch sie gehindert sahen Rache zu üben und Beute zu machen. Die fanatischen Mönche hatten schon im Juli angefangen, gegen ihre Befreier zu predigen und den alten Franzosenhaß in der Volksmasse zu wecken. Diese Bewegung erhielt durch die Ordonnanz von Andujar eine gewaltige Verstärkung. Die Regentschaft konnte die Zurücknahme derselben nur um den Preis erlangen, daß sie versprach selber die verhafteten Milizen freizugeben. Nichts aber war ihr und ihren Kreaturen widerwärtiger, als einen solchen Act der Milde wirklich zu vollziehen, und sie schürte daher die wilden Leidenschaften des Pöbels zu drohender Gährung, damit sie in ihr einen Vorwand finde, das gegebene Versprechen nicht zu erfüllen. Nun schritten aber die französischen Commandanten nach langen vergeblichen Unterhandlungen an einzelnen Orten selber zur Oeffnung der Kerker, und das entflammte denn die Wuth zum äußersten. Vor allem in den baskischen Provinzen drohte Wochenlang ein blutiger Conflict zwischen den Franzosen und den fanatisirten Massen. Am 24. August meldete der dort commandirende Fürst Hohenlohe nach Madrid, er müsse von einem Tage zum andern eine gefährliche Explosion erwarten. Das ganze Land stehe unter der Herrschaft des Trappisten[3]), dem alle Behörden unbedingt gehorchten, da er über die Fäuste des Pöbels verfüge; dieser aber habe, auf Befehle der Regentschaft gestützt, welche ihn mit unbegränzter Vollmacht ausstatteten, eine so heftige Agitation gegen die Franzosen ins Werk gesetzt daß er, der

3) Dieser Mönch hatte in der Regentschaft Urgel eine Rolle gespielt. Oberst Schegeler, der frühere preußische Gesandte in Madrid, meldete über ihn aus Bayonne den 13. Mai: „Er ist ein solcher Trunkenbold, daß seine Brüder ihn nicht mehr in ihrer Gemeinschaft dulden wollen; er ist tapfer und gut, ein Land in Aufstand zu bringen, beträgt sich aber so niederträchtig, daß alle anständigen Menschen ihn fliehen.“ Eguia machte ihn damals zum Feldmarschall.

Fürſt, um beträchtliche Verſtärkung ſeiner Truppen bitten müſſe, wenn die Regentſchaft nicht beſtimmt werden könne, den Trappiſten zu entfernen. Nicht viel beſſer ſtand es in anderen Provinzen. Obwohl nun ein wirklicher Ausbruch des Kampfes doch wohl das fatalſte geweſen wäre, was der Politik der heiligen Allianz hätte begegnen können, und obwohl ihre Vertreter in Spanien das nicht erkannten, konnten ſie ſich doch nicht überwinden, auch in denjenigen Fällen, wo den Franzoſen das klarſte Recht zur Seite ſtand, einfach und nachdrücklich für ſie einzutreten. Sie giengen ſelten über kühle Vorſtellungen hinaus und ließen ſich faſt immer von der Regentſchaft gern überzeugen, daß eigentlich doch die Franzoſen im Unrecht ſeien und die royaliſtiſche Begeiſterung unter allen Umſtänden gegen die Gefahren der Zukunft in Kraft erhalten werden müſſe. Je näher man dem entſcheidenden Momente kam, in dem die Befreiung des Königs gehofft werden konnte, deſto ſchärfer, rückſichtsloſer nahmen die drei Diplomaten ihre Stellung gegen Frankreich. Ende Auguſt trugen ſie ſich ſogar mit dem Plane, auch Portugal in die Intervention hinein zu ziehen, damit nicht die Waffen Frankreichs allein thätig wären; ſie meinten, Rückſicht auf England brauche man gar nicht zu nehmen.

Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die Geſandten in Madrid von dem Geſpenſt des franzöſiſchen Liberalismus geängſtigt ſieht und dann wahrnimmt, welche Gedanken die franzöſiſche Politik in Wirklichkeit verfolgte. Seit ſich der Herzog von Angoulême genöthigt geſehen hatte, ſeine Ordonnanz in der Form einer Interpretation zurück zu nehmen, ſtand ſein Entſchluß feſt, die Politik Herrn von Talaru zu überlaſſen und einfach die Inſtructionen von Paris auszuführen. Dieſe aber unterſagten ihm ausdrücklich nicht allein, dem König Ferdinand eine der franzöſiſchen ähnliche Verfaſſung aufzuerlegen, ſondern ſie ihm nur anzurathen. Ende Auguſt überſandte man ihm einen von Herrn von Martignac verfaßten Brief, den er an den König nach Cadix ſchicken ſolle, und welcher ſich darauf beſchränkte zu ſagen, der König werde es gut finden, eine nach ſo großen Wirren nothwendige Amneſtie zu ertheilen und die alten Cortes zu berufen, wie er ja ſelber in dem Schreiben proponirt habe, in dem er den Beiſtand Ludwigs XVIII ange-

rufen. Indem Villèle dem Prinzen dieſen Brief zuſtellte, bekannte er vollkommen darauf gefaßt zu ſein, daß König Ferdinand eine ſolche Transaction ablehne oder doch, wenn er frei geworden, jede Mäßigung abwerfe; aber Frankreich ſei dann wenigſtens entſchuldigt wegen des Unglücks, in das Spanien zurückſinken werde. Herr von Chateaubriand aber, welcher Anfang Februar ſich berühmt hatte, Frankreich denke nicht daran, in Spanien den Abſolutismus herſtellen zu wollen, ſchrieb 27. Auguſt triumphirend an Herrn von Talaru: „Sie kennen nun den Brief, welchen man dem Prinzen zugeſchickt hat. Er wird dazu dienen, Sie wegen der vermeintlichen Conſpiration für eine Verfaſſung aus dem Irrthum zu reißen, an welche Sie wie alle die geglaubt haben, welche in Madrid ein Intereſſe hatten daran zu glauben und glauben zu machen. Sie hätten mich doch beſſer kennen ſollen!“ Er machte darauf aufmerkſam, daß der Brief auch die Amneſtie und die alten Cortes nicht einmal empfehle, ſondern ſie nur inſinuire!“ „Je sors net, ſchloß er ſtolz, et sans tacte de l'événement, quel qu'il soit.“ Angoulême hielt ſich ſtrict an dieſe traurigen Weiſungen, lehnte es ab, die von Sir William A'Court gemachten und von den ſpaniſchen Miniſtern in Cadix acceptirten Propoſitionen, wie verſtändig er ſie fand, zu bekräftigen, wies auch die verſchiedenen vom General Aleva überbrachten ſehr gemäßigten Vorſchläge zurück, obwohl ſie die Belagerung von Cadiz um einige Wochen verkürzt haben würden.

Endlich am 30 September machte König Ferdinand ſeiner Gefangenſchaft ein Ende, indem er „aus freiem Willen“ eine Proclamation erließ, welche die Theilnehmer an der Revolution für ihre Perſon und ihren Beſitz ſicher ſtellte. Am 1. October ſah er ſich in der Mitte ſeiner Getreuen: das erſte war, daß er ſein königliches Wort vom vorigen Tage brach und alle terroriſtiſchen Maßregeln der Regentſchaft und der royaliſtiſchen Junten ſanctionirte und wo nöthig verſchärfte. Die Spanier wurden freilich wenig davon überraſcht, denn ſie wußten wohl, wie Angoulême einmal äußerte, daß es nichts falſcheres gebe, als König Ferdinand. „Wir haben nun, ſchrieb Angoulême den 2. Oct. an Villèle, das große Ziel der Expedition erreicht. Aber erinnern Sie ſich an das, was ich Ihnen früher geſchrieben habe: dieſes Land wird in den Abſolutismus zu-

rückſinken. Dem König habe ich noch kein Wort ſagen können, werde ihn aber ſogleich ſehen. Er wird mich gut empfangen, wird ſagen, daß ich Recht habe, aber in der Sache wird nichts geändert werden.“ Zwei Stunden ſpäter fügte er hinzu: „Es iſt gekommen wie ich vorausſagte. Ich bin beim König geweſen; ich habe ihm von der Nothwendigkeit geſprochen, die Amneſtie ſo weit als möglich auszudehnen, irgend etwas anzukündigen, was jedermann beruhige und für die Zukunft Sicherheit gebe. Er erwiderte auf alles, er werde ſehen, und da ihm fünf Menſchen zuſchrien: Es lebe der abſolute König! ſagte er, ich höre ja wohl, was der Wille des Volkes ſei. Ich antwortete, man müſſe ſich nicht der Gefahr ausſetzen, die Ereigniſſe von 1820 wiederkehren zu ſehen. Nun iſt mein Gewiſſen beruhigt. Ich werde nichts mehr ſagen. Aber ich verbürge mich dafür, daß alle Thorheiten, die überhaupt möglich ſind, geſchehen werden.“

Der Prinz würde in der That kein Wort mehr verſchwendet haben, wenn ihm nicht der König auf Antrieb der drei Geſandten, welche ihn alsbald in Sevilla in die Mitte nahmen, geſchrieben hätte, er werde ihm den Titel „Fürſt von Trocadero“ verleihen. Der Prinz lehnte dieſe Ehre, als eines Kindes von Frankreich wenig würdig, kalt ab, faßte dann aber ſeine Meinung über Spanien zum letzten Male in ſtrengen und beſtimmten Sätzen zuſammen: „Mein Herr Bruder und Vetter, ſchrieb er dem König, ich ſehe mich zu meinem Bedauern genöthigt, Ew. Majeſtät vorzuſtellen, daß alle Anſtrengungen Frankreichs, ſie zu befreien und Spanien zu unterwerfen, unnütz ſein würden, wenn Ew. Majeſtät fortführe das verderbliche Regierungsſyſtem zu befolgen, welches das Unglück von 1820 herbeigeführt hat und daſſelbe erneuern würde, wenn es in Kraft bliebe. Ew. Majeſtät hat ſeit vierzehn Tagen die Autorität zurück erlangt; man hat aber in dieſer Zeit von nichts gehört als von willkührlichen Verhaftungen und Verbannungen, welche jeder regelmäßigen Regierung und jeder geſellſchaftlichen Ordnung widerſtreiten. Auch fangen Unruhe, Schrecken und Unzufriedenheit bereits wieder an ſich überall auszubreiten. Ich hatte Ew. Majeſtät gebeten, eine Amneſtie zu gewähren und ihren Völkern irgend etwas zu bewilligen, das ſie über die Zukunft beruhigte. Ew. Majeſtät hat

weder das eine noch das andere gethan." Aber beides sei durchaus nothwendig. Denn wenn nichts derartiges geschähe, würden alle, welche, obwohl keine Revolutionäre, doch mit Recht eine willkührliche Regierung fürchteten, sich bald mit den Feinden des Königs vereinigen. „Die kostspieligen Anstrengungen, welche Frankreich gemacht hat, können nicht ins endlose fortgesetzt werden. Ew. Majestät muß daher ihre Autorität auf solide Grundlagen stützen. Ich hoffe, daß Ew. Majestät diesen Brief beherzigen, daß sie sich mit Räthen umgeben wird, welche ihr Vertrauen verdienen, weil sie das der Nation besitzen, und daß sie ohne Aufschub Maßregeln ergreifen wird, welche geeignet sind, Frankreich und Spanien zu beruhigen." Acht Tage später war der Herzog auf der Rückreise nach Frankreich.

Nach der Befreiung Ferdinands blieb die Ohnmacht Frankreichs in Spanien die gleiche wie in den Tagen der Regentschaft. Aber zum Trost konnte sich jetzt das Pariser Cabinet sagen, daß die heilige Allianz in Madrid nichts mehr vermöge. Die drei Gesandten hatten sich bis zuletzt angelegentlich bemüht, zu verhindern, daß der König vor seiner Befreiung irgend welche Concessionen mache, und in diesem Sinne mit der Regentschaft das intimste Zusammenwirken geübt. Als dann freilich der freie König einen Act widriger Willkühr auf den andern folgen ließ, mußten sie nothgedrungen ihre Position ein wenig ändern, da diese Barbarei nicht nur in Spanien, sondern in ganz Europa den fatalsten Eindruck hervorbrachte. „Wir sind, schrieb Graf Bernstorff 30. October, ebenso erfreut über die Befreiung des Königs als erstaunt und betrübt über den Gebrauch, den er von seiner Freiheit macht. Seine Undankbarkeit gegen Frankreich ist ganz unfaßlich. Alle seine ersten Decrete tragen das Gepräge der Uebereilung, der Unklugheit und einer Rachsucht, welche sich für einen Souverän nicht ziemt. Diese Maßregeln werden ihn vollständig isoliren, alle Hoffnungen ersticken und schrecklichere Ereignisse vorbereiten, als er sie erlebt hat. Es ist wichtig, den König am Rande des Abgrunds aufzuhalten. Es wird gewiß sehr schwer sein. Aber es muß mit allen Mitteln erstrebt werden. Frankreich kann drohen, seine Truppen zurückzuziehen und seine Geldhilfe zu weigern, die Alliirten können im Namen ihrer Verdienste um Spanien und der Sicherheit Europas reden." Die

Sache, meinte der preußiſche Miniſter, ſei ſo handgreiflich, daß man wohl etwas auf die Macht der Verhältniſſe rechnen dürfe. Aber die Macht der Verhältniſſe, wie ſie die Alliirten ſelber geholfen hatten zu geſtalten, wirkte genau in der entgegengeſetzten Richtung. Sie hatten ſeit vier Monaten unabläſſig denjenigen Elementen in die Hände gearbeitet, welche über die Blutedicte des befreiten Königs jubelten, und es verſtand ſich daher ganz von ſelbſt, daß dieſelben Perſonen, welche ſie bisher ängſtlich zu Hilfe gerufen hatten, um den vermeintlichen liberalen Einflüſſen Frankreichs entgegen zu wirken, ſie von dem Augenblicke an zur Seite ſchoben, wo ſie, wie ſchwächlich immer, von Milde und Mäßigung zu reden begannen. Die geringen Anſtrengungen aber, welche die drei Geſandten jetzt in dieſem Sinne machten, mußten um ſo unfruchtbarer bleiben, als nicht allein ihre Beziehungen zu Herrn von Talaru durch die veränderte Lage in nichts gebeſſert wurden, ſondern bald der ruſſiſche Einfluß ganz beſondere Wege aufſuchte.

Als der König ſeinen Einzug in Madrid hielt, bezeichnete er dieſen Tag der Freude durch neue erſchreckende Maßregeln deſpotiſcher Härte. Aus dem Bericht, den Roger darüber erſtattete, erfahren wir, daß nicht allein die Geſandten von dieſen traurigen Schritten vollſtändig überraſcht wurden, ſondern auch die eigenen Miniſter des Königs. „Das Edict, ſchreibt Roger, welches die Verhaftung von mehr als fünf und zwanzig notabeln Perſonen, darunter zwei Granden, anordnet, verſtößt gegen alle uns gegebenen Verſprechungen. Die Miniſter wußten nichts davon; das iſt charakteriſtiſch für die hier herrſchende Anarchie.“ Dafür nahm nun freilich Pozzo di Borgo, welcher im October aus Paris herbeigeeilt war, Revanche, indem er die vier Geſandten zuſammen berief, mit ihnen ein vollſtändiges Miniſterium aufſtellte und daſſelbe dem König auferlegte nebſt der Verpflichtung, jetzt einen förmlichen Miniſterrath zu bilden, wie ihn Floridablanca 1787 eingeführt hatte. Aber die Freude über dieſen Erfolg war kurz. Während die Geſandten der Oſtmächte noch immer von der Geſpenſterfurcht geplagt wurden, daß Frankreich conſtitutionelle Einrichtungen befürworte und ſich gar England zuneigen könne, begann die jetzt in den Vordergrund tretende Colonialfrage die Oſtmächte ſelber zu ſpalten. Und gleichzeitig konnte Pozzo

di Borgo der Verlockung nicht widerſtehen, mit Hilfe der ſubalternen Intriganten, denen König Ferdinand am liebſten ſeine Gunſt ſchenkte, den ausſchließlichen Einfluß herzuſtellen, welchen Rußland von 1815 bis 1819 in Madrid ausgeübt hatte.

Die Geſandten von Oeſterreich und Preußen wiegten ſich in den ſchönſten Träumen über die Wirkſamkeit des ſoeben von ihnen fabricirten Miniſteriums, als ſie in den erſten Tagen des December von einem neuen Miniſterium überraſcht wurden. Und noch fataler als dieſe Enttäuſchung über ihren wieder gewonnenen Einfluß war die Entdeckung, daß Pozzo di Borgo mit dem ſchlimmen Ränkeſchmied Ugarte, dem alten Haupt der Camarilla, die vollſtändige Veränderung der Situation zu Stande gebracht hatte, ohne ihnen auch nur die leiſeſte Andeutung über derartige Abſichten gemacht zu haben[4]). Nun war es mit der guten Laune auch dieſer Herren vorbei, welche bisher noch immer halb Front gegen die eingebildeten liberalen Tendenzen Frankreichs gemacht, die drohende Inquiſition doch nicht ſo gar ſchlimm gefunden, in der ungebrochenen Macht des Klerus die einzige Stütze der Monarchie erblickt hatten. Während ſie lamentirten, daß in dem Verfahren Pozzo di Borgos ein ſchroffer Bruch der Allianz liege, daß er ſie in der ſtärkſten Weiſe betrogen habe, ſahen nun auch ſie die ſpaniſchen Dinge im düſterſten Lichte. „Die Uebel Spaniens, klagt Roger am 10. December, ſind über alle Vorſtellung groß und tief. Sie können nicht durch Geſandte geheilt werden, ſondern nur durch einen Congreß, auf dem der König aus dem Munde der alliirten Souveräne ſelber hört, was geſchehen muß. Er iſt der unglücklichſte Spielball in den Händen der ſchlechteſten Intriganten.“ Und am 26. December: „Ohne die kräftigſten Anſtrengungen der Alliirten iſt Spanien verloren. Nur ein Congreß, wo der König aus dem Munde ſeiner Verbündeten Rathſchläge hört, welche er nur aus ihrem Munde hören kann, vermag Spanien zu retten, und Spanien iſt heute Europa.“

In der That ſollte ſich Spanien von unvermuthetem Einfluſſe auf die Geſchicke Europas zeigen, wenn auch in einem andern Sinne,

4) Die Angabe Duvergiers VII 48?, die Geſandten hätten den Miniſterwechſel herbeigeführt, iſt irrig; er hat von der Intrigue Pozzos keine Ahnung.

als Herr von Roger meinte. Die franzöſiſche Armee war ausgeſandt worden, um dem Thron der Bourbonen ſeine frühere Stellung unter den Mächten zurück zu erobern und zugleich ſeinen revolutionären und liberalen Gegnern den Todesſtreich zu verſetzen; jenes Ziel war in keiner Weiſe, dieſes nur zu ſehr erreicht worden. Seit der Niederwerfung der Revolution in Spanien kannte die extreme Fraction der franzöſiſchen Royaliſten keinen Zaum mehr. „Die einzige Beſorgniß, ſagt Duvergier, die vor der Armee, hatte ſie bisher zurückgehalten. Da dieſe Beſorgniß durch den Erfolg in Spanien zerſtreut war, meinte ſie, ſie könne ſich alles erlauben. Der Triumph des Abſolutismus in Neapel, Turin und Madrid reizte außerdem ihren Appetit und ſie fragte ſich, warum Frankreich andern Völkern das Heil der wahren Lehren bringen ſolle, ohne ſelber davon zu profitiren? Die Partei fühlte ſich endlich ſtark genug, um ſich rückſichtslos ihren Leidenſchaften zu überlaſſen und ihrer innern Zwietracht. Der Sieg des Herzogs von Angoulême, ſchrieb Herr von Chateaubriand einige Jahre ſpäter, hat die Legitimität nur verblendet, und dieſes Urtheil wird das der Geſchichte ſein! Die Intervention Frankreichs in Spanien, der in Spanien erfochtene Sieg der abſolutiſtiſchen Principien der Oſtmächte über die gemäßigten Tendenzen, denen die franzöſiſche Politik bis dahin gefolgt war, muß unter die weſentlichen Urſachen der Julirevolution gerechnet werden, die dann auch in Spanien das Syſtem Ferdinands erſchüttern ſollte. Und ehe noch dieſe Strafe die Urheber des Unheils ereilte, welches dem unglücklichen Lande 1823 von den civiliſirten Mächten Europas auferlegt wurde, traf ſie eine andere Züchtigung. Das Schickſal der ſpaniſchen Colonien ſchien der heiligen Allianz von der höchſten Wichtigkeit. „Der Ausgang dieſer blutigen Tragödie, ſchrieb Graf Bernſtorff am 5. December, droht alle Verhältniſſe der Macht und des Wohlſtandes in Europa zu erſchüttern. Die ſociale Ordnung der alten Welt wird befeſtigt oder den größten Gefahren ausgeſetzt werden, je nachdem das monarchiſche oder das republikaniſche Princip in der neuen Welt den Sieg davon tragen wird.“ Dieſe Frage beſchäftigte demgemäß die Mächte ſeit dem Herbſt 1823 in erſter Linie. Aber wenn die heilige Allianz auch deßhalb zu der Intervention gedrängt hatte, um dann mit ihrem Einfluſſe

in Spanien dieſe Frage einer erwünſchten Löſung entgegen zu führen, ſo erlebte ſie, daß ihre guten Räthe in Madrid jetzt mit derſelben Verblendung zurückgewieſen wurden wie 1818, und da nun überdieß England alle Urſache hatte, für den Uebermuth, mit dem ihm die Alliirten auf der pyrenäiſchen Halbinſel begegneten, Vergeltung zu wünſchen, ſo hatte die Intervention auch in dieſem Punkte die genau entgegengeſetzte Wirkung, welche ſich die abſolutiſtiſchen Mächte von ihr verſprochen hatten. Fünfvierteljahre nachdem ſich König Ferdinand auf Antrieb der drei Geſandten geweigert hatte, Sir William A'Court wegen ſeines Verkehrs mit der Revolution amtlich zu empfangen, erkannte England die Unabhängigkeit der ſpaniſchen Colonien an, und damit ſank die weſentlichſte Grundlage des alten Spanien in Trümmer, welches die heilige Allianz hatte herſtellen wollen, während die Revolution in Amerika einen Triumph feierte, deſſen praktiſche Tragweite ſich freilich ſehr viel beſcheidener herausſtellen ſollte, als die Oſtmächte damals fürchteten.

III.

Ranke und Macaulay.

Von

C. v. Noorden.

Leopold Ranke, Engliſche Geſchichte, vornehmlich im ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhundert. Vierter, fünfter und ſechſter Band. Berlin, 1863—1866. Duncker und Humblot.

So iſt alſo der deutſche Meiſter wiſſenſchaftlicher Methode und künſtleriſcher Darſtellung auf dem Felde der Geſchichtſchreibung, ſo iſt Leopold von Ranke mit den letzten Bänden ſeiner engliſchen Geſchichte unmittelbar neben das berühmte Werk Macaulays getreten. Kein geringerer als Ranke ſelbſt hätte ſich deſſen vermeſſen dürfen.

Der Boden, welchen Ranke bei ſeinen früheren hiſtoriſchen Werken mit ebenſo emſiger als kunſtreicher Hand bebaute, war entweder ein völlig jungfräulicher oder doch nur oberflächlich beackerter. Als Ranke anfieng, war auf dem Gebiete der ſüd- und weſteuropäiſchen Geſchichte des 16. nnd 17. Jahrhunderts, auf welchem ſich beinahe ſämmtliche ausgeführten Darſtellungen der Rankeſchen Geſchichtſchreibung bewegen, eine Menge der weſentlichſten Aufgaben noch gar nicht einmal geſtellt. Mochte es gelten mit exacter hiſtoriſcher Forſchung und kunſtgerechter Darſtellung jene Verwickelungen zu bewältigen, welche aus der Berührung der religiöſen Ideen des 16. Jahrhunderts mit den Strebungen der deutſchen, ſpaniſchen, franzöſiſchen und päpſtlichen Politik erwuchſen, mochte es ſich darum handeln, die univerſalmonarchiſchen Tendenzen, welche das Geheimniß des Eskurials bildeten, und die feingeſponnenen Fäden zu verfolgen, welche

von der Engelsburg hinab ſich über die geſammte europäiſche Welt ausſpannten, oder mochte das Intereſſe ſich den Gährungsprozeſſen des franzöſiſchen Geiſtes im Zeitalter der Hugenottenkriege und der Entwickelung des franzöſiſchen Einheitsſtaates im 17. Jahrhundert zuwenden, hier wie dort vor Ranke wohl eine Anzahl fleißiger aber unvollſtändiger Anfänge, einſeitige Einzeluntersuchungen, unverarbeitete Sammelwerke, pragmatiſirende Geſchichterzählungen. Epoche machend trat hier wie dort die Geſchichtſchreibung Rankes ein mit der ihr eigenthümlichen Methode einer ebenſo kritiſch exacten wie breit angelegten Forſchung. Dazu eine tiefgreifende und bedeutſam reflectirende Erfaſſung des inneren Gehaltes von Perſönlichkeiten und Ereigniſſen, endlich eine durchgängig von Geiſt und Leben ſprudelnde Behandlung der darſtellenden Form; bei jeder einzelnen Wendung die Aufmerkſamkeit feſſelnd und durchaus originell. Alles Vorzüge, welche in ſolcher Vereinigung überhaupt ſelten demſelben Geiſte eignend, für die geſchichtſchreibende Behandlung jener Jahrhunderte noch niemals vereint zur Anwendung gebracht worden waren. Bei der Schöpfung ſeiner Meiſterwerke aus der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts wandelte Ranke bisher jedesmal einen beinahe einſamen Weg. Die Art ſeiner Forſchung ſelbſt, ſein beinahe ausſchließliches Zurückgreifen auf gleichzeitiges diplomatiſches Material gieng ſoweit abſeits von allen ſeinen Vorgängern, daß er nur in ſeltenen Fällen ihre Vorſtudien verwerthen konnte. Sogar noch bei der franzöſiſchen Geſchichte läßt ſich trotz der frühen und vielſeitigen Thätigkeit der Franzoſen auf dem Gebiete der Geſchichtſchreibung der Nachweis liefern, daß ihre wiſſenſchaftlich erſchöpfenden Arbeiten für die Politik Heinrichs IV, die Hugenottenkämpfe, die Verwaltung Richelieus und Mazarins, ſelbſt für die auswärtige Politik Ludwigs XIV faſt durchgängig erſt in die Zeit nach Rankes Vorgange fallen.

Anders mit derjenigen Aufgabe, welche Leopold von Ranke ſeit dem Jahre 1859, ſeit der Veröffentlichung des erſten Bandes ſeiner engliſchen Geſchichte verfolgt. Nicht allein nahmen für das ſechszehnte und ſiebzehnte Jahrhundert der engliſchen Geſchichte ſchon ältere engliſche und zwar theilweiſe zeitgenöſſiſche Darſtellungen eine höhere Bedeutung in Anſpruch, als ähnliche Werke der zeitge-

nössischen deutschen oder französischen Historiographie. Auch von modernen Bearbeitungen fand Ranke schon für Heinrich VIII, für das Revolutionszeitalter, für Oliver Cromwell, für die organische Darstellung der inneren Verfassungsgeschichte die Werke von Froude, Guizot, Forster, Carlyle, Hallam vor, Leistungen, welche ihren Ruf doch keineswegs nur einem einseitigen Verdienste ihrer Verfasser, der gelehrten Compilation, der anziehenden Form oder der geistreichen Auffassungsweise verdanken. Schon hier konnte Ranke seinen Weg nicht mehr so völlig einsam wandeln. Vielfache ernste Forschung war ihm vorangegangen. Es kamen hier und da Rivalen in Betracht, welche schon die Anwendung der von Ranke aufgebrachten kritischen Methode mit künstlerischer Verarbeitung des historischen Stoffes verbunden hatten.

In der That unsere Aufmerksamkeit ward in mehr als in einem Falle durch den Vergleich der sich uns darbot gespannt, unser Interesse erhöht und unsere Bewunderung für den Genius Rankes gesteigert, wenn wir von Band zu Band fortschreitend, so mancher Bereicherung der Forschung, so mancher Lösung vermeintlicher Widersprüche begegneten, eine durchgängig vertiefte Auffassung sich uns darbot, eine rückhaltlosere Erkenntniß von Ursache und Wirkung im Fluß der Begebenheiten, eine sorgfältigere Scheidung von Intention und Zufall im Vollzug der Ereignisse gewonnen war. So um nur einzelnes hervorzuheben bei der besonnenen Beurtheilung Heinrichs VIII und seines Reformationswerkes, bei der künstlerischen Concentrirung der von der Regierung Elisabeths ausgegangenen weltgeschichtlichen Einwirkungen zu einem einheitlichen Gesammtbilde, bei der neuentdeckten Geschichte der auswärtigen Beziehungen Englands im Zeitalter der Rebellion, Republik und des Lordprotektorates, bei der mit dem früher bekannten Material gar nicht bewirkbaren präcisen Darlegung der politischen Combinationen eines Carls II im vierten und fünften Bande.

Doch mit dieser letzten That der Rankeschen Forschung, mit der Fixirung jener Schlangenwindungen der stuartschen Politik streifen wir schon hart auf das Gebiet hinüber, auf welchem sich der Schotte Thomas Babington Macaulay innerhalb der britischen Nation einen Ruf und Ruhm errungen hat, ebenbürtig dem Rufe der

größten Staatsmänner, Feldherrn und Entdecker Großbritanniens. Macaulays engliſche Geſchichte von der Reſtauration Carls II ab bis zum Tode Wilhelms III hat ihrem Verfaſſer alles dasjenige im vollſten Maße erworben, wonach das Herz eines britiſchen Staatsbürgers verlangen mag: Ehre, Auszeichnung, Reichthum, Würden, Aemter und was noch mehr als dieß alles gelten mag, den Glauben der Nation an die Unübertrefflichkeit ſeiner Leiſtungen. Solche Geltung aber iſt nicht auf den weiten Kreis des engliſchen Unterthanenverbandes eingeſchränkt geblieben. Macaulays Ruf iſt ein europäiſcher geworden, hat ſich als ein ſolcher bis zur Stunde erhalten und iſt vielleicht noch einer zukünftigen Steigerung fähig. In alle gebildeten Sprachen iſt Lord Macaulays engliſche Geſchichte vielfach überſetzt worden, über die ganze civiliſirte Welt ſind die Ausgaben ſeines Geſchichtswerkes verbreitet, von allen Ständen, von den verſchiedenſten Berufsklaſſen in und außerhalb Englands iſt daſſelbe mit ſteigender Theilnahme geleſen worden. Und ſolches gewiß mit vollem Fug und Recht.

Wir dürfen Macaulays engliſche Geſchichte zu denjenigen hiſtoriſchen Kunſtwerken zählen, die weil ihr Autor wenigſtens „im Ganzen und Großen der Wahrheit ſicher war", vor vorzeitigem Veralten geſchützt ſind. Die Schönheit der Form, die Vielſeitigkeit und Eigenthümlichkeit des über die Ereigniſſe urtheilenden Geiſtes, der hinreißende Reiz einer blendenden Diction ſichern der engliſchen Geſchichte Macaulays auch dann noch die Genußwirkung eines Kunſtwerkes, wenn mehrfache Combinationen des Verfaſſers und zahlreiche von ihm angeführte Thatſachen ſich als unhaltbar und unrichtig erwieſen haben werden.

Grade je höher wir von der allgemeinen Bedeutung des Macaulayſchen Geſchichtswerkes denken, je mehr wir uns bewußt ſind mit unſerer Einbildungskraft und unſerem hiſtoriſchen Intereſſe der Zaubergewalt ſeiner Darſtellung und ſeiner Rede uns willig unterworfen zu haben, um ſo verlangender greifen wir nach denjenigen Bänden, in welchen unſer Ranke mit ſeiner engliſchen Geſchichte ſich unmittelbar neben den gefeierten Briten ſtellte. Wir genießen ſchon im voraus etwas von dem geiſtigen Reize, welchen die Griechen der antiken Welt bei der Preisbewerbung ihrer erſten Tragö-

den um den dramatiſchen Lorbeer, oder bei den Wettgeſängen ihrer Dichter vor den delphiſchen Feſtgenoſſen empfanden.

Ranke und Macaulay, die gefeierteſten Hiſtoriker zweier ſtammverwandten Nationen, zwei Geiſter zwar mit einer höchſt verſchiedenartigen, aber doch wohl mit einer ebenbürtigen Begabung ausgeſtattet, beide ihre Anforderungen an die ihnen eigenthümlichen Geiſteskräfte auf das höchſte anſpannend, beide denſelben Zeitraum der Geſchichte, deſſelben Volkes, derſelben politiſchen Conflicte durchmeſſend, — in der That kein geringer Genuß ſich in die Eigenartigkeit der verſchiedenen Forſchungsweiſe, Auffaſſung, Combination und Darſtellung zu vertiefen!

Angeſichts dieſes Ereigniſſes wird man verſucht, die Frage aufzuwerfen, ob bei ſolcher Schöpfung zweier hiſtoriſcher Kunſtwerke aus gleichem Stoffe der frühere oder ſpätere Forſcher und Bildner das leichtere Spiel habe. In manchen Fällen mag der zweite Bearbeiter ein bedeutendes vor dem Vorgänger voraus haben. Gewißlich nicht in dieſem. Dieſesmal verfügt der Vorgänger über eine wahrhaft ſtaunenswürdige Beleſenheit. Er hatte mit Gluth und Leidenſchaft die beſten Kräfte ſeines Geiſtes, ſein ganzes Daſein gleichſam in die Vergangenheit, welche er im hiſtoriſchen Kunſtwerk reproducirte, hineingetragen. Er wandelte als ein vertrauter Freund und Genoſſe unter den Staatsmännern, deren Bildniß ſeine Feder zeichnete. Er fühlte alle Furcht und Hoffnung, alle Erwägungen und Entſchließungen jener Epoche in ſeinem eigenen Buſen wogen und wirken. Seine kritiſche Methode, ſein gelehrter Sammeleifer hatte ſich keinen geringeren als Ranke ſelbſt zum Vorbild und Meiſter auserleſen. Sein Fluß der Rede ſo üppig ſtrömend, ſeine Metapher ſo glänzend, ſeine Anthiteſe ſo ſcharf, ſein Formtalent ſo groß, daß wo er charakteriſirend oder discutirend nicht durch Beweiſe zu überzeugen, doch durch Beredſamkeit zu überwältigen vermag.

Wenn nun trotz aller dieſer glänzenden Eigenſchaften, Verdienſte und Erfolge des Engländers der deutſche Altmeiſter es für weſentlich erachtet hat, die engliſche Geſchichte derſelben Jahrzehnte noch einmal zu durchforſchen und zu ſchreiben, ſo mag ein ſolcher Entſchluß Rankes allerdings nicht nur den Fachgenoſſen, ſondern

größten Staatsmänner, Feldherrn und Entdecker Großbritanniens. Macaulays englische Geschichte von der Restauration Carls II ab bis zum Tode Wilhelms III hat ihrem Verfasser alles dasjenige im vollsten Maße erworben, wonach das Herz eines britischen Staatsbürgers verlangen mag: Ehre, Auszeichnung, Reichthum, Würden, Aemter und was noch mehr als dieß alles gelten mag, den Glauben der Nation an die Unübertrefflichkeit seiner Leistungen. Solche Geltung aber ist nicht auf den weiten Kreis des englischen Unterthanenverbandes eingeschränkt geblieben. Macaulays Ruf ist ein europäischer geworden, hat sich als ein solcher bis zur Stunde erhalten und ist vielleicht noch einer zukünftigen Steigerung fähig. In alle gebildeten Sprachen ist Lord Macaulays englische Geschichte vielfach übersetzt worden, über die ganze civilisirte Welt sind die Ausgaben seines Geschichtswerkes verbreitet, von allen Ständen, von den verschiedensten Berufsklassen in und außerhalb Englands ist dasselbe mit steigender Theilnahme gelesen worden. Und solches gewiß mit vollem Fug und Recht.

Wir dürfen Macaulays englische Geschichte zu denjenigen historischen Kunstwerken zählen, die weil ihr Autor wenigstens „im Ganzen und Großen der Wahrheit sicher war", vor vorzeitigem Veralten geschützt sind. Die Schönheit der Form, die Vielseitigkeit und Eigenthümlichkeit des über die Ereignisse urtheilenden Geistes, der hinreißende Reiz einer blendenden Diction sichern der englischen Geschichte Macaulays auch dann noch die Genußwirkung eines Kunstwerkes, wenn mehrfache Combinationen des Verfassers und zahlreiche von ihm angeführte Thatsachen sich als unhaltbar und unrichtig erwiesen haben werden.

Grade je höher wir von der allgemeinen Bedeutung des Macaulayschen Geschichtswerkes denken, je mehr wir uns bewußt sind mit unserer Einbildungskraft und unserem historischen Interesse der Zaubergewalt seiner Darstellung und seiner Rede uns willig unterworfen zu haben, um so verlangender greifen wir nach denjenigen Bänden, in welchen unser Ranke mit seiner englischen Geschichte sich unmittelbar neben den gefeierten Briten stellte. Wir genießen schon im voraus etwas von dem geistigen Reize, welchen die Griechen der antiken Welt bei der Preisbewerbung ihrer ersten Tragö-

den um den dramatischen Lorbeer, oder bei den Wettgesängen ihrer Dichter vor den delphischen Festgenossen empfanden.

Ranke und Macaulay, die gefeiertesten Historiker zweier stammverwandten Nationen, zwei Geister zwar mit einer höchst verschiedenartigen, aber doch wohl mit einer ebenbürtigen Begabung ausgestattet, beide ihre Anforderungen an die ihnen eigenthümlichen Geisteskräfte auf das höchste anspannend, beide denselben Zeitraum der Geschichte, desselben Volkes, derselben politischen Conflicte durchmessend, — in der That kein geringer Genuß sich in die Eigenartigkeit der verschiedenen Forschungsweise, Auffassung, Combination und Darstellung zu vertiefen!

Angesichts dieses Ereignisses wird man versucht, die Frage aufzuwerfen, ob bei solcher Schöpfung zweier historischer Kunstwerke aus gleichem Stoffe der frühere oder spätere Forscher und Bildner das leichtere Spiel habe. In manchen Fällen mag der zweite Bearbeiter ein bedeutendes vor dem Vorgänger voraus haben. Gewißlich nicht in diesem. Diesesmal verfügt der Vorgänger über eine wahrhaft staunenswürdige Belesenheit. Er hatte mit Gluth und Leidenschaft die besten Kräfte seines Geistes, sein ganzes Dasein gleichsam in die Vergangenheit, welche er im historischen Kunstwerk reproducirte, hineingetragen. Er wandelte als ein vertrauter Freund und Genosse unter den Staatsmännern, deren Bildniß seine Feder zeichnete. Er fühlte alle Furcht und Hoffnung, alle Erwägungen und Entschließungen jener Epoche in seinem eigenen Busen wogen und wirken. Seine kritische Methode, sein gelehrter Sammeleifer hatte sich keinen geringeren als Ranke selbst zum Vorbild und Meister auserlesen. Sein Fluß der Rede so üppig strömend, seine Metapher so glänzend, seine Anthitese so scharf, sein Formtalent so groß, daß wo er charakterisirend oder discutirend nicht durch Beweise zu überzeugen, doch durch Beredsamkeit zu überwältigen vermag.

Wenn nun trotz aller dieser glänzenden Eigenschaften, Verdienste und Erfolge des Engländers der deutsche Altmeister es für wesentlich erachtet hat, die englische Geschichte derselben Jahrzehnte noch einmal zu durchforschen und zu schreiben, so mag ein solcher Entschluß Rankes allerdings nicht nur den Fachgenossen, sondern

auch weitere Kreiſe zu wohlbegründetem Nachdenken reizen. Auch der oberflächlichen Ueberlegung drängt ſich die Erwägung auf, daß es ſich bei einem ſolchen Auftreten Rankes neben Macaulay nicht um einzelne Berichtigungen einiger Thatſachen und Combinationen, auch nicht um gelegentliche Ergänzungen des letztern aus neu entdecktem Materiale handeln kann. Viel zu ſehr geizt unſer Ranke mit den Worten, viel zu ſorgfältig und lange pflegt er an jeglichem Bande ſeiner hiſtoriographiſchen Meiſterwerke zu feilen, als daß er um einzelner Ausſtellungen von nur ſecundärem Belange willen ſein Werk in mehreren Bänden über die Reſtauration hinausgeführt haben, Wilhelm III ſogar, dem Mittelpunkt der Macaulayſchen Darſtellung, einen eigenen ſtarken Band gewidmet haben würde. Da muß ſchlechterdings, wenigſtens der Beurtheilung Rankes gemäß, die Forſchung oder die Auffaſſungsweiſe Macaulays, vielleicht auch dieſe ſowohl wie jene irgend einen empfindlichen Mangel, oder eine ſo bemerkenswerthe Einſeitigkeit aufweiſen, daß dadurch nicht allein vereinzelte ungenaue und unrichtige Reſultate bedingt werden, ſondern der hiſtoriſche Werth von Macaulays engliſcher Geſchichte weſentlich und durchgängig darunter leidet.

So iſt es in der That und die Behauptung läßt ſich aufrecht halten, daß ſogar die Mängel des Hiſtorikers Macaulay den Ruf und die Popularität des Schriftſtellers Macaulay innerhalb der engliſchen und europäiſchen Welt gefördert haben. Man tritt den wirklichen Verdienſten des berühmten Engländers mit dieſem Urtheile nicht zu nahe. Denn die beinahe novelliſtiſche Breite ſeiner Erzählung gewinnt durch ihre Schönheit und Anſchaulichkeit auch weitere Kreiſe der Lectüre dieſes Geſchichtswerkes. Nicht minder die Energie, mit welcher Macaulay ſeinen Leſern einen beſtimmten politiſchen und ſittlichen Standpunkt zur Beurtheilung von Ereigniſſen und Perſönlichkeiten zuweiſt. Einzelne Mängel des Hiſtorikers Macaulay kommen zudem dem Eſſayiſten Macaulay zu gut. Denn vom Eſſay verlangen wir, daß derſelbe uns den Schriftſteller und ſeine Anſichten ebenſo nahe bringt wie den Gegenſtand, von welchem er handelt. Hier ſind Diſcurſe, Analogien und Parallelen am Orte. Hier gilt es neben geiſtvoller glänzender Verarbeitung der Thatſachen, Pointen und überraſchenden Wendungen, das Hervortreten des Schrift-

ſtellers mit dem ganzen Gewicht einer bedeutenden Perſönlichkeit, um ſeine individuelle Beurtheilung und Auffaſſung. Auf dem Gebiete des hiſtoriſchen Eſſays hat der engliſche Autor das höchſte geleiſtet. Auch wenn die Mängel des Hiſtorikers Macaulay noch größer wären als ſie ſind, verdiente ſein Name dennoch für alle Zeit unſterblich zu bleiben.

Aber dieſes zugegeben kann man doch der Meinung ſein, daß Lord Macaulay in mehr als einer Hinſicht die Pflicht des Gelehrten und die Selbſtverleugnung, welche der Beruf des Hiſtorikers auferlegen ſollte, dem Ehrgeize nach dem lauteren Beifall aufgeopfert hat, welchen der Schöngeiſt, der Künſtler, der Redner davon zu tragen pflegt.

Es iſt oft genug wiederholt worden, daß Macaulay ebenſoſehr Politiker wie Gelehrter geweſen. Ich möchte behaupten er ſei in noch höherem Grade Politiker als Gelehrter. Sein Intereſſe an der vaterländiſchen Vergangenheit wie an der Entwickelungsgeſchichte der Staaten überhaupt iſt das Intereſſe des Mannes, der mit ſeiner mächtigſten Leidenſchaft, mit ſeiner wärmſten Liebe und mit ſeinem bitterſten Haß mitten in den politiſchen Kämpfen der Gegenwart ſteht. Er beſchränkt ſich demſelben gegenüber nicht auf die Rolle des kritiſchen Beobachters, er nimmt ſelbſtthätig Theil, er ſetzt ſeine Laufbahn, ſeine Ehre, ſeine Geltung in der Welt in die politiſche Debatte des Tages ein. Er ſteht und fällt mit den Ideen und Intereſſen von heute. Aber ſeiner glänzenden Begabung und ſeinem arbeitsſtarken Geiſte genügt nicht einmal dieſe Thätigkeit. Mit Wiſſensdurſt und reger Empfänglichkeit, mit Eifer und Anſtrengung wirft er ſich auf das weite Gebiet der literariſchen und hiſtoriſchen Studien. Hier rafft er ungeheure Wiſſensſchätze zuſammen. Aber weder die Fülle des Wiſſens ſelbſt noch die hiſtoriſche Kritik iſt der Zweck ſeiner Forſchung. In der Vergangenheit ſucht und findet er zunächſt die Anfänge und Analogien derjenigen kirchlichen, ſocialen und politiſchen Fragen, welche die Geiſter der Gegenwart zum Kampfe entzünden, welche das 19. Jahrhundert zu durchſtreiten und zu löſen berufen iſt. Solche Ausgangspunkte und Analogien reizen

ihn zumeist, sie spannen seinen Forschungseifer, sie spornen ihn zur schriftstellerischen Production. So schon in seinen früheren Abhandlungen über die athenischen Redner, Mitfords Geschichte Griechenlands, über Geschichtschreibung, Macchiavelli, Papstthum, so in Bacon und Milton, in Temple und Hampden, in dem ältern und jüngern Pitt, so in dem Hauptwerk seines Lebens der englischen Geschichte.

Macaulay der Politiker ist ein Vorkämpfer in den Reihen der Whigs. Jeder, der seine Geschichte Englands zur Hand genommen, merkt, daß dieselbe vom whigistischen Standpunkte aus geschrieben ist. Aber über die Tragweite dieses Umstandes ist man sich doch keineswegs genugsam bewußt geworden. Nicht wie auf dem Continent sind es die Parteiungen von heute und gestern, welche in der gesetzgebenden Versammlung Englands im Laufe der letzten Jahrzehnte über Emancipation der Katholiken und Parlamentsreformen, über Kirchenwesen und sociale Zustände in Irland, über die Stellung des Ministeriums zu einem Mißtrauensvotum des Hauses und die Registrirung der Wahlen, über Kornzölle, protestantische Dissenters- und katholische Seminare stritten. Nicht von heute und gestern datiren diese Fragen selbst. Es sind dieselben, welche seit dem 17. Jahrhunderte die Stellung der englischen Parteien in Staat, Kirche und Literatur bestimmt haben. Mögen einige derselben heutigen Tages nur die Parole zum Scheingefecht um Amt und Pfründen bieten, andere üben doch noch auf die Gegenwart so ätzende Wirkung, daß sie Rede und Gegenrede der parlamentarischen Debatte verbittern und vergiften, noch andere regten wenigstens zu Macaulays Zeiten das Gewoge einer mit Aufruhr und Umsturz drohenden Agitation im Hintergrunde auf. Und verschiedene derselben Fragen, über welche das Parlamentsmitglied Macaulay im Hause mit Glut und Eifer redete, haben in denjenigen Tagen, welchen der Geschichtschreiber Macaulay seine Feder weiht, Verschwörung auf Verschwörung angeschürt, Bürgerkriege entzündet, Könige aufs Schaffot und ins Exil gebracht, Ströme schuldigen und unschuldigen Blutes vergießen gemacht.

England ist bis zur heutigen Stunde das Land der Präcedenzfälle geblieben. Eine unabsehbare Kette von Präcedenzfällen

bildet den Rechtstitel des heute üblichen Parlamentarismus. Von allen gegenwärtigen Verfassungsformen des Continents unterscheidet sich die englische Verfassung durch die ununterbrochene Continuität, welche die Geschichte des öffentlichen Rechts in England aufweist. Von mittelalterlichen Urkunden leiten noch zahlreiche im Parlamente vertretene Corporationen ihre Berechtigung ab. Im Besitze derselben Familien, welche Staat und Grafschaften seit Generationen regierten, sind noch zahlreiche Ehrenämter und Parlamentssitze. So auch die Parteistellung in Staat und Staatskirche in den einzelnen Familien von Geschlecht zu Geschlecht als ein ebenso unveräußerlicher Familienbesitz festgehalten, wie der durch Entail gebundene Grund und Boden. Daher das Urtheil des einzelnen Mannes von guter Abkunft den politischen Fragen seiner Zeit gegenüber meistens ebensoviel durch Geburt und Familienverpflichtung wie durch eigene Erkenntniß und Erfahrung beeinflußt. Jede der beiden großen Parteien nicht allein durch ihre gegenwärtige Ueberzeugung, sondern auch durch ihre Parteiüberlieferung gebunden. Jede Partei darum gleich eifrig bedacht für sich die strictere Continuität des politischen Glaubensbekenntnisses und das höhere Verdienst um den Aufbau der heutigen glücklichen Verfassung von England in Anspruch zu nehmen.

Seitdem die beiden großen Parteien in den politischen Kämpfen des 17. Jahrhunderts ihren Namen empfangen, hat die whigistische Parteiverbindung keineswegs allezeit für Erweiterung der Volksrechte, für Wahrung der bürgerlichen Freiheit, für Aufklärung und Fortschritt gestritten. Während des 18. Jahrhunderts hat sie häufig genug das Gegentheil solcher freiheitlichen Grundsätze vertreten. Für die politischen Conflicte zu Ausgang des 17. Jahrhunderts dürfte sie ebensowenig wie zur Stunde sich ein solches Verdienst vorzugsweise zueignen. Aber im dritten bis fünften Jahrzehnt dieses Jahrhunderts durfte sie es mit Fug und Recht. Die Anfänge der Macaulayschen Geschichtsforschung fallen mit den Jahren zusammen, in welchen die whigistische Parteiverbindung nach langer Unterdrückung und nach langer Versumpfung des öffentlichen Lebens in England wieder kühn, talentreich und reformeifrig auf den Schauplatz trat. Macaulay der streitlustige parlamentarische Mitkämpfer dieser whi-

giſtiſchen Reformers ſchreibt als Hiſtoriker die Zeiten, in welchen ſich die heute giltige parlamentariſche Regierungsform und die bis zur Stunde noch nicht überwundene Parteiſpaltung conſolidirte. Kein Wunder, wenn er die Geſchichte jener Epoche in derjenigen Färbung darſtellt, in welcher ſeine whigiſtiſchen Freunde ſie betrachtet wiſſen möchten.

Nicht etwa als ob er darauf ausgienge die einzelnen Perſönlichkeiten, welche als Häupter und einflußreiche Genoſſen der whigiſtiſchen Partei ſich im 17. Jahrhundert hervorgethan, zu idealiſiren. Mit anerkennenswerther Unbefangenheit deckt der engliſche Autor den Schmutz, die Selbſtſucht, den laſterhaften Ehrgeiz der leitenden Staatsmänner in beiden Lagern auf. Höchſtens für die Unentſchiedenen, welche ihre Talente keinem Parteiintereſſe völlig unterjochen wollten, windet er eine beſondere Zuchtruthe. Aber Haltung und Leiſtung der geſammten whigiſtiſchen Parteiverbindung in jenen bedeutungsvollen Jahrzehnten gilt es zu idealiſiren. Ihren Kämpfen, Arbeiten und Erfolgen ſoll der vaterländiſche Dank auf Jahrhunderte hinaus geſichert werden. Dazu müſſen beredte Discurſe helfen, in die geſchichtliche Darſtellung eingeſchaltet, welche geſchickt die Parteigrundſätze der damaligen Whigs mit den whigiſtiſchen Beſtrebungen von heute verknüpfen. Und nur ein verhältnißmäßig ſehr unſchuldiger Kunſtgriff iſt dieſer. Denn um ſolchen Effektes willen ſteht Macaulay auch nicht an, die Stellung, welche die eigene und die gegneriſche Partei ehedem eingenommen, zu verſchieben, einiges zu verſchweigen, anderes durch grelles Schlaglicht in einſeitige Beleuchtung zu bringen. Hier freundlicher Anwalt dort ſtrengſter Richter. Ob mit bewußter Abſicht die Geſchichte zu verfälſchen oder ſelbſt durch Parteieifer verblendet, kommt hier nicht in Betracht. Einige kritiſche Blicke auf Macaulays Darſtellung der engliſchen Parteigeſchichte vor dem Jahre 1688 ſollen uns über die Frage aufklären, in wie fern die Geſchichte Englands durch ihn zum Abſchluſſe gebracht iſt.

Uns überraſchen zunächſt die Anſtrengungen, welche Macaulay aufbietet, um mehrere für die Conſolidirung des engliſchen Parlamentarismus fundamentale Errungenſchaften dem Verdienſte der gegneriſchen toryſtiſchen Parteiverbindung zu entziehen. Es handelt ſich um die Kämpfe und Siege der Oppoſition im Reſtaurationsparla-

mente in den Jahren 1663—1675, um die Einführung der Appropriationsclauſel, die parlamentariſche Controlle des Staatshaushaltes, die Durchführung der Miniſterverantwortlichkeit, um die erſte Anregung zum habeas corpus, um die Ausſchließung der Katholiken von Parlament und Aemtern und die Zulaſſung der proteſtantiſchen Conformiſten. Alle dieſe Errungenſchaften ſind vom Reſtaurationsparlamente zu einer Zeit gewonnen worden, in welcher die Liſten des Hauſes der Gemeinen zwar die Spaltung in eine Hof- und Landpartei aber noch keineswegs den Anſatz zu der ſpätern whigiſtiſchen Parteiverbindung nachweiſen. Nicht ausdrücklich eignet der engliſche Autor dieſe Verdienſte den whigiſtiſchen Ahnen ſeiner eigenen Parteigenoſſen zu. Dazu iſt er doch zu vorſichtig. Aber er erzielt die beabſichtigte Wirkung, indem er uns in der oppoſitionellen Landpartei (Countryparty) den Anfang der ſpäteren Whigverbindung vermuthen läßt. Die ganze Darlegung der Verhältniſſe iſt ſorgfältig in ſolches Zwitterlicht geſtellt, daß der nicht völlig aller Einzelheiten kundige Leſer zu ſolchem Schluſſe gelangen muß und überhaupt in der engliſchen Geſchichte jener Epoche Whigs und Tories nur ſummariſch als Freunde oder Feinde der Verfaſſung lieben und haſſen lernt.

Und doch iſt in Wirklichkeit der politiſche Charakter jener erfolgreichen Oppoſition im Reſtaurationsparlamente ſehr genau zu präciſiren, ſowohl vor wie nach dem Eindringen eigenthümlich whigiſtiſcher Elemente in die Bänke dieſes Parlamentes. Eben ſo ſcharf läßt ſich die Stellung dieſer Partei von dem ſpäteren Parteiprogramm der Whigs wie von demjenigen der klerikalen Hofpartei ſondern. Jene oppoſitionelle Majorität des Unterhauſes, welche ſo erfolgreich alle Maßregeln der Verwaltung der parlamentariſchen Controlle unterwirft, iſt ebenſowohl die Fortſetzung der gemäßigten Oppoſition unter Edward Hyde in den Jahren 1640 und 1641 wie der eigentliche Kern der ſpäter unter dem Namen der Tories bekannten Parteiverbindung. Sie iſt keine gelegentliche Coalition von Rundköpfen und mißvergnügten Cavalieren. Bis in die Mitte der ſiebziger Jahre fehlen im Unterhauſe die Rundköpfe völlig und mit den politiſchen Doctrinen der Cavaliere hat dieſe Oppoſition keine Gemeinſchaft. Es handelt ſich um eine ſehr ſcharf unterſchied-

liche Partei mit deutlich ausgeprägten Grundsätzen. Schon in den letzten Jahren der Königin Elisabeth hat sie sehr nachweislich die Mitte zwischen den Staatstheorien der Presbyterianer und den Lehrsätzen der Höflinge gehalten. Unter Jakob I und seinem Nachfolger mit der fortgeschrittenen Opposition eng verbündet, hat sie sich im Jahre 1641 bei den Debatten über Bisthum und große Remonstranz ebenso entschieden von derselben losgerissen. In den Zeiten der Republik geächtet und verfolgt adoptirte sie in den Tagen höchstgeschwellter Leidenschaften selbstverständlich die Grundsätze des strengsten Royalismus. Alle antirevolutionär gesinnten Männer mußten damals sich um dieses Banner sammeln. Die Frucht der Restauration, welche endlich die Presbyterianer bewirkt, fiel nicht diesen, sondern den von der Revolution unterdrückten, königlicher gesinnten Fractionen in den Schooß. Eine kurze Zeit hindurch schwelgten dieselben noch ununterschieden in dem gemeinsamen Genuß der Rache an ihren Unterdrückern. Aber der erste Act, zu welchem das wiederhergestellte Königthum sich kraft seiner berufenen Obersouveränität, kraft seiner Königsgewalt nach göttlichem Rechte erdreistete, die Indulgenzerklärung vom Winter 1662—63 schichtete das Restaurationsparlament wieder in zwei Lager. Auf der einen Seite die Partei des über die Gesetze erhabenen Königrechtes, die Krone mit ihrem Gefolge der durch Aemter, Pensionen, persönlichen Ehrgeiz oder durch klerikalen Doctrinarismus verführten Höflinge. Auf der anderen Seite nicht etwa die presbyterianisch revolutionäre Partei des langen Parlamentes, sondern eine königlich loyale, kirchlich conservative aber ebenso streng parlamentarisch wie anglikanisch gesinnte Parteiverbindung. Sie war monarchisch im Gegensatze zu den Principien der großen Revolution. Sie läugnete, daß in dem Parlamente auch ohne Hinzutritt der Krone die volle souveräne Regierungsgewalt enthalten sei. Im Einklang mit der rechtsgeschichtlichen Entwickelung betrachtete sie die Gewalt des Parlamentes als einen Ausfluß der königlichen Gewalt, aber das durch die Geschichte gewordene gesetzlich bekräftigte Recht des Parlamentes sollte ebenso wenig durch einen einseitigen Act der Krone aufgehoben, wie von einer königlichen Ordonnanz umgangen werden. Am wenigsten auf dem Gebiete der kirchlichen Verfassung, denn in Uebereinstimmung mit der überwie-

genden Mehrheit des englischen Volkes war diese königlich parlamentarische Partei auch scharf anglikanisch. Sie huldigte der Ausschließlichkeit des staatskirchlichen Bekenntnisses. Denn dasselbe war ein Erzeugniß der parlamentarischen Gesetzgebung, in ihm hatte das englische Volk des 16. Jahrhunderts seine eigenthümlich nationale Gestalt gewonnen und diese mit höchstem Ruhme gegen das Ausland vertheidigt. Darum schien für den Bestand der mit den kirchlichen Verfassungsformen innig verquickten parlamentarischen Institutionen die einzige Garantie darin enthalten zu sein, daß nur das staatskirchliche Bekenntniß zu staatlichen Aemtern und Ehren befähige.

Jene Parteiverbindung hatte in den ersten Sitzungen des Restaurationsparlamentes die Prärogative der Krone nach Kräften gestärkt. Sie glaubte in einem Königthum, ausgestattet mit der ganzen Fülle seiner historischen Berechtigungen, die eigene Partei und die Herrschaft des anglikanisch parlamentarischen Principes zu stärken. Sie riß sich los, sobald das Königthum der Stuarts in wahnwitziger Verblendung seine besten Freunde verläugnete. Sie erweiterte alsdann die verfassungsmäßigen Unterthanenrechte und stellte durch unzweideutige Gesetze das Uebergewicht des Parlamentes im staatlichen Organismus fest. Sie war damals unter dem Namen der „Countryparty", sie blieb später als die gemäßigte Fraction und überwiegende Mehrheit der Tories die eigentliche Verfassungspartei, die Partei des continuirlichen historischen Rechtes im englischen Staatsleben.

Ereignisse sowohl wie Parteiverschiebungen der vierziger Jahre wiederholten sich noch einmal innerhalb der folgenden Generation. So auch die Schwankungen jener großen Partei der verfassungsmäßigen Mitte im englischen Volk und Parlament. Bei den Nachwahlen überflügelte seit dem Erlaß der Testacte vom Jahre 1673 die auf kirchlichem Gebiete latitudinarisch gesinnte Widerstandspartei, das spätere whigistische Element die anglikanische Verfassungspartei. Die Parteigänger des grundsätzlichen Widerstandsrechtes waren durch die Restauration von dem Genusse staatlicher Aemter und Ehren ausgeschlossen worden. Die Testacte aber, eine Restriction gegen die Katholiken, öffnete allen fortgeschrittenen protestantischen Fractionen, sofern sie sich einer gelegentlichen Conformirung an den staatskirch-

lichen Ritus anbequemten, die Hallen des Parlamentes. Als Bundesgenossen der bisherigen anglikanischen Opposition auf den Schauplatz gerufen griffen sie schon in den letzten Sitzungen des Restaurationsparlamentes nach der ausschließlichen Herrschaft im Staate. Noch übermächtiger in den gesetzgebenden Versammlungen der Jahre 1679 bis 1681. Zwar die Nation bekannte sich im großen und ganzen zu den kirchlich politischen Grundsätzen der anglikanischen Verfassungspartei. So entschieden war und blieb seit dem Gährungsproceß der großen Rebellion diese Haltung des englischen Volkes, daß sogar die Whigs schließlich nur durch Adoption des gegnerischen kirchlichen Standpunktes ihre Herrschaft im Staate zu festen vermochten. Aber die Furcht vor dem Papismus und vor den Haustruppen des allerchristlichsten Königs gab der Agitation und den revolutionären Tendenzeu der großen Whiglords und ihres Gefolges im Unterhause zeitweilig das Uebergewicht. Nicht zur statutarischen Sicherstellung des historischen Verfassungsrechtes, sondern zur Zersprengung der bestehenden Verfassung versuchten sie dasselbe anzuwenden. Selbstverständlich daher die Haltung der anglikanischen Verfassungspartei, falls sie ihren Grundsätzen treu bleiben wollte. Unter dem Namen der Tories finden wir sie in den Kämpfen um die Ausschließung des erbberechtigten Thronfolgers auf dem Standpunkt des verfassungsmäßigen Rechtes verharren. Allerdings die Collectivbezeichnung Tories umfaßt im Laufe der nächsten Jahrzehnte nicht allein jene in den Grafschaften Englands so mächtige, eines starken nationalen Hintergrundes gewisse Partei, welche dem Despotismus der Tudorschen Geheimräthe widerstanden, für die Bitte um Recht gekämpft, Graf Strafford zum Schaffot geführt, Clarendon gestürzt und die Minister König Karls II dem Parlamente verantwortlich gemacht hat. Die Angriffe der Whigs vereinen wieder die kürzlich gespaltene Hof- und Landpartei. Dasselbe Parteilager birgt schon in den Kämpfen um die Ausschließungsbill wie innerhalb der nächsten Jahrzehnte die Verfechter des historischen Verfassungsrechtes und jenen Haufen höfischer Parteigänger des ultramonarchischen und klerikalen Principes. Rückhaltlos schwören die letzteren auf die Oxforder Canones, hoffnungsvoll blicken sie der Sendung einiger katholischen Regimenter Ludwigs XIV entgegen. Aber

in der Färbung jener Aeußerſten, der ſpäteren Anhänger des vertriebenen Hauſes Stuart, iſt das eigentliche Weſen der toryſtiſchen Parteiüberzeugung doch keineswegs enthalten. Ebenſowenig wie der Grundzug des whigiſtiſchen Parteiprogrammes in den Tendenzen der Republikaner und grundſätzlichen Feinde des Bisthums erblickt werden dürfte. Zwar die Namen Tories und Whigs, zutreffend genug als gegenſeitige Stichworte zur Charakteriſirung der äußerſten Flügel beider Parteien gewählt, blieben als Bezeichnung der beiden großen Parteien haften. Aber dadurch dürfte ſich der Hiſtoriker nicht verwirren laſſen.

Es iſt bedenklich, wenn Lord Macaulay ſeinen Leſer über Exiſtenz und conſequente principientreue Haltung einer anglikaniſchen, königlich und parlamentariſch geſinnten Verfaſſungspartei ſo wenig als möglich aufklärt, bedenklich wenn er nicht erkenntlich zwiſchen der durchaus anglikaniſchen Oppoſition im Reſtaurationsparlamente und den ſpätern Whigs unterſcheidet, bedenklicher indeſſen iſt es doch, wenn in der Folge ein ähnliches Halbdunkel die ſo ſcharf bemerkbaren Parteiunterſchiede im großen toryſtiſchen Lager verſchwinden läßt, wenn das Gros der toryſtiſchen Parteiverbindung ohne weiteres für die Excentricitäten ihrer äußerſten Rechten verantwortlich gemacht wird.

Da kommt denn als das Ergebniß der Macaulayſchen Darſtellung die ziemlich allgemein verbreitete Anſicht zur Geltung, daß in den achtziger Jahren des ſiebzehnten Jahrhunderts die toryſtiſche Parteiverbindung einem ultramonarchiſchen und ultraklerikalen Princip zu Liebe die Verfaſſung und Freiheit des engliſchen Volkes geopfert habe, während die Whigs, im Stande der Nothwehr begriffen, einen pflichtgetreuen und hochherzigen Kampf für Freiheit und Recht gekämpft, verfolgt und geächtet worden ſeien, bis ſie endlich, das Volk von England hinter das Banner ihrer Partei geſchaart, auch die von Jakob II hintergangenen Tories mit ſich fortgeriſſen. So habe durch den Sturz des ſtuartſchen Deſpoten ſich der Whigismus unvergeßliche Verdienſte um die engliſche Freiheit erworben, während nur zur Hälfte willig die Tories ſeiner Führung gefolgt, um die Theilnahme an der glorreichen Revolution ſofort nach der That zu bereuen. In dieſem Bilde, wie es aus Macaulays

engliſcher Geſchichte uns entgegentritt, iſt beinahe jeder Zug falſch, von mehreren das gerade Gegentheil die geſchichtliche Wahrheit.

Unſtatthaft iſt es zunächſt die unter der Collectivbezeichnung „Tories“ vereinten Fractionen, welche der Thronfolge des Herzogs von Monmouth, eines Baſtards, widerſtrebten, als eine in ſich einige Partei mit einheitlichem Programme zu behandeln. Unſtatthaft iſt es, die anglikaniſche Verfaſſungspartei für die extremen Anſichten der ſtuartſchen Höflinge verantwortlich zu machen, weil die Stimmen dieſer und jener ſich im Widerſtande gegen das verfaſſungsumwälzende whigiſtiſche Element verbanden. Das iſt ein Kunſtgriff, den die beiderſeitigen Pamphletiſten des 17. und 18. Jahrhunderts mit Geſchick verwertheten. Die fratzenhaften Züge der beiderſeitigen Ultras mußten herhalten, um das Geſammtcharakterbild der gegneriſchen Partei zu entſtellen. Wenn die Meinungen, ruft ein zeitgenöſſiſcher Schriftſteller aus, welche Whigs und Tories von einander zu hegen vorgeben, in der That begründet wären, ſo würde man in England mit geringerer Sicherheit als unter den wildeſten Nationen Amerikas leben. Des Hiſtorikers iſt ein ſolcher Kunſtgriff unwürdig. Bis zur Auflöſung des Oxforder Parlamentes vermag auch ein blödes Auge die grundſätzlichen Parteiunterſchiede innerhalb des toryſtiſchen Lagers zu erkennen. Fragen wir, welche Partei am ſtandhafteſten den Krieg gegen Frankreich gepredigt hat, welche Partei die bedeutungsſchwere Ehe des Prinzen von Oranien mit Maria von York negociirte, dieß und jenes im Gegenſatze ebenſowohl zu den großen Whiglords, wie zu der katholiſirenden Camarilla! Und als es dann ſich um die Sicherſtellung der Verfaſſung während der Regierung eines katholiſchen Königs handelte, war gerade die Mehrheit der Tories bereit, beinahe noch größere Beſchränkungen der königlichen Prärogative als verfaſſungsrechtlich zuläſſig waren zu gewähren. Aber die Whigs verlangten den oſtenſibeln Umſturz des hiſtoriſchen Rechts, um das Königthum von Parlamentesgnaden, d. h. die ſouveräne Oligarchie der whigiſtiſchen Adelsfamilien ſchon damals erheben zu können. Nicht nur das hiſtoriſche Recht des Königthums und der Staatskirche, ſondern auch die ſtaatliche Stellung der toryſtiſchen Nobility und Gentry wäre damals durch einen einſeitigen Sieg des whigiſtiſchen Elements vergewaltigt worden. Wie ehemals

die anglikaniſchen Ankläger Straffords im langen Parlamente, ergriff, nun ſelbſt im Stande der Nothwehr, die anglikaniſche Oppoſition des Reſtaurationsparlamentes zeitweilig wieder die Doctrin der Höflinge und Hoftheologen, die Lehre vom göttlichen Recht der Könige und vom leidenden Gehorſam der Unterhanen. Sie adoptirte dieſe Waffe, ohne damit ſich des Rechtes zu begeben, unter veränderten Verhältniſſen wieder auf ihre alte verfaſſungsmäßige Haltung zurückzukommen.

Bald genug bot ſich dieſe Gelegenheit. Denn König Jakob II, den recht eigentlich die Unbotmäßigkeit der Whigs auf den Thron, oder doch wenigſtens in den Beſitz einer unverkürzten königlichen Prärogative gebracht hatte, bedrohte die Verfaſſung von Staat und Kirche noch ernſtlicher und verwüſtete die hiſtoriſch gefeſtete geſellſchaftliche Ordnung in England noch gründlicher als kürzlich die oppoſitionelle Whigjunta es gethan. Welche Partei iſt da als der Hort der Parlamentsverfaſſung, der proteſtantiſchen Kirche und des grafſchaftlichen Selfgovernments in die Schranken getreten? Etwa die whigiſtiſche Nobility und Gentry? Sie hatte ihre Kräfte in verfrühten Verſchwörungen zu einer Zeit vergeudet, als wohl die Verletzung ihrer Parteiintereſſen, aber noch keineswegs eine Vergewaltigung der Geſetze zu rächen war. Ihre Führer waren entweder auf dem Schaffot gefallen oder gegenwärtig exiliirt. Oder gebührt der Dank der Nation den mit den Whigs verbündeten nonconformiſtiſchen Secten, welche dem verfaſſungswidrigen Aufklärer auf dem Thron die Hand boten zur Zertrümmerung der communalen Inſtitutionen und zur Beſchickung eines nonconformiſtiſchen Parlamentes? Freilich wechſelte in dieſer Kriſis der Torysmus die Waffen. Er griff zu den whigiſtiſchen Doctrinen: Recht und Pflicht des Widerſtandes gegen ungeſetzliche Maßnahmen der Krone und urſprüngliche Souveränetät der conſtituirten Gewalten, der beiden Häuſer des Parlamentes. Aber ganz anders als es bei Macaulay ſich herausſtellt, erſcheint doch in Wirklichkeit die dritte Partei im engliſchen Staatsleben als der eigentliche Träger des großen Abfalls von Jakob II. Die engliſche Revolution vom Jahre 1688 iſt in der Art und Weiſe, wie ſie ſich vollzog, nur verſtändlich als ein Werk derjenigen Partei, welche die Teſtacte zum Geſetz erhoben, die Waffen

beharrlich gegen Frankreich gezückt, den Whigs zu Oxford und dem Baſtard Karls II widerſtanden, im Parlamente Jakobs II vom Jahre 1685 die überwiegende Mehrheit beſeſſen hatte. Man mag ſie als die Countryparty, als gemäßigte Tories oder als fliegende Schwadron[1]) bezeichnen. Der Würdigung der Gegenwart wird wohl die von uns gewählte Bezeichnung „anglikaniſche Verfaſſungspartei“ am deutlichſten die politiſche Haltung jener großen parlamentariſchen Fraction zum Verſtändniß bringen, hinter welche kurze Schwankungen abgerechnet, doch weit über die Revolution hinaus die Mehrheit des engliſchen Volkes ſtand.

Wir werden ſtets bereit bleiben uns an dem Farbenreichthum der Macaulayſchen Darſtellung, an der Schönheit ſeiner Gruppirung, an ſeinen treffenden Charakteriſtiken, ſeinen geiſtvollen Discurſen zu entzücken. Darf dieß alles uns für den Mangel an hiſtoriſcher Treue entſchädigen, den wir, ſo oft es ſich um ein Parteiintereſſe handelt, befürchten müſſen!

Aber konnten wir von der Feder eines Engländers eine parteiloſere Darſtellung erwarten? Ich meine nicht. Der politiſch ſo kräftig angeregte Geiſt des gebildeten Engländers ſcheint ſich nicht überwinden zu können die Verfaſſungsgeſchichte jener Epoche anders als vom Standpunkte der Partei aus zu behandeln. Allerdings

---

1) „Camp volant,“ ſo bezeichnet der brandenburgiſche Reſident-Correſpondant die Fraction der gemäßigten verfaſſungseifrigen Tories. Ohne die eigenthümliche Stellung dieſes Camp volant zu berückſichtigen, meint Bonet, könne man die Parlamentsgeſchichte gar nicht verſtehen. Die Genoſſen dieſer Partei, ſchreibt er, vertreten die Prärogative der Krone, aber nicht minder nachdrücklich die Rechte und Prärogative des Volkes. Sie ergreifen dieſe und jene Partei, je nachdem das Wohl des Landes es erheiſcht und geben ſie eben ſo raſch wieder auf. Sie haben die Reſtauration gemacht und dem katholiſirenden Karl II widerſtrebt, Jakob II auszuſchließen verſucht, ihn dann zum Throne erhoben und endlich geſtürzt. (Bericht vom 31. October 1702. Berliner Staatsarchiv.) Wir haben in dieſem Camp volant nicht eine Gruppe einzelner parteiloſer Achſelträger (Trimmers) vor uns, ſondern die anglikaniſche Oppoſition des Reſtaurationsparlamentes, die Träger der Reaction im Jahre 1681, der Revolution im J. 1688, die mächtige einflußreiche Fraction der Hanoverian Tories aus der Regierungszeit der Königin Anna.

bleibt es ja dem Engländer unbenommen die Geſchichte jener Jahrzehnte auch vom toryſtiſchen Standpunkte aus zu ſchreiben. Macaulay hat natürlich die Herausforderung zu ſolchen Verſuchen geboten. Aber was davon uns zu Geſichte gekommen iſt, das hat wahrlich nicht den Wunſch nach weiteren derartigen Producten erregt.

Danken wir es Leopold von Ranke, daß ſeine Forſchung ſich einer Läuterung der arg verzerrten engliſchen Parteigeſchichte im 17. Jahrhundert unterzog. Ganz beſonders berufen dazu durfte diejenige Meiſterhand erſcheinen, welche das Ringen der deutſchen Religionsparteien und die Gegenſätze des religiöſen und politiſchen Geiſtes in Frankreich, die Parteikämpfe der Fronde, des modernen Frankreich und des ſerbiſchen Volksgeiſtes gleichſam kryſtalliſirt zur Darſtellung und Anſchauung gebracht hat. Mit gelaſſener Ruhe, mit feinfühliger Sympathie und doch mit kritiſcher Ueberlegenheit beurtheilt und ſchätzt Ranke die Dinge, die menſchlichen Beſtrebungen und Leiſtungen, Leidenſchaften und Verirrungen nach ihrem wahren Werth. Er erfaßt die Bedeutung jedes Charakters und jeglichen Entwurfes im Zuſammenhange mit der Zeit und den Verhältniſſen, denen der einzelne Menſch und ſein Streben angehört. Er mißt den Werth des einzelnen wie der Parteien nach der Bedeutung, welche Tendenzen und Erfolge der Perſönlichkeit wie der Genoſſenſchaft in der großen Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit beanſpruchen. Mit reifer Beobachtung umſpannt ſein Geiſt die Vergangenheit des menſchlichen Geſchlechtes, und das Gewirrre der Weltbegebenheiten reflectirt klare, ſcharfe und harmoniſch gruppirte Bilder in ſeinem Innern. Vor ſeinem leidenſchaftslos prüfenden und um ſo theilnehmender jede Nüancirung des menſchlichen Strebens verfolgenden Blicke mußte auch das vielfach verſchlungene, ſich bunt durchkreuzende Treiben und Ringen der engliſchen Parteien zum erſtenmal eine feſte und präcis geſonderte Geſtaltung gewinnen.

Unſere Aufmerkſamkeit richtet ſich zunächſt auf die ſcharfe Linie, auf welcher wir die anglikaniſche Partei von den Monopoldebatten im Anfange des 17. Jahrhunderts durch langes Parlament und große Rebellion, durch Reſtaurationsparlament und Ausſchließungskämpfe, durch die Reaction der achtziger Jahre bis zum Sturze König Ja-

kobs voranschreiten sehen, ihren Parteigrundsätzen gehorsam, so lange als möglich dem historisch berechtigten Königthum, vor allem aber der altenglischen Verfassung getreu. Da treten uns bei Ranke doch die treibenden Ideen des Torysmus, seine Kämpfe für das historische Verfassungsrecht gegen Uebergriffe von dieser und jener Seite, die Kräfte, über welche er bis zur heutigen Stunde im englischen Volksleben verfügt und die Motive, welche sein Vorschreiten wie sein Zurückweichen bestimmen, in ganz anderer Deutlichkeit und ganz anderer Folgerichtigkeit, als es bisher der Fall gewesen ist, vor die Augen.

Vielleicht möchte jemand vermuthen, daß Leopold Ranke gerade eine besondere Sympatie für die Tories hegte und deßhalb als Anwalt derselben einer ähnlichen Einseitigkeit wie der Whig Macaulay verfallen sei. Wenige Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts ausgenommen nehmen die Tories im englischen Staatsleben die Stellung der conservativen Partei ein. Weil Leopold von Ranke nach seinen persönlichen Sympathien für einen Gegner des modernen continentalen Parlamentarismus gilt, scheint eine solche Folgerung nahe zu liegen. Doch wohl nur dem Ununterrichteten! Das eben hat ja Ranke zur Evidenz gebracht, daß die so arg verschrieene Mehrheit der Tories im 17. Jahrhundert — wenigstens die überwiegende Mehrheit derselben — ebenso gute verfassungstreue Parlamentarianer waren, wie die heutigen Stanley und Disraeli. Sie fallen mit den Whigs in dem Bestreben zusammen, die Regierungsgewalt aus den Händen des persönlichen Königthums an die parlamentarische Mehrheit zu bringen. Nur daß die Whigs in dem Recht des Widerstandes den Angelpunkt der englischen Verfassung verehrten, die Tories einzig im Stande der äußersten Nothwehr zu diesem Auskunftsmittel griffen, die Whigs gleichgiltiger gegen kirchliche Conformität sich durch eine grundsätzliche Vergewaltigung des erblichen Königthums der Souveränität des Parlamentes versichern wollten, während die Tories von dem erbberechtigten Königthum den Ausfluß aller Rechte und Gewalten im Staate ableiteten, die Garantie aller verfassungsmäßigen Institutionen aber in dem Bestande des öffentlichen Wesens als anglikanisch staatskirchliche Gemeinschaft erblickten.

Erſt die Rankeſche Sichtung hat uns den Schlüſſel zum Verſtändniß der Revolution vom Jahre 1688 geliefert. Erſt wenn wir das Weſen jener Partei erkannt haben, welche in dieſer Kriſe als Träger der großen Umwälzung die whigiſtiſchen Tendenzen zur Ausübung bringt, begreifen wir, warum dieſe Revolution nicht wie faſt alle gewaltſamen Verfaſſungsumwälzungen in England und anderswo, zur Reaction oder doch zur Zerſtörung der beſtehenden ſtaatlichen Bildungen führte. In dem einheitlichen Zuſammenwirken der toryſtiſchen und whigiſtiſchen Staatsidee iſt die bildende Kraft dieſer Erſchütterung enthalten.

Trotz der Einſeitigkeit des vom engliſchen Autor gewählten Parteiſtandpunktes bleibt die Behandlung der inneren engliſchen Geſchichte doch die bei weitem glänzendſte Partie des Macaulayſchen Geſchichtswerkes. Während es hier ſich hauptſächlich um eine unbefangenere Würdigung der von Macaulay ſelbſt ermittelten Thatſachen, um eine Correctur der Auffaſſung handelte, blieb für die auswärtige Geſchichte Englands weit mehr zu thun. Nicht etwa als ob Macaulay kein Verſtändniß für die Gefahren hätte, welche der Freiheit Europas durch die Univerſalmonarchie Ludwigs XIV drohten, als ob er nicht eine allgemeine Kenntniß von den Intriguen der franzöſiſchen Politik und den Eroberungszügen der franzöſiſchen Waffen beſäße. Auch über England und Holland hinaus kennt er die Reihenfolge der Ereigniſſe, im Reiche, in Spanien und in Italien, ebenſo den äußerlichen Gang der Friedensunterhandlungen und ſoweit engliſche Heere und Flotten bei der Kriegsgeſchichte jener Epoche betheiligt, hat er derſelben eine ganz beſondere Aufmerkſamkeit zugewandt. Aber ſeine Kenntniß der auswärtigen Begebenheiten reicht ſelten weiter als die Angaben, welche man in jeder guten Weltgeſchichte ſchon vor Macaulay zu finden pflegte. Und wo er in einzelnen Fällen über die auswärtigen Beziehungen der engliſchen Politik neues bietet, z. B. bei der Tripleallianz, dem Bündniſſe zu Dover, den Verabredungen Barillons mit der engliſchen Oppoſition, bei der europäiſchen Conſtellation im Jahre 1688, dem Frieden zu

Ryswijk und der Negotiation der Theilungsverträge, da ist seine Forschung doch niemals bis zum letzten Grunde, bis zur Bewältigung aller einschlägigen Intriguen und Ursachen vorgedrungen.

Auffallend genug springt bei der Behandlung der auswärtigen Staatengeschichte ein ziemlich durchgängiger Unterschied der deutschen und fremdländischen Geschichtsforschung ins Auge. Nur wenige französische und englische Geschichtswerke behandeln glücklich und erschöpfend die Geschichte fremder Staaten. Und bei der Darstellung der vaterländischen Geschichte genügt es ihnen meistens, wenn den internationalen Beziehungen ein Verständniß abgewonnen ist, hinreichend, um die Vor- und Rückschritte der eigenen Machtstellung, um die Förderung und die Nachtheile zu begreifen, welche die eigene nationale Entwickelung aus ihrer Bethätigung an den allgemeinen Weltbegebenheiten davongetragen hat. Entweder gar keine Auffassung für die politischen Dinge jenseits der vaterländischen Berge und Gewässer, oder eine summarische Abfertigung nach dem Maßstabe des angestammten nationalen Vorurtheils, günstig oder ungünstig je nach dem Uebergewicht der im Laufe der Jahrhunderte von diesem und jenem Staate empfangenen Wohlthaten und Befeindungen. Und dieses nicht allein. Die nationale Einseitigkeit macht sich auch in der Methode der Forschung geltend. Man glaubt genug zu thun, wenn man die Geschichte der vaterländischen Vergangenheit in demjenigen Lichte zur Auffassung bringt, in welchem sie sich der Beurtheilung der eignen Volksgenossen darstellte. Man ist sogar ängstlich bedacht, die wunden Flecke der vaterländischen Geschichte noch nach Jahrhunderten zu verdecken, empfangene Demüthigungen zu bemänteln, um nur dem nationalen Stolze nichts zu vergeben, das nationale Pathos nicht zu beeinträchtigen. So finden wir Engländer und Franzosen selten über das heimische Quellenmaterial hinausgreifen, wie werthvolle Schätze auch zur objectiven Würdigung der heimischen Zustände aus den Mittheilungen der fremden Berichterstatter zu schöpfen wären. Einige rühmliche Ansätze hat Macaulay gemacht, um diese Schranken des freien, vorurtheilslosen Blickes zu durchbrechen. Doch ist er bei den Anfängen stehen geblieben. Ob absichtliche Geringschätzung weiterer Aufklärung, ob die vielseitige Thätigkeit eines reichbewegten Lebens ihn an ernstlicherer, umfassenderer Forschung gehindert,

läßt sich schwerlich ermitteln. Uns kommt es hier ja auch nur auf die Constatirung der Thatsache an.

Was nun im Unterschiede von Engländern und Franzosen unser Ranke gerade für die Aufdeckung und Verfolgung der internationalen politischen Beziehungen und Verwickelungen in der Staatengeschichte des modernen Europa gethan hat; das liegt so klar in zahlreichen Bänden seiner historischen Forschungen vor unser aller Augen, daß der Mann vom Fache sich beinahe scheuen muß, noch einmal ausdrücklich auf dieses Verdienst der Rankeschen Geschichtschreibung hinzuweisen. In den diplomatischen Schätzen der geheimen Staatsarchive erblickte und fand er das grundlegende Material zum Aufbau der neueren politischen Geschichte. Er fügte nicht etwa den Darstellungen der gleichzeitigen pragmatisirenden Schriftsteller, dem Ergebniß aus Memoiren und Diarien, Flugschriften und bekannten Sammelwerken nur die Mittheilungen eines vereinzelten gesandschaftlichen Berichterstatters hinzu. Ihm galt es vielmehr, aus dem unmittelbaren Verhör möglichst zahlreicher am öffentlichen Leben selbstthätig betheiligter Berichterstatter das vollgiltige Urtheil über den auf- und absteigenden Bildungs- und Zersetzungsproceß in dem Dasein der Einzelstaaten zu gewinnen, den Wechsel und die Bedeutung der unablässig schwankenden Machtverhältnisse in der europäischen Welt zu verfolgen, um den Zusammenhang der Ereignisse innerhalb des großen abendländischen Staatensystems verstehen zu lernen. So vermochte seine Geistesarbeit uns die Textur des Gewebes, Lang- und Einschlagfäden und die Formen des Gebildes zu Tage zu bringen, es offenbarten sich die gegenseitigen Intentionen der Cabinette, es ließen sich die staatsmännischen Pläne der weltbewegenden Geister von denjenigen Modificationen unterscheiden, welchen unter dem Spiel des unberechenbaren Zufalls die Ausführung jedes menschlichen Strebens unterliegt. Ueber den engen Rahmen der Einzelstaatsgeschichte hinaus blicken wir mit jedem Rankeschen Geschichtswerke in ein vielverschlungenes Gefüge von Ursachen und Wirkungen, von den Centren des abendländischen Staatensystems zu der Peripherie und von dieser wieder rückwärts zu den Centren wirkend.

Im Laufe der 43 Jahre, welche seit dem Erscheinen von Rankes

romaniſchen und germaniſchen Geſchichten verfloſſen, ſind von der einen und andern Seite wohl tadelnde Bemerkungen über den allzu objectiven und kosmopolitiſchen Standpunkt der Rankeſchen Geſchichtſchreibung laut geworden. Hier warf man ihm vor, daß ſeine Manier, aus weſentlich diplomatiſchem Material zu ſchöpfen, das Bild der Perſönlichkeiten und ihrer Leidenſchaften erblaſſen mache. Keine andere Antwort auf dieſe Ausſtellung, als daß Rankes Methode uns allerdings den Ueberblick über das ganze Farbenprisma verſchafft, in welchem ſich in der zeitgenöſſiſchen Welt die einzelne ſtaatliche Action, wie die einzelne politiſche Perſönlichkeit ſpiegelt. Dort erhob ſich die Klage, daß über der Feſtſtellung eines hiſtoriſchen Reſultates aus der kritiſchen Vergleichung möglichſt zahlreicher Berichterſtatter, dem Forſcher der warme und innige Antheil für die Ereigniſſe ſelbſt und die in ihnen ringenden Helden verloren gehe. Die einen verdroß es, wenn ſeine kritiſche Lupe auch an den Idealen der hiſtoriſchen Tradition den Staub und Schweiß der Sterblichkeit entdeckte, die andern grollten, wenn Rankes Auge ſogar in den ſogenannten Ungeheuern der Weltgeſchichte noch den Funken des göttlichen Geiſtes erſpähte. Ranke wählt für die plaſtiſchen Kunſtwerke ſeiner hiſtoriſchen Forſchung die allſeitige Beleuchtung von oben herab anſtatt eines einſeitigen Streiflichtes und überläßt für gewöhnlich dem Beſchauer das abſchließende Urtheil zu fällen, unbekümmert darum, daß er durch ſolche Zumuthung den Ungebildeten in Verzweiflung ſetzt. Er rollt die Geſchichte der Vergangenheit klar und erkenntlich in ihren Leiſtungen und Irrthümern vor uns auf, aber weder ſitzt er murrend über die Vergangenheit zu Gericht, noch identificirt er ſich mit einer der Parteien, welche vor ſeinem Richterſtuhl auftreten, noch macht er endlich aus der Geſchichte ein politiſches Capital für die Gegenwart. Weil er den Leſer nicht bearbeitet, ſondern demſelben Gedanken und Urtheil zutraut, darum meinten etliche an Ranke einen Mangel des ſchneidigen ſittlichen Gefühls, eine Kälte des eigenen Herzens, eine Gleichgiltigkeit gegen das Ringen und Leiden der Menſchheit zu verſpüren und ſtrafen zu müſſen. Wie wenig begriffen diejenigen, welche alſo nergelten, das eigentliche Weſen des hiſtoriſchen Kunſtwerkes.

Wenn wir dasjenige fixiren wollen, was Ranke mit seinem letzten Werke für die tiefere Erkenntniß der westeuropäischen Verwickelungen im 17. Jahrhundert geleistet hat, so dürfen wir Ranke nicht etwa mit Macaulay vergleichen. Schon das Zugeständniß einer solchen Möglichkeit müßte unsern Meister verletzen. Als Folie für die Würdigung seiner neuen Resultate darf nur Rankes vorangegangenes Werk, seine französische Geschichte dienen. Lassen wir alles was vor der Restauration und der Beendigung des ersten holländischen Krieges liegt. An mancher andern Stelle hat dieß schon hinreichende Würdigung erfahren. Schon einer eigenen umfangreichen Abhandlung bedürfte es, um alle neuen Resultate der Rankeschen Forschung für jene Zeit zusammenzufassen, welche zwischen den ersten näheren Berührungen der Politik Ludwigs XIV und Karls II und dem Höhepunkte der französischen Machtstellung im Jahre 1688 liegt.

Da springt uns zunächst die Tripleallianz vom Jahre 1668 in die Augen, jenes Bündniß, deßhalb so interessant, weil in ihm „zum erstenmale der Gedanke, der die Welt ein halbes Jahrhundert hindurch in Kampf setzen und Europa umgestalten sollte, in deutlicher Aussicht erschien," während damals doch keines der abschließenden Cabinette diesen Gedanken, die Pflicht des vereinigten Widerstandes gegen die französische Universalmonarchie, schon mit bewußter Erkenntniß ergriffen hatte. Vereinzelte Staatsmänner, wie unser großer Kurfürst, der englische Resident in Brüssel, Sir Temple, und der Gouverneur der spanischen Niederlande, Castelrodrigo, hatten freilich die schon im pyrenäischen Frieden erkenntliche Wandlung in den europäischen Machtverhältnissen hinreichend gewürdigt. Sie begriffen, daß an der Stelle der zerbröckelnden spanischen Macht das Uebergewicht Frankreichs gefahrdrohend um sich greife. Aber weder der Hof zu Madrid, noch das Cabinet Karls II, noch weniger das deutsche Haus Habsburg erhoben sich zu einer solchen Erkenntniß. Das beweisen die Schwierigkeiten, welche Spanien dem rettenden Bündniß und den noch immer verhaßten Generalstaaten in den Weg warf, die Abkunft des Kaisers mit Ludwig XIV über die Theilung der spanischen Monarchie, das Angebot Englands an Frankreich zu einer Offensivallianz gegen Holland am Vorabend vor dem Abschlusse

der Tripleallianz. Und wie wenig wollte man doch in den protestantischen Niederlanden selbst die neue politische Constellation in Europa verstehen. Zwar hatten die staatischen Deputirten in London die Frage aufgeworfen, ob man nicht Frankreich durch eine gemeinsame Action zum Vergleiche mit Spanien zwingen solle. Aber als Temple dann endlich mit der Vollmacht zum Abschlusse des Vertrages im Haag anlangte, bedurfte es erst seiner Mittheilung, daß schon ein Theil des englischen Ministeriums für die Allianz mit Frankreich gegen Holland gewonnen sei, um die niederländischen Staatsmänner zur Unterzeichnung der Allianz zu pressen [1]). Die letztern ernteten in dem Vertrage zu Dover, dessen Einzelheiten erst durch Ranke in den rechten Zusammenhang gestellt worden sind, und in der englisch-französischen Offensive vom Jahre 1672 nur die Früchte ihrer eigenen Ungeschicklichkeit und Verblendung. Man hoffte im Spiel der hohen Politik noch mit demselben Frankreich gemeinsame Geschäfte machen zu können, dessen König man so eben um die Erfüllung seines Lieblingswunsches betrogen und zu dem Ausrufe gereizt hatte, daß die Eroberung der protestantischen Niederlande der Schlüssel zur Eroberung Brüssels sei [2]). Mehrfache gewichtige Anzeichen deuteten auf ein Einverständniß der stuartschen und bourbonischen Politik. Dennoch glaubten die Hochmögenden der Republik auch ferner noch an die Möglichkeit einer erneuten Verständigung mit Frankreich. Wir wissen, daß Ludwig sofort schon im Jahre 1668 zum Kriege gegen Holland schreiten wollte [3]). Erst allmählich gewann er es über sich, den nöthigen militärischen und diplomatischen Vorbereitungen Zeit zu gönnen. Unter letztern war die Abkunft mit England die wichtigste, vornehmlich aber eine solche Abkunft, wie sie der Vertrag von Dover feststellte. Denn ein parlamentarisches verfassungstreues Königthum konnte Ludwig nicht zum Bundesgenossen brauchen. Bei seinen weitaus gesponnenen Plänen konnte er auf ein solches nicht mit Zuverlässigkeit rechnen. Das von den Bewilligungen des Parla-

1) Wicquefort III 388.

2) Memoir inedit. de Louis XIV sur la Campagne de l'an 1672 bei Rousset, Histoire de Louvois Vol. I.

3) Rousset I 324.

mentes noch abhängige Königthum in England konnte durch einen Stoß der öffentlichen Meinung in jeglichem Augenblicke gezwungen werden, seine Waffen gegen den officiellen Verbündeten zu kehren. Ein zum Katholicismus hingegen zurückgekehrter englischer König, der mit Parlament und Verfassung gebrochen hatte, durfte als treuer Verbündeter gelten. Er bedurfte der französischen Waffen zur Behauptung seines Thrones. Dieß wäre die Stellung Karls dem Vertrage zu Dover zufolge gewesen. Doch dieser Vertrag zu Dover, Restauration des Katholicismus und engste Allianz mit Frankreich, war nur ein temporäres Auskunftsmittel, zu welchem der geschmeidige Stuart griff, weil gerade kein besseres sich darbot. Es ist eines der schönsten Portraits in der an historischen Charakterköpfen so reichen Gallerie Leopold Rankes, dieser lebensfrohe, vielgewandte Karl II, wie er im Strudel der Parteiung, von der Sturmfluth quälender Regierungssorgen umwogt, unbedenklich bald nach dieser, bald nach jener Handhabe hascht, um sich selbst über Wasser zu halten, um mit leidlichem Anstand seine Regierung zu Ende führen zu können. Er ist im Unterschied von Vater und Bruder viel zu sehr Realist und Lebemann, um der Fanatiker und Märtyrer einer Idee zu werden. Kaum kostet es ihm die Anstrengung eines Entschlusses, um religiöse und politische Entwürfe alsobald fallen zu lassen und in die entgegengesetzte Strömung überzuspringen. Es genügt, wenn Haltung des Parlaments und der Nation ihn überzeugen, daß die Ausführung des Vertrages zu Dover ihm gewisse Gefahr, die Freundschaft Ludwigs XIV nur unsichern Gewinn in Aussicht stelle, und er beugt sich wenigstens zeitweilig dem Parlamente. Er beruft Danby, den Führer der franzosenfeindlichsten Fraction ins Amt, ohne darum doch allen Consequenzen einer solchen Wandlung gerecht zu werden. Er weigert den Eintritt in die erste Coalition gegen Frankreich, weil ein Krieg gegen Ludwig ihn auf Gnade und Ungnade dem guten Willen der gesetzgebenden Versammlung überliefern würde. Indem er seine Selbständigkeit dem Parlamente gegenüber zu wahren sucht, fällt er wieder Ludwig XIV in die Arme. Das Meisterstück der politischen Intrigue im 17. Jahrhundert waren die Operationen, mit welchen Ludwig XIV die damals franzosenfeindlichste Partei in England, die bei Hofe, im Parlamente und im Volke so einflußreichen gemäßigten

Tories lähmte. Von zwei Seiten, durch den König und durch die whigistische Opposition, fesselte er sie. Die sittliche Versunkenheit des stuartschen Königthums und die gleichgradige Entsittlichung der nach königlichem Muster gebildeten Staatsmänner im damaligen England ermöglichte das Gelingen. Ludwig XIV bezahlte die Whigs, damit sie dem Hofe Verlegenheiten bereiten und die Abneigung Karls gegen auswärtige Verwickelungen bestärken möchten. Freigebig bot dieselbe Hand dem König genügende Jahrgelder, um trotz der von Ludwig zur Verweigerung der Geldmittel gekauften Opposition mit seinem Haushalt bestehen zu können. Dieß währte so lange, bis Karl sich endlich in der Lage fand, des unbequemen Parlamentes gänzlich zu entrathen und die oxforder Versammlung aufzulösen. Zu Versailles feierte man dieß Ereigniß noch freudiger als zu Whitehall. Denn an ein französisches Jahrgeld gekettet bereitete die Regierung Karls II in seinen letzten Lebensjahren Ludwig XIV keine Sorge mehr. Mochte zeitweilig auch wie bei der Luxemburger Frage sich das Gelüsten, aus ehrloser Neutralität hervorzubrechen, einmal wieder bei Karl regen, die gespenstische Erinnerung an das letzte oxforder Parlament dämpfte solche Anwandlungen wieder. Das gleiche galt von der Regierung des Nachfolgers. Ihn kettete noch fester als das Jahrgeld der Fanatismus des religiösen Glaubens an die französische Politik. Ludwig XIV, durch die Erfahrungen der siebziger Jahre gewitzigt, konnte nur bedauern, wenn Jakob mit allzu heftigem Eifer die Vorbereitungen zum Staatsstreiche betrieb und dadurch dem Elemente des verfassungsmäßigen Widerstandes neuen Aufschwung gab. Doch so lange Jakob II auf dem Throne ausdauerte, durfte Frankreich vor einem plötzlichen Umschwung der englischen Politik sicher sein. Ludwig XIV durfte vertrauen, daß ihm die Lösung der höchsten und schwersten Aufgabe seiner Staatskunst nunmehr gelingen werde.

Dieselbe war keine andere, als die Erwerbung der spanischen Monarchie für das Haus Bourbon. Wir wissen und gerade Rankes Forschung bietet uns mannigfache neue Bestätigung, daß die Realisirung der Erbansprüche seiner spanischen Gemahlin das letzte Ziel von Ludwigs staatsmännischen Entwürfen gewesen. Durch den Hinblick auf diese Frage sind während vier Jahrzehnten fast sämmtliche di-

plomatiſche und militäriſche Actionen der franzöſiſchen Politik beſtimmt worden. Auf dem Wege gütlicher Unterhandlung hatte Ludwig anfänglich die Verzichtleiſtung ſeiner Gemahlin rückgängig machen wollen, nachdem dieſe Negotiationen geſcheitert, nach dem Tode Philipps IV wenigſtens die Einverleibung der belgiſchen Provinzen einſtweilen zu ſichern geſucht. Er fand den Widerſtand der Holländer, der alten Freunde Frankreichs, auf ſeinem Wege. Er überzeugte ſich, daß die proteſtantiſchen Niederlande niemals die Verwirklichung ſeiner ſpaniſchen Erbſchaftsentwürfe geſtatten würden. Er vertrug ſich zeitweilig mit dem zweiten Prätendenten, dem Kaiſer, und ſchickte ſich, wie er ſelbſt geſtand, zur Vernichtung Hollands an, um den Erwerb der ſpaniſchen Niederlande zu ermöglichen. Zu dieſem Zwecke verbündete er ſich mit England. Da begegnete den verbündeten Königen freilich ein unerwartetes. Die Invaſion in Holland führte beide Linien des Hauſes Habsburg auf die Seite ihrer alten Gegner, lehrte die Holländer die Unverſöhnlichkeit des Gegenſatzes verſtehen, welcher nunmehr zwiſchen ihrer Republik und dem franzöſiſchen Nachbar beſtand. Im engliſchen Volke erwachte damals das erſt in unſern Tagen wieder eingeſchläferte Bewußtſein, daß es die Pflicht dieſer Nation ſei, an der Spitze der germaniſchen und proteſtantiſchen Welt dem Uebergewichte des katholiſchen und romaniſchen Frankreichs in Europa zu widerſtehen. Als das Königshaus der Stuarts in ſeiner Politik dem Drängen dieſes nationalen Bewußtſeins nur unvollkommenen Ausdruck gewährte, daſſelbe ſpäter mit Füßen trat, ſchärfte ſich die Abneigung gegen Frankreich zu der Erkenntniß, daß die engliſch-franzöſiſche Allianz die kirchlichen und ſtaatlichen Lebensformen Englands gefährde und die engliſche religiöſe und kirchliche Freiheit nur durch den Sturz des Königshauſes zu retten ſei. Die engliſche Revolution vom Jahre 1688 ward die Frucht der mit dem Vertrage zu Dover und der holländiſchen Invaſion ausgeſtreuten Saat. Dieſelbe Invaſion aber gab dem in der Tripleallianz enthaltenen Gedanken wirkliche und nachhaltige Lebenskraft. Die Höfe von Madrid und Wien lernten das Syſtem der alten religiöſen Feindſchaften und Freundſchaften als abgethan betrachten. Sie durchdrangen ſich mit der Ueberzeugung, daß das gegenwärtige Bedürfniß der Welt ein anderes Syſtem der Allianzen

erfordere. Dazu noch eines, was mehr als dieſe Ueberzeugung der ſchlaffen, feigen Cabinete im Süden und Oſten Europas bedeuten wollte. In dem vergewaltigten Holland rief die franzöſiſche Invaſion denjenigen Mann an die Spitze der Regierung, welcher ungebeugt durch Hinderniſſe, unerſchreckt durch kleine und große Unfälle, an ſeinen Beruf im Dienſte einer großen Idee glaubte. Dieſe Idee war die Wahrung des europäiſchen Gleichgewichts im Widerſtande gegen Frankreich. Im Prinzen Wilhelm von Oranien war der Mann gefunden, welchen Europa bedurfte, ein Charakter herb und hart genug, um für die Verwirklichung dieſer Idee alle Mittel aufzubieten, ſeine ganze perſönliche Kraft und ſein Leben einzuſetzen. Er war bereit, nicht nur ſeine Neigungen und Bequemlichkeiten, ſondern ſogar die Bedenklichkeiten ſeines Gewiſſens dieſer Idee zum Opfer zu bringen. Derſelbe Wilhelm von Oranien, deſſen perſönliche Intereſſen dem Kriegsprogramme ſeines Oheims zum heuchleriſchen Deckmantel dienen mußten, hatte zuerſt darauf hingewieſen, daß die Freiheit Europas nicht ohne die Umkehr Englands von dem verhängnißvollen Treiben der ſtuartſchen Staatskunſt gerettet werden könne. Dieſelbe innere Kriſis im engliſchen Staatsleben, welche den Herzog von York mit ſeiner Flotte von den Küſten Hollands zurückrief, führte wunderbar genug der Erbin des ſtuartſchen Thrones den holländiſchen Gemahl zu.

Nachdem Ludwigs XIV Entwurf zur Vergewaltigung Hollands an der erſten Coalition geſcheitert war, änderte er das Syſtem ſeiner Politik. Den Theilungsvertrag mit Leopold I hatte der Krieg zerriſſen, und es blieb kein Zweifel, daß bei der Eröffnung der ſpaniſchen Erbſchaftsfrage ihm der deutſche Habsburger als ein unabweislicher Rival im Wege ſtehen werde. Sofort warf die franzöſiſche Politik ſich auf die neue Aufgabe. Es galt, den habsburgiſchen Prätendenten zu ſchwächen, ſei es durch Verwickelungen im Oſten, ſei es durch Beſoldung einer deutſchen Fürſtenoppoſition, ſei es indem Ludwig XIV militäriſch wichtige Gebiete und Städte vom Reiche abbröckelte, die Hände nach der pfälziſchen Erbſchaft ausſtreckte, feile Parteigänger Frankreichs mit dem Kurhute beſchenkte. Den Arm des Kaiſers und des Reiches galt es ſo weit zu lähmen, daß im entſcheidenden Augenblicke weder Reich noch Kaiſer eines nachhaltigen

Widerſtandes mächtig ſein würden. In demſelben Jahre 1688, n welchem Jakob II über die Elemente des verfaſſungsmäßigen Widerſtandes in England zu triumphiren meinte, hatte Ludwig XIV ſich zu dem verhängnißvollen Schlage gegen ſeinen habsburgiſchen Nebenbuhler angeſchickt.

So nahe berührten in dieſem für die Geſchichte des modernen Europa bedeutungsvollen Momente ſich die allgemeinen europäiſchen und die nationalen engliſchen Intereſſen, daß nur eine und dieſelbe Action dieſen und jenen Genüge zu leiſten vermochte. Dieſe doppelte Aufgabe unternahm Prinz Wilhelm von Oranien zu löſen. Als Beſchirmer der religiöſen und politiſchen Freiheit Englands und als Hort des europäiſchen Gleichgewichtes bereitete er ſeinen Zug nach England vor.

Wir haben alle das meiſterhafte Geſchick bewundert, mit welchem der geiſtreiche Engländer die ſpannenden Formen des hiſtoriſchen Dramas bei der Darſtellung der ſtuartſchen Kataſtrophe zur Anwendung bringt. Wir wollen nicht mit ihm rechten, wenn er um der dramatiſchen Wirkung willen die Charaktere Jakobs und ſeiner Mitſchuldigen in grellerem Farbenton, als die Geſchichtſchreibung verantworten kann, auf die Bühne bringt. Man dürfte fragen, ob nicht Ranke auf der andern Seite bei ſeinem Verſuche, wenigſtens die Methode in der wahnwitzigen Handlungsweiſe Jakobs II nachzuweiſen, ſich durch pathologiſches Intereſſe zu mehr als billiger Nachſicht verführen ließ? Dieſe und jene Handlung des letzten Stuarts, welche man nach Macaulay als Wahnſinn, nach Ranke als unzeitigen Aufklärungseifer entſchuldigen müßte, wird mancher andere doch lieber kurzweg als Schurkerei bezeichnen und die volle ſittliche Verantwortlichkeit dafür dem gefallenen Monarchen zuwälzen.

Macaulay hat mit ſo feſſelnder Darſtellung und ſo ausführlich in den Details die Kataſtrophe Jakobs erzählt, daß Ranke ſich hier für die innere engliſche Geſchichte nicht zur Wiedererzählung der einzelnen Begebniſſe verſtehen mochte. Am beſten glaubte unſer Hiſtoriker ſeine Aufgabe zu löſen, indem er dem bis dahin mehr geahnten als klar erwieſenen Zuſammenhange der engliſchen Kataſtrophe mit den allgemeinen europäiſchen Conflicten nachforſchte. Er deckt die Beziehungen zwiſchen den engliſchen Begebenheiten und den

innern Gegenſätzen im Schooße der damaligen katholiſchen Kirche auf, erörtert die Verſchiedenartigkeit des engliſchen und franzöſiſchen Intereſſes in den Irrungen der nordiſchen Mächte. Wir verfolgen das geiſtige Ringen Wilhelms mit den Hochmögenden der niederländiſchen Republik. Wir begleiten die Agenten Oraniens in ihrer geſchäftigen Thätigkeit an den proteſtantiſchen Höfen des Reiches, um hier eine „Vereinigung derſelben Fürſtenhäuſer, die einſt die Reformation der Kirche durchgefochten hatten, zu ihrer Rettung in Europa“ zu bewirken. So verband ſich, wie in England Whigismus und Torysmus, in der europäiſchen Welt das religiöſe Intereſſe der proteſtantiſchen Höfe mit dem ſtaatlichen Intereſſe der katholiſchen Cabinete, um das Unternehmen Wilhelms mit Waffen, Geld und moraliſcher Unterſtützung zu fördern. Denn die Selbſtändigkeit der Staaten und die religiöſe Unabhängigkeit der Confeſſionen ſchien im Spätherbſt 1688 gleicherweiſe bedroht. „Allein das europäiſche Gemeinweſen bewährt ſich auch darin als ein lebendiges Ganze, daß es in ſeinem innern Leben Kräfte birgt, welche das geſtörte Gleichgewicht noch immer wiederhergeſtellt haben. Wie in früheren und in ſpäteren Zeiten traten ſie auch damals unerwartet plötzlich und entſcheidend hervor“ [1]).

Wir ſind am ſechſten Bande von Rankes engliſcher Geſchichte angelangt. Er umfaßt die Durchführung der Revolution in den drei der engliſchen Krone unterworfenen Reichen, die Behauptung des der Revolution entſprungenen Settlements im Kampfe mit den ſtuartſchen Tendenzen im innern und den franzöſiſchen Waffen, endlich die Conſtituirung des neuen, aus parlamentariſcher Berufung hervorgegangenen Königthums unter Wilhelm III. In dieſer Epoche entfaltet der Strom der Macaulayſchen Geſchichtserzählung erſt ſeine volle Breite. Kaum hätte man für wahrſcheinlich halten ſollen, daß Ranke hier noch neues von Bedeutung, ſei es im Material, ſei es in der Auffaſſung werde vorbringen können. Eben

1) Ranke, Engliſche Geſchichte V 496.

deßhalb lohnt es ſich um ſo mehr, ehe wir unſern Autor zu den Wirkungen begleiten, welche von König Wilhelm III in England und Europa ausgegangen ſind, den Blick auf Einzelheiten der Forſchung und der gelehrten Arbeit in dieſem ſechſten Bande zu richten. Ich werde nur das wichtigſte hervorheben. Zunächſt eine allgemeine Bemerkung über die Methode der Darſtellung in dieſem jüngſt erſchienenen Bande.

Einer gewiſſen Ungleichmäßigkeit in der Behandlung des hiſtoriſchen Stoffes, je nachdem derſelbe das ſubjective Intereſſe des Forſchers in höherem oder minderem Grade gereizt, begegneten wir ja ſchon in den meiſten früheren Geſchichtswerken Rankes, etwa die deutſche Geſchichte und die ſerbiſche Revolution ausgenommen. In noch verſtärktem Maße indeſſen machte ſich dieſe Eigenthümlichkeit bei den früheren Bänden der engliſchen Geſchichte geltend. Nicht nur wie vorhin bemerkt bei der Kataſtrophe Jakobs II, ſondern auch bei mehreren andern ereignißvollen Momenten, begnügte Ranke ſich hier mit einer kurzen Andeutung der bemerkenswertheſten Thatſachen zur Orientirung des Leſers. Und gerade über ſolche Partien, namentlich der innern engliſchen Geſchichte, welche der erzählenden Feder einen beſonders zuſagenden Stoff darboten, pflegte er dießmal eſſayiſtiſch zuſammenfaſſend und reflectirend hinwegzueilen. Es hatte ein anderer vor ihm die Aufgabe des Erzählers mit Meiſterſchaft gelöſt. Er wollte nicht wiederholen. Er theilte nur dasjenige ausführlicher mit, was er ſeinen eigenen neuen Forſchungen und Combinationen verdankte. Ein großer Theil des weiteren Publicums, welcher bei oberflächlich eilendem Leſen ſich unterhalten will, klagt deßhalb, daß Rankes engliſche Geſchichte im dritten, vierten und fünften Bande ſchwer verſtändlich ſei, und findet ſich durch ihre Knappheit in den ſogenannten intereſſanten Partien abgeſchreckt. Auch wir konnten dieſe Enthaltſamkeit nur bedauern. Trotz Macaulays Vorgang hätten wir gewünſcht, daß dieſelbe Hand, welche in unſerer vaterländiſchen Geſchichte das Auftreten des Reformators, die Ausbreitung der Lehre, den Bauernkrieg u. ſ. w. geſchildert, auch in der engliſchen Geſchichte hier und dort eine größere Ausführlichkeit der Erzählung nicht verſchmäht hätte. Um ſo freudiger berührt es uns, unſern Wunſch im ſechſten Bande erfüllt zu ſehen.

Größtentheils aus den franzöſiſchen Archiven, für einige Einzelheiten auch aus holländiſchen und brandenburgiſchen Correſpondenzen iſt das Material geſchöpft, durch welches Ranke ſich veranlaßt fand der Geſchichte des Aufſtandes und Krieges in Irland und Schottland eine neue und detaillirte Darſtellung zu widmen. Einen harten Kampf hatte in dieſen beiden Ländern die engliſche Revolution mit den nativiſtiſchen und ſtuartſchen Elementen zu beſtehen. Aus einem durchaus verſchiedenen Geſichtspunkte betrachtete Jakob im Einverſtändniß mit ſeinen engliſchen Freunden und der franzöſiſchen Politik die iriſche Erhebung wie die eingeborenen Führer des iriſchen Volkes. Bei dieſen eine nativiſtiſch katholiſche, auf völligen Umſturz der proteſtantiſch engliſchen Coloniſation gerichtete Tendenz, dort doch ein überwiegendes engliſches Intereſſe, welches Irland nur als Ausgangspunkt der Reaction in England verwerthen wollte und um Englands willen das germaniſche Element in Irland ſchonen mußte. Kein Zweifel mehr, daß Jakob II ſelbſt gewünſcht hätte das cromwellianiſche Settlement in Irland zum größeren Theile aufrecht zu halten. Anfänglich auch von proteſtantiſchen iriſchen Gemeinden als rechtmäßiger König anerkannt, wich Jakob II nur widerſtrebend, von der Intrigue d'Avaux umſtrickt den nativiſtiſchen Tendenzen des iriſchen Parlamentes. Hatte er in der That einige Ausſicht gehabt durch das von ihm beabſichtigte milde und verſöhnliche Auftreten in Irland den proteſtantiſchen Torysmus in England unter das Banner des erbberechtigten Königs zurückzuführen, ſo riß ſich nun das engliſch proteſtantiſche Intereſſe um ſo unverſöhnlicher von ihm los. Aber auch dann noch widerſtand Jakob dem Vollzuge wenigſtens derjenigen Maßregeln, durch welche das einſeitige Intereſſe Tyrconnels und d'Avaux den Bruch mit dem Proteſtantismus verſchärfen wollten. Nicht Combinationen und geiſtvolle Rettungsverſuche, ſondern glaubwürdige Actenſtücke ſind es, welche Ranke hier vorbringt. Aus ihnen erweiſt ſich Jakobs perſönliches Verhalten in Irland nicht nur um vieles muthvoller und mannhafter, ſondern auch die ſtuartſche Politik, ſo weit ſie von Jakob ſelbſt geleitet wird, beſonnener und motivirter, als bei Macaulay. Eine beſondere Breite gönnt Ranke der Schilderung des iriſchen Feldzuges Wilhelms III, und ich geſtehe, daß ich aus dieſer

Darſtellung erſt eine deutliche und plaſtiſche Vorſtellung von der Schlacht am Boynefluß gewonnen habe.

Dem Kriege in Irland zur Seite geht die Erhebung des von der Revolution überwältigten ſchottiſchen Episcopalismus, die Aufrichtung des feurigen Kreuzes als Kriegszeichen in den hochländiſchen Clans. Auch hier hat ſich Ranke aus neueren Publicationen und jakobitiſchen Tagebüchern eingehender, als es bisher geſchehen war, unterrichtet. Seine Darſtellung des Kampfes iſt mit den Anklängen an ein ſchottiſches Heldengedicht, die Grameis, durchwebt, beſonders ſtattlich hebt ſich bei ihm die Geſtalt des leidenſchaftlichen und edlen Royaliſten, Graham von Claverhouſe, des bekannten Dundee, hervor.

Von Schottland und Irland wendet ſich unſer Intereſſe zu dem großen Kriege mit Frankreich, dem maritimen wie continentalen hinüber. Inſtructionen und Memoires der franzöſiſchen Generale, jakobitiſche Aufzeichnungen, eine ſorgfältigere Durcharbeitung der knappen aber ſachlichen Correſpondenz Wilhelms an Heinſius, ſetzten unſern Hiſtoriker in Stand, nicht allein vielfältige Lücken in unſern bisherigen Berichten, ſo in Rankes eigener franzöſiſcher Geſchichte auszufüllen, ſondern auch auf größere Sachkenntniß, auf vielſeitigere Relationen geſtützt, eine eingehendere und umfaſſendere Kritik über den Werth, Bedeutung und Zuſammenhang der einzelnen ſtrategiſchen Operationen üben zu können. Faſſe man z. B. die Schilderung der Schlacht von La Hogue ins Auge. Die von Ranke benutzte ausführliche Relation des engliſchen Admirals war bisher unverwerthet geblieben. Großentheils jakobitiſchen Aufzeichnungen entnahm Ranke eine fortlaufende Geſchichte der mit den europäiſchen Kriegsunternehmungen parallel laufenden Verſchwörungen gegen Wilhelms Thron und Leben. Und folgen wir dann bei den Friedensunterhandlungen der Negotiation über den ſchwierigſten Punkt der Abkunft — die franzöſiſche Anerkennung Wilhelms und der neuen Staatsform in England, — ſo liefern hier erſt die von Ranke verwertheten franzöſiſchen Berichte das vervollſtändigende und abſchließende Material. Sie decken ſowohl die vielfachen Weiterungen Ludwigs und die allmählichen Zugeſtändniſſe Wilhelms, wie die Geſchichte der geheimen Friedensverhandlung neben der officiellen,

durch den schwedischen Mediator geführten auf. Vergessen wir nicht zu bemerken, daß Ranke die für die Zeit nach dem Ryswijker Frieden wichtige Sammlung Grimblots nach den Originalen verbessert hat.

Von großer Bedeutung ward für Ranke das beinahe zufällige Auffinden einer werthvollen Privatsammlung des Sir Phillipps in Cheltenham. Ihr entstammen werthvolle staatsmännische Correspondenzen, wichtig für die Intentionen der Regierung, stuartsche Papiere, Notizen zur Parlamentsgeschichte, sogar die Kriegsgeschichte geht nicht leer aus.

Bemerkenswerth ist der verschiedene Gebrauch, welchen Ranke und Macaulay von der doppelten Redaction der Burnetschen Zeitgeschichte gemacht haben. Die Abweichung zwischen der ersten handschriftlichen Anlage und der späteren gedruckten Ueberarbeitung dieses Werkes ist wesentlicher als man vielleicht vermuthen sollte. Der leidenschaftliche und streitsüchtige Verfasser, der die kirchlichen und politischen Gegner der Revolution von der Kanzel herab mit geharnischter Rede niederzuschmettern pflegte, ist durch die Ereignisse seines spätern Lebens noch galligter gemacht worden. Galt es deßhalb eines jener torystischen Ungeheuer aus der Perspective des vorgerückten Alters rückwärts blickend zu charakterisiren, so drückte der whigistische Bischof bei der zweiten Redaction seinen Pinsel noch tiefer als ehedem in die schwarze Farbe ein. Macaulay entlehnt natürlich die Charakterzüge seiner politischen Gegner mit Vorliebe dem spätern Burnet, während der objective deutsche Historiker auf die unbefangenere erste Redaction zurückgeht. Dieß beiderseitige Verhältniß zu Burnet ist bezeichnend genug. So wie hier im einzelnen Falle ist es durchgängig mit der Parteilichkeit und Unparteilichkeit der beiden Schriftsteller beschaffen [1]).

Die ergiebigste Quelle endlich, welche Ranke dem bisher be-

---

1) Hoffen wir, daß Ranke in Analecten zur englischen Geschichte wie bei seinen früheren Werken das Verhältniß der beiden Burnetschen Redactionen und den Einfluß, welchen Burnet auf die englische Geschichtschreibung bis in unsere Tage ausgeübt hat, möglichst eingehend beleuchtet. Wie vieles dürfte gerade der Historiker von Fach aus einer Rankeschen Kritik Burnets und demnächst Clarendons lernen.

kannten Material hinzufügte, ſind die Berichte der brandenburgiſchen Reſidenten in London, zweier Brüder ſchweizeriſcher Abkunft. Nacheinander bis über die hannoverſche Thronfolge hinaus erfüllten ſie gewiſſenhaft die Aufgabe, den Berliner Hof über alle Vorgänge in England, Hof und Parlament, Veränderungen in ſtaatlichen und kirchlichen Aemtern, Parteiweſen, Finanzen, Kriegsunternehmungen u. ſ. w. auf das genaueſte in Kenntniß zu ſetzen. Feingebildete, umſichtige und beſonnene Männer, durch ihre amtliche Thätigkeit als Reſidenten auch in Beziehung zu den Trägern der engliſchen Verwaltung gebracht, berichten die beiden Bonets in fließendem Franzöſiſch alle drei bis vier Tage eingehend über die engliſchen Zuſtände. Im Sommer kürzer gefaßt, füllen ihre Berichte während der ereignißvolleren Monate der Parlamentsſeſſionen mehrere engbeſchriebene Bogen. Einer vorurtheilsvollen Parteinahme den engliſchen Factionen gegenüber kann man ſie nicht zeihen. Zwar perſönlich in vertrauteren Beziehungen zu den Whigs, conformiren ſie ſich doch auch willig den Ideen der toryſtiſchen Politik und urtheilen überhaupt ſcharf und ſchneidig über die Schäden der parlamentariſchen Parteiherrſchaft. Sie berichtigen jedesmal, wenn ſie einmal zu vorſchnell geurtheilt, ihre Angaben über Perſonen und Ereigniſſe. Ihre Berichte zeugen von ſo vielſeitigem Intereſſe, ſo tüchtiger perſönlicher Bildung, der Styl iſt ſo fließend, die Lectüre ſo unterhaltend, daß eine Auswahl ihrer Relationen herausgegeben zu werden verdiente. Einige derſelben wiegen ganze Liaſſen geſandtſchaftlicher Depeſchen auf, welche weitläufig über bekannte Materien aus dem Gebiete der hohen Politik reden, während die correſpondirenden Reſidenten auf manche Einzelheiten den Blick richten, deren Kenntniß das Bild der Vergangenheit erſt zu einem klar anſchaulichen vervollſtändigt. So eignet dem jüngeren Bonet insbeſondere ein ſeltenes volkswirthſchaftliches Intereſſe. Schon für die Staatsfinanzwirthſchaft unter Wilhelm III liefert er weſentliche Beiträge und für die Finanzoperationen unter der nachfolgenden Regierung, für das jährlich höher angeſpannte Creditweſen wird er die wichtigſte Quelle bilden. Ich ſtehe nicht an, die Berichte Bonets ſogar denjenigen des holländiſchen Berichterſtatters l'Hermitage, welchen Macaulay vorzugsweiſe und ebenfalls Ranke benutzte, vorzuziehen. L'Hermitage

iſt durchaus von whigiſtiſcher Inſpiration beeinflußt, insbeſondere ſcheint ihm Portland den Stoff zu ſeinen vertrauteren Mittheilungen geliefert zu haben. Die Bonets ſchauen vorurtheilsloſer in das Treiben der engliſchen Parteien. Die Mittheilungen der Brüder Bonet hat Ranke zuerſt verwerthet und auf Grund derſelben nicht nur die von Macaulay mitgetheilten parlamentariſchen Debatten vielfach berichtigt und ergänzt, ſondern darin auch die Geſchichte derjenigen Parlamentsſeſſionen unter Wilhelm III entdeckt, von welchen nach Macaulays eigenem Geſtändniß keine Kunde auf uns gekommen war [1]). Großentheils durch Bonet iſt Ranke in den Stand geſetzt, die parlamentariſche Geſchichte unter Wilhelm III in zuſammenhängenderem Fluſſe wie Macaulay erzählen zu können. So bietet er an vielen Stellen ausführliche Parlamentsdebatten, die Motive zu dieſer und jener Bill, verfolgt die Stellung der Parteien zu den einzelnen Fragen, erörtert die Modificationen, welche die verſchiedenen Geſetzesanträge erlitten haben u. ſ. w., während der engliſche Autor genöthigt war, ſich aus Mangel an ſachlichem Stoffe in weitläufigen Räſonnements zu ergehen. Ueber das eigentliche Weſen der Comprehenſionsbill und über den Cauſalnexus zwiſchen Aemter- und Dreijahrbill u. a. hat uns die Rankeſche Darſtellung zuerſt gründlich aufgeklärt.

Ich glaube hier abbrechen zu dürfen, das aufgeſtellte Verzeichniß iſt ſchon reichhaltig genug, um die Aufmerkſamkeit auf das gewichtige neue, im ſechſten Bande enthaltene Material zu lenken.

Werfen wir zum Schluſſe noch einen flüchtigen Blick auf die Geiſtesarbeit, welche König Wilhelm III, der Mittelpunkt von Ran-

1) Es iſt zu bedauern, daß Ranke für die Politik Wilhelms ſowohl wie für die parlamentariſchen Debatten nicht auch die Correſpondenz Hops an Heinſius herangezogen hat, ſo z. B. für die aus Bonet ergänzte Parlamentsſitzung des Jahres 1690—91, über welche Hop noch näheres mittheilt. Letzterer iſt überhaupt weit mehr im Vertrauen Wilhelms, als van Citters. Wir freuen uns, die baldige Veröffentlichung einer umfangreichen Sammlung von unbekanntem diplomatiſchem Material für die Geſchichte Wilhelms III von Seiten des Beſitzers des Heinſius-Archives im Haag, Herrn J. van der Heim, in Ausſicht ſtellen zu können.

kes Darſtellung im ſechſten Bande, der doppelten Aufgabe ſeines königlichen Berufes zuwandte:

Es war eine dornenvolle Thätigkeit, in welcher der große Oranier ſich unvergänglichen Nachruhm, in den Augen des ſpäteren Englands den Glorienſchein um ſein Haupt und den noch heute nicht vergeſſenen Dank der europäiſchen Welt erworben hat. Wenn er in der Beurtheilung der Gegenwart ſeine Stellung unter den in der Weltgeſchichte ſeltenen Männern einnimmt, von denen ſegensvolle und bleibende Wirkungen nicht nur für ein einzelnes Gebiet der Kunſt, der Wiſſenſchaft, nicht nur für das Gedeihen eines engeren Kreiſes, ſondern für das Wohlſein der Staaten und Völker ausgegangen ſind, ſo verdankt Wilhelm dieſe Geltung einem Leben voll ſtündlich fortgeſetzter Entſagung und Selbſtverläugnung. Das Geſtrüpp der Hinderniſſe und Widerwärtigkeiten rankte ſo dicht um ihn empor, der trübe Dunſt, der dem widerlichen und giftigen Parteigezänke des Tages entſtieg, verdeckte dem zeitgenöſſiſchen Auge ſo ſehr die wirkliche Geſtalt und das reine Wollen des Mannes, daß während Wilhelms Leben nur wenige einzelne ſeine volle Größe und Bedeutung zu würdigen vermochten. Erſt nachdem ſein Werk in England wie in Europa feſte Wurzeln geſchlagen hatte, trat das Bild Wilhelms in klaren ſcharfen Zügen dem Auge der Nachwelt gegenüber. Dann frug man, welchem Genius England Bewahrung und Ausbau ſeiner Conſtitution, der Proteſtantismus in Europa ſeine geſicherte Exiſtenz, das abendländiſche Staatenſyſtem ſeine Conſolidirung verdanke und man erkannte, daß man dieß alles der Arbeit Wilhelms von Oranien ſchulde. „Sein Leben macht den Eindruck einer Seefahrt, die zwiſchen gefährlichen Klippen, nicht ſelten unter heftigen Stürmen dahinführt, in welchen der geſchickte Pilot jede Wendung der Elemente benutzen muß“ [1].

Selbſt in naher Stellung zum engliſchen Throne, hatte er den regierenden König geſtürzt, weil derſelbe die verfaſſungsmäßigen Unterthanenrechte und die geſetzlichen Inſtitutionen des Landes verletzte. Er anerkannte das Recht des Parlamentes, als der nach dem

1) Ranke, Engliſche Geſchichte VI 581.

Sturze Jakobs noch übrigen Staatsgewalt, über die Wahl der zur Krone zu berufenden Person zu entscheiden. Daß er den verfassungsmäßigen Rechten der Krone selbst von Anbeginn ab nichts zu vergeben gewillt war, ergiebt sich aus der Thatsache, daß er auch ohne parlamentarische Autorisation schon bald nach seiner Landung die volle königliche Gewalt wenigstens interimistisch in Ausübung nahm. Nicht minder aus seiner Haltung, welche er der berathenden Versammlung von Parlamentsmitgliedern aus der Zeit Karls II und dem Conventionsparlamente gegenüber einnahm. Mochten republicanisch gefärbte Whigs und erbmonarchisch gesinnte Tories schmollen und murren, es konnte Wilhelm bei seiner eigenthümlichen Stellung als der Berufene beider Parteien nicht beschieden sein, den Forderungen und Grundsätzen der einen oder andern Partei jemals völlig gerecht zu werden. Er mußte anfänglich die Prärogative der Krone gegen die überspannten Anmuthungen der Whigs, wie sein Recht als parlamentarischer König gegen die staatsrechtliche Doctrin der Tories vertheidigen. Er hatte als der letzte einer politischen Initiative mächtige König in England, so viel an ihm war, der Entwürdigung des Königthums zu der Stellung eines venetianischen Dogen entgegenzuwirken. Er mußte die Wünsche der Tories, welche zu Ehren des Legitimitätsprincipes die heillose und ungesunde Chimäre einer Starthalterschaft verfolgten, durchkreuzen. Er hatte dann später, nachdem er die Krone empfangen, sowohl gegen Whigs wie gegen Tories den Grundsatz zu behaupten, daß durch die parlamentarische Uebertragung der Krone das Wesen der königlichen Gewalt selbst doch nicht verändert sei, daß seine Prärogative auf eben so gutem Rechtstitel beruhe, wie diejenige des vorangegangenen erblichen Königthums. Denn die einen meinten, daß der König ihrer Wahl, der seine Krone lediglich der Verwirklichung der whigistischen Grundsätze danke, sich unweigerlich dem Interesse der whigistischen Aristokratie unterordnen müsse. Die andern urtheilten, daß man, im Unterschied von dem beseitigten legitimen Königthum, das aus der Revolution hervorgegangene möglichst einschränken dürfe. Obwohl von verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend, reichten sich beide Parteien zur Beschränkung der Krone bereitwillig die Hände. So schon im Anfange bei der Ordnung des Staatshaushaltes.

Nicht anders ſpäter bei der Reduction der Armee, den Krongutverleihungen und den auswärtigen Negotiationen Wilhelms gegenüber. Da überboten ſich ſogar die gegneriſchen Parteien in der Anpreiſung ſogenannter populärer Maßregeln, uneingedenk des eigenen Intereſſes, wie bei der Aemter- und Dreijahrsbill oder bei der Feſtſetzung der hannoverſchen Thronfolge. Whigs und Tories buhlten um den Ruf, als die unbefleckteren Sachwalter der Volksfreiheiten zu gelten. Es handelte ſich im Grunde genommen nur um die Intereſſen der ſchon ſeit dem Mittelalter im localen Selfgovernment regierenden Nobility und Gentry von England.

Durch die große Rebellion und das Protectorat aus angeſtammtem Beſitz geworfen, ſtellte presbyterianiſches und anglikaniſches Element in dem Reſtaurationswerke verbündet die herrſchende Stellung der grundangeſeſſenen, beſitzenden Claſſe wieder her. Nach der ausſchließlichen Leitung der Staatsgewalt vom Parlamente aus hatte unter Karl II die anglikaniſche Verfaſſungspartei ebenſowohl wie die whigiſtiſche Junta gegriffen. Als Jakob II mit ſeinem Angriff auf die beſtehenden Formen des localen Selfgovernments die Grundlage jener geſellſchaftlichen Ordnung erſchütterte, auf welche ſich Macht und Einfluß der Nobility und Gentry ſtützte, ward der Abfall der beſitzenden Claſſen von ihm unausbleiblich. Nobility und Gentry von England, gleichgiltig ob aus dieſem oder jenem Parteilager, ſtanden jetzt bereit, die ganze Laſt und Verantwortlichkeit auch der centralen Staatsregierung zu übernehmen. Sie erblickten die Geſtalt des parlamentariſchen Staatsweſens, wie es mit der Thronbeſteigung des Hauſes Hannover endlich feſte und dauernde Formen gewonnen hat, ſchon fertig und in greifbarer Nähe vor ihren Augen. Unvermeidlich war der ſchließliche Ausgang der engliſchen Verfaſſungskämpfe, der Anheimfall der Herrſchaft an einige hundert ariſtokratiſche Familien, welche in zwei Parteien geſpalten vom Parlamente aus theils als erbliche Peers, theils als angeſtammte Vertreter abhängiger Wählerſchaften, ſich die Leitung des geſammten Staatsweſens ſtreitig machen. Thronumwälzung vom Jahre 1688 und Thronfolgeordnung vom Jahre 1701 legaliſirten gleichſam dieſen Abſchluß. Wilhelm trat nicht wie das vorangegangene Königthum der Stuarts in Widerſpruch mit dieſer Entwickelung. Im Gegentheil, „er ver-

ſchaffte und ſicherte eben dieſen Tendenzen eine regelmäßige Einwirkung auf den Staat von England.“ Da nimmt es uns nun Wunder, auf keinem Erinnerungsblatt der Geſchichtſchreibung den Dank des heutigen engliſchen Volkes für die Sorgfalt verzeichnet zu finden, mit welcher Wilhelm allen Unannehmlichkeiten, allen Conflicten mit Tories wie Whigs zum Trotz, dieſen Umbildungsproceß der engliſchen Verfaſſung bemeiſtert, geleitet und verlangſamt hat. Gerade ſo wie er im Jahre 1688 die widerſtreitenden Ideen beider Parteien zu einer politiſchen Handlung, die dem Intereſſe beider Parteien entſprach, vereinigt hatte, ſo enthielt ſeine ſtaatsmänniſche Thätigkeit in England das Geheimniß einer wahrhaft conſervativen und zugleich auferbauenden Politik. Der continentale Politiker, welcher das Elend erlebt hat, welches ſich an den plötzlichen Sprung der feſtländiſchen Staaten in das conſtitutionelle Syſtem knüpfte, wird jenen engliſchen König eher zu würdigen wiſſen, der trotzdem er ſelbſt ſeine Krone einer Revolution verdankte, doch dem Umbildungsproceß der engliſchen Verfaſſung die Geſtalt einer organiſchen Entwickelung aufzuprägen vermochte. Dadurch bewahrte Wilhelm den Staat, welcher ihn zum Throne gerufen, vor dem Schickſal, daß ſeine „hiſtoriſchen Bildungen, in denen ſich das innere Leben von England ausgeprägt hatte,“ von der Revolution zerſprengt wurden. Ob aus inſtinctivem Antrieb, ob in bewußter Erkenntniß, dürfen wir dahin geſtellt laſſen. Es gehört nun einmal zu dem Weſen wahrhaft großer Männer, daß ſie in manchen Dingen gleichſam intuitiv, auch ohne Schwanken und Erwägung das rechte ergreifen.

Die damaligen Parteien Englands wußten ihm keinen Dank, ein dreizehnjähriger Conflict mit Whigs wie mit Tories war der Lohn ſeiner Arbeiten im Dienſte des Gemeinwohles. Auch Macaulay iſt kurzſichtig genug, ſich in weitläufigen Betrachtungen über die Vortheile zu ergehen, welche Wilhelm aus der unumwundenen Adoptirung des parlamentariſchen Regierungsſyſtems gezogen haben würde. Nur Eigenſinn oder Ungeſchick hätte den großen Oranier gehindert, durch Miniſterien der jedesmaligen parlamentariſchen Mehrheit ſeinen Verwaltungen eine größere Kraft, ſich ſelbſt eine leichtere und glücklichere Ausübung des königlichen Berufes zu verſchaffen. Gewiß iſt es, daß Wilhelm ſich damit gerade die bitterſten Stunden ſeines

Lebens erſpart haben würde. Wenn er dennoch mit Ausnahme weniger Jahre mit Coalitionsminiſterien aus beiden Parteien regierte, in ſeinen Verwaltungen die politiſchen Gegenſätze vereinigte und dadurch ſtets die Stärke der Regierung dem Parlamente gegenüber ſchwächte, wo iſt der Grund einer ſolchen Handlungsweiſe zu ſuchen? Gewiß nicht in mangelndem Verſtändniß oder gar in kleinlicher Eiferſucht auf allzu populare Parteiminiſter.

Die unerläßlichen geſellſchaftlichen Grundlagen eines lebensfähigen Parlamentarismus waren damals ſchon in England vorhanden. In Nobility und Gentry eine beſitzende, in ſtaatlichen Leiſtungen geübte Claſſe, einflußreich, geachtet, in allen communalen Aemtern die natürliche Obrigkeit des Volkes. Eine genügende Anzahl von unabhängigen Männern, welche würdig und unentgeltlich die Grafſchaften und Städte im Parlamente vertreten konnten. Ein beträchtlicher Ausſchuß derſelben durchaus ſtaatsmänniſch gebildet, ganz der politiſchen Laufbahn hingegeben, reich und angeſehen genug, um die miniſteriellen Aemter auch für kurze Zeit zu bekleiden und demnächſt wieder in das Privatleben zurückzukehren. Dazu zwei Parteien, welche ſich ziemlich das Gleichgewicht hielten, bereit die Laſt und Verantwortlichkeit der Regierung zu tragen. Aber regierungsfähige Parteien waren Whigs wie Tories noch nicht, als ſolche erſt in der Bildung begriffen. So lange bedeutende Fractionen beider Parteien noch nicht auf dem Boden derſelben Verfaſſung ſtanden, die einen mit der Republik, die andern mit dem vertriebenen König liebäugelten, ſo lange eingedenk der gegenſeitig geübten Verfolgungen die Parteien einander noch politiſch zu vernichten ſuchten und ihre beiderſeitigen Geſetzesanträge noch den Geiſt unausgetobten Rachedurſtes athmeten, ſo lange bei wichtigen Fragen die Parteien noch ihre Führer im Amte im Stiche ließen, ſo lange war weder die eine noch die andere große Partei regierungsfähig im parlamentariſchen Sinne des Wortes. Die Coalitionsminiſterien Wilhelms entſprachen zwar nicht den Wünſchen, aber dem politiſchen Bildungsſtandpunkte von Whigs und Tories. In der That, da wo man Laune und Ungeſchick vermuthen möchte, da zeigt ſich bei näherer Einſicht die Entſagungskraft Wilhelms am größten. So weit es das höhere Staatsintereſſe

erlaubte, ist er bereitwillig den Interessen jeder Partei entgegen gekommen und hat sich beiden Parteien entgegengeworfen, sobald ihr einseitiges Uebergewicht die Leidenschaft und Erbitterung der Gegner zu reizen und das Staatswohl zu gefährden begann. Nur einmal eine zeitlang, als Vergleich unmöglich geworden, hat er um des Staatswohles willen sich rückhaltlos der whigistischen Mehrheit des Parlamentes hingegeben. Damals ließ ihm die Sorge für den Bestand seiner Regierung, ließen ihm die Pflichten der auswärtigen Politik keine Alternative übrig.

Denn auch als englischer König fühlte Wilhelm sich doch fast noch mehr seinem europäischen Berufe als der englischen Nation verpflichtet. Sein englisches Königthum erschien ihm als die Waffe, welche Gott ihm zur Erfüllung seines europäischen Berufes in die Hand gegeben. Mehr als die Verkürzung seiner königlichen Prärogative bekümmerte ihn, daß die Selbstsucht des englischen Parteiinteresses so wenig diese seine innerlichste Lebensanschauung verstehen wollte.

Mit der von den katholischen Mächten geförderten Invasion Wilhelms in England hatte das confessionelle Interesse seine Fähigkeit, den Gang der weltgeschichtlichen Ereignisse zu bestimmen, vollends eingebüßt. Es trat hinter dem realeren politischen zurück. Als Jakob II sich hilfeflehend an den Kaiser wandte, antwortete man ihm, daß der Kaiser ihm wohl gewogen bleibe, daß aber all sein Mißgeschick die Frucht seines unzeitigen Eifers für den katholischen Gottesdienst sei [1]). Als eine unerläßliche Consequenz des oranischen Unternehmens auf England verstand sich die Erhebung der holländischen Waffen gegen Ludwig XIV von selbst. Auch in den Beziehungen zu den habsburgischen Höfen konnte von ernstlichen Schwierigkeiten auf die Dauer nicht die Rede sein. Ueber das Bedenken des Kaisers, mit dem englischen Usurpator direct abzuschließen, half Wilhelms Erklärung hinweg, daß den großen Zweck im Auge die Form des Eintretens in die Allianz ihm vollkommen gleichgiltig

1) Dat den Keyser met hem wel is bewogen, maer dat gelyck syn desasters voortkomen van syn al te ontydigen yver tot voortsetting van Catholyke Godsdienst . . . . Hop an Heinsius 17. 4. 1689. Heinsiusarchiv. Haag.

ſei. Die norddeutſchen proteſtantiſchen Fürſten waren dießmal Feuer und Flamme gegen Frankreich. Mühevoller blieb die Entwirrung der nordiſchen Verwickelungen, welche einem erfolgreichen Kriege gegen Ludwig noch im Wege ſtanden. Die Ereigniſſe der ſiebziger Jahre hatten bewieſen, daß man ſie nicht außer Augen laſſen dürfe. Sie haben Wilhelm manche ſorgenvolle Stunde bereitet. Doch auch dieſe Hinderniſſe gelang es zu überwinden, und endlich war jene große Allianz gegen Frankreich zum Abſchluſſe gekommen, in welcher zu Gunſten des Kaiſers von den Seemächten das ſpäter ſo bedeutungsvoll gewordene Wort — Erwerbung der ganzen ſpaniſchen Monarchie für die deutſchen Habsburger — ausgeſprochen wurde.

Wenn es um die Idee des europäiſchen Gleichgewichtes ſich handelte, glaubte Wilhelm dem Parlamente gegenüber nicht bitten, ſondern fordern zu dürfen. Vielleicht gerade dieß poſitiv entſchloſſene zuverſichtliche Auftreten, wo es um die unzweifelhaft gute Sache ſich handelte, hat die Widerſpenſtigkeit der engliſchen Parlamente gegen Wilhelm als Führer der antifranzöſiſchen europäiſchen Coalition erhöht.

Die Schwierigkeiten, mit welchen der Oranier bei der Zuſammenfaſſung und wirkſamen Verwendung der vereinten Streitkräfte im zweiten Coalitionskriege zu ringen hatte, waren faſt noch unüberwindlicher als die franzöſiſchen Waffen. Hier mußten die unzeitigen Friedensvermittlungen der ſchwediſchen Krone mit Unwillen abgewieſen werden, dort galt es, die Eiferſucht zwiſchen Holländern und Engländern zu beſchwichtigen, lieber den Leiſtungen der erſteren ein mehreres zuzumuthen, um nur jede Veranlaſſung zur Eiferſucht im engliſchen Volke zu beſeitigen. Dazu verdrießliche Weiterungen mit den niederländiſchen Provinzialſtaaten und Communen, aus der Doppelſtellung Wilhelms als engliſcher König und holländiſcher Statthalter erwachſend. Und doch waren alle dieſe Mißhelligkeiten nur von geringerer Bedeutung im Vergleiche mit den Hinderniſſen, welche die ſelbſtſüchtige Verblendung des engliſchen Parteihaders Wilhelms feſtländiſchen Kriegsoperationen gegen Frankreich bereitete. Schon im Winter 1690—91 verbanden ſich whigiſtiſche und toryſtiſche Fractionen in der Abſicht, dem König die zur Kriegs-

führung nöthigen Mittel nicht für den gesammten nächstjährigen Feldzug, sondern nur auf sechs Monate zu gewähren [1]). Nur mit Stimmengleichheit hatte sich das Unterhaus dieses Parlamentes für die Aufbringung der zum Kriege gegen Frankreich erforderlichen Subsidien stark gemacht [2]). Wiederum im folgenden Jahre mußte Wilhelm über die Langsamkeit der parlamentarischen Verhandlungen, soweit sie die auswärtige Politik betrafen und über die täglich gefaßten impertinenten Resolutionen klagen [3]). Mit tiefem sittlichen Unwillen hören wir ihn im Jahre 1693 sich über die Verblendung der englischen Nation beschweren, welche ihren Parteileidenschaften die allgemeine Sache opfere, zwar vom Seekriege aber nichts von der nothwendigen Vermehrung der Landmacht wissen wolle [4]). Und wie die Lässigkeit des englischen Parlamentes den Arm Wilhelms in Flandern lähmte, so vereitelte die Schlaffheit des Wiener Hofes das Gelingen des allgemeinen Kriegsplanes. Obgleich das eigenste Hausinteresse vor den Augen, glaubte die kaiserliche Politik doch unbefangen die Last des Krieges auf die Schultern der Seemächte wälzen zu können. Dann schalt sie noch im herablassenden Tone eines Gebieters über das Ungenüge der holländischen und englischen Leistungen. Den geschlossenen, nur *eines* Willens gewärtigen französischen Waffen gegenüber stellte sich bald genug die Unfähigkeit der Verbündeten heraus. Hatte man bei Eröffnung des Krieges sich mit der Reduction Frankreichs auf die Grenzen des pyrenäischen oder gar des westfälischen Friedens getragen, so ward es bald ersichtlich, daß es schwierig genug sein werde einen

---

1) Hop an Heinsius 7. 11. 1690. Heins.-Archiv. Haag.

2) Hop an Heinsius 24. 10. 1690 eb.

3) . . . . de sacken in't Parlement gaan seer langsaem voort en werden dagelycks veel onverdraegelycke en impertinente Resolutien genomen die my niet weynigh chagrineeren. Wilhelm an Heinsius 9. 12. 92. Hausarchiv. Haag.

4) Het is bedroeft te sien dat dese natie niet anders en denckt als haer eyge passien te voldoen, sonder eenigsints reflectie te maecken op het public. Wilh. an Heins. 29. 2. 1693.

ehrenvollen Widerstand gegen die Heere Ludwigs XIV zu behaupten. Wilhelm selbst machte sich am wenigsten ein Hehl aus dem Ernste der Situation. Im Jahre 1691 hatte er auf die schwedischen Erbietungen zur Vermittlung des Friedens geantwortet, daß kein verständiger Mann von Frankreich gegenwärtig das Zugeständniß eines erträglichen Friedens erwarten könne, daß es aber besser sei mit dem Degen in der Faust unterzugehen, als in einem faulen Frieden sich die Unterwerfung dictiren zu lassen [1]). Als dann die Fortsetzung des Krieges ein Gleichgewicht der Macht auf beiden Seiten, aber kein ernstliches Uebergewicht zu Gunsten der Verbündeten zu Tage treten ließ, beugte sich der Ehrgeiz des Feldherrn, der Haß des persönlichen Gegners von Ludwig XIV sofort der nüchternen Einsicht des Staatsmannes. Klar und fest wählte er für die Bedingungen des künftigen Friedens schon im Jahre 1694 seinen Standpunkt: Anerkennung des Settlements vom Jahre 1688 in England, für das Reich die Restitution des wichtigen Straßburg, für die Holländer eine Barriere in den spanischen Niederlanden, wenn auch auf Kosten des dem Hause Habsburg erwünschteren Luxemburg [2]). In seinen vertrauten Briefen an Heinsius schaut er seit dem Jahre 1694 sehnsüchtig nach einem solchen Frieden aus, er betheuert es, „daß wenige Menschen gewichtigere Gründe haben den Frieden zu wünschen als er selbst." Zwar einen unsichern Frieden, der diese Bedingungen nicht erfüllt, weist er noch mit unverändertem Unwillen ab, hält standhaft trotz aller Schwierigkeiten in England an dem begonnenen Werke fest. Und was ihm endlich keine andere Wahl übrig ließ als angesichts des erst halbvollendeten Werkes die Waffen zu strecken, das ist doch nicht einmal der Widerstand des englischen Parlamentes gewesen. Wilhelm hatte gerade den kriegseifrigeren Whigs die ausschließliche Herrschaft in der Verwaltung eingeräumt, als der Verrath des Hauses Oesterreich an der allgemeinen Sache ihm mit dem italienischen Neutralitätsvertrag das Schwert aus den Händen entwand. Dem Anprall der gesammten französischen Waffen in Flan-

1) Wilhelm an Heinsius 24. 5. 1691. Hausarchiv Haag.
2) Wilh. an Heins. 17. 12. 1694

dern preisgegeben, konnte und wollte Wilhelm kein Bedenken tragen, nun auch ohne Befriedigung und Zustimmung Oesterreichs zum Frieden einzulenken [1]). Nach diesem Vorgange Oesterreichs, schreibt er, dürften England und Holland ebenfalls ohne Skrupel ihr particulares Interesse verfolgen. Mochte Oesterreich, das die Waffen nicht mit Ehren zu behaupten vermocht, den Frieden in die Länge ziehen; als Ludwig zu annehmbaren Bedingungen einlenkte, mußte Wilhelm entgegenkommen. Er erklärte dem kaiserlichen Gesandten Grafen Auersberg ohne Umschweif, daß er nach dem Exempel, welches Oesterreich mit seinem italienischen Neutralitätsvertrage gegeben, keine Rücksicht auf die Weiterungen des Wiener Hofes nehmen werde [2]).

In dem Frieden zu Ryswijk anerkannte Ludwig XIV die völkerrechtliche Geltung derjenigen Wendung im staatlichen Leben Englands, durch welche der britische Staat aus der französischen Allianzpolitik an die Spitze der Frankreich widerstrebenden abendländischen Staaten gehoben worden war. Immerhin ein bedeutungsvolles Zugeständniß, eine erste und gründliche Niederlage der französischen Politik.

Die Verhandlungen, welche bald nach dem Frieden von Ludwig XIV über die Theilung der spanischen Erbschaft begonnen wurden, enthielten das deutlichste Eingeständniß des Versailler Hofes, daß Frankreich seit dem Jahre 1688 Einbuße an Macht und europäischer Geltung erlitten habe. Sie eröffnen uns zugleich eine Einsicht in das Urtheil, welches die beiden größten Monarchen der damaligen Welt über die allgemeine Lage und die europäischen Machtverhältnisse hegten. Ludwig, mochte er auch immerhin die Möglichkeit eines den Bourbonen günstigen Testamentes im Auge behalten, verzichtete officiell auf die Aussicht, durch das Uebergewicht

1) . . . ; indien de neutraliteyt van Italien by het Huis van Oosterryck wert toegestaen, soo sie ick niet hoe wy den oorlogh sullen kunnen continueren, noghte de vreede maecken . . . . Wilhelm an Heinsius 23. 7. 1696.

2) . . . . dat ick niet langer pretendeerde te waghten naer de len teurs van syn hof, maer tot de negotatie van vreede soude treeden, ingevolge van't exempel die sy ons in Italien hadde gegeven in't reguard van de Neutraliteyt. Wilh. an Heins. 29. 1. 1696

der französischen Waffen die spanische Frage in seinem Sinne zu lösen. Er mußte sich sogar dazu verstehen die lange umworbenen spanischen Niederlande fahren zu lassen. Wilhelm, der im Jahre 1689 dem Kaiser die ganze spanische Erbschaft garantirt, hatte die habsburgische Lässigkeit und Zweideutigkeit und dazu die Sprödigkeit der englischen Parlamente und die Schäden der letzten Coalition hinreichend würdigen gelernt, um an einen erneuten allgemeinen Krieg keine sanguinischen Hoffnungen zu knüpfen. In der gegenseitigen Erkenntniß, einander mit den zu Gebote stehenden Streitkräften wohl aufhalten aber nicht überwinden zu können, verstanden sich Ludwig und Wilhelm zu der Abkunft der Theilungsverträge. Wie Ludwig die Erschleichung eines französisch gefärbten Testamentes, so hielt Wilhelm während dieser Verhandlung doch die Möglichkeit eines wieder ausbrechenden allgemeinen Krieges unverrückt im Auge. Alle Fäden der europäischen Politik in seiner Hand wußte er, daß der Friede zu Ryswijk das Werk seines Lebens doch nur halbvollendet gelassen hatte, während die Kurzsicht der englischen Politiker in diesem ersten Zurückweichen Ludwigs schon den Anbruch des ewigen Friedens für England zu erblicken meinte. Daher jene Reihenfolge peinlicher Vorgänge zwischen Wilhelm und seinen Parlamenten, jener schmähliche Abfall beider Parteien von ihrem königlichen Führer bei den Verhandlungen über die Reduction der englischen Armee. „Unbegreiflich, wie gleichgiltig jedermann die auswärtigen Angelegenheiten betrachtet," rief Wilhelm schon bald nach dem Ryswijker Frieden aus, „keiner andern Sorge als einem Trugbild der Freiheit scheinen sie nachzutrachten, obwohl sie selbst bekennen müssen, niemals so viele Freiheit als gegenwärtig besessen zu haben. Ich kann dies nicht anders ansehen als eine Strafe des Himmels, welche die guten Menschen verblendet und die bösen ihre Absicht erlangen läßt!" [1]).

Schon während der Theilungsverhandlungen hatte Wilhelm ohne Verwunderung den aufs neue anschwellenden Uebermuth Frankreichs beobachtet. Die Verblendung des englischen Parlamentes war so vollständig, daß der Oranier sogar eine Verzichtleistung auf die

1) Wilh. an Heinf. 25. 1. 1698.

engliſche Krone ernſtlich in Erwägung faßte. England ſchien die alte Raubpolitik Ludwigs XIV gleichſam aufs neue herauszufordern. Als dann endlich die Alternative, Annahme des ſpaniſchen Teſtamentes oder Erfüllung der Theilungsverträge, der Entſcheidung des franzöſiſchen Königs unterbreitet wurde, durfte ſchon der Hinblick auf die Stimmung der öffentlichen Meinung in England Ludwig zur Vollziehung des letzten Willens Karls II von Spanien treiben. Denn daſſelbe Ereigniß, die Annahme der ſpaniſchen Erbſchaft für Philipp von Anjou, welches Wilhelm auf das tiefſte ins Herz griff, ward nach der übereinſtimmenden Verſicherung ſämmtlicher Berichterſtatter, von den Engländern aller Parteien mit aufrichtiger Genugthuung begrüßt.

So fand ſich der Oranier, körperlich ſchon hinfällig, von Arbeit und Krankheit beinahe aufgerieben, am Abend ſeines Lebens ferner als jemals zuvor von dem Ziele ſeiner Anſtrengungen und Aufopferungen hinweggeſchleudert. Von ganz beſonderm Intereſſe iſt es, die erſten Erwägungen und Entſchließungen zu fixiren, zu welchen der energiſche Wille eines Wilhelm III ſich im erſten Momente der bitterſten Niederlage ſammelte. Sein Freund, der Rathspenſionair von Holland, hatte ihn ſofort mit gewichtigen Gründen zu überzeugen verſucht, daß man nunmehr mit Aufbietung aller Anſtrengung die ganze ſpaniſche Monarchie für das deutſche Haus Habsburg zu gewinnen habe. Auch wenn Oeſterreich jetzt dem zweiten Theilungsvertrag beipflichte, müſſe man gegenwärtig doch ganz Spanien für den Kaiſer fordern[1]). Wilhelm dagegen, wahrlich nicht weniger tief als Heinſius durch die Perfidie Ludwigs XIV verletzt, nicht weniger eifrig um das Wohlſein Europas beſorgt, war der Meinung, daß ſich England und Holland zunächſt jede Initiative verſagen müßten, daß man ohne das Vorangehen des Kaiſers kein Recht habe, in der ſpaniſchen Erbſchaftsfrage zu interveniren. Zwar wünſchte auch er, daß der Kaiſer die ganze ſpaniſche Erbſchaft prätendiren und die Seemächte ihn unterſtützen möchten, aber nicht nur ein politiſches, ſondern ebenfalls ein ſittliches Bedenken ließ ihn die Frage aufwerfen, ob nach dem Zwiſchenfall der Thei-

1) Heinſius an Wilhelm 28. 11. 1700. Heinſius-Archiv. Haag.

lungsverträge die große Allianz vom Jahre 1689 und die darin enthaltene Verpflichtung noch rechtsgiltig beſtehe. Ein verhängnißvoller Bann feſſelte und lähmte damals die Politik des ſonſt ſo entſchloſſenen Mannes. Es war die anfänglich dem Kriege von Grund aus abgeneigte Stimmung des engliſchen Volkes und Parlamentes. Nur allmählich auf vorſichtig gewählten Umwegen ließ ſich dieſelbe überwinden, ließ ſich endlich der helle Kriegseifer der engliſchen Nation entzünden. Wilhelm hätte, wie er ſelbſt geſteht, am liebſten ſofort in der erſten Aufwallung alle Höfe Europas zum Kriege gegen das meineidige Frankreich aufgeboten. Er mußte ſchweigend ſich zurückhalten, in meiſterhafter diplomatiſcher Action dem eigenen Volk gegenüber ſich langſam Terrain verſchaffen.

Man mag es bei Ranke ſelbſt in den vier letzten Capiteln des ſechſten Bandes nachleſen, wie ihm dieß gelungen, wie Wilhelm dann von Woche zu Woche entſchiedener ſeinen Standpunkt der neuen Situation gegenüber wählte. Zwar nicht nach unſerer Meinung, aber nach der Auffaſſung des Königs und des Rathspenſionairs Heinſius bedrohte ſie das europäiſche Gleichgewicht ernſtlicher, beſchädigte ſie die Intereſſen der Seemächte tiefer als irgend eine frühere Verrückung des abendländiſchen Staatenſyſtems. Man mag bei Ranke die gewundenen Bahnen verfolgen, auf welchen, gleichgiltig ob willig oder unwillig, trotz aller Irrungen und Weiterungen zwiſchen den einzelnen Cabinetten, trotz aller grundſätzlichen Verſtockung der innern engliſchen Parteiung, England und Holland, Kaiſer und Reich, Savoyen und Portugal, einer welthiſtoriſchen Nothwendigkeit gehorchend, in die große Allianz und in den erneuten Weltkrieg gegen Frankreich getrieben wurden. Als Ludwig XIV am Sterbebette Jakobs II ſeinen katholiſchen Sohn als König von England, Schottland und Irland begrüßte, ſtand Wilhelm ſchon an der Spitze desjenigen Bündniſſes, welches erfolgreicher als der vorige Coalitionskrieg die Kräfte Frankreichs aufreiben, die franzöſiſchen Grenzen durchbrechen, den Thron des greiſen Ludwig XIV erſchüttern ſollte.

Ob der Oranier vorausahnend die blutigen Siegesfelder von Hochſtädt und Turin, von Ramillies und Malplaquet im Geiſte erſchauen durfte? Ob eine tröſtende Stimme ihm bedeutete, daß in

den Staub geworfen Frankreich von dieſer Coalition den Frieden erbetteln werde! Das Werk ſeines Lebens war gethan, ſein europäiſcher Beruf erfüllt, obwohl die Hand des Todes ihn am Vorabend der gemeinſamen Kriegserklärung gegen Frankreich wegraffte.

Er hatte die Waffe geſchmiedet, die harte und ſieghafte, welche die franzöſiſche Univerſalmonarchie Ludwigs XIV bis auf den Tod verwundet hat. Zwar am Ziel ſeiner kühnſten Wünſche, eben war ihm eine Ausſicht eröffnet, ſo glänzend wie ſie wenigen Sterblichen ſich dargeboten hat, ſchritt er doch muthig und ohne Murren der Abſchiedsſtunde entgegen. Nicht um ihn zu betrüben, ſoll er dem Jugendfreunde Portland wenige Tage vor ſeinem Ende geſagt haben, rede er zu ihm vom Tode, den er mit Gewißheit nahen fühle, auch nicht um ein Bedauern über den Abſchied vom Leben laut werden zu laſſen, — obwohl daſſelbe gegenwärtig im Anbruche ſtehe, ihn größere Reize als jemals zuvor koſten zu laſſen, — dennoch verlaſſe er es ſonder Pein [1]).

---

1) Il y a deja quelque jours que S. M. sentoit venir le coup. Sans vouloir le dire Elle en fit seulement l'ouverture au Comte de Portland et luy dit qu'Elle sentoit ses forces journalement diminuer et qu'il ne falloit plus conter sur Elle; qu'Elle ne luy disoit point cela n'y pour l'affliger, n'y pour temoigner du regret à la vie, que quoyqu'elle fut presentement à la veille de gouter plus de douceur qu'elle n'avait jamais fait, cependant Elle la quitterait sans peine. So, abweichend von anderen Relationen, der Portland nahe ſtehende l'Hermitage 21. März 1702. Heinſiusarchiv, Haag.

IV.

Antikritik.

Von

Wilhelm Maurenbrecher.

Niemand kann es in höherem Grade, als ich, empfinden, wie übel in unſerem Fache Antikritiken aufgenommen zu werden pflegen. Der natürlichen Neigung, den Recenſenten ſeines Buches ſeine Zuſtimmung oder Ablehnung öffentlich auszuſprechen, ſoll der Autor nicht nachgeben, und nur in wenigen Fällen mag es geſtattet ſein, ausnahmsweiſe das Schweigen zu brechen. Ich glaube nun in der Lage zu ſein, für mich einen ſolchen Ausnahmefall geltend machen zu dürfen: es ſind zwei Beſprechungen meines Buches [1]), gegen die ich mich erheben muß, die ich nicht ruhig hinnehmen zu können meine. In jedem dieſer beiden Fälle treibt mich aber ein verſchiedenes Motiv, einer jeden gebührt eine beſondere, von der anderen wohl zu unterſcheidende Antwort.

In den Göttinger Gelehrten Anzeigen (1866. 28. Stück S. 1103—1112) hat Herr Profeſſor Waitz eine Anzeige meines Buches veröffentlicht, die unter anderen auch eine Frage berührt, von der höchſten Wichtigkeit für die Beurtheilung meiner ganzen Arbeit, und daran Gegenerörterungen anknüpft, welche

---

1) Karl V und die deutſchen Proteſtanten 1545—1555. Nebſt einem Anhang von Aktenſtücken aus dem ſpaniſchen Staatsarchiv von Simankas. Düſſeldorf 1865, Buddeus.

die von mir vorgetragene Auffaſſung bekämpfen. Es handelt ſich um den eigentlichen Charakter des Schmalkaldiſchen Krieges, von welchem ich behauptet habe, er ſei wirklich ein Religionskrieg geweſen. Jeder wird mir zugeben, daß dieß eine Frage von allererſter Wichtigkeit iſt; gerade hier muß es ſich zeigen, ob derjenige, der über Karl V ſchreibt, in das innere Leben ſeines Helden eingedrungen iſt oder nicht. Wenn bei einer ſolchen Frage ſich meine Auffaſſung mit einigen leichten Gegenworten umwerfen läßt, ſo iſt es ſicher nicht weit her mit der Zuverläſſigkeit meiner hiſtoriſchen Arbeiten.

Ich ſetze Waitz' Worte im Zuſammenhange hierher: „Herr Maurenbrecher betont entſchieden und wiederholt (S. 96 S. 106 ff.), daß der Schmallaldener Krieg für den Kaiſer ein Religionskrieg geweſen ſei, in dieſem Sinne von Karl unternommen. Was er beibringt, ergiebt aber eigentlich nur, daß dem Papſt gegenüber derſelbe ſo dargeſtellt, daß, um die Hülfe Roms zu gewinnen, eine Seite herausgekehrt ward, die ſicher auch in Betracht kam, die aber nicht die einzige, ja für den Augenblick wenigſtens nicht die vorherrſchende war. Denn als ein Krieg zunächſt und weſentlich gegen die Ketzer kann doch nicht ein ſolcher angeſehen werden, in dem der Kaiſer Proteſtanten als Bundesgenoſſen hatte, denen er bedeutende Zugeſtändniſſe auch in Beziehung auf religiöſe Fragen machte, kirchliche Güter als Lohn ihrer Hülfe in Ausſicht ſtellte. Es mag der ränkevollen Politik Karls zugetraut werden, daß, wenn er unter Beiſtand von Moritz und andern einen Theil der proteſtantiſchen Stände bewältigt hatte, er ſpäter gern dazu fortgeſchritten wäre, auch dieſe mit Gewalt oder Liſt zu dem alten Glauben hinüberzuziehen, aber die Ausſicht lag in weiter Ferne und kam jetzt nicht zur Frage. Jetzt handelte es ſich um ſolche Stände, welche zugleich eine feindliche Haltung im Reich eingenommen hatten, und die Behauptung Karls, daß er den Krieg unternehme wegen des Ungehorſams gegen ihn, um Rache oder Strafe zu nehmen wegen Gewaltthätigkeiten, die ſich jene in der Braunſchweigiſchen Sache und ſonſt erlaubten, wenn ſie auch zur Beſchwichtigung der Gemüther und Trennung der Gegner dienen ſollte, entbehrte doch keineswegs der Wahrheit, ſie entſprach vielmehr wohl der Lage der Dinge und

der Sinnesart des Kaisers, welche den Widerstand, den seine Bestrebungen auf kirchlichem und politischem Gebiet bei den Schmalkaldenern gefunden, besonders empfinden, diesen zu brechen als seine erste und vornehmste Aufgabe betrachten mußte. Für Karl lagen die verschiedenen Interessen nicht scharf getrennt: immer kommen auch entgegengesetzte Gesichtspunkte in Betracht; das Kirchliche und Politische greift unmittelbar in einander. Hr. Maurenbrecher führt ja selbst ein ander Mal aus (S. 172), wie beides in einander verwachsen gewesen, wie man nicht entscheiden könnte, ob das kirchliche Gefühl oder die politische Tendenz das Vorherrschende gewesen. So war es auch hier. Nicht politische Interessen allein führten zu dem Bruch mit den Protestanten: aber ebensowenig war es ausschließlich und rein der kirchliche Eifer, welcher Karl trieb. Es ist verkehrt, diesem Kampf und anderen, die später zwischen Katholischen und Protestanten geführt sind, den religiösen Charakter abzusprechen, weil zugleich andere Rücksichten und Absichten in Frage kamen, aber ebensowenig wird man den Krieg, wie er nun unternommen und geführt worden ist, einen bloßen Religionskrieg nennen dürfen."

Man sieht, Waitz redet hier über diese Frage hin und her, ohne die entscheidenden Momente irgendwie scharf und präcis zu erfassen. Nicht ein politisches Raisonnement — wie geistreich es auch aussehen mag — ist im Stande Klarheit in dieser Frage zu verschaffen, sondern einzig und allein die Betrachtung wird uns dazu verhelfen, welche erwägt: „was bedeutete jener 1546 erhobene Krieg in der Meinung dessen, der ihn begann? was war das Motiv, das den Kaiser Karl V zu diesem Kriege veranlaßte?" Einzig und allein darum handelt es sich hier; und wir sind auch in der glücklichen Lage, eine ganz bestimmte zweifellose Antwort darauf in unserem Quellenmateriale zu besitzen.

Ich erinnere ganz kurz an diese allbekannten Dinge, die ich auch in meinem Buche S. 107—109 schon einmal erwähnt habe.

Der Kaiser erklärte nach verschiedenen Seiten hin gleich bei dem Bruche mit den Schmalkaldener Bundesfürsten, daß er sie nur wegen Ungehorsames zu strafen beabsichtige; er hat die politische Seite der Frage ganz ausschließlich angegeben. Dieser Erklärung stehen die Aeußerungen der römischen Curie entgegen. Der Papst,

Karls Verbündeter zu diesem Unternehmen, proclamirte ganz offen den Religionskrieg gegen die deutschen Protestanten, eine Auslassung, die sofort des Kaisers Widerspruch hervorrief.

Das sind die öffentlich gegebenen Mittheilungen der beiden Verbündeten über den Zweck des angefangenen Krieges. Es liegt auf der Hand, daß dieselben sich gradezu widersprechen: welcher der beiden Versicherungen haben wir nun Glauben zu schenken? welche trifft den wahren Sinn des Kaisers? Und da sollte ich meinen, keinen Augenblick könne die Entscheidung zweifelhaft sein: haben wir doch ganz vertrauliche Herzensergießungen Karls, die seine Gesinnung zeigen und zugleich uns den Widerspruch in den öffentlichen Acten vollständig erklären. Dürfen wir eine noch sicherere Basis für unser Urtheil erwarten?

Ein für allemal möchte ich diese Sache hier erledigen; deßhalb setze ich den Inhalt jener Privatbriefe hierhin. Am 9. Juni 1546 theilt Karl seiner Schwester Maria [bei Lanz Correspondenz des Kaisers Karl V II 486—491] seinen Entschluß mit, jetzt gegen die Schmalkaldener loszuschlagen: nachdem er alle die fördernden Momente der damaligen Lage überdacht, sei er zu dem Schlusse gelangt, wegen der Braunschweiger Sache jetzt Sachsen und Hessen anzugreifen; „und wenn auch dieser Deckmantel und Vorwand zum Kriege es nicht völlig hindern kann, daß die Protestanten nicht meinen, es geschehe aus Grund der Religion, so wird es doch jedenfalls Anlaß sein sie zu trennen; wenigstens werden sie zaudern, den Sachsen und Hessen zu helfen". [me suis resolu de commencer la guerre contre lesdicts duc de Saxen et lantgrave de Hessen a l'occasion de la detention dudict duc de Brunswyck, sondict fils et estast, comme conturbateurs de la commune paix et justice et contempnans l'auctorité du sainct empire et daultres causes particulieres et justifier cecy partout, attendu la plaincte et doleance que jay de parens et affins dudict duc. Et combien que ceste couverte et pretexte de guerre ne pourra du tout encourrir que lesdicts desvoyez ne pensent bien que ce soit pour cause de la religion, toutesfois sera ce occasion de les separer, et dumoins ils seront plus longs tardifs et difficiles a se mou-

voir avec les dessusdicts de Saxen et de Hessen, etc.] Weit ausführlicher und weit durchsichtiger ist aber noch die andere Aeußerung, die ich zu jener schon bekannten und viel benutzten Stelle aus dem spanischen Staatsarchive hinzufügen konnte (p. 47*). Seinem Sohne Philipp, dem er schon wiederholt über sein Vorhaben Aufschluß gegeben [1]), theilt Karl am 10. August 1546 mit, weßhalb er in der begonnenen Weise verfahre: „obwohl mein Zweck und meine Absicht war und ist, wie du weißt, diesen Krieg zu führen zur Wiederherstellung der Religion, so wurde doch, weil es für den Anfang passend zu sein schien, verkündigt und erklärt, es geschehe aus dem Anlaß, die Ungehorsamen zu bestrafen" u. s. w. [como quiera que nuestro fin y intencion ha sido y es como sabeys de hazerla por remedyo de la religion, porque al principio parescio convenir, se publico y declaro que era con titulo de castigar los inobedientes y especialmente landgraff y el duque de Saxonia etc.] Diese beiden Stellen erläutern denselben Gedanken; sie unterscheiden von dem äußerlich angenommenen Vorwand (pretexte et couverture, im Spanischen titulo) sehr präcis und genau den Grund (fin y intencion im Span.). Auf diese beiden Briefe, die mit allen andern vertraulichen Erörterungen Karls im Einklang stehen, habe ich mein Urtheil gestützt, und ich sehe keine Möglichkeit, es zu ändern.

Oder wollen wir jenen rein vertraulichen Erörterungen Karls, die er an persönlich ihm nahe stehende, in die Geheimnisse seiner Politik tief eingeweihte Personen richtet, lieber seine an die Oeffentlichkeit erlassenen Manifeste vorziehen? Ja noch mehr: wenn jener vertrauliche Briefwechsel uns ganz deutlich mit klaren und

1) Es genüge der Hinweis auf die Stellen in Karls Schreiben, welche sich auf Seite 36*, 37*, 40*, 50*, 52*, 56 u. s. w. finden. S. 36* z. B. heißt es geradezu, la empresa que se penso hazer contra los protestantes para reducirlos a la fee y apartarlos de las opiniones que tienen; noch unzweifelhafter wird S. 56* die empresa als justa y sancta bezeichnet, que es tractar solamente de la fee y reduction de los desviados della. Es ist überflüssig zu bemerken, daß dieß alles vertrauliche Aeußerungen sind.

dürren Worten ſagt, weßhalb man öffentlich etwas anderes, etwas falſches, anzugeben für gut befunden, wollten wir da, trotz dieſer ausdrücklichen Belehrung über den Sachverhalt, dieſen Vorwand für den wahren Grund halten? Ich glaube, an dieſer Stelle und unter dieſen Umſtänden wird kein gewiſſenhafter Forſcher ſich zu ſo verwegenen und kühnen Annahmen veranlaßt ſehen können.

Ich verſtehe es nicht, wie Waitz, deſſen Scharfſinn und deſſen Genauigkeit auch im kleinſten wir zu bewundern gewohnt ſind, dieß hier erörterte Verhältniß der Quellen ſo völlig hat überſehen können. Ich verſtehe es noch weniger, wie er der ausdrücklichen Erwähnung dieſer Dinge auf S. 108 gegenüber den Satz niederſchreiben konnte: „was er beibringt, ergiebt aber eigentlich nur, daß dem Papſte gegenüber derſelbe ſo dargeſtellt" u. ſ. w. Wie würde Waitz dieß Verfahren eines Recenſenten benennen, der die Gründe des Autors, den er recenſirt, kurzweg ignorirt und dafür mit allgemeinen Bemerkungen deſſen Aufſtellungen abfertigt?

Was die weiteren Erörterungen von Waitz über dieſe Sache angeht, ſo genüge hier ein einfacher Hinweis auf die S. 108 und 109 gegebene Darlegung. Es iſt durchaus nicht meine Meinung, die politiſche Seite des Krieges leugnen oder verkleinern zu wollen; es iſt ganz richtig, zu den religiöſen kamen auch politiſche Ziele der kaiſerlichen Politik — darüber könnte nur derjenige ſtreiten, der Karls Briefe nicht geleſen [1]) —; aber trotzdem bleibt es wahr, daß in Karls Anſchauungsweiſe, wie ſie in den geheimſten Schreiben an ſeinen Sohn ſich ausſpricht, die weltliche Seite des Krieges weit hinter die religiöſe Verpflichtung zurücktritt. Wir haben in der That das vollſtändigſte Recht, den Schmalkaldener Krieg in dieſem Sinne einen Religionskrieg zu nennen.

Waitz erhebt ferner eine Reihe von Einwendungen gegen meine Darſtellung der Politik des Kurfürſten Moritz: auch hier finde ich mehr allgemeines Raiſonnement als genaue Berückſichtigung meiner

---

1) Dieſe politiſchen Erwägungen ſind dem Sohne gegenüber berührt in den Briefſtellen, S. 40*, bei Döllinger S. 43. 46: es iſt zu bemerken, daß ſie niemals allein als Motiv vorkommen, jedesmal nur in Verbindung mit dem religiöſen Hauptmotive.

Erörterungen im einzelnen. Es ist meine Absicht, demnächst auf die Discussion über Moritz in weiterer Ausführung einzugehen, dabei werde ich auch auf Waitz' Meinungen kurz zurückzukommen haben.

Aus einem ganz andern Grunde halte ich es für angemessen und erlaubt, einer andern Besprechung meines Buches zu gedenken.

In dem Theologischen Literaturblatt, das seit einem Jahre Herr Professor Reusch in Bonn herausgiebt, hat sich, nachdem eine Anfangs verheißene Recension aus Döllingers Feder ausgeblieben ist, Herr Dr. von Druffel entschlossen, sein Urtheil über meine Arbeit auszusprechen (Nr. 25 vom 3. December 1866, Sp. 817—824). Früher Schüler von Waitz, jetzt Mitarbeiter der Historischen Commission in München und bei der Herausgabe der bayerischen Correspondenzen seit 1550 beschäftigt, glaubte Herr von Druffel wohl den Moment gekommen, wo er von seiner kritischen Arbeitsweise auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte der Welt eine Probe geben müsse: es mag erlaubt sein, zu prüfen, wie eingehend seine Kenntnisse und wie zutreffend seine Urtheile auf diesem Gebiete sind.

Gleich im Beginne seiner allgemeinen Bemerkungen macht Druffel die Entdeckung, „daß man in dem Buche eine abgerundete Darstellung des Verhaltens Karls V zu den Protestanten vergebens suchen würde," — eine Wahrheit, die aufzufinden wohl keinem Leser große Mühe verursacht haben wird. Ist es doch dem Autor niemals in den Sinn gekommen, dieß leisten zu wollen, in einem Buche, das nur die letzten zehn Jahre Karls behandelt, in dem eine sehr zusammengedrängte Einleitung nur diejenigen Momente hervorhebt und kurz bespricht, welche Karl an dem schon früh gewollten Angriff auf die deutschen Protestanten bis 1546 verhindert haben. Natürlich, diese Ausstellung Druffels hat auch keinen andern Zweck, als des Lesers Stimmung für die weiteren Dinge gehörig vorzubereiten. Es kann hier nun nicht gefordert werden, daß ich jedem schiefen Satze des Recensenten in diesem allgemeineren Theile entgegentrete; ich eile vielmehr, zu den Details zu kommen, bei denen eine Discussion möglich ist.

Dr. wirft mir ein „Mißverständniß“ der Speyerer Beschlüsse von 1526 vor. Dasselbe beruht ganz einfach auf dem Umstande, daß er selbst in meine Worte einen Sinn hineinliest, der nicht darin enthalten ist. „Mit Unrecht,“ meint er ferner, „wird die Behauptung aufgestellt, daß im Nürnberger Religionsfrieden das protestantische Princip des Speyerer Tages von 1526 aufs neue zur Geltung gebracht, die Rechtsgiltigkeit dieses Principes anerkannt sei, während doch Zugeständnisse nur dem Schmalkaldischen Bunde gewährt waren“ u. s. w. Auch hier hat meine Erörterung (S. 83 ff.) den Sachverhalt ganz richtig wiedergegeben. Ich habe zunächst als das Princip des Speyerer Tages das der Territorialität in religiösen Fragen erkannt. Der Friede zu Nürnberg 1532 wurde dann geschlossen „zu Gunsten der protestantischen Stände, welche jenem Bunde zu Schmalkalden angehörten,“ — dieser einschränkende Zusatz ist ausdrücklich auf S. 85 gemacht; — damit war wiederum das Princip der Territorialität zugegeben; es galt die momentane Beschränkung dieses Principes auf die Schmalkaldener Bundesglieder zu beseitigen. Dieß habe ich als das Ziel hingestellt (S. 86), dem die weitere Geschichte des protestantischen Bundes zustrebte. Für den Leser, der nicht, wie Druffel, von der Annahme ausgeht, er müsse Unsinn bei mir lesen, — für ihn ist der Gedankengang jener Erörterung ohne jede Schwierigkeit verständlich.

Wir gehen weiter. „Das Streben nach blühender Phraseologie bringt den Verf. öfter zu seltsamen Widersprüchen,“ sagt Dr. und macht den Versuch, diese „seltsamen Widersprüche“ zu verzeichnen. Einiges von dem, was er da anführt, wird schon in der Recension selbst dem Leser ein Lächeln über des Recensenten ungeschickten Eifer abnöthigen; so z. B. wenn Dr. nicht begreift, wie ich dem Papste die Entscheidung auf dem Concile (durch die seinerseits stets zur Stelle zu schaffende Majorität) zuschreiben und zugleich meinen kann, daß die spanischen Theologen in den dogmatischen Entscheidungen stets die Majorität (durch ihr geistiges Uebergewicht) geleitet haben! — Um andere dieser Citate zu würdigen, ist es freilich nöthig, die citirten Stellen in meinem Buche zu vergleichen. Druffel sagt: „S. 59 ist Karls Ueberzeugung, daß die Mißbräuche im Leben und Verfahren der Kirche einer ernstlichen und gründ-

lichen Reformation bedürften; gleich darauf aber behauptet M. eine Aenderung in dem Dogma, *eine Neugestaltung des kirchlichen Lebens* sei ihm ein Gräuel gewesen." Ich erlaube mir, diese Stelle aus meinem Buche zum Vergleiche hier abdrucken zu lassen. „Was einst des Kaisers Lehrer auf dem päpstlichen Stuhle laut verkündet, daß *die Mißbräuche im Leben und Verfahren der Kirche einer ernstlichen und gründlichen Reformation bedürften*, was nachher Spaniens Theologen in Trident mit allem Eifer und ganzer Schärfe verfochten und erstrebten, das ist auch Karls Ueberzeugung gewesen. . . . Aber eine Aenderung in dem Dogma, *eine Neugestaltung des kirchlichen Lebens, wie man sie in Deutschland verlangte und wie für Deutschland sie ein Bedürfniß geworden*, — schon der Gedanke einer *so* gearteten Reformation war ihm ein Gräuel." Hier ist zweierlei möglich. Entweder Herr von Druffel sieht den Unterschied der beiden Sätze gar nicht, und dann ist er wenigstens zum Kritiker unfähig. Oder er hat ihn gesehen und rechnet darauf, daß der Leser der Recension das Buch selbst nicht zur Hand nehmen und so haarsträubende Citate nicht weiter nachschlagen werde, — für diesen Fall fehlt *mir* der Ausdruck, sein Verfahren nach seiner ganzen Würdigkeit zu bezeichnen.

Wie dieß auch an dieser Stelle sich verhalten mag, wir werden weiteren Beispielen einer ganz ähnlichen Polemik begegnen.

Auch für den Haupttheil meines Buches findet Druffel, „daß ich nicht durchweg meine Quellen vorsichtig benutzt habe." Ich bin weit entfernt davon, ein Privilegium der Unfehlbarkeit bei der Erklärung historischer Quellen ansprechen zu wollen; aber die Belege, die Dr. für seinen Tadel angeführt hat, sind durchaus nicht im Stande, denselben zu beweisen. Was die zuerst gegen meinen Bericht auf S. 150 erhobenen Einwendungen angeht, so hat Druffel den Unterschied gar nicht beachtet, der zwischen einer Suspension des Conciles und einem einfachen rein thatsächlich eingeführten Stillstande der Verhandlungen, ohne besondere Erklärung der Suspension, gemacht wird. Er citirt ganz harmlos gegen mich eine Stelle aus Mendozas Depesche vom 2. Mai 1547; er hätte nur ruhig in derselben Depesche weiter lesen sollen, um zu sehen, daß die beiden

Diplomaten, Sfondrato und Mendoza, wirklich sich in Viterbo dahin einigten, durch Nichtsthun in Bologna und in Trident die conciliare Frage einstweilen stille zu stellen [4]). Ein förmliches Abkommen über eine Art von Suspension wurde später, erst im September, in Rom getroffen (S. 154); und dieß, nicht jene Verabredung in Viterbo, ist die „eben geschlossene Uebereinkunft in der Concilfrage," die man in Rom gleich nachher schon wieder brach (S. 162). So ist der Sachverhalt, wie ich ihn aus den ersten Quellen dargestellt habe.

Ferner erinnert Dr. gegen S. 181, daß der Wortkampf zwischen Mendoza und dem Papste (nach Mendozas Depesche vom 2. Februar 1548), keineswegs im Consistorium stattfand, sondern erst bei einer besonderen Audienz. Das ist vollständig richtig, nur habe ich das Gegentheil nicht behauptet. Freilich, so etwas ist für einen Recensenten nicht von Bedeutung, der sich nicht scheut, des Effectes halber seinem Autor Behauptungen anzudichten, die es ihm dann nicht schwer fällt siegreich zu widerlegen.

Nach diesen hier gegebenen Proben von Druffels kritischem Scharfblick wird es der Leser mir erlassen, jede weitere Ausstellung desselben hier im einzelnen zu erörtern [5]). Das Resultat bleibt im-

---

4) Ich setze die Stelle im Wortlaut hierhin (Döllinger S. 55—56). Auf Sfondratos Bemerkung, daß eine Suspension in Bologna, wenn Mendoza sie gut heiße, Erfolg haben könne, antwortete Mendoza que ni V. M. ni persona por V. M. podia consentir tacita ni expresamente a la translacion ni suspension ni otra cosa desta cualidad en el concilio — (soweit allein citirt Dr.) — pero que estubiessen sin trabar la escaramuza con los de Trento y sin innovar, porque si se hacia algun aucto yo la daba por trabada. Respondio que esta era su opinion y de otros. Und noch in dieser selben Depesche (S. 69—70) berichtet Mendoza, daß man in Bologna stille gewesen und nichts von Bedeutung vorgenommen habe.

5) Noch ein etwas komisches Beispiel sei gegeben. Dr. läßt mich hart darüber an, daß ich in einer Depesche Mendozas juramento mit „Schwur" übersetzt habe, „während doch zu einem Schwure jede Veranlassung fehlte." Das letztere mag unser Forscher mit Sr. Heiligkeit dem Papste Paul III ausmachen: ich kann nichts daran ändern, daß dieser Papst „ohne Veranlassung" und noch dazu wissentlich falsch geschworen hat.

mer daſſelbe; immer zeigt ſich dieſelbe Miſchung von blindem Eifer gegen mein Buch, von zuverſichtlicher Leichtfertigkeit im Citiren, von flüchtigem Studium der Quellen. Nur eines möchte ich hier noch herausheben, da es ſich dabei gerade um diejenigen Jahre und diejenigen Verhältniſſe handelt, aus deren Bereiche Herr Dr. v. Druffel ſelbſt eine Quellenpublication vorbereitet.

Daß meine Beurtheilung des Kurfürſten Moritz bei Druffel keine Zuſtimmung findet, darüber wundere ich mich nicht, — ich will darüber hier nicht ſtreiten; ich will nur den Vorwurf, daß „meine Schilderung des Aufſtandes von 1552, was genaue Forſchung angeht, nicht befriedigt" in ſeinen Beweiſen beleuchten. Dr. meint, der Nachweis für zwei Thatſachen ſei von mir nicht erbracht, daß Moritz ſchon lange vor dem Frühjahr 1552 feindliche Pläne gegen Karl gehegt; und dann, daß Karl darum gewußt und ſeinerſeits Gegenmaßregeln vorbereitet habe.

Nun hatte aber Moritz ſchon ſeit Juni 1550 ſich der proteſtantiſchen Oppoſition und faſt ſeit derſelben Zeit auch der Verbindung mit Frankreich genähert: allmählich wurden dieſe verbündeten Fürſten zu einer ſehr feindlichen Haltung gegen den Kaiſer geführt; ſie entſchloſſen ſich bald, auch offenſiv gegen Karl vorgehen zu dürfen. Für alle dieſe Dinge genügte es auf die bekannte Abhandlung von Voigt (in Raumers Hiſtoriſchem Taſchenbuch für 1857) hinzuweiſen, und ſo konnte ich mich in meinem Buche darauf beſchränken, die Hauptmomente ganz kurz zu bezeichnen (vgl. S. 256. 257. 259). Ich glaube auch, daß Druffel dieſe Dinge gar nicht im Ernſte beſtreiten will; wirft er ſelbſt mir doch vor: „über die Verhandlungen des Kurfürſten mit Frankreich erfährt man kaum ein Wort" (vgl. S. 260 ff. 279 ff.), und welchen andern Zweck hatten dieſe Verhandlungen, als den eines gemeinſamen Angriffes auf Karl? —

Was jenen zweiten der angefochtenen Sätze betrifft, ſo bin ich S. 292 mit Nachdruck der früher üblichen Auffaſſung entgegengetreten, als ob der Kaiſer, voll Vertrauen auf Moritz' Dankbarkeit, plötzlich durch deſſen Erhebung überraſcht worden wäre. Die Beweiſe für dieſe Behauptung ſind zur Hand; ich bedauere Herrn von Druffel, wenn er ſie nicht beachtet.

Schon im Sommer 1550 äußerte ſich der Groll der ſpaniſchen Höflinge laut und heftig über Moritz' zweideutige Zurückhaltung (Langenn I 448). Im September 1550 finden wir, daß der kaiſerliche Geſandte in Paris den Miniſter Granvella von einer conspiration in Deutſchland benachrichtigt hat (Pap. d'état III 455); und in derſelben Zeit zeigt ſich auch der venetianiſche Geſandte ſchon über die Beziehungen zwiſchen Moritz und Frankreich unterrichtet (Ranke V 184). — Ferner, im Sommer 1551 iſt Karls Sinn über Moritz' Benehmen vor Magdeburg von lebhaftem Mißtrauen erfüllt (in meinem Buche S. 150*); er beſteht trotz Ferdinands Gegenvorſtellungen darauf, daß in der Verhandlung über die Succeſſionsfrage der Unterhändler auch eventuelle Drohungen gegen Moritz gebrauche (ib. S. 146* 149* und Lanz Staatspapiere 479); und dennoch wagte Moritz die Ablehnung des kaiſerlichen Wunſches (Bucholtz VI 466). Dem Geſandten in Paris trägt damals, im Auguſt 1551, Granvella auf, allen franzöſiſchen Anzettelungen nachzuforſchen, auch zu erfahren, was Schärtlin, der Rheingraf und andere Deutſche mit König Heinrich geplant hätten (Pap. d'état III 576): man hat alſo von ſolchen Plänen am kaiſerlichen Hofe gewußt! — Im October 1551 meldet nun auch die Königin Marie aus den Niederlanden, daß ſie von ähnlichen Umtrieben des Kurfürſten Moritz wiſſe; ſie dringt darauf, ſich ſeiner, ſei es durch Güte oder durch Gewalt, zu verſichern; ſie regt dabei die Idee wiederum an, den gefangenen Johann Friedrich gegen Moritz zu benutzen (Lanz Correſp. III 78). Und auch die Depeſchen des ſavoyiſchen Geſandten am kaiſerlichen Hofe zeigen in dieſer Zeit, daß man über die drohenden Unruhen genug Kunde beſeſſen (Compte rendu des séances de la Commission royale d'histoire de Bruxelles. 2. Série XII p. 204 et 206).

Alle dieſe actenmäßig feſtgeſtellten Thatſachen glaubt Druffel überſehen zu dürfen; oder ſollten ſie vielleicht durch ſeine neuen Forſchungen wieder unſicher gemacht oder gar beſeitigt ſein? Denn keineswegs dürfen wir doch vermuthen, daß ein Gelehrter über ſein eigenes Arbeitsgebiet ſo unwiſſend ſein ſollte, dieſe Dinge gar nicht zu kennen.

Im weiteren Verlaufe ſeiner Recenſion fällt Dr. wieder in

die oben ſchon charakteriſirte Methode zurück. Ich laſſe eine Stelle der Recenſion vollſtändig hier abdrucken, die ſo lautet: „König Ferdinands Haltung wird „in dieſen letzten Tagen“ noch verdächtiger; zum Belege dient ein Brief vom 2. December 1551, deſſen Inhalt: „Je continuerai voulentiers d'adviser Votre Majesté de ce que pourai entendre desdites affaires et enchargerai a mes gens s'en enquerir autant que possible sera“ folgendermaßen wiedergegeben wird: Ferdinand hatte in kühlem unfreundlichem Tone geantwortet, er wiſſe nichts davon (von verdächtigen Nachrichten aus Sachſen), der Kaiſer möge ſich an ſeine Commiſſare in Sachſen wenden, die ja aus eigener Anſchauung den beſten Beſcheid ertheilen könnten. (Vgl. über jenes Lanz, Corr. III 581).“ So weit Druffel. Man ſieht, er bemüht ſich zu zeigen, daß der wirkliche Text jenes von mir citirten Briefes gerade das Gegentheil des von mir aus demſelben Referirten enthalte. Wer von ſeinen Leſern wollte alſo nicht darauf ſchwören, daß ich ein ſehr gedankenloſer oder ein ſehr gewiſſenloſer Autor ſei? Ich verweile deßhalb hier bei dieſen Einzelheiten, weil ſie gerade die grenzenloſe Leichtfertigkeit, — ich will kein ſchlimmeres Wort anwenden, — meines Kritikers in hellſtem Lichte zeigen. Denn das Citat des Schreibens vom 2. December (Lanz III 85) bricht genau da ab, wo die ſelbſtverſtändlichen Höflichkeitsreden aufhören und wo die eigentliche Antwort Ferdinands beginnt. Ferdinand fährt unmittelbar nach dem letzten bei Dr. angeführten Worten ſo fort: mais je considère, puisque V^r M^te a cellepart ledict Swendi, je ne scache qui mieulx puist decouvrir ou entendre toutes particularites que lui u. ſ. w. Wer diplomatiſche Schriftſtücke kennt, wird mir ſofort zugeben, daß dieß Schreiben „in kühlem, unfreundlichem Tone“ gehalten iſt: wenigſtens hat Kaiſer Karl V es gewußt, was eine ſolche Antwort Ferdinands bedeutete; figurirt doch unter ſeinen Verdachtsgründen gegen Ferdinand auch dieß „que les advertissemens que le dict seigneur roy nous a donne de ce que passoit, a este si general et sans demonstracion ny de nous condoloir ny offrir assistance“ (Lanz III 107).

Und eine ähnliche edle Dreiſtigkeit beweiſt Dr. nachher noch einmal. Er ſagt: „Bei der Ausführung, wie Karl den Paſſauer

Vertrag bald wieder habe umstoßen wollen, dienen dem Verf. nicht die Briefe (bei Lanz III 484. 501) selbst als Quelle, sondern nur des Herausgebers ungenaue Inhaltsangabe: nun wäre der Kaiser nicht mehr an den Tractat gebunden." Ich bitte den Leser, der mir bis hierhin gefolgt ist, die beiden Briefe des Kaisers vom 1. September und 17. October selbst nachzulesen. Karl erörtert mit einer gewissen grimmigen Verbissenheit, wie er, den Frieden nur aus Rücksicht auf Ferdinand ratifizirt habe. Dann heißt es: Je crois bien que le duc Mauris accomplira aussi bien la promesse de layde quil vous doit donner et celles quil ma faictes que celles quil a coustume de faire et aussi ses complices, car ja ils commencent a user de leurs tours. Sils me faillent, ne pensez poinct que je veulle estre oblige au traicte (Lanz III 484). Und schon am 17. October meint Karl in dem Verhalten des Mecklenburgers einen Bruch des Friedens zu sehen: comme vous scavez, contrevenant quelcun a icelluy traicté je ne suis oblige a icelluy. Reste de determiner comme jen devray user tenant regard au temps et disposicion des affaires: gerade darüber sollte Ferdinand ihm rathen (ebend. 502).

Ich gestehe, dieser Recension gegenüber bin ich mehr als einmal in Verlegenheit gewesen, nicht zu wissen, ob ich einem vollständigen Mangel an Verständniß vorliegender Texte oder einem blinden Parteieifer solche Mißgriffe meines Recensenten zuschreiben soll. Was aber auch der Grund bei Herrn von Druffel sein mag, ich glaube, nach allen beigebrachten Details bin ich zu dem Schlußurtheile völlig berechtigt, daß wohl niemals heutzutage eine unwissenschaftlichere und urtheilslosere Kritik von einem Manne der gelehrten Stände geschrieben werden mag.

Zum Schlusse noch wenige Worte über die Art und Weise, wie Druffel meine Actenedition (im Anhange) kritisirt hat.

Weßhalb diese Publication von Actenstücken nicht eine ganz vollständige sein konnte, habe ich in der Vorrede (S. VII) gesagt. Ueber die beste Weise der Anordnung der einzelnen Stücke kann man verschiedener Meinung sein: chronologische Reihenfolge und gruppenweise Zusammenstellung, beides hat seine besonderen Vor-

züge. Man mag es „bedauern," daß ich letzteres Verfahren gewählt habe; jedenfalls habe ich meine guten Gründe gehabt, mich dafür zu entscheiden. Kommen wir nun zu den beiden directen Vorwürfen Druffels. „Der Verf. nimmt es zuweilen wenig gewissenhaft mit der Autorschaft der Briefe": — und für diesen Tadel liefert Dr. uns zwei Beispiele.

„Um die vielfache Erörterung im Staatsrath (über die Frage, ob 1530 gegen die Protestanten Gewalt anzuwenden sei) zu beweisen, wird das Actenstück, das im Anhang nur einen ganz allgemeinen Titel trägt, citirt, ohne daß der Verf. angiebt, weßhalb er sich berechtigt glaubt, daraus auf eine Thätigkeit des Staatsrathes schließen zu dürfen." Es handelt sich hierbei um das S. 16*—21* abgedruckte Stück (Articuli aliqui notati quomodo et qualiter Caesar Rebelles in fide punire possit), das ich im Anhange genau mit der Aufschrift abgedruckt habe, welche das Original im Archive führt. Sieht man den Inhalt desselben an, so ergiebt sich, daß es eine Zusammenstellung von einzelnen praktischen Rathschlägen ist, wie der Kaiser gegen die protestantische Opposition zu verfahren habe, daß der Verfasser dieses Memoires eine Reihe von Maßregeln anzeigt, wie im einzelnen der Beschluß des Kaisers gegen die Protestanten auszuführen sein werde. Das ist der Inhalt des citirten Actenstückes. Es liegt nun auf der Hand, daß gerade solche Dinge den Rath des Kaisers beschäftigen mußten; und wenn wir dann erfahren, daß fortgehende und lange Rathssitzungen über die deutsche Religionssache gehalten wurden (continui et lunghi consigli per le occorentie della fede nach Campeggios Bericht bei Lämmer Mon. Vat. pag. 49, wozu vgl. ebd. p. 58), ist es dann eine allzukühne Annahme, daß ich gleichsam als den Inhalt der Erörterungen im kaiserlichen Rathe jene articuli notati bezeichnet habe?

Weit naiver aber ist das zweite Citat. Dr. sagt: „ein weiteres Beispiel bietet II 5, welches nach S. 66 von Idiaquez an Cobos gerichtet wurde, während die Ueberschrift lautet Relacion de los negocios que embia el secretario Idiaquez, und eine Anmerkung versichert, das Stück gehöre augenscheinlich dem Herbste 1545 an und sei dem Cobos aus Deutschland geschrieben. Der Nachweis, daß

Idiaquez der Verfasser sei, hätte sich doch wohl der Mühe gelohnt." Lohnt es sich der Mühe, hierauf ausführlich zu antworten? Es sei. In dem Anhange habe ich wiederum nur die Aufschrift, wie sie im Originale steht, abgedruckt; in einer Note habe ich hinzugesetzt: „dieß Stück gehört augenscheinlich dem Herbste 1545 an" (das folgt für jeden mit offenen Augen lesenden Menschen ganz unzweifelhaft aus dem Inhalte) „und ist aus Deutschland nach Spanien an den Staatssecretair Francisco de los Cobos gerichtet." Daß eben Cobos der Adressat sei, ergiebt sich aus dem Schlußsatze des Stückes selbst: Philipps Rathgeber und leitender Secretair, der die Mittheilungen dann weiter an die anderen Räthe zu befördern hatte, ist eben Cobos gewesen. Aber woher wissen wir denn, daß Idiaquez gerade der Schreiber des Berichtes ist, „den Idiaquez einsendet?" Eben daher, weil es uns wohl bekannt ist, daß es Idiaquez' Berufsarbeit war, die Berichte über deutsche Angelegenheiten nach Spanien zu richten; und so sind auch im spanischen Archive alle Originalschreiben aus Deutschland in jener Zeit von seiner Hand geschrieben.

Diese beiden Ausstellungen lösen sich also in ein ganz unhaltbares Gerede auf, das mit einer wirklich lächerlichen Miene der tiefsten Gelehrsamkeit vorgetragen wird. Den zweiten Vorwurf dagegen, den Druffel mir macht, — ich überlasse es dem Urtheile der Leser, nachdem sie den Sachverhalt kennen gelernt, ihn bei seinem verdienten Namen zu bezeichnen. Man lese genau Druffels Worte: „Es fehlt die Angabe, ob ein Brief vollständig oder theilweise abgedruckt ist, wie denn z.B. von dem Schreiben VIII 3 sich ein weiteres Stück in einer Anmerkung (S. 264) findet, wodurch man fast auf den Gedanken kommen könnte, als ob der Verf. nicht einmal den Gesichtspunkt, wenigstens alles Wichtige aufzunehmen, strenge beachtet hätte." Und dann, nachdem man dieß gelesen, bitte ich, daß man die citirten Seiten in meinem Buche, S. 154* und S. 264 aufschlage. S. 154* steht: „Papst Julius schreibt dem Kaiser am 27. Juli 1551 einen langen eigenhändigen Brief über die ganze europäische Lage u. s. w., und sagt dabei gegen den Schluß über das Concil" (hier folgt die Stelle). S. 264 heißt es: „die Aeußerung aus demselben Schreiben

über das Concil im Anhange VIII 3." Wer in aller Welt ſollte es für möglich halten, dieß als Beiſpiel zu jener Bemerkung aufzuführen: „Es fehlt die Angabe, ob ein Brief vollſtändig oder theilweiſe abgedruckt iſt" —?

So ſchreibt man heutzutage Recenſionen. Ein jedes Wort, das ich meinerſeits zur Charakteriſtik des Herrn von Druffel noch hinzuſetzen wollte, wäre eine Beleidigung meiner Leſer. Nur zu der Frage, nicht nur an das wiſſenſchaftliche Publicum im allgemeinen, ſondern ganz ſpeziell an die Hiſtoriſche Commiſſion in München finde ich mich veranlaßt: welche Bürgſchaft iſt uns gegeben, daß ein Mann, der ſich in ſo hohem Grade unfähig gezeigt hat, aus gedruckten Büchern über die Reformationsgeſchichte wahrheitsgetreu zu citiren, ſeiner Zeit aus archivaliſchen ungedruckten Schätzen über denſelben Gegenſtand zuverläſſige Mittheilungen veröffentlichen werde? —

V.

Literaturbericht.

Schäfer, Dr. Arnold, Geſchichtstabellen zum Auswendiglernen. Zehnte Auflage. Mit Geſchlechtstafeln. 8. (VIII u. 64 S.) Leipzig 1866, Arnoldi.

Aus längerer eigener Erfahrung heraus hat Herr Prof. Schäfer vor etwa 20 Jahren die obigen Tabellen als Grundlage für den Geſchichtsunterricht publicirt und ſeitdem die beſte Bürgſchaft für den Werth und die Brauchbarkeit der kleinen Schrift darin gefunden, daß ſie bereits in 10. Auflage vorliegt. Mit großem Reichthum des Stoffes verbinden die Tabellen klare Ueberſichtlichkeit und vor allem gedrängte Kürze; was nur irgend in ein ſolches Gerippe der Geſchichte hineingehört, enthalten ſie, und zwar in den thatſächlichen Angaben wie in der Chronologie ſtets den ſicheren Ergebniſſen des neueſten Standes der geſchichtlichen Forſchung angepaßt. Einem methodiſchen Fortſchritte des geſchichtlichen Unterrichtes entſprechend bieten die Tabellen einen doppelten Curſus dar, derart daß in dem zweiten die Angaben des erſten Curſus in gleicher Faſſung wiederkehren und ſo durch das ganze wie ein rother Faden hindurchgehen, um den ſich die erweiterten Daten in den ausführlicheren Tabellen herumlegen.

In einer dritten Abtheilung ſind die Hauptmomente der Culturentwickelung tabellariſch an einander gereiht; der Verfaſſer ſelbſt iſt der Meinung, daß er damit über den Bereich des Schulunterrichtes hinausgegriffen habe, daß dieſer dritte Curſus daher nur gelegentlich von dem Lehrer zu Rathe zu ziehen ſei. Jedenfalls aber wird man das ſagen müſſen, daß ſich nicht leicht eine knappere, allſeitiger angelegte Ueberſchau über die hervorragendſten Punkte der Culturentwickelung geben läßt. Natürlich iſt vor allem das für Deutſchland wichtige und bedeutungsvolle berückſichtigt. Die ganze Schrift aber erſcheint im wahren Sinne des Wortes als ein Vademecum für den geſchichtlichen Unterricht. dt.

Geſchichte der islamiſchen Völker von Mohammed bis zur Zeit des Sultan Selim, überſichtlich dargeſtellt von Dr. Guſtav Weil. 8. (VII und 504 S.) Stuttg. 1866, Rieger.

Geſchichte der Araber bis auf den Sturz des Chalifats von Bagdad von Guſtav Flügel, Dr. u. ſ. w. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. 8. (VII und 418 S.) Zeitz und Leipzig 1867, J. H. Weber.

Wenn das weitläuftige und verwickelte Gebiet der islamiſchen Geſchichte von Zeit zu Zeit, je nachdem die Quellenſtudien vorgeſchritten ſind, von Berufenen in kürzerer und überſichtlicherer Darſtellung vorgeführt wird, ſo dient das nicht bloß einem Bedürfniß des weiteren gelehrten Publicums, ſondern es wird damit der Wiſſenſchaft ſelbſt ohne Zweifel ein nicht gering anzuſchlagender Vortheil gebracht. Das für jeden, der nicht ein beſonderes Studium daraus macht, gewiß ermüdende und innerlich meiſt ſo unerquickliche Detail, wie es z. B. in Hrn. Weils gerade dadurch ſo verdienſtlichen größern Werken niedergelegt iſt, hindert den Blick auf die Entwickelung im großen und auf die äußerlich mehr zurücktretenden geſchichtlichen Factoren, durch die der Gang der Ereigniſſe und die Motive der Handelnden erſt verſtändlich werden, und die erſt neuerdings, ſeit die Forſchung ſich den älteren und ſpecielleren Quellen zuwenden konnte, mehr und mehr erkannt ſind. Außer den individuellen Antrieben, wie ſie hier nicht anders als auch in der Geſchichte der übrigen Völker beſtimmend wirken, den Leidenſchaften aller Art, den Harems- und Beamtenintriguen, der gewöhnlichen Kriegs- und Raubſucht mit oder ohne hiſtoriſchen Beruf und nationales Bedürfniß und dgl. ſind es hier eine Reihe eigenthümlicher Verhältniſſe, die nicht ſcharf genug in das einzelne verfolgt werden können und denen auch die obengenannten beiden Arbeiten in ganz anderem Maße, als frühere Geſchichtswerke, Berückſichtigung widmen. Es gehören dahin z. B. der uralte ethnologiſche, aber noch bis auf den heutigen Tag lebendige Gegenſatz der nördlichen und ſüdlichen Araber, der Mudhar und Yaman, der in der altarabiſchen Stammverfaſſung wurzelnde Gegenſatz des mekkaniſchen Vollblutadels gegen den geringeren Adel Muhammeds, die ebenfalls auf die Wüſte zurückgehende Stammverbindung und das Clientelweſen, der Gegenſatz der arabiſchen Nationalität gegen die fremde, namentlich die perſiſche im Oſten und die berberiſche im Weſten u. ſ. w., vor allen aber die Geſtaltungen und Kämpfe der religiöſen Vorſtellungen.

Je weitgreifender der Einfluß dieſer letzteren geweſen iſt, deſto mehr

kommt es darauf an, sie in ihrer psychologischen Nothwendigkeit zu begreifen. Gerade dieser Punct ist vielleicht in den beiden vorliegenden Darstellungen nicht zu seinem vollen Recht gekommen. Die Streitigkeiten z. B. über das Erschaffensein des Koran in der Zeit, die ja auch sonst nicht so eingreifende Spaltungen hätten bewirken können, sprechen die tiefsten Gegensätze im religiösen Bewußtsein, wie sie sich anderswo in anderer Form äußern, auf dem Standpunct des Islam aus und ihre Würdigung ist nicht erschöpft mit den Kategorien der freiern und unfreiern Anschauung, der Toleranz u. s. w.; die schiitischen und diesen verwandten Dogmen werden wir nicht aus einem äußerlichen und unvermittelten Eindringen persischer und indischer Lehren erklären dürfen, sondern sie gehen aus einer nothwendigen Reaction des menschlichen Bewußtseins gegen den doch immer noch vorherrschend jüdischen Gottesbegriff des Islam hervor. Es bleibt Aufgabe, in diesen Dingen das eigenthümliche und fremde, und doch wieder allgemeine und unsern geschichtlichen Bewegungen verwandte dem Verständniß zu vermitteln, was nicht immer glücklich durch die uns geläufigen Stichworte (am wenigsten so abgetragene wie „Jesuiten" bei W. S. 133) geschieht. So finden wir z. B. bei Hrn. Weil in dem Streit zwischen Ali und Muavia S. 62 den Ali, dagegen gleich darauf umgekehrt S. 65 den Muavia als Vertreter des Princips der erblichen Monarchie hingestellt, beidemal nicht ganz mit Unrecht, aber was wir an diesen Ausdruck zu knüpfen pflegen, ist doch von jenen Verhältnissen nicht unwesentlich verschieden.

Das erstgenannte Buch ist zum größeren Theil ein Auszug aus den ausführlicheren Werken des Verfassers, in denen er, gestützt auf die besten uns erhaltenen und zugänglichen allgemeinen Quellen, eine möglichst beglaubigte Darstellung der Geschichte des Ostens gegeben hat, die vermöge ihrer handschriftlichen Grundlage, mag auch seit ihrem Erscheinen bereits eine ziemliche Reihe der wichtigsten für die ältere Periode benutzten Schriften gedruckt worden sein, für längere Zeit maßgebend bleiben wird. In diesen hat man also für die kürzere Fassung die Belege und die näheren Ausführungen zu suchen. Letztere aber bietet eine wesentliche Ergänzung; denn während die früheren Werke den äußerlichen Rahmen einer Khalifengeschichte festhielten, ist nunmehr auch einerseits in entsprechendem Umfange die Geschichte der westlichen Reiche in Africa, Spanien und Sicilien hinzugekommen, in welcher die Resultate der bedeutenden auf diesem Gebiete

seit funfzehn Jahren unternommenen Forschungen verarbeitet werden konnten, und andererseits den östlichen Dynastien eine selbständigere Behandlung zu Theil geworden; ein besonderer Abschnitt stellt die Kämpfe gegen die Kreuzfahrer zu einem Bilde zusammen. Die nicht leichte Aufgabe einer bequemen Gliederung der so vielfach in einander greifenden Staaten- und Dynastiencomplexe ist ausreichend gelöst worden.

Hrn. Flügels Werk — eigentlich schon 1864 erschienen und jetzt nur mit neuem Titel wieder ausgegeben — ist die Umarbeitung einer schon 1832 geschriebenen und bis 1840 erschienenen Arbeit, die aus den damals gedruckten und manchen ungedruckten Quellen eine selbständige und zuverlässige Uebersicht der arabischen Geschichte zu bieten beabsichtigte. Der behandelte Zeitumfang deckt sich nicht ganz mit dem des andern Buches, sofern es die Erzählung nur bis zum Untergang des Bagdadischen Khalifates herabführt, dafür aber auch die Geschichte Arabiens vor Muhammed behandelt. Die neue Bearbeitung, bei welcher die seit jener Zeit eröffneten Quellen und auf diese gegründeten Forschungen sorgfältig benutzt sind, ist, wie die Berechnung zeigt, um ein gutes Drittheil reicher; es sind nicht bloß größere Abschnitte hinzugekommen (z. B. über die Reiche Hira und Ghassan, über Abubikr's Eroberungen, über Spanien u. s. w.; gegen Ende hin allerdings weniger), sondern auch im einzelnen ist vielfach erweitert und gebessert worden, theils durch Einschiebungen, theils durch Umgestaltung einzelner Sätze, theils durch Berichtigung falscher Namen oder Jahreszahlen, von denen hin und wieder allerdings etwas stehen geblieben ist, z. B. S. 183 der Name Abu Mansur für Abu Muslim. Vielleicht wäre mit Vortheil noch manches in der bald etwas vernachlässigten, bald übertreibenden Ausdrucks- und Darstellungsweise geändert worden. Das für die Zeit der Umayyaden so wenig passende „Sandschakat von Damaskus", das seine Erwähnung in der ersten Ausgabe nur einer unglücklichen auf einer falschen Lesart und einem Druckfehler beruhenden Combination Reiskes (zu Abulfeda I Note 224) verdankt, ist S. 172 beibehalten, trotzdem der richtige Name aufgenommen ist. Nicht gewandt ist die Satzverbindung S. 128: „Dem ermordeten (Othman) halfen (gegen die Ermordung) weder eine Leibwache, noch der verschlossene Sitz in der Moschee. Doch verdanken ihm die Muhammedaner die Redaction ihres Korans." S. 160 heißt Indien eine „ungeheure Insel". Nicht mit gleicher Ernsthaftigkeit, wie es geschrieben ist, wird man lesen, was der

Vf. bei Beſchreibung des Empfanges der griechiſchen Geſandten durch Muktadir S. 265 erzählt: „Hundert Löwen ſchritten an der Seite von hundert Führern langſam einher", wovon auch die Quellen nichts wiſſen, die dieſe Löwen an Ketten im Hofe des Palaſtes liegen laſſen. Nicht ganz dem geſchichtlichen Stil angemeſſen erſcheint auch S. 225 die uns Çubh ſichtlich nach Dozy's franzöſiſirter Aurore wieder latiniſirte Aurora.

Es läßt ſich nicht leugnen, daß das Leſen beider Bücher den Eindruck einer ſehr eintönigen Fürſten-, Hof- und Soldatengeſchichte macht. Staats- und Volkszuſtände ſtehen ganz zurück. Allerdings iſt die Zeit noch nicht gekommen, dieſe Dinge erſchöpfend darzuſtellen, und ſie harren noch vorgängiger monographiſcher Behandlung. Aber ganz ohne ſolche ſind ſie ja auch nicht geblieben und in den hiſtoriſchen Werken findet ſich vieles zerſtreut, welches zu einem Bilde zuſammenzufaſſen ſich lohnen würde. Man kann den Wunſch nicht unterdrücken, daß die Verfaſſer dieſer Seite ihre Aufmerkſamkeit mehr zugewandt hätten. An Notizen ſolcher Art iſt Hrn. Flügels Buch, namentlich in der erſten Hälfte, etwas reicher. Hr. Weil verſpricht zwar in der Vorrede auch das weſentlichſte aus der Culturgeſchichte, wie das jetzt beliebte Wort lautet, zu bieten, aber dieß beſchränkt ſich doch eigentlich nur auf eine kurze Einleitung über Islamiſche Religion und Recht und gelegentliche Erwähnung der poetiſchen Literatur. Ueber manches geſagte möchte man anderer Meinung ſein. So wird S. 31 die dritte Rechtsquelle, der Idſchmâ, als die Beſchlüſſe der Imame d. h. Khalifen definirt, während es doch unzweifelhaft die Uebereinſtimmung der älteſten Rechtsauctoritäten iſt, die aus dem Idſchtihâd, der Rechtsauctorität, fließende übereinſtimmende Meinung der Genoſſen, zu denen die erſten Khalifen bloß als Gleichberechtigte gehören. Vgl. z. B. Ibn Khaldun III, S. 5. 19. S. 145 wird die Meinung ausgeſprochen, daß die Feſtſtellung der Regeln der Metrik nachtheilig auf die Poeſie gewirkt, die Verſe fließender gemacht habe. Aber die Feſtſtellung war eine ganz äußerliche, nicht auf Einſicht des Weſens des Rhythmus beruhende Schematiſirung des bis dahin geltenden, das auch als ſolches immer geblieben iſt. In metriſcher Beziehung unterſcheiden ſich die Verſe vor und nachher durchaus nicht, die vorhandene Verſchiedenheit des Tones muß anders erklärt werden und die ſpätere, populärere Poeſie verließ ſogar dieſe beſchränkenden Feſtſetzungen. Wenn es S. 480 als ein die perſiſche Poeſie charakteriſirendes Merkmal hervorgehoben wird, daß ſie nur der höheren,

des Arabiſchen kundigen Klaſſe der Geſellſchaft verſtändlich war, ſo drängt ſich die Frage auf, ob es bei der arabiſchen, wie das Bedürfniß von Scholiaſten zeigt, im weſentlichen anders war, und ob nicht, wie beſtimmte Zeugniſſe lehren und die Unmaſſe von Divanhandſchriften beſtätigt, gerade die perſiſche Poeſie, wenn man nur nicht bloß an die unterſte Schicht des Volkes denkt, eine höchſt populäre war und iſt (die arabiſchen Wörter beſchränken ſich doch in der Regel auf einen Kreis geläufiger Ausdrücke), wie denn dazu vor allem auch der dem perſiſchen religiöſen Geiſt ſo homogene ſufiſche Inhalt in Anſchlag gebracht werden muß.

Was die äußere Einrichtung der beiden Werke betrifft, ſo wird dieſe vielleicht in einigen Beziehungen der vollen ihnen zu wünſchenden Wirkſamkeit im Wege ſtehen. Es wäre gewiß erwünſcht, wenn neben der chriſtlichen Zeitrechnung auch die muhammedaniſchen Jahreszahlen angegeben wären. Namentlich aber wären Regiſter zu wünſchen geweſen. Das Flügelſche Buch beſchränkt ſich ohne irgend welche äußere Ueberſicht und Gliederung ſogar auf ein Inhaltsverzeichniß von 6 Zeilen. Werke dieſer Art ſind nun aber doch ihrer Natur nach nicht bloß Leſe-, ſondern beſonders Nachſchlagebücher, und wer nicht mit dem Gegenſtande ſchon bekannt iſt, wird Mühe haben, eine Einzelheit, über die er ſich zu unterrichten wünſcht, alſo z. B. eine der kleineren Dynaſtien, wie Sadſchiden, Ukailiden, Kilabiden und dgl., an der richtigen Stelle aufzufinden. J. G.

Roggenwolf und Roggenhund. Beitrag zur germaniſchen Sittenkunde von Wilhelm Mannhardt. Zweite vermehrte Auflage. 8. (XIII und 74 S.) Danzig 1866.

Wohl auf keinem Gebiete der deutſchen Philologie iſt ſeit J. Grimms bahnbrechendem Werke ſo rüſtig gearbeitet worden, wie auf dem der deutſchen Mythologie aber auch keines iſt in ſolchen Mißcredit gekommen. Da Grimm ſein Gebäude vorzugsweiſe aus dem Trümmergeſteine von Sagen, Mährchen und anderen Volksüberlieferungen aufgebaut hatte, ſo glaubte ſich jeder berufen, nicht nur Körnerdienſte zu thun, ſondern auch die Bauſteine ſelbſt, mochten ſie nun paſſen oder nicht, zuſammenzufügen und einen Bau herzuſtellen, der ſchon darum nicht haltbar war, weil er auf dem lockern Sandboden der Methodeloſigkeit ſein Fundament hatte. Freilich gab und giebt es rühmliche Ausnahmen, aber weit überwiegend war die Zahl derjenigen, die unter der Anführung von J. W. Wolf in allem gefundenen oder ihnen aufgebundenen werthvolles ſuchten und auch richtig

entdeckten, vor denen kein rother Hahn mehr ſicher war, keine hüpfende Kröte, kein unſchuldiger Kinderreim. Wenn Felix Liebrecht in ſeinem Gervaſius S. 176 der Bettelſtrophe der ſchleſiſchen Sommerverkündung:

„Der Herr hat eine hohe Mütze,
Er hat ſie voll Ducaten ſitzen,
Er wird ſich wol bedenken
Zum Sommer uns was zu ſchenken“

die gelehrte Auslegung giebt: Ce personage avec sa Hohe Mütze est sans doute Wuotan à la tête de la procession du printemps; les ducats le réprésentent en sa qualité de Dator divitiarum“, ſo iſt damit der Gipfelpunkt angedeutet, welchen die Auslegungswuth zu erreichen ſuchte.

Bei ſolchem Gebahren konnte der Gedanke nicht ferne liegen, ſowohl in die Sammlung des im Volke noch ruhenden aber immer mehr verſchwindenden Quellenſchatzes der deutſchen Mythologie als auch in die Verarbeitung deſſelben wieder Methode zu bringen und nach beiden Seiten hin der Wiſſenſchaft dauernden Nutzen zu erwerben. Wir können uns nur freuen, daß Mannhardt, der aus den Wolfſchen Fußſtapfen ſchon ſeit längerer Zeit glücklich herausgetreten iſt, und der faſt ausſchließlich der deutſchen Mythologie lebt, es unternommen hat, den Quellenſchatz der Volksüberlieferungen nach methodiſchem Plane heben zu laſſen und das ſo entſtandene „Urkundenbuch“ einer ſtreng wiſſenſchaftlichen Bearbeitung zu unterziehen. In der oben genannten Schrift „Roggenwolf und Roggenhund“, die ſchon nach vier Monaten eine zweite Auflage erlebte, wollte Mannhardt durch eine kleine einzelne Probe Rechenſchaft davon ablegen, welcher Art die Ergebniſſe ſind, die ſchon jetzt im erſten Beginne der Arbeit durch das einmüthige Zuſammenwirken vieler auf ein gemeinſames Ziel zu Tage gefördert wurden, und dadurch eine Ahnung davon erwecken, wie groß der Gewinn ſein müßte, wenn es gelänge, über das ganze germaniſche Gebiet hin von Landſchaft zu Landſchaft ohne Lücken und Ausnahmen das einſchlägige Material zuſammen zu bringen. Wir müſſen ſtaunen ob der Fülle des Stoffes, die dem Verfaſſer ſchon für dieſes Specimen aus allen Theilen Deutſchlands zu Gebote ſtand, und unſere vollſte Befriedigung ausſprechen über die klare und durchſichtige Bearbeitung deſſelben, wodurch der phyſikaliſche Grund der genannten Weſen deutlich aufgedeckt und der kundige Nachweis geliefert wurde, daß der

„Roggenwolf“ nicht Wodans Thier ſei, wie man nach dem von J. Grimm eingeführten, bequemen aber nebelhaften und zu vielen Mißbräuchen verleitenden Begriffe des „Vertretens“ angenommen hatte. Freilich wird ſich einzelnes bei noch weiterem Zuſtrömen von Quellen anders geſtalten, und wohl niemand wird erwarten, daß ſchon beim erſten Wurfe überall das richtige getroffen werde: aber im ganzen hat ſich Mannhardt durch dieſe Schrift nicht nur als „Depoſitär eines der Nation gehörigen heiligen Schatzes“ ſondern auch dafür dokumentirt, daß er es verſteht, aus den geſammelten Körnern und Barren gute und klangvolle Münze zu prägen und die unnützen Blechſpäne auszuſondern. Mögen ihm Muth und Ausdauer beim ſchwierigen Werke getreu zur Seite ſtehen aber vor allem die Unterſtützung der dazu Befähigten! Durch ganz Deutſchland ſind Mannhardts verſtändig abgefaßte Fragebogen in mehr als 50,000 Exemplaren verbreitet worden: möchten es ſich beſonders die hiſtoriſchen Vereine angelegen ſein laſſen, durch ihre Mitglieder Mannhardts Fragen zu beantworten und auf dieſe Weiſe ſein mühevolles der ganzen Nation zur Ehre gereichendes Unternehmen zu fördern. m.

Gieſebrecht, Wilhelm von, Die Geſetzgebung der römiſchen Kirche zur Zeit Gregors VII. (62 S. Abhandlung, 38 S. Anhang. Beſonderer Abdruck aus dem Münchener hiſtoriſchen Jahrbuch.)

Indem der H. V. in ziemlich ausführlicher Erörterung bis auf die karolingiſche Zeit zurückgreift, giebt er uns eine Entwickelung kirchlicher Geſetzgebung von der Frühe des heiligen Reiches bis zu der heißen Stunde, wo ſich der Mittag zum Abend wendet. Vor dem Concordate zu Worms ſteht die kirchliche Geſetzgebung, weil ſie eine römiſche iſt, in den nächſten und mannigfaltigſten Beziehungen zur Geſetzgebung der Kaiſer, deren Namen und Krone an die ewige Stadt gebunden war. Und da Rom und der Erdkreis nicht Raum hatte für zwei ökumeniſche Geſetzgeber nebeneinander, ſo mußten die Rechtserhebungen des einen nothwendig den Rechtsſtand des andern bekämpfen, bis einer dem andern den chriſtlichen Weltthron zu Rom als ungetheiltes Beſitzthum überließ. So ward die Geſetzgebung der römiſchen Kirche bis zur vollen Begründung der päpſtlichen Theokratie weſentlich ein Krieg gegen die kaiſerliche Machtſtellung, anfangs, wie es ſchien, mit dem Ziel der Befreiung und des Gleichgewichtes, dann aber in unmittelbarſtem Fortſchritt die Unterwerfung des Nebenbuhlers ins Auge faſſend. Dieſer Fortſchritt vollzog ſich eben in der Zeit Gregors VII.

und die Entwickelung einer ſolchen welthiſtoriſchen Epoche iſt gewiß ein bedeutender Gegenſtand der Unterſuchung.

Die vorliegende hebt, nachdem ſie mit bekanntern Zügen die karolingiſchen Reichsverſammlungen, die ältern römiſchen Concilien und die Anfänge der cluniacenſiſchen Reformen gezeichnet, den Papſt Leo IX als den Geſetzgeber hervor [1]), durch welchen das Papſtthum wieder in den Mittelpunkt der kirchlichen Bewegung geſtellt ward und dieſe ſelbſt erſt eine feſte Richtung gewann. Die mönchiſchen und monarchiſchen Tendenzen der Congregation nahm jetzt das römiſche Bisthum auf. Leo IX nahm die Geſetzgebung als Nachfolger Petri in demſelben Umfang in Anſpruch wie ſie im Pſeudoiſidor dem römiſchen Biſchof beigelegt war. Leo IX ſtiftete durch die Reform des römiſchen Cardinalcollegiums, insbeſondere der biſchöflichen Mitglieder durch Zuziehung fremder Kräfte, einen hohen Rath der allgemeinen Kirche. Der Gegenſatz der fremden Cardinäle gegen die einheimiſchen iſt bisher als ein ſtark einwirkendes Moment zu wenig beachtet worden [2]). Leo IX iſt endlich der Begründer der regelmäßigen Oſterconcilien im Lateran, welche bereits an die Autorität ökumeniſcher Verſammlungen ſtreifen. Die römiſchen Beſchlüſſe betreffen noch lediglich die innere Reform der Kirche. Unter Stephan X, zweitem Nachfolger Leos, ſchlug die Reformpartei eine Richtung ein, welche ſie über kurz oder lang in eine feindliche Stellung zu der Reichsgewalt bringen mußte [3]). Stephan war bereits ohne kaiſerliche Zuſtimmung gewählt worden. Sein Vertrauter, der Cardinalbiſchof Humbert, ſchreibt über den Gräuel der Inveſtituren und der weltlichen Nutzung der Kirchengüter und findet die Aufgabe des Königthums in der Anleitung des Volkes zum Gehorſam gegen die Kirche. Die Kirche ſelbſt mag weltliche Gewalten zu ihrem Dienſte aufbieten [4]). Aber nach Stephans Tod erfolgte ein Rückſchlag. Auch die kirchliche Geſetzgebung drohte wieder ins Stocken zu gerathen. Daß dieß nicht geſchah, war das Verdienſt Hildebrands [5]).

Dieſer Name eröffnet den zweiten Haupttheil unſerer Abhandlung. Das Ziel der Reformpartei wird ein weſentlich politiſches, und ſo wird denn ſeitdem auch die Geſetzgebung von der Politik vielfach beeinflußt [6]). Zwei Monate nach ſeiner Wahl erläßt Papſt Nikolaus II die Gebote des

1) S. 14 f. 2) S. 17, Anm. 5. 3) S. 18. 4) S. 19. 5) S. 20. 6) S. 22.

kanonischen Lebens der Kleriker, der Entsetzung verheirateter Priester, des Laienkampfes gegen den der Reform abgünstigen Klerus, die Verbote weltlichen Gerichtes über Kleriker, der Annahme von Kirchenämtern aus Laienhand, endlich das berühmte Gesetz über die Papstwahl, worüber im ersten Anhang ausführlicher Rede ist. Die Folgen sind bekannt. Beatrix und Herzog Gottfried einerseits, Anno andrerseits retten Alexander II und Hildebrand. Schon vor dem Regierungsantritt des letztern war der Gedanke von Freiheit und Herrschaft der Kirche in Verwirklichung getreten. Den römischen Synoden muß sich selbst der stolze Anno beugen. Dieselben leisten in umgekehrter Ordnung ähnliches, wie einst die Reichsversammlungen Karls des Großen. Sie sind, wie jene, Organe einer allgemeinen Gesetzgebung. Die päpstlichen Legaten nehmen die Stelle der Kaiserboten ein [1]).

Wir wünschten an dieser Stelle auch etwas von der Form der kirchlichen Gesetze zu erfahren, namentlich von dem wachsenden Gebrauch des Anathems, dessen neuerlich in Aufnahme gekommene Anwendung auf Decrete von nicht dogmatischem Inhalt selbst den eisernden Damiani zu einer warmen Bitte um Abstellung veranlaßte [2]). Gebrauch, Inhalt und Fassung der Anatheme sind nicht nur an und für sich charakteristisch genug, sondern sie dürften für die Kritik des Papstwahlstatutes eine ganz besondere Wichtigkeit haben.

Gregor VII, fährt unsere Abhandlung fort, geht als Gesetzgeber mit der äußersten Behutsamkeit und Nachsicht zu Werke. Er paßt seine Erlasse den Ereignissen an. Seine ganze Regierungszeit füllt die Durchführung des Investiturverbotes aus. Dem Wesen nach schon in dem Gesetz v. 1059 enthalten, empfängt es erst in der Lateransynode v. 1080 seinen vollen, unumwundenen, öffentlichen Ausdruck [3]). Mit dieser Synode schließt die gesetzgebende Thätigkeit Gregors, soweit sie Wirkung hatte. Auch die jährlichen Versammlungen im Lateran endigen mit der Bedrängniß Roms seit jenem Jahr, und sie sind nicht wieder eingerichtet worden [4]). Als Ergebniß der legislatorischen Bemühungen Gregors VII erscheint dem H. B. „eine selbständige Stellung der Kirche und vor allem des Papstthums neben dem Kaiserthum, welches mit ihm schließlich ein Concordat abschließen mußte“ [5]).

---

1) S. 33—35. 2) Ep. ad Alex. II. Migne Patrol. 114, 214 f. 3) S. 39—53. 4) S. 56. 5) S. 57.

Eine Charakteriſtik des hierarchiſchen Abſolutismus Gregors VII folgt im letzten Theil [1]). Ein kräftiges Bekenntniß hat derſelbe in dem Dictatus Papae gefunden, welcher in der That aus Hildebrands Feder gefloſſen iſt. Wie ſich Gregor als Geſetzgeber in unbeſchränkter Gewalt fühlte, zeigen am beſten ſeine Briefe. Aus dem Regiſtrum iſt manches Stück in das ſpätere Kirchenrecht übergegangen.

Den Schluß macht ein Rückblick auf die kanoniſtiſche Literatur, welcher durch Gregor VII vor allem in Italien ein neues Leben eingeflößt worden. Das geſchriebene Geſetz, welches ſeit den Tagen Karls des Großen die Macht verloren zu haben ſchien, begann erſt in der Zeit Gregors VII wieder ſeine Herrſchaft zu üben [2]). Für das einzelne mag hier gleich angemerkt werden, daß Bonizos Buch de vita Christiana, wenigſtens ein bedeutender Theil deſſelben, nicht bald nach dem J. 1090 entſtanden ſein kann, außer andern Gründen deßhalb, weil darin des Kometen des Frühjahrs 1106 wie einer vom Schreiber und Leſer vor kurzem beobachteten Erſcheinung Erwähnung geſchieht [3]). Von den Anhängen beſchäftigt ſich der erſte und umfangreichſte mit dem ächten Decret Nikolaus II über die Papſtwahl und den Fälſchungen [4]). Neues Material iſt hier der lücken- und fehlerhafte, aber immerhin bemerkenswerthe Auszug des Textes der Monumenta in Codex S. Crucis Plut. 23 J. cod. 5 der laurentianiſchen Bibliothek zu Florenz. Die Unterſuchung des H. V. führt zur Verwerfung beider vorhandenen Texte und Annahme zweier Fälſchungen, im J. 1076 (der Text der Monumenta) und ums J. 1097 (Text der Hugonen). Sie gipfelt in der conjecturalen Reconſtruction des echten Textes.

Indem wir hiergegen, unbeſchadet mancher Uebereinſtimmungen, unſere eigenen Conjecturen aufrechterhalten [5]), bemerken wir nur, was ſich in Kürze bemerken läßt:

1) Die Wormſer Synode im J. 1076 kann die Erwähnung der Wählerclaſſen nicht getilgt haben. Denn ſie hält ja als Bedingungen rechtmäßigen Pontificates die electionem cardinalium und die approbationem populi und consensum auctoritatemque regis dem zu beſeitigenden Papſte vor.

---

1) S. 58—67. 2) S. 67 3) Nova Patr. Bibl. 59, 128. 4) S. 68—92. 5) In unſerer Dissertatio de statuto Nicolai II; (Bonn, Marcus) pag. 37, b, 5 Z. v. o. iſt episcopi zu ſtreichen.

2) Daß unter den Cardinälen nicht noch die Cardinalbiſchöfe ausgezeichnet werden, dürfte ebenſowenig betrügeriſche Abſicht bekunden, als die Auslaſſung des übrigen Klerus etwa eine ſelbſtſchädliche Beſchränktheit der Verfaſſer bezeugen müßte, zumal es der auctor persuasor subscriptorque des Decretes ſelbſt war, an welchen man ſchrieb, und dem man eine Fälſchung nicht bieten konnte und eine Abſchrift nicht zu bieten brauchte. Daß man damals zu Worms ein Decret überhaupt gar nicht vor ſich liegen hatte, zeigt überdieß die falſche Zahlangabe der Unterſchriften [1]).

3) Aus der obenangef. Stelle im Wormſer Erlaß iſt ferner erſichtlich, wie man kein Statut kannte, in welchem die Clauſel salvo debito honore etc. unmittelbar hinter den cardinales episcopi ſich anfügte: man hätte doch ſonſt ſicherlich den consensum auctoritatemque regis auch an die Spitze geſtellt.

4) Die dicta cuiusdam de discordia papae et regis können nicht wohl um 1084 entſtanden ſein, weil darin von der glücklich errungenen Alleinherrſchaft Heinrichs IV die Rede iſt.

5) Worauf gründen ſich in dem hergeſtellten Texte des H. V. die Worte [2]) sibi sequentium ordinum religiosos clericos adhibeant sicque laici u. ſ. w.? Muß doch, wo es ſich um Verfälſchungen und Interpolationen handelt, zur hiſtoriſchen nothwendig auch die philologiſche Rechnung treten und aus dem gegebenen ſchriftlichen Stoffe heraus conjicirt werden.

Der zweite Anhang behandelt die zum Theil noch ungedruckten Schriften des römiſchen Cardinals Deusdedit, eines der bedeutendſten Kanoniſten des Gregorianiſchen Zeitalters. Der dritte Anhang giebt eine neuaufgedeckte angeblich von Gregor VII herrührende Enkyklika.

Von den Anhängen abſehend vermiſſen wir in der Abhandlung ſelbſt im allgemeinen die ordnende Helle eines durchgeführten geſchichtlichen Gedankens. Wenn der H. V. S. 18 ſagt „Vor Allem iſt bemerkenswerth, daß zu ſeiner (Stephans X) Zeit die Reformpartei eine

---

1) In dem Erlaß der Wormſer und den dicta cuiusdam können wir indeß keine „poſitiven Zeugniſſe" dafür finden, daß das urſprüngliche Statut geradezu von Hildebrand „abgefaßt" geweſen wäre, wie d. H. V. S. 24 annimmt. 2) S. 79 oben.

Richtung einschlug, welche sie über kurz oder lang in eine feindliche Stellung zu der Reichsgewalt bringen mußte", und S. 19: „Wie gefährlich es war, die kirchliche Sache so auf das politische Gebiet hinüberzuspielen, zeigte sich u. s. w.", so scheint damit die natürliche und nothwendige Entwickelung eines tragischen Verhältnisses als reine Willkühr und Zufälligkeit gezeichnet, und wir werden keines bessern belehrt, wenn wir S. 22 lesen: „Die Reinheit der Kirche hatten die Reformgesetze Leos erstrebt, und es lag in der Natur der Dinge, daß die Reformpartei diese Gesetze nun weiter auszuführen und praktisch durchzuführen suchte. Aber schon hatte sie sich auch die Befreiung der Kirche von den weltlichen Gewalten und die Herrschaft über dieselben zum Zielpunkt genommen u. s. w.". Das sind doch alte und damals lediglich zur Krisis emporgährende Strömungen, schon zu Karls des Großen Zeit deutlich genug erkennbar. Warum erinnert der H. V. nicht hieran dort wo er uns die kirchliche Macht des ersten Kaisers vor Augen führt? Aber ebenda möchten noch andere Dinge der Erwähnung werth gewesen sein, z. B. daß die damalige kaiserliche Gesetzgebung so vollständig die päpstliche verschlang, daß sie selbst römische Decrete verurtheilte und Dogmen wie Sitten ausdrücklich aus eigenster Machtvollkommenheit dem Volke auferlegte. Es scheint uns keineswegs so rund und „so gewiß, daß die alten Decrete, welche sich in der dionysischen Sammlung fanden, in Frankreich gesetzliche Autorität hatten" [1]), ja selbst in dem „ersten und höchsten Bischof des Reichs, dessen Autorität schwer bei allen kirchlichen Fragen in's Gewicht fiel", möchten wir fast eher den hohenpriesterlichen Karl, den Episcopus episcoporum, erkennen, als den Papst zu Rom.

Wenn von diesem Anfang römischer Gesetzgebung ein Ausblick geschähe nach dem Ende — es ist von dem Schlußpunkt der Untersuchung nicht so entfernt — wo der Fortschritt der kirchlichen Ansprüche geradezu den gesetzlichen Bestand des Kaiserthums in Frage stellte, und wenn sich daran die Bemerkung anschlösse, wie trotz dieser äußersten Verschiebung der Pole Leben und Streben der abendländischen Menschheit von Karl dem Großen bis tief ins dreizehnte Jahrhundert so ziemlich dasselbe geblieben ist: so würde sich ergeben, daß zwischen der Gesetzgebung des Kaisers und der Gesetzgebung des Papstes eigentlich kein Wesensunterschied

1) S. 7.

beſtand, daß auf die Völker das gleiche in gleichem Maße von dem Stabe des Fürſten wie von dem Scepter des Biſchofs niederwirkte. Die Zeit des erſten Karl ähnelt der Zeit der Innocenze mehr als die dazwiſchenliegende, und es hatte ſeinen Grund, wenn die ſpätere Dichtung gerade auf den alten Karl ſo gerne zurückgieng und demſelben zu dem Geiſte auch die Thaten der verwandten Zeit zu Lehn gab. Es war eben das monarchiſch-theokratiſche Princip der herrſchenden Religion, welches ſich trotz berichtigender Ausſprüche ihres Stifters zur Entfaltung drängte. Der Staat des Sohnes Gottes duldete neben dem Stellvertreter Chriſti, des vollen und wahren Königs, keinen zweiten. So war auch die Satzung die monarchiſche, ja abſolutiſtiſche im eigentlichſten Sinne, ſie wollte Welt, Leben und Geſchichte in Sätze binden, Geſetze geben, wo es eigene Geſetze von altersher gegeben hat, ſie wollte die conſequenteſte Formel ſetzen, in deren Umſchluß alle Widerſprüche zur Erkenntniß kämen, daß ſie eigentlich keine Widerſprüche ſeien. Daher jene ungeheure Bedeutung und Verehrung, welche dem ſicherſten und beſtimmteſten Ausdruck des Geſetzes, den ſchriftlichen Kanones und Gloſſen, zu Theil geworden. Das geſchriebene als ſolches war heilig, der Kanon führte das Scepter und ſtreckte es ſelbſt über Zukunft und Jenſeits aus. Es iſt bekannt, wie gerade zur Zeit Gregors VII das Anathema zur Weisſagung ſich ſteigerte: eine Palingeneſie von „Geſetz und Propheten" in großartiger Ausbreitung.

Sehr dankenswerth ſind die Anhänge, beſonders der erſte und mittlere. Möchten wir doch auch einmal von dem Widerſacher des Deusdedit, dem „ſchneeweißen" Hugo, gute Nachrichten zu regiſtriren haben! In dieſem Manne, glaub' ich, ſteckt mehr als Ein Deusdedit. Hier ſei denn des Bonizo verlorener liber in Hugonem schismaticum der Wachſamkeit der akademiſchen und aller Italienfahrer auf das wärmſte empfohlen.

H. S.

De Caroli V. caesaris electione eiusque causis et eventu. Dissertatio inauguralis historico-critica quam ad summos in philosophia honores rite capessendos scripsit Carolus Krause, Berolinensis. 8. (VIII. 66 p.) Rostochie 1866, in libraria Stilleriana.

Man iſt gewohnt an Diſſertationen nicht immer den ſtrengſten Maßſtab anzulegen. Ich glaube mit Unrecht. Gerade bei der ſpeciellen Aufgabe, die ſich eine ſolche ſetzt, ſoll der junge Verfaſſer zeigen, daß er eines Gegenſtandes Herr zu werden verſteht, den Stoff kennt, ihn kritiſch zu

behandeln weiß. Und je mehr eine Frage schon Gegenstand der Bearbeitung war, je bestimmter wird man diese Forderung stellen müssen. Das scheint dem Verf. dieser Abhandlung, und, muß ich hinzusetzen, dem Referenten der betreffenden Facultät nicht hinlänglich deutlich geworden zu sein. Sie stellt unter den Theses, quae in hac dissertatione demonstrantur, gleich vorne den Satz hin: Electorum orationes quae e Sabino et Sleidano scriptoribus nobis traduntur, non exercitationis scholasticae sc. rhetoricae ab his factae, sed profecto die electionis ab illis habitae sunt. Um das zu beweisen, heißt es S. 7: Ranke habe zu viel in seiner bekannten Abhandlung gesagt, Paur in seiner Schrift über Sleidan dieß aufs rechte Maß zurückgeführt. At certe longum esset omnes huius rei dubitationes hoc loco afferre, ac potius alio forte loco ad eam redeamus. Und dabei wird auf c. 11 verwiesen. Hier aber werden dann die Reden der Länge nach referirt, die ganze Wahlgeschichte erhält in ihnen Abschluß und Ende, und dazu sagt eine Note: De huius ac sequentis orationis auctoritate: cfr. cap. II huius dissertationis, und giebt weiter die Bemerkung, die Rede Albrechts von Mainz erhalte schon ihre Bestätigung durch das, was Spalatin über die Bedenken Albrechts aufbewahrt. So war sicher eine Frage, die Ranke vor 40 Jahren in der Hauptsache erledigt hatte, nicht zu behandeln. Ich verweise auf den Aufsatz in den Nachrichten von der kön. Ges. der Wissensch. zu Göttingen 1855 Nro. 14, wo die Frage eingehend und, wie ich glaube, abschließend erörtert ist. Wenn der Verf. sonst allerlei ganz fleißig gesammelt hat, so ist doch unsere Kenntniß nirgends gefördert, auch das vorhandene Material keineswegs erschöpfend benutzt. G. W.

Geschichte des deutschen Volkes und seiner Kultur von den ersten Anfängen historischer Kunde bis zur Gegenwart von S. Sugenheim. Bd. I und II. 8. (XXIV und 559 S. XII und 703 S.) Leipzig, W. Engelmann.

Das Bedürfniß einer allgemeinen deutschen Geschichte sucht wieder und wieder Befriedigung: und wie sollte die große und schöne Aufgabe dem eigenen Volk seine Vergangenheit vorzuführen nicht immer aufs neue zu wetteifernder Lösung auffordern? Eigen genug freilich, daß seit Luden und K. A. Menzel keiner unserer gelehrten Historiker von Fach sich an die Arbeit gewagt hat, insofern nicht Leos Vorlesungen in Anschlag gebracht werden sollen, die aber schon durch ihren Titel wenigstens einen besondern Standpunkt in Anspruch nehmen, in ihrer weiteren Ausführung

noch etwas anders geworden sind als sie versprachen. Außerdem sind es Männer, die mehr von der politischen Seite her zur Geschichte geführt sind, oder die ein allgemeines literarisches Talent auch hier zur Geltung zu bringen gesucht haben. Die Bücher, welche so entstanden, von W. Menzel, Pfaff, Venedey, Souchay sind alle nicht ohne ein oder das andere Verdienst; allein sie bleiben doch weit hinter dem zurück, was die deutsche Historiographie auf anderen Gebieten geleistet oder andere Völker in der heimischen Geschichte aufzuweisen haben. Ihnen gesellt sich jetzt das Werk von Sugenheim zu, über das ich, dem Wunsch des Herausgebers dieser Zeitschrift entsprechend, ein paar kurze Worte sage, um den allgemeinen Standpunkt zu bezeichnen, ohne auf eine Beurtheilung des einzelnen einzugehen zu wollen.

Der Verfasser, durch zahlreiche Arbeiten auf verschiedenen Gebieten der Geschichte bekannt, hat vor seinen meisten Vorgängern eine mannigfaltige Belesenheit voraus. Er schreibt sein Buch nicht sowohl aus den Quellen wie aus den neueren Arbeiten anderer; und man kann ihm daraus an sich keinen Vorwurf machen: im ganzen wird er so sicherer gehen, als wenn er umgekehrt verfahren und meinen wollte, einfach aus den Quellen heraus die historische Wahrheit ablesen zu können. Nur daß freilich die rechte Sicherheit und Vertrautheit mit dem einzelnen auf solchem Wege auch nicht gewonnen wird. Man merkt leicht, daß der Verf. wohl die Mehrzahl neuerer Untersuchungen gelesen, nicht aber eigentlich selbst solche gemacht hat. Immer aber verdient es Anerkennung, wie er gestrebt hat der reichen Literatur Herr zu werden. Nicht bloß die größern Monographien, auch Dissertationen, Programme, Aufsätze in Zeitschriften sind fleißig zu Rathe gezogen, Werke der auswärtigen Literatur nicht minder, ja mitunter fast noch sorgfältiger als die der deutschen. Auch wer selbst auf diesem Gebiete gesammelt hat, wird dem Verf. für einzelne Nachweisungen verbunden sein. Darauf gestützt ist die Darstellung im ganzen eine dem jetzigen Standpunkt der Kenntniß entsprechende, wenigstens geradezu unrichtige Angaben sind meist vermieden; vieles ist besser als in den bisherigen allgemeinen Büchern gegeben. Der Verf. hat auch die Quellen an einzelnen Stellen eingesehen, Worte von besonderem Interesse manchmal in den Noten angeführt. Doch trägt das einen mehr zufälligen Charakter an sich und giebt keinen Ersatz für den Mangel an selbständiger Vertrautheit mit den historischen Denkmälern der verschiedenen

Perioden. Mit dieſem hängt auch die ſehr ſubjectiv und modern gehaltene Auffaſſung des Autors zuſammen. Man erfährt mehr, wie Hr. Sugenheim die Dinge anſieht, oder wie nach ihm die Männer vergangener Jahrhunderte hätten handeln und denken ſollen, als wie die Verhältniſſe an ſich waren und auf welchem Grund die handelnden Perſönlichkeiten ſtanden. Nicht daß nicht auch hier manches berechtigte und zutreffende Wort geſagt wäre. Aber gegen vieles andere wird man ſehr entſchiedene Einſprache zu erheben haben, mit dem Urtheil über die Politik der Könige u. ſ. w. nicht ſelten in Widerſpruch ſich befinden. Bekannt genug iſt der Eifer des Vrfs. gegen die Hierarchie und Kirche des Mittelalters überhaupt: wenigſtens als einſeitig und oft übertrieben wird man ſeine Behauptungen hier bezeichnen müſſen. Und die Art der Darſtellung trägt nur dazu bei dieß greller hervortreten zu laſſen. Sie iſt belebt, manchmal ziemlich ſtark gefärbt, aber ohne Würde, hie und da im einzelnen ſelbſt geſchmacklos und unedel. So hat das Buch des Herrn Sugenheim wohl Anſpruch auf Anerkennung nach mehr als einer Seite hin; vielen wird es erwünſchte Belehrung bringen; auch Männer von Fach werden es nicht ohne Nutzen vergleichen. Aber eine wirklich befriedigende deutſche Geſchichte iſt uns auch hier nicht zu Theil geworden. G. W.

Scherr, Johannes, Profeſſor der Geſchichte am eidgenöſſiſchen Polytechnikum in Zürich, Deutſche Kultur- und Sittengeſchichte. Dritte vermehrte Auflage. 8. (XVI und 600 Seiten.) Leipzig 1866.

Eine dritte weſentlich unveränderte Auflage von Scherrs deutſcher Kultur- und Sittengeſchichte, welche zuerſt 1852, in neuer Geſtalt 1858 erſchienen und damals auch bereits in dieſer Zeitſchrift (I 238) eine kurze Würdigung erfahren. Daß die neue Ausgabe 30 Seiten mehr zählt, als die vorige, erklärt ſich hauptſächlich aus dem weiteren Druck. Kleine Zuſätze und Berichtigungen finden ſich in verſchiedenen Capiteln in I 1, I 6, II 4, II 5, II 6, II 8, III 3, III 5 und beſonders in III 6 und III 8; am bedeutendſten erſcheinen die Anmerkungen in der kurzen Beſprechung der wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Richtungen der neueſten Zeit, ſo u. a. auch in den wenigen Sätzen, welche der Verf. der Aufzählung unſerer hervorragendſten Hiſtoriker widmet. Auffallen muß hier, daß in der Reihe ziemlich bunt zuſammengewürfelter Namen der Name Waitz vermißt wird, daß auch Droyſen nur unter den Biographen aufgeführt iſt; dagegen iſt anzuerkennen, daß in der neuen Auflage der

Name Benſen geſtrichen. Schloſſer und Ranke werden jetzt „jeder in ſeiner Art des höchſten Lobes werth“ genannt.. Im weſentlichen iſt das Buch das alte geblieben; auch in der neuen Auflage ſind die Unzulänglichkeit der Forſchung, die ungebührliche Breite, in welcher die geſchichtlichen Verhältniſſe beſprochen werden, die übertriebene Hervorhebung der Schwächen des Mittelalters, die einſeitig ungerechte Beurtheilung Luthers zu beklagen. Auch manche unſchwer zu berichtigende Irrthümer ſind nicht verbeſſert worden; ſo wird S. 89 König Konrad III zum Bruder ſeines Vaters gemacht, S. 115 heißt es: Kaiſer Heinrich I bildete die Turniere zu Reiterübungen aus. Der bekannte politiſche Standpunkt Scherrs tritt in der neuen Auflage mehr als in der zweiten hervor; mehrfach ſpricht er ſich mit der größten Bitterkeit gegen die „liberalen Halblinge und Hämmlinge“ aus; beſonders bezeichnend iſt in dieſer Hinſicht der S. 526 jetzt eingeſchobene Ausfall gegen den „Geſtaltenſeher Baſſermann“ und „den gedunſenen Bunſen“. Die Vorrede iſt vor dem Kriege des Jahres 1866 geſchrieben; ich weiß nicht, ob der Verf. heute mit gleicher Beſtimmtheit die Verſicherung wiederholen würde, daß der Tag der deutſchen Einheit „nicht durch irgend eines von falſchen Propheten geweiſſagten Annexirers Räuberdegen“ erſcheinen werde. Unzweifelhaft verdankt das Buch ſeinen Erfolg hauptſächlich ſeiner friſchen Form, dem bedeutenden Darſtellungstalent des Verf.; es iſt in hohem Grade leſbar und zu ſeinem Vortheil ärmer, als andere Bücher des Verf., an nicht immer glücklichen ſprachlichen Neubildungen. Freilich begegnen wir auch hier Ausdrücken wie „notennöthlich“, „Bureaukratengrobianismus“, „meſſalinariſches Temperament“ u. a. — S. 431 heißt es über Graf Zinzendorf „Gegenüber ſolcher Lämmleinbruderſchaftswollüſtelei war das dicke Gegrötze der Orthodoxen nicht gerechtfertigt.“ C. V.

Stobbe, Otto, Die Juden in Deutſchland während des Mittelalters in politiſcher, ſocialer und rechtlicher Beziehung. 8. (312 S.) Braunſchweig 1866.

Das vorliegende Werk enthält höchſt ſchätzbare Beiträge zur Rechtsgeſchichte der deutſchen Juden; es hält nicht bloß unſer Intereſſe beſtändig wach, ſondern dient auch zur weſentlichen Bereicherung unſerer Kenntniſſe über viele dunkle Punkte der deutſchen Geſchichte. Die eigentliche geſchichtliche Entwickelung nimmt nur die erſten 48 Seiten ein. Die Stellung der Juden im römiſchen Reiche wurde erſt mit den chriſtlichen Kaiſern zu einer exceptionellen, ſie verloren die Fähigkeit zu Staatsämtern

und zu Ehen mit Chriſten, durften keine chriſtlichen Sklaven halten und bei Strafe keine Bekehrungsverſuche an Chriſten machen. Dieſelben Beſchränkungen wurden auf zahlreichen fränkiſchen Synoden wiederholt, denn auch in dieſer Beziehung behielten die Franken (von den übrigen germaniſchen Stämmen ſpricht der Verf. nicht) den in den unterworfenen Ländern vorgefundenen Rechtszuſtand bei. In Wirklichkeit, meint der Verf., ſei aber die Stellung der Juden unter den Merovingern eine beſſere als unter den Römern geweſen, auch habe trotz der Verfolgungen durch Chilperich und Dagobert im Volke ſelbſt kein eigentlicher Judenhaß geherrſcht. Allein wir haben doch auch Nachrichten über Verfolgungen, die unmittelbar vom Volke ausgegangen ſind. So bemerkte König Gunthram, als ihn die Juden zu Orleans enthuſiaſtiſch empfiengen, ſie wollten ihm ſchmeicheln, „damit er ihre Synagoge, die längſt von den Chriſten zerſtört ſei," auf Staatskoſten wiederherſtellen ließe; aber der Herr wolle dieß nicht, und nimmer werde er es thun (Gregor v. Tours, fränk. Geſch. 8, 1). Zu Arvern zerſtörte das Volk, allerdings von einem Juden gereizt, i. J. 576 die Judenſchule, und in Folge deſſen vollzog Biſchof Aventinus zwangsweiſe eine Maſſenbekehrung, die auf Gregors Veranlaſſung durch ein eigenes Gedicht des Fortunat verherrlicht wurde; wer ſich nicht taufen ließ, mußte die Stadt verlaſſen, aber auch die Ausgewanderten wurden ſpäter in Marſeille zur Taufe gezwungen (Gregors fr. Geſch. 5, 11. Briefe 1, 45). Abgeſehen von dieſen Ausſchreitungen kann die Lage der Juden keine völlig rechtloſe geweſen ſein. Zwar über ein jüdiſches Wergeld laſſen ſich nur Vermuthungen aufſtellen, aber wir wiſſen von einem gerichtlichen Verfahren wegen Ermordung eines Juden, der dem Grafen Eunomius und dem Vicar Injurioſus zur Abführung öffentlicher Abgaben Vorſchüſſe gemacht hatte und, als er dieſe zurückverlangte, von den Leuten des Injurioſus erſchlagen wurde (Gregors fr. Geſch. 7, 23).

Weſentlich beſſer geſtaltete ſich die Lage der Dinge unter den Karolingern. Die von Ludwig dem Frommen erlaſſene Judenordnung iſt freilich verloren gegangen, aber die Beſchwerden des Biſchofs Agobard gegen die Begünſtigung der Juden laſſen tief genug blicken. Ihr Hauptgewerbe bildete nach wie vor der Handel, beſonders der Sklavenhandel, doch erwähnt ſchon Gregor (fr. Geſch. 5, 6) auch einen jüdiſchen Arzt, und unter den Karolingern kommen ſelbſt jüdiſche Grundbeſitzer vor. Denn alle Juden, welche ſich in den Schutz des Königs kommendirten, erlang-

ten, neben der Verpflichtung zu gewiſſen Leiſtungen an den Hof, das Recht Grundbeſitz zu erwerben und chriſtliche Sklaven zu halten, außerdem ſtanden ſie unter der Gerichtsbarkeit ihres königlichen Schutzherrn und waren von öffentlichen Laſten befreit. Eine beſondere Judenſteuer exiſtirte nicht, auch die von jüdiſchen Handelsleuten zu entrichtende Abgabe war wenig höher als die der Chriſten.

Die Geſchichte der Juden im 10. und 11. Jahrh. iſt dunkel. Sie ſcheinen ſich nur in den Städten Süd- und Weſtdeutſchlands niedergelaſſen zu haben. Ein Privileg für die Juden zu Speier v. J. 1084 ſteht im weſentlichen auf dem Standpunkt der karolingiſchen Zeit. Heinrich IV, der dieß Privileg 1090 beſtätigte, nahm die Speierer Juden auf ihre Bitte in ſeinen beſondern Schutz, als allgemeiner Schutzherr aller Juden trat er aber erſt in dem Landfrieden von 1103 auf, veranlaßt, wie der Verf. vermuthet, durch die von den Kreuzzügen hervorgerufenen Judenverfolgungen, gegen deren Fanatismus Landesherren und ſtädtiſche Behörden nicht zu ſchützen vermochten. Die wirkliche Kammerknechtſchaft der Juden, vermöge deren ſie, unbeſchadet ihrer Freiheit, als königliche Schutzbefohlene beſtimmte Abgaben an die königliche Kammer (oder wem der König dieß Recht verliehen hatte) entrichten mußten, erſcheint erſt hundert Jahre ſpäter völlig ausgebildet. Der Erzählung Ottokars von Horneck, daß König Albrecht I dieß Recht auch den franzöſiſchen Juden gegenüber mit Erfolg geltend gemacht habe, mißt der Verf. wohl zu vielen Glauben bei. Seit dem 15. Jahrh. gab die Kammerknechtſchaft nur den Deckmantel zu ſyſtematiſchen Erpreſſungen ab, indem jeder neue König eine neue „Ehrung“ von ſeinen „lieben“ Kammerknechten erhob, und wenn, wie es nun vielfach geſchah, das Judenregal ganz oder theilweis auf Fürſten und Städte übertragen wurde, ſo wußten die Könige ſich durch neu erfundene Auflagen, wie den goldenen Opferpfennig Ludwig des Baiern, ſchadlos zu halten, während andrerſeits die Landesherren den ſteuerpflichtigen Juden nicht ſelten das Recht der Freizügigkeit entzogen und ſich durch den Geleitszwang eine neue dauernde Einnahmequelle, den ſogen. Judenleibzoll, verſchafften. Ganz eigenthümlich war die Stellung des Erzbiſchofs von Mainz, welcher, während im übrigen dem Pfalzgrafen die Vertretung des Königs oblag, in allen Judenangelegenheiten die Reichsverweſerſchaft ausübte.

Auf die allgemeine hiſtoriſche Entwickelung läßt der Verf. eine be-

ſondere Betrachtung über die Verhältniſſe der Juden in Nürnberg, Regensburg, Augsburg, Köln und Frankfurt a. M. folgen. Unter den vielen intereſſanten Mittheilungen des Verf. begegnen wieder und immer wieder die ſchnödeſten Erpreſſungsmaßregeln, nur in Regensburg und Köln zeigt ſich, wenigſtens zeitweiſe, eine humanere Auffaſſung. Unter den königlichen Schutzherren zeichnet ſich neben dem berüchtigten Wenzel beſonders Ludwig der Baier durch Geldgier aus, während wir von Heinrich IV nur milde, rückſichtsvolle Maßregeln gegen die Juden kennen. — An dieſe Schilderung des Particularjudenrechtes, die, ſo ſehr ſie an ſich zu billigen und eine Fortſetzung derſelben aus andern Quellen zu wünſchen iſt, ihren Platz doch beſſer am Ende des Werkes gefunden hätte, ſchließt der Verf. eine genauere Darſtellung der hauptſächlichſten Beziehungen, in denen die deutſchen Juden des Mittelalters uns entgegentreten: zunächſt von großem juriſtiſchem Intereſſe „der Handel und die Geldgeſchäfte der Juden“ und die jedes Rechtsgrundes baren Beeinträchtigungen durch die zahlreichen Schuldentilgungsverfügungen der Kaiſer und der Landesherren, dann die jüdiſchen „Gemeinde- und Gerichtsverhältniſſe“, insbeſondere die Stellung des talmudiſchen Rechts, der Judeneid und die Rechte der Juden bei der Beweisführung im Prozeß ſo wie ihre Beziehungen zum Strafrecht; es folgt die „ſociale Lage der Juden“ (Beſchimpfungen, Bekehrungsverſuche, Religionsübung, Ausſchließung aus der Gemeinſchaft mit Chriſten, jüdiſche Kleiderordnung, ihre Stellung zum Grundbeſitz, zu öffentlichen Aemtern und zur Arzeneikunde) und eine kurze Ueberſicht über die Judenverfolgungen, die im 11. Jahrhundert nur vereinzelt vorkommen, dann in der Zeit der Kreuzzüge, beſonders bei Gelegenheit des erſten und zweiten, ganz allgemein werden, bis die Schreckensſcenen um die Mitte des 14. Jahrhunderts, eine Folge der Peſt, alles frühere weit in den Schatten ſtellen; den Schluß dieſes düſtern Bildes geben die zahlreichen ſyſtematiſchen Austreibungen der Juden im 17. Jahrhundert.

Der Verf. hat ſeine Reſultate auch dem großen Publicum zugänglich machen wollen und deßhalb die wiſſenſchaftlich begründenden und ausführenden Anmerkungen (Nr. 1—189, Seite 197—293) nebſt einigen Judenprivilegien im Anhange zuſammengeſtellt. Daß das Werk ein ſehr dankenswerthes ſei, wurde ſchon oben hervorgehoben, Quellen und Literatur (namentlich auch die jüdiſche) ſind in reichem Maße benutzt und

die Darſtellung läßt, von manchen Wiederholungen der etwas loſen und ungleichmäßigen Verarbeitung abgeſehen, nichts zu wünſchen übrig; um ſo mehr aber bleibt es zu bedauern, daß der Verf. es nicht vorgezogen hat ſeine Quellenſtudien noch weiter auszudehnen und uns eine abgeſchloſſene Rechtsgeſchichte der deutſchen Juden zu geben; ſo bilden ſeine reichhaltigen Sammlungen doch nur ein, wenngleich ſehr ſchätzenswerthes, Material für den zukünftigen Geſchichtſchreiber.

Einige Nachträge zu der Darſtellung der fränkiſchen Periode haben wir ſchon oben gegeben; hier mögen noch einige das Bisthum Würzburg betreffende Bemerkungen folgen, welche ſich aus den Monumenta episcopatus wirziburgensis (Mon. boica XXXVII u. XXXVIII. 1864. 1866) ergeben. Auch der Verf. weiſt mehrfach auf die würzburgiſchen Juden hin, aber nur auf Grund von Wieners Regeſten, der jene Sammlung noch nicht gekannt hat. Wir finden die Juden ſchon 1170 zu Würzburg im Beſitz einer Judenſchule (I No. 113), zu 1182 wird eine platea und strata, zu 1197 ein vicus Judeorum erwähnt (I No. 131. 156); übrigens wohnten die Juden doch mit Chriſten untermiſcht, denn nicht ſelten begegnen genaue Beſtimmungen über die Nachbarverhältniſſe zwiſchen chriſtlichen und jüdiſchen Grundbeſitzern. Die Juden (auch fremde Juden, vgl. I No. 126 v. J. 1180. 181 v. J. 1212) konnten Grundbeſitz, namentlich auch Weinberge außerhalb der Stadt, erwerben; dieß geſchah aber, wie ſchon der Verf. S. 179 bemerkt hat, in der Regel zu Erbzinsrecht.

Bald erwirbt ein Jude ein ſolches Grundſtück von einem andern (chriſtlichen oder jüdiſchen) Erbzinsmann, der bisher damit beliehen war (in beneficatus) und nun zu Gunſten des Käufers reſigniert (I No. 113 v. J. 1170. 129 v. J. 1181. 131 v. J. 1182. 156 v. J. 1197. 181 v. J. 1212), bald wird es ihm direct vom Capitel zu Erbzinsrecht verkauft (I No. 246 v. J. 1236), bald trägt er ſein Eigen dem Capitel auf und empfängt es als Zinslehn zurück (I No. 126 v. J. 1180. 135 f. v. J. 1184. 150 v. J. 1189. 170 v. J. 1206), wobei er wohl als Grund dieſes Verfahrens anführt, er thue es »spe defensionis et gratie« oder »ne alicuius malignantis aversio valeat hoc infirmare«; und in der That wurden die jüdiſchen Zinsleute des Capitels von dieſem in ihrem Beſitzſtande geſchützt, wie ſich das aus einer Urkunde v. J. 1188 (I No. 142) deutlich ergiebt. Der Biſchof Gottfried ſuchte »aream quandam iuxta curiam nostram episcopalem sitam« »in usus

nostros vendicare«, es erhob aber ein Jude dagegen Einſpruch, »se iusto titulo eam possidere asserebat«. Es heißt dann weiter: »prefixo ergo ei die quo ius dominii in illa area privilegio vel testibus vivis probaret, iudicio nostro se presentavit, privilegium collegii maioris ecclesię nostrę super hac re datum nobis demonstrans. preterea tam decanum quam reliquos confratres nostros in presenciam nostram secum produxit, qui vivo testimonio hoc probare parati fuerunt, quod predecessor noster p. r. Regenhardus episcopus rogatu Heinrici sculteti senioris supradictam aream ad altare . . . contulerit et Judeus . . . illam aream de manu decani Gotefridi sub hoc canone susceperit, ut ipse dum viveret et post obitum suum herodes eius singulis annis in purificacione s. Marię libram cerę ad altare maius persolverent«. Der Biſchof erklärt hierauf: »hac preclara confratrum nostrorum attestatione nos contenti quietam et perpetuam possessionem in illa area soluto predicto canone iam sepe memorato Judeo et heredibus eius recognovimus atque confirmavimus«. Die Lage der Zinsleute war auch an ſich durchaus keine bedrückte, denn der jährliche Zins beſtand meiſtens in einigen Pfund Wachs oder, einer für die Juden allerdings etwas demüthigenden Abgabe, in Wachskerzen (ut ardeant in cripta ubi crux in parasceue sepelitur), zuweilen in wenigen Scheffeln Getreide oder in Wein, und abgeſehen von dieſer Verpflichtung, die auf den Erwerber übergieng, hatte der Beſitzer das Recht freier Vererbung und Veräußerung. In Betreff der erſteren beſitzen wir eine Urkunde v. J. 1206 (I No. 170), in welcher eine Jüdin ihre Beſitzthümer (ſechs Morgen Weinberg und zwei Häuſer) von Todes wegen unter ihre Söhne und Töchter vertheilt. Dieſe Urkunde iſt zugleich die erſte, in welcher auch jüdiſche Solennitätszeugen begegnen (vgl. Stobbe 149 Anm. †††), wie dann weiter No. 181 (1212), 195 (1218), 246 (1236). Uebrigens kommen die Juden nicht bloß als Zinsleute, ſondern auch als freie Grundbeſitzer vor (I No. 170. 195. 401 v. J. 1276).

In Betreff der Geldgeſchäfte ſind mehrere Urkunden bemerkenswerth. So wird i. J. 1199 einem Juden für ein Darlehn von 27 Mark ein Erbzinsgut in der Weiſe verpfändet (in pignere obligatum), daß der Schuldner zu Gunſten des Juden reſigniert und dieſer vom Capitel belehnt wird, »hoc pacto interposito pro usuris, ut singulis marcis

singule, dimidie marce a festo s. Michaelis usque ad proximum festum s. Michaelis primo anno accederent, secundo vero anno, si non solverentur usure et sors, usuris et sorte in sortem conputatis eodem pacto singulis marcis singule dimidie marce accrescerent; et si secundo anno sors cum usuris non solveretur, extincta esset pigneris obligatio, et prefatus Judeus et uxor eius et liberi eius iure hereditario nomine conventus ipsam domum pro predicta pensione (den auf dem Grundstück liegenden Kanon) singulis annis solvenda quiete et inconcusse possiderent« (I No. 158), — also Verzinsung zu 50%, Berechnung von Zinseszins und nach Ablauf von zwei Jahren Verfall des Pfands auf Grund der lex commissoria. In einer Urkunde v. J. 1200 (I No. 159) verpfändet ein Jude ein ihm selbst für 35 Mark verpfändetes Haus weiter an zwei andere Juden, er selbst hat offenbar nur den Vermittler zwischen diesen und dem Pfandschuldner abgegeben; die lex commissoria finden wir auch hier wieder (vgl. Stobbe 117). Bemerkenswerth ist endlich auch eine Urkunde v. J. 1275 (I No. 394), in welcher das Würzburger Domcapitel eines seiner Mitglieder beauftragt: »quod ornatum sive thesaurum ecclesie nostre per Wikerum rectorem predicte parochie apud Judeos expositum redimat et nostro thesaurario restituat«. Also das ganze Kirchengeräth war bei einem Juden versetzt (vgl. Stobbe 123 f.).

In politischer Beziehung stand die Würzburger Judengemeinde unter dem Bischof, die Stadt hatte nichts über sie zu sagen und mußte dieß in dem Vergleich von 1261 (I No. 348) ausdrücklich anerkennen: Item promiserunt, quod deinceps de Judeis et eorum negociis inter episcopum et ipsos Judeos se nullatenus intromittent ad inpedimentum domini episcopi, sed permittent ipsum gaudere iure suo et liberam habere potestatem et dominium in eisdem. et quod ipsi cives eosdem Judeos non gravabunt in aliquo vel ad aliquid faciendum vel serviendum civitati conpellent, nisi prout de ipsius episcopi fuerit voluntate«. Im Jahre 1281 erhielt die Judenschaft (universitas Judeorem), weil sie dem Bischof aus seinen Verlegenheiten geholfen hatte, von ihm und dem Capitel folgendes Privileg: »quod a festo s. Martini nunc proximo per decem annos continue sequentes nobis nostrisque successoribus singulis annis in festo s. Martini serviant tantum in mille libris hallensium, et eosdem Judeos in genere vel

in specie ad nulla alia prorsus servicia conpellemus. si vero infra predictos decem annos dominus noster Romanorum rex serenissimus sive romanum imperium ab eisdem Judeis aliquam exaccionem pecuniariam extorquere vel alias ad alia eorum forsitan gravamina intendere niteretur, nos ipsos Judeos singulos et universos ab huiusmodi defendere et manutenere promittimus, in quantum nobis res suppetunt et persona; et si ex nostre possibilitatis defectu, ultra quam nil restat, ipsis adesse defensionis presidio non possemus, extunc omnibus Judeis herbipolensibus qui hoc ipsum a nobis requisierint, securitatem nostri conductus tam in rebus quam personis prebebimus ad loca alia transeundi. item nos seu nostri successores in ipsos Judeos nullam aliam iurisdictionem, quantum ad prefatos decem annos, exercebimus, omni fraude dolo et vara postpositis, nisi quam predecessores nostri in eosdem Judeos pro suis excessibus exercere actenus consueverunt; sane si medio tempore aliqua infamia orta fuerit contra sepefatos Judeos herbipolenses, nos aut nostri successores eosdem Judeos in specie vel in genere in rebus aut personis non gravabimus pro tali infamia, vara dolo eciam et fraude procul motis, nisi in quantum de iure possumus aut debemus aut secundum consuetudinem antiquitus observatam (I No. 446). Auf zehn Jahre alſo verpflichtete ſich der Biſchof, von ſeinen Juden jährlich nicht mehr als 1000 Pfd. Heller zu erheben, gegen die Erpreſſungen des Kaiſers ſie möglichſt zu ſchützen oder ihnen doch freien Abzug und freies Geleit für Leib und Gut zu gewähren, endlich nur die altherkömmliche Gerichtsbarkeit über ſie auszuüben, nicht aber ſchon auf bloßen böſen Leumund gegen ſie einzuſchreiten. Jene Abgabe wurde durch Vergleich v. J. 1293 (II No. 58) dahin ermäßigt, daß die Juden nur während eines Interregnums 1000, ſonſt 600 Pfd. Heller jährlich an den Biſchof oder das Capitel entrichten ſollten, wahrſcheinlich weil der Kaiſer den Reſt für ſich verlangte. Nach einer Urkunde v. J. 1289 (II No. 8) ſcheint es, als hätte die Judengemeinde zu Verfügungen über Immobilien biſchöflicher Genehmigung bedurft, wenigſtens geſchieht derſelben Erwähnung bei Veräußerung einer jährlichen Rente von 30 Pfd. zum Preiſe von 300 Pfd. Heller. Als Repräſentanten der Gemeinde fungieren zwölf Juden, an ihrer Spitze der magister, der ſich für den Nichtzahlungsfall verpflichtet »in platea nostra de qualibet domo

pignora sufficientia« zu sammeln. Die zwölf Repräsentanten erklären: »ad quorum redditum solucionem nos prefati duodecim insolidum tam nomine nostro quam nomine universitatis nostre secundum formam premissam, insuper omnes successores nostros qui in civitate herbipolensi in posterum residenciam fecerint, presentibus obligamus«. Sie verpflichten sich außerdem persönlich bei Strafe des Einlagers in der Judenschule, beim Wegfall eines von ihnen für einen Ersatzmann zu sorgen. Ob wir es hier mit einer geregelten Gemeindevertretung oder nur mit einer Vertretung für den einzelnen Fall zu thun haben, läßt sich nicht entscheiden. R. S.

Tourtual, Dr. Florenz, Böhmens Antheil an den Kämpfen Kaiser Friedrich I in Italien. I. Theil. Der Mailänderkrieg. VIII u. 187 Seiten. Göttingen 1865. Dazu erschienen später in Münster 4 Nachträge (u. 3—6, S. 188—199).

II. Theil. Das Schisma. X u. S. 191—419. Münster 1866.

III. Theil. Forschungen zur Reichs- und Kirchen-Geschichte des 12. Jahrhunderts. Exkursheft zum Schisma. VIII u. 282 Seiten. Münster 1866.

Nachdem die Geschichte Friedrichs I von der historischen Forschung lange ungebührlich vernachlässigt worden, beginnen in neuester Zeit die Vorarbeiten zu einer Biographie des großen Staufers sich zu mehren. In die Reihe dieser gehört auch das vorliegende Werk. Dasselbe liefert eine sehr ausführliche Darstellung des Antheils, welchen die Herzoge von Böhmen und Bischof Daniel von Prag an den Kämpfen des Kaisers in Italien, besonders an dem 2. und 4. Römerzuge genommen; eine Menge einzelner Punkte aus der Geschichte dieser Zeit, auch solche, die nur in sehr loser Beziehung zu dem genannten Thema stehen, finden hier eine sehr eingehende Behandlung. Mit großem Fleiß sind die einschlagenden Quellenstellen gesammelt; durch Mittheilung des Herrn Universitätsassessor Wüstenfeld in Göttingen erhielt der Verf. auch mehrfach ungedruckte Materialien und zerstreute Notizen seltener italienischer Urkundenwerke zur Benutzung. Freilich bleibt trotzdem mancherlei nachzutragen. So behandelt der Verf. z. B. in einem eigenen Excurs das Verhältniß Dänemarks zum Schisma und zu Böhmen; eine längere Stelle des Saxo Grammaticus theilt er dabei ihrem Wortlaute nach mit; von der wichtigen Nachricht desselben Schriftstellers aber, daß der spätere Erzbischof Christian I von Mainz für Victor IV in Dänemark thätig gewesen, daß seine

Vorstellungen Eingang bei König Waldemar gefunden, nimmt er keine Notiz. In der ersten Beilage des Excursheftes liefert er Ergänzungen zu den Regesten Wichmanns von Magdeburg von Fechner; leider aber fehlt es denselben sehr an der wünschenswerthen Vollständigkeit. Herr Tourtual wundert sich, daß Wichmann sich verhältnißmäßig selten (nur 14 Mal) in Italien nachweisen lasse, da er doch als Hauptvermittler des Venetianer Friedens für die Geschichte Italiens von ganz hervorragender Bedeutung sei; hätte er nur die in dem Jahr des Venetianer Friedens in Italien ausgestellten kaiserlichen Urkunden nachgeschlagen, welche Böhmer und Stumpf verzeichnet, so würde er gefunden haben, daß allein in diesem Jahr drei dieser Urkunden, welche Wichmanns Aufenthalt in Italien bezeugen, von Fechner nicht berücksichtigt sind. Sehr viel schlechter als mit der Sammlung ist es mit der Verarbeitung des Materials bestellt. Es fehlt dem Verf. überall an einem scharfen Blick für das wesentliche und unwesentliche; die nebensächlichsten Dinge werden oft in ungebührlicher Breite, die einfachsten Fragen mit wenig erquicklicher Weitschweifigkeit behandelt; in hohem Maaß lassen Klarheit und Präcision sich vermissen. Unfraglich am besten gelungen ist der erste Theil, welcher der Göttinger Facultät als Inauguraldissertation vorgelegen; ich mache besonders aufmerksam auf den zweiten Excurs, in welchem ein wichtiger Abschnitt aus dem Gedicht Gottfrieds von Viterbo über die Thaten Friedrichs I sehr eingehend behandelt ist; mehrere der hier geäußerten Ansichten sind freilich neuerdings bereits durch Wattenbach (D. G. Q. 2te Aufl. 427) und Waitz (Gött. Nachr. 1866 Nr. 18) rectificirt. Am wenigsten befriedigend erscheint das Excursheft; die oben gerügten Fehler treten hier in besonders eclatanter Weise hervor. Die einfachsten Fragen des untergeordnetsten Details, welche in Anmerkungen von wenigen Zeilen zu erledigen, werden hier mehrfach in seitenlangen Excursen erörtert, häufig wird dieß oder jenes, was gerade in den Collectaneen des Verfassers sich vorfand, mitgetheilt, ohne Rücksicht darauf, ob es zur Aufhellung der gerade behandelten Frage dient, ob nicht. Von den vier Beilagen ist nur die erste von Interesse; in der zweiten und dritten werden zwei Briefe aus Sudendorfs Registrum unnöthiger Weise wieder abgedruckt; die vierte enthält eine Recension von Frinds Kirchengeschichte Böhmens, wesentlich nur ein Verzeichniß von mehreren z. Th. ziemlich groben Irrthümern des Verf. und von Druckfehlern. Sehr unklar ist die Auseinandersetzung in Excurs 8 über eine am 23. März

1167 zu Rimini ausgeſtellte kaiſerliche Urkunde. Dieſelbe iſt, wie mir ſcheint, zweifellos unecht; auch Tourtual geſteht S. 83 zu, daß ſie „in Bezug auf Form und Zeugen gewichtige Bedenken gegen ſich hat", ſagt aber S. 86: „Jedenfalls iſt die Urkunde, abgeſehen von den Zeugenunterſchriften (!), echt und vielleicht nur ein Irrthum des Datums anzunehmen; doch fällt der darin bezeichnete Freitag mit dem 23. März zuſammen". Dagegen ſcheint ihm S. 88 „die Sache immer noch ihre Bedenken zu haben und möchten wir die Urkunde vom 23. März nicht ſo ohne Weiteres für unſer Jahr 1167 in Anſpruch nehmen dürfen". Trotzdem heißt es S. 132 eben auf Grund dieſer Urkunde ganz beſtimmt: 1167 März 23 war Chriſtian in Rimini. Auch an ganz directen Widerſprüchen fehlt es in Tourtuals Ausführungen nicht. S. 133 polemiſirt er gegen Reuters Behauptung, Otto von St. Blaſien ſetze voraus, daß Erzbiſchof Chriſtian von Mainz vor der Schlacht bei Tusculanum bei dem Heere des Kaiſers geſtanden, welcher damals Ankona belagerte. „Otto dachte ſich ihn wohl in Tuscien". Dagegen heißt es S. 152: „Betreffs Chriſtians von Mainz, den Otto ſich um dieſe Zeit vor Ankona denkt" u. ſ. w. S. 79 giebt der Verf. im Text an, Heinrich VI ſei 1165 geboren, in der zu dieſem Satze gehörigen Anmerkung behauptet er mit Berufung auf eine Stelle der großen Kölner Annalen: Heinrich war nicht erſt 4jährig, als man ihn im Juni 1169 zum König erwählte, wie Reuter G. A. 3, 19 will". Beſonders charakteriſtiſch ſcheinen mir Tourtuals ſtatiſtiſche Zuſammenſtellungen zu ſein (S. 211), auf welche er ſelbſt einen beſondern Werth legt. Die Zahlen der Aufenthaltsnachweiſe von Daniel von Prag, Hermann von Werden und Wichmann von Magdeburg, ſowie die Nummern der Regeſten von Reinald von Köln und Chriſtians von Mainz ſind hier tabellariſch geordnet und zuſammengezählt; „für Chriſtian iſt nach den Stumpfſchen Regeſten gearbeitet". Leider iſt hier, wie S. 132 überſehen, daß Stumpf nicht Regeſten, ſondern nur ein Verzeichniß der Recognitionen und Zeugenunterfertigungen Chriſtians geliefert, und damit fallen alle S. 213 aus der Vergleichung der Regeſten Reinalds und Chriſtians gezogenen Schlüſſe.

Ich bemerke ſchließlich, daß der Verf. ausgeſprochener Maaßen auf dem ultramontanen Standpunkt ſteht; ausführlich, wenn auch nicht eben mit großem Geſchick, polemiſirt er in dem Vorwort zum 2ten Theil gegen Reuters proteſtantiſche Irrungen. C. V.

Buſſon, Dr. Arnold, Die Doppelwahl des Jahres 1257 und das römiſche Königthum Alfons X von Caſtilien. 8. (136 S.) Münſter 1866, Aſchendorffſche Buchhdlg.

Das Hauptgewicht dieſer Abhandlung fällt auf die Geſchichte Alfons X. Durch Herbeiziehung einer Anzahl ſpaniſcher Quellen und Geſchichtſchreiber und durch fleißige und ſorgfältige Durchforſchung der italieniſchen jetzt zum Theil neu herausgegebenen Schriftſteller und Urkunden hat der Herr Verf. eine Anzahl mehr die italieniſche als die deutſche Geſchichte berührender Punkte genauer feſtgeſtellt, als es bisher der Fall war. Er legt den ſchon von Böhmer bemerkten Verhandlungen zwiſchen Piſa und König Alfons im Jahre 1256 einen großen Einfluß auf die Bewerbung um die Kaiſerkrone in Deutſchland bei, er legt mit Recht das Hauptgewicht darauf, daß die caſtiliſche Action immer nur auf Italien berechnet war, und wir dürfen hinzufügen, daß die Wahl und Stimmenbewerbungen in Deutſchland von Seiten Alfons eben als eine läſtige aber unvermeidliche Formalität angeſehen worden, welche indeß durch Geld und gute Worte durchzuſetzen war. Sehr gründlich werden ſodann die Bemühungen des Caſtiliers beleuchtet, die italieniſchen Ghibellinen ganz auf ſeine Seite zu ziehen, und noch ausführlicher, als dieß von Kopp und andern geſchehen, weiſt der Verf. die Fortdauer dieſer Anſtrengungen auch in der Zeit, da Rudolf von Habsburg bereits gewählt war, nach. Es iſt in allen dieſen Richtungen ſehr viel dankenswerthes zuſammengeſtellt worden, obwohl wir doch geſtehen müſſen, daß überall da, wo der Verf. ein weſentlich neues Reſultat gefunden zu haben glaubt, die erheblichſten Bedenken gleich ſo zur Hand ſind, daß man ſich über die Sicherheit des Herrn Verf. verwundert. So wäre es in der That recht hübſch, wenn man behaupten könnte, König Alfons hätte ſich durch die von Gregor X. nach der Zuſammenkunft von Beaucaire angedrohten Strafmittel wirklich einſchüchtern laſſen und auf die römiſche Königswürde förmlich verzichtet; allein leider weiß er dieſes mir bisher unbekannte Factum bloß aus Theiners Codex I 193, wo ich zwar auch einen Brief geleſen habe, der ähnliches anbot, der aber Valentie datirt iſt, und alſo wie man bisher glauben ſollte vom Papſte unter dem unmittelbaren Eindruck der ihm von Alfons zwar gegebenen, aber ſofort nachher, wie auch der Verf. weiß, gebrochenen Verſprechungen geſchrieben ſein möchte. Denn eben erſt in Valence am 13. September erfuhr Gregor X von der Umwandlung Alfons X, und es iſt daher gewiß

nicht wahrſcheinlich, daß jene Benachrichtigung von der gehorſamen Abdankung Alfons' nach dieſem 13. Sept. in Valence geſchrieben iſt. Allein Herr Buſſon weiß ſich zu helfen. Daß die von Gregor X am 13. Sept. in Anwendung gebrachten Schreckmittel der Kirche, die aber ſchon niemanden mehr ſchreckten, ohne Wirkung geblieben ſein ſollen, fällt ihm, wie es ſcheint, ſchwer zu glauben, er ſupponirt alſo getroſt, daß doch eine Erklärung erfolgt ſei, welche zu Gregors voller Befriedigung ausgefallen wäre und „der Ausſtellungsort Valentie" (in der Urkunde, in welcher eben der Papſt hiervon Nachricht giebt) iſt unbedingt in Lauſanne zu verbeſſern". Mir iſt nicht bekannt, ob es vielleicht „ſchulgerecht" ſein mag, daß dieſelben Geſchichtsforſcher, welche etwa die Combination, daß Gregor X durch die Förderung der Wahl Rudolfs ein Gegengewicht gegen die Anjou ſchaffen wollte, wie eine dilettantiſche Willkühr verwerfen können, daß dieſelben mit den Manipulationen an den Aeußerlichkeiten der Zeugniſſe ſo überaus ſchnell fertig ſind. Ich weiß wohl man wird ſagen in unſerm Falle entſcheidet das Datum, — aber ſollte leichter September und December u. ä. als Lauſanne und Valence zu verſchreiben ſein. Leider iſt das neue Werk von Theiner, dieſes unermüdlichen und zugleich ſchauderhafteſten Urkundendruckers unſeres darin ſo geſegneten Jahrhunderts, in allen Fällen nahezu unbrauchbar, wo die mindeſten kritiſchen Bedenken auftauchen. Wir ſagen nicht, daß der Verbeſſerungsvorſchlag des Herrn Buſſon an der fraglichen Urkunde ganz unberechtigt wäre, aber wir halten die darauf gebauten Schlüſſe für gewagt und in der Sache für wahrſcheinlicher, daß ſich das ganze Schreiben einfach auf die Ereigniſſe von Beaucaire beziehe. Halten wir ſomit in dieſem Punkte, die nach einem gewiſſen Recept „exakter Forſchung" angeſtellten Beobachtungen des Herrn Verf. nicht immer für glücklich, ſo ſcheint uns, abgeſehen von ſehr vielem guten im einzelnen, alles was ſich auf die Wahlgeſchichte vom Jahre 1257 bezieht in der Hauptſache für verfehlt. Phillips und auch Waitz in den G. G. A. 1857 S. 500 ff. hatten noch nicht den Muth die ſogenannte Bulle Urbans IV vom 31. Auguſt 1263, worin zum erſtenmale ein aus ſieben Kurfürſten beſtehendes Wählercolleg ſupponirt wird, als Quelle für die Wahlvorgänge ſelbſt unbedingt gelten zu laſſen. Nun hatte man aber das Dilemma entgegengeſtellt: entweder enthält das Schreiben des Papſtes einen bloßen Bericht über die Wahlvorgänge, und dann dürften die Wahlvorgänge, wie ſie urkundlich ſicher ſtehen, nicht im Widerſpruche damit ſein,

oder das Schreiben ist im Widerspruche mit dem factischen Hergange und dann ist es zwar wichtig als eine bestimmte Absichten ins Auge fassende advocatische Denkschrift, kann aber nicht als Quelle der Wahlvorgänge angesehen werden. Von der Richtigkeit dieser Alternative überzeugt, hat sich Herr Busson in der That dazu entschlossen zu sagen, zwischen den wirklichen Wahlvorgängen von 1257 und der sogenannten Bulle von 1263 besteht kein Unterschied, und alles ist so geschehen, wie es uns der Papst erzählt. Man sieht, wie diese „exakte Forschung" Schritt für Schritt weiter kommt, und es wird uns schließlich nicht wundern, wenn bloß das, was die Päpste sagen, für wahr und alles andere für Schwindel gehalten wird. Da ist z. B. im Jahre 1256 der Herzog von Braunschweig gewesen, dessen sehr energische Theilnahme an den Wahlangelegenheiten freilich schon Böhmer unter den Tisch fallen ließ; Herr Busson hat die Güte gehabt die große Wichtigkeit der Wolmirstädtschen Wahlpartei, in der besonders dieser Herzog von Braunschweig eine Rolle spielt, zuzugestehen, aber er kam dadurch natürlich mit seiner vornehmsten Quelle — eben jenem päpstlichen Brief — in harten Widerspruch, da doch Se. Heiligkeit von dem Herzog von Braunschweig als Wähler in Deutschland kein Sterbenswort weiß. Wie soll man da helfen? Sehr einfach! Zu jener Zeit war der Erzbischof von Mainz in Gefangenschaft desselben Herzogs von Braunschweig — folglich „war zwar Herzog Albrecht von Braunschweig nicht wahlberechtigt", aber „da er den Erzbischof von Mainz seit längerer Zeit in Gefangenschaft hatte", „disponirte er in gewisser Weise über eine Kurstimme". Referent gesteht offen, daß ihm schon vieles unrichtige in seinem Leben eingefallen sei, aber darauf allerdings wäre er nie von selbst gekommen, und so mag Herr Busson verzeihen, wenn es auch bis jetzt nicht geschehen ist. Denn daß einer, wenn er den andern einsperrt, der rechtliche Inhaber von dessen Aemtern wird, — dieses Staatsrecht habe ich doch dem heiligen römischen Reiche niemals zugetraut, obwohl ich überzeugt bin, daß Herr Busson sonst eine weit höhere Meinung davon hat, als ich. Nicht besser als mit dem Herzog von Braunschweig ergeht es dem Herrn Verfasser mit dem Herzog Heinrich von Baiern; auch von ihm weiß der päpstliche Brief von 1263 nichts, also ist auch er verurtheilt, und zwar durch einen eigenen Excurs, aus den Wahlverhandlungen ausgemerzt zu werden. Hauptbeweis dafür ist natürlich wieder „die Angabe des berühmten Briefes Urbans IV vom 31. August

1263", — eben deſſelben, deſſen Beweiskraft erſt durch das Wegraiſonnieren des Herzogs von Baiern erwieſen werden ſoll. Was dieſem verhängnißvollen Cirkel ſonſt im Wege ſteht, wird freilich leicht beſeitigt, denn Hermann von Altaich iſt ein Baier und daher parteiiſch. Wenn aber Richard mit der Pfalz verhandelt, ſo wundert ſich Herr Buſſon, daß der Pfälzer — der doch gerade über dieſe Frage und über alles mögliche ſonſt mit ſeinem Bruder hadert — des Wahlrechts von Baiern keine Erwähnung thut. Wir können ja mehr ſagen, es iſt dem Herrn Verf. entgangen, daß nach den bei Wittmann gedruckten Urkunden der Pfalzgraf nicht bloß im Jahre 1256 ſondern auch nach der Wahl Rudolfs und auch nach der Augsburger Rechtsentſcheidung von 1275 von der Antheilnahme Baierns an Königswahlen nichts hören wollte, und daß er — eben der Herzog Ludwig — niemals mit dem Ausſpruche des Königs Rudolf zufrieden geweſen iſt, vielmehr ſtets das Wahlrecht allein in Anſpruch nahm. Wir bemerken zudem gleich an dieſem Orte, daß die erwähnte wichtige Stelle bisher in allen den Erörterungen über die Interpretation des Spruches des Königs Rudolf von 1275 noch von keinem der Gewährsmänner des Herrn Buſſon weder von Baerwald noch von Phillips in Erwägung gezogen worden iſt, und daß, wenn Herr Buſſon die Stelle nicht jetzt überſehen hätte, er ſie ſicherlich in Betracht gezogen hätte. Auch ein anderes wollen wir gleich hier erwähnen, nämlich den Umſtand, daß wenn die Entſcheidung von 1275 die Ausſchließung Böhmens vom Wahlrecht zu bedeuten gehabt hätte, jedesfalls die Ertheilung von Willebriefen von Seite Böhmens vor 1289 als ein Widerſinn ſich darſtellte, da man von der königlichen Regierung doch wohl nicht vorausſetzen wird, ſie hätte ſich Willebriefe von einem Fürſtenthum erbeten, dem derſelbe regierende König das Kurrecht abgeſprochen hat. Irren wir nicht ſehr, ſo iſt die Behauptung des Herrn Buſſon, daß alle dieſe Fragen jetzt in ſeinem Sinne als erledigt zu betrachten ſeien, nichts als abſprecheriſche Schulweisheit, welche vor mehreren Jahren noch einen Schein für ſich hatte, während Herr Buſſon ſelbſt an eine erneuerte Ueberlegung des ganzen Gegenſtandes gar nicht herangetreten iſt. Ganz ebenſo verhält es ſich mit der Frage, welche Bedeutung die oft erwähnte ſogenannte Bulle vom 31. Auguſt 1263 für die Abſchließung des Collegiums der Sieben haben mochte? Auch in dieſer Beziehung hat Herr Buſſon eine neuerlich bekannt gewordene Urkunde ſowenig in den Kreis ſeiner Betrachtungen gezogen, als dieß von

ſeinen Vorgängern auf dieſem Felde geſchehen iſt. Wer vor zehn Jahren die Beobachtung machte, daß das Entſcheidungsrecht, welches die Päpſte ſeit Innocenz III über die deutſchen Königswahlen ſich angemaßt haben, eine weſentliche Einwirkung auf den Gang der Wahlverhältniſſe ausgeübt, der durfte wahrhaftig ſich nicht einbilden etwas beſonders ſcharfſinniges ausgeſprochen zu haben, aber wunderbar war freilich der Eifer, mit welchem von einigen Seiten die päpſtliche Curie von dem Verdachte ſolcher — ſeltener — Beeinflußung deutſcher Rechte gereinigt worden iſt. Natürlich die weltbekannte Beſcheidenheit der römiſchen Curie — im 13. Jahrhundert — in der Politik hat nichts gethan, was nicht die lieben Deutſchen in frommer Ehrfurcht ſelbſt gewünſcht und an die Hand gegeben haben. Dazu ſecundierte dann noch die Rechtsgeſchichte mit ihrer „aus ſich ſelbſt Entwickelung", und ſo konnte nicht fehlen, daß nun Herr Buſſon ſich die Meinung angeeignet hat, daß über alle dieſe Dinge natürlich die Acten geſchloſſen ſeien. Referent will nicht ſagen, daß es eine glückliche oder correcte Ausdrucksweiſe war, wenn man das Kurrecht der Sieben auf jenem päpſtlichen Briefen beruhend darſtellte, aber daß die Kurfürſten, eben jene Sieben, damals wirklich der Ueberzeugung waren, daß dieſes Kurrecht ein Ausfluß der päpſtlichen Vollmacht war, dieß iſt uns jetzt durch eine Urkunde ſicher geſtellt; denn im Jahre 1279 hat, wie Herr Buſſon leicht finden wird, wirklich die römiſche Curie ſich beſtätigen laſſen, daß das Recht der Kurfürſten in dem Papſte ſeine Wurzeln habe. Ob man nun die Kurfürſten mehr dazu gebracht hat durch Anhängung der alten Wahlmährchen oder durch Geltendmachung der ſeit ſo lange geübten römiſchen Wahlbevormundung und durch die Deutlichkeit der Thatſachen, mag dahin geſtellt ſein. Soviel iſt gewiß, daß das päpſtliche Schreiben von 1263 und jene kurfürſtliche Erklärung von 1279 einen innern Zuſammenhang haben, und daß die damaligen Wähler in dem nun gut, minder oder ſchlecht begründeten Glauben waren, daß ſie dem päpſtlichen Stuhle ihr Wahlrecht verdanken, vielleicht ein rechtshiſtoriſcher Irrthum, aus welchem ſie Herr Buſſon und ſeine Meiſter zu reißen vermocht hätten, wenn ſie damals ſchon gelebt hätten. In Wahrheit aber haben ſie ſich erſt durch die Kurvereine und vollſtändig erſt durch die Reformation von dieſem Glauben frei gemacht. Wenn alſo doch einige ſich fänden, welche nicht Herrn Buſſon beiſtimmen ſollten, der Dinge dieſer Art einfach als erledigt bezeichnet ohne die neu hinzugekommenen Beweiſe auch nur angeſehen

zu haben, ſo werden ſie ſich tröſten, daß ſie in demjenigen Irrthum ſind, in welchem die Kurfürſten ſelbſt im 13. Jahrhundert ſich befanden.

Doch es iſt Zeit uns an die Schranken der Recenſion zu erinnern, da es hier nicht Aufgabe ſein kann, die vielbeſprochenen Punkte auch nur annähernd zur vollen Klarheit zu bringen. Nur noch einiges über Buſſons Abhandlung mag geſtattet ſein zu bemerken. Bekanntlich iſt die Entſcheidung über die Doppelwahl von 1257 am römiſchen Stuhle 15 Jahre verſchleppt worden. Der Verf. fühlt das Bedürfniß die Päpſte auch hierin zu rechtfertigen. Ich will mich deutlicher ausdrücken, denn für gerechtfertigt halte ich ſie auch — nämlich vom Standpunkte ihrer Bevormundungspolitik — allein nicht in dem Sinne verſteht es Herr Buſſon, er ſucht vielmehr zu zeigen, daß ſie gar nicht von politiſchen Motiven hiebei geleitet geweſen, daß ſie immer die beſte Abſicht gehabt ein Rechtsurtheil endlich zu fällen. — „Zufälle" hinderten die Entſcheidung der Wahlſache. Wir haben allerdings nicht erwartet, daß der Herr Verf. der päpſtlichen Politik dieſer Jahrhunderte tief in die Karten geſehen haben wird, da es eine gewiſſe Art von exacter Geſchichtsforſchung giebt, welche zwar allen Urkunden gegenüber ſehr vorſichtig iſt, aber an päpſtlichen Briefen am wenigſten gedeutelt, gemäkelt und gedreht wiſſen will, weil der Schafspelz des Curialſtils auch gar zu leicht ein Loch bekommt und ein ganz anderes Geſicht durchblicken läßt, aber Zufall durch fünfzehn Jahre uns zumuthen, iſt etwas viel, und wir müſſen daher zu unſerm Bedauern geſtehen, daß wir aus den ganzen Mittheilungen nichts neues gelernt, weil wir nach Schiller an den Zufall nicht glauben, auch wenn es ſich nicht bloß um den Schecken Wallenſteins, ſondern um die römiſche Politik handelt. So iſt es auch auffallend, daß Herr Buſſon nicht bemerkt hat, daß Alexander IV ein alter Geizhals war und deßhalb die Engländer um unermeßliche Summen in Sicilien begünſtigte, während die Nachfolger beſſere Geſchäfte mit den Franzoſen und zeitweilig mit den Spaniern machten und vielleicht eben deßhalb die Entſcheidung in der Wahlfrage nicht fällten. Doch ich will darin weiteren Studien des Herrn Verfaſſers nicht vorgreifen, und nur um nicht mit allzu ernſthaftem Streite zu enden, mag uns noch geſtattet ſein zu ſagen, daß „Horneck" heutzutage auch nicht gerade mehr zu den neueſten Unrichtigkeiten gehört, und daß Aquae vgl. S. 96 und Aix nicht wohl verſchieden ſein werden. O. Lz.

Mücke, Alf., Albrecht I von Habsburg, Herzog von Oesterreich und Römischer König. Gotha 1866, Perthes.

Eine wohlgemeinte und anspruchslose Schrift, welche sich mehr die Aufgabe gestellt zu haben scheint, das an spannenden Situationen nicht arme Leben des Königs Albrecht einem größeren Kreis von Lesern zugänglich zu machen, als durch kritische Erörterung gesicherte Resultate aufzustellen. Im wesentlichen hat der Verf. an den Darstellungen festgehalten, welche sich in dem Rahmen von Ottokars Reimchronik mit scheinbarer Sicherheit und mit einer gewissen poetischen Ueberzeugungskraft bewegen. Gleichwohl ist die Autorität dieser Hauptquelle für Albrecht von Habsburg an unzähligen Punkten bereits erschüttert, und der Geschichtsschreiber dieser Zeit wird heutzutage nur nach bestimmten kritischen Gesichtspunkten mit diesem Schriftsteller etwas anzufangen wissen. Der Referent hat einmal eine ziemlich allgemein gehaltene Regel für die Benutzbarkeit Ottokars aufgestellt, die gleichwohl doch sich fast überall bewähren wird: Seine Zuverlässigkeit reicht nirgends über die localen Verhältnisse hinaus; während er in Bezug auf die österreichisch steirischen Verhältnisse meist vollkommen durch Urkunden bewährt wird, zeigt er eine unglaubliche Willkühr in den Mittheilungen über allgemeine deutsche und über Ereignisse anderer Länder. Der Grund für diese Erscheinung ist der, daß seine Quellen durchaus und ausschließlich im Kreise des steirischen Adels zu suchen sind, und daß sein Publicum andererseits ein österreichisches ist. Diesem durfte er nicht leicht über österreichische Verhältnisse etwas vorlügen, während er dieser Neigung vollen Zügel schießen ließ, wenn es sich um die entfernten Angelegenheiten handelte, die um so interessanter wurden, je weniger Erzähler und Hörer von diesen Dingen wußten. Auf solche Weise hat unser Chronist insbesondere die sonst recht langweiligen Wahlgeschichten deutscher Könige zu würzen gewußt. So erzählt er die beiden vom Verf. des a. W. auch geschilderten Wahlen Adolfs von Nassau und Albrechts von Habsburg so spannend, so voll diplomatischer Intriguen einerseits und begeisterter Jubeldemonstrationen andererseits, daß dadurch die Sache interessant aber nicht wahrhafter gemacht ist. In der That ist aber alles rein erfunden, und man konnte dieß in Bezug auf die Wahl Adolfs schon vor den urkundlichen Mittheilungen leicht erkennen, welche jüngstens Ennen aus dem kölner Archiv gemacht hat. Der Verf. hat sich aber solche Fragen gar nicht aufgeworfen, und er schreibt getrost alles dem Reimchronisten

oder dessen Epitomator nach. Unter den im Anhang angeführten Chroniken der Zeit hätte mindestens doch Christian Küchemeister nicht fehlen dürfen, da er viel wichtiger ist, als etwa Jakob (Twinger) von Königshofen. Was des Verf. Urtheil über Albrecht von Oesterreich angeht, so steht er darin allzusehr unter dem Einflusse von Böhmers Liebhabereien, wiewohl er manchmal sich doch zu einem kleinen Widerspruch bestimmt sieht. Im übrigen sind die meisten Partien frisch und nicht ohne Geschick erzählt.

O. Lz.

Laspeyres, Dr. E. A. Th., Chronicon Slavicum quod vulgo dicitur parochi Suselensis. Niedersächsisch und lateinisch auf Grund der auf der Lübecker Stadtbibliothek erhaltenen Exemplare der Edd. princ. s. l. e. a.

Das interessante niedersächsische Druckwerk, aus welchem uns hier die große Sammelchronik dargeboten wird, die im 15. Jahrhundert die Lübeckische und Bremische Geschichtschreibung des Mittelalters gewissermaßen zum Abschlusse brachte, verdiente schon durch seine außergewöhnliche Seltenheit eine Reproduction. Der Herr Herausgeber hat dieselbe mit einem Aufwand von Fleiß und Sorgfalt hergestellt, indem er auch die lateinische Recension der Chronik neben der niedersächsischen zum Abdruck brachte. Auch die Parallel-Stellen der älteren Schriftsteller sind in den Anmerkungen angeführt, und das ganze eben doch geeignet einen ersten ohngefähren Einblick in die schwierigen Fragen, welche dieses Werk darbietet, zu eröffnen. Man kann natürlich mit dem verdienstvollen Herrn Herausgeber über die Grundsätze seiner Ausgabe sehr verschiedener Meinung sein ohne deßhalb verkennen zu müssen, was sich derselbe eigentlich zum Ziele gesetzt hat. Irren wir nicht, so kam es ihm vor allem darauf an von den schönen Seltenheiten Lübecks eine möglichst getreue bibliographische Vorstellung zu geben, und dieser Zweck wird so ziemlich vollständig erreicht sein. Die historischen Fragen, die sich daran anschließen, und die sich bei dem Mangel aller handschriftlichen Substrate nur durch eine kritische Zergliederung des literarischen Denkmals lösen ließen, sind von dem Herausgeber nicht angerührt worden, aber er hat eben, und das hat man ihm aufrichtig zu danken, die Untersuchungen hierüber ermöglicht.

O. Lz.

Der Brandenburgisch-Preußische Staatshaushalt in den beiden letzten Jahrhunderten v. A. F. Riedel. Berlin 1866.

Es ist wohl zweifellos, daß die Geschichte des preußischen Staats-

haushaltes bisher nicht die Bearbeitung gefunden hat, welche sie nach ihrer historischen und politischen Bedeutung verdient. Um so dankbarere Aufnahme wird diese Schrift finden, welche auf sorgfältiger Benutzung der besten und zuverlässigsten, zum großen Theil bisher unbeachteten oder unzugänglichen Quellen beruht. Vor allem sind es die Acten der alten preußischen Centralbehörden, aus denen der Verfasser schöpft und aus denen er, was die Resultate der Finanzverwaltung und die Behördenorganisation angeht, manches neue zu Tage gefördert hat. Mit ganz besonderm Fleiß ist er bemüht gewesen, die Summen der Einnahmen und Ausgaben in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung überall aus den Staatsrechnungen festzustellen. Eine Reihe von Irrthümern, die sich aus einer Bearbeitung der preußischen Geschichte in die andere verpflanzt hat, wird man so berichtigt, über manche Perioden ein neues Licht verbreitet finden.

Die Darstellung beginnt nach einem kurzen Rückblick auf frühere Zeiten mit dem großen Kurfürsten, dessen Regierung indeß auch noch ziemlich kurz behandelt ist. So werden z. B. die Einführung der Accise und die anderen Maßregeln, durch welche dieser Regent das für seine Zeit große Resultat eines Steuereinkommens von 1,620000 Thlrn. — das doppelte des damaligen Ertrags der Domänen und Regalien — erreichte, nur ganz kurz berührt. Viel größer ist schon die Ausbeute, welche die vom Verfasser vorzugsweise benutzten Quellen für die beiden ersten Könige gewährt haben, aber das Hauptverdienst der ganzen Schrift liegt doch in den Berichten über den Staatshaushalt Friedrichs des Großen und Friedrich Wilhelms II. Freilich sind auch aus dieser Zeit viele interessante Rechnungen gleich Anfangs secretirt worden und abhanden gekommen, aber es ist doch genug Material vorhanden, um die unermüdliche Thätigkeit des großen Königs auf diesem Gebiete, die oft verzweifelten Mittel, mit denen er die Kosten des siebenjährigen Kriegs deckte und die neuen nach dem hubertsburger Frieden getroffenen Einrichtungen, erkennen und ihre Erfolge beurtheilen zu können. Mit vollem Rechte betont der Verfasser schärfer, als das gewöhnlich geschieht, neben den glänzenden Seiten auch die Fehler der Finanzpolitik des großen Königs. Er zeigt z. B. wie die 1766 eingeführte französische Regie trotz des scharf fiscalischen Charakters, der sie so verhaßt machte, doch höchst unbefriedigende finanzielle Resultate lieferte; er weist hier auf die willkührliche Zersplitterung der Finanzverwaltung,

durch welche der Staatshaushalt die unter Friedrich Wilhelm I. gewonnene Ueberſichtlichkeit und Einfachheit wieder verlor. Dagegen erſcheint die Finanzverwaltung Friedrich Wilhelms II. in ſehr viel günſtigerm Lichte, als man ſie bisher zu betrachten gewohnt war. Vor dem Vorwurf der Verſchwendung zu perſönlichen Zwecken nimmt der Verfaſſer dieſen Fürſten entſchieden in Schutz, dagegen hebt er ſein Beſtreben die Verwaltung zu größerer Einheit zurückzuführen und den übertrieben fiscaliſchen Charakter zu ermäßigen anerkennend hervor. Er ſieht die Urſache der üblen Finanzlage, welche in der ſpätern Regierungszeit des Königs eintrat und die ſchon beim Baſeler Frieden der Art war, daß eine Fortſetzung des Krieges aus eigenen Mitteln geradezu unmöglich erſcheinen mußte, ganz überwiegend in den koſtſpieligen Kriegen. Dazu kam aber unter dieſer und der folgenden Regierung, deren Finanzwirthſchaft der Verfaſſer noch bis zum Kriege von 1806 verfolgt, noch ein anderer wichtiger Uebelſtand, der gerade gegenwärtig beſondere Beachtung verdienen dürfte. In keinem der von 1793—1806 neu erworbenen Landestheile, ſo groß ihre Ausdehnung auch war, wurden Ueberſchüſſe erzielt, die an die Centralkaſſe des Staats hätten abgeführt werden können. In den polniſchen Landestheilen war wohl die Armuth des Volkes die Haupturſache, in den deutſchen aber die übertriebene Schonung, mit der man in finanzieller Beziehung die neuen Länder behandelte. Die Erwerbungen dienten, wie der Verfaſſer ſagt, zunächſt nur dazu die Laſten und Ausgaben des Staats zu vermehren.

Wir können auf den Inhalt der Schrift hier nicht weiter eingehen, aber wir vermögen nicht zu ſchließen ohne die Bemerkung, daß ſie nicht nur für den Forſcher in preußiſcher Geſchichte unentbehrlich, ſondern auch für jeden, der Antheil nimmt an dem künftigen Emporkommen des deutſchen Großſtaats, intereſſant iſt. N.

Horn, Georg, Voltaire und die Markgräfin von Baireuth. 8. (197 S.) Berlin 1865, Decker.

Aus der Correſpondenz der Markgräfin von Baireuth mit Voltaire waren bisher nur die Briefe der fürſtlichen Frau bekannt, die Briefe Voltaires bis auf einen ſchienen verloren zu ſein. Da fand der Vf. unter den Papieren der Familie von Miedel zu Baireuth dieſe Briefe Voltaires auf, fünfundzwanzig an der Zahl, aus den Jahren 1742—1758 und veröffentlicht dieſelben mit den entſprechenden Briefen der Markgräfin in

deutſcher Ueberſetzung, indem er ſie in leichter und gefälliger Weiſe einführt und erläutert. Wir ſehen nicht ein, wem zum Frommen der Vf. dieſe Briefe überſetzt hat. Ihr Geiſt verflüchtigt ſich mit der Uebertragung in eine andere Sprache; wer Voltaire nicht franzöſiſch lieſt, wird ihn heutzutage lieber ungeleſen laſſen. A. S.

Kutzen, J., Ueber einen berühmten Brief Friedrichs des Großen am Tage der Schlacht von Kolin d. 18. Juni 1757 (Abhandl. der Schleſ. Geſ. f. vaterl. Cultur. Ph. hiſt. Abth. 1866. S. 18—29).

Die Abhandlung betrifft den angeblich von Friedrich dem Großen nach der Schlacht bei Kolin an den Grafen Marifhal geſchriebenen Brief, über welchen ich in dieſer Zeitſchrift Bd. XV S. 317 gehandelt habe. Es freut mich, daß der um die Geſchichte jener Zeiten ſehr verdiente Gelehrte durch ſeine ſorgfältige Prüfung ebenfalls zu dem Reſultate gekommen iſt, jenen Brief wenigſtens in ſeinem Haupttheile für unecht zu erkennen. In ſeiner Schrift „der Tag von Kolin“ (2. Ausg. 1860 S. 149) hatte er denſelben noch für ein vollgiltiges Zeugniß angeſehen und ſeine eigenen Bedenken mit der Vermuthung zu löſen geſucht, „daß wir nicht einen vollſtändigen Brief, ſondern Bruchſtücke eines Briefes vor uns haben, in welchem außer auf die Schlacht bei Kolin auch auf die bei Prag und auf die Blokade dieſer Stadt Bezug genommen war“. Dieſe Vermuthung hat K. jetzt fallen laſſen. Das Ergebniß ſeiner neuerdings über Datum, Form und Inhalt des Schreibens angeſtellten Unterſuchung iſt „die Verurtheilung deſſelben als eines in ſeiner größeren erſten Hälfte entweder ſtark gefälſchten oder wohl gar unechten, wodurch natürlich der kritiſche Argwohn auch auf die kleinere zweite Hälfte ausgedehnt wird, indem ſie, obwohl in den Einzelnheiten weniger verdächtig, doch mit jener zu einem Ganzen verbunden erſcheint“.

Die frühere Vermuthung Kutzens hat nachträglich an Herrn Joſ. Lehmann in dem Magazin für die Literatur des Auslands 1866 Nr 47 einen Vertheidiger gefunden und in derſelben Zeitſchrift Nr 49 behauptet Profeſſor Preuß, daß Guiberts Citate aus dem Briefe jeden Zweifel an der Autorſchaft Friedrichs II. ausſchließen. Ich habe keine Veranlaſſung auf die Sache wiederholt einzugehen, nachdem Kutzen und ich unabhängig von einander gleichzeitig die Verdachtsgründe entwickelt haben. Uebrigens iſt der Verdacht nicht neu. Kutzen ſah im Geheimen Staatsarchive zu Berlin

eine Abſchrift des Briefes, welche, allem Anſcheine nach von Herzbergs Hand, den Zuſatz hat: cette lettre parait fausse. A. S.

Denkwürdigkeiten des Landgrafen Karl von Heſſen-Kaſſel. Von ihm ſelbſt dictirt. Aus dem franzöſiſchen, als Manuſcript gedruckten, Original überſetzt. Mit einer Einleitung von Dr. K. Bernhardi. 8. (XX u. 164 S.) Kaſſel 1866, A. Freyſchmidt.

Karl von Heſſen (geb. 1744 † 1836) war der jüngere Sohn des Erbprinzen Friedrich von Heſſen-Kaſſel und der Prinzeſſin Maria von Hannover. Die Ehe der Eltern war nicht glücklich, ſeit dem Juni 1754 trennten ſie ſich völlig. Um dieſelbe Zeit, im September 1754, erklärte Friedrich öffentlich ſeinen Uebertritt zur katholiſchen Kirche, welchen er insgeheim ſchon im Jahre 1749 vollzogen hatte. In Folge deſſen errichtete Friedrichs Vater, der regierende Landgraf Wilhelm VIII, im October 1754 die Verſicherungsacte für die heſſiſchen Lande, durch welche die Erziehung der erbprinzlichen Söhne Wilhelm, Karl und Friedrich in der reformirten Kirche und die Aufrechthaltung des hergebrachten Religionsſtandes in Heſſen feſtgeſetzt wurde. Zugleich übertrug der Landgraf die Grafſchaft Hanau auf ſeinen älteſten Enkel Wilhelm und beſtellte bis zu deſſen Mündigkeit die Prinzeſſin Maria zur Vormünderin und Regentin. Die jungen Prinzen wurden erſt in Göttingen, ſeit dem Herbſte 1756 in Kopenhagen am Hofe Friedrichs V erzogen, der in erſter Ehe mit Luiſe von Hannover vermählt geweſen war. Der älteſte der Brüder Wilhelm ward im Jahre 1764 mit der Prinzeſſin Wilhelmine von Dänemark vermählt und trat die Regierung der Grafſchaft Hanau an, welche er nach ſeines Vaters Tode 1785 wieder mit der Landgrafſchaft Heſſen vereinigte. Er iſt der durch Geiz und Hartherzigkeit übelberufene Ritter des Zopfes, der als Kurfürſt Wilhelm I 1821 ſtarb. Karl von Heſſen trat in die däniſche Armee und heirathete nach König Friedrichs V Tode 1766 deſſen jüngſte Tochter Luiſe. Zur militäriſchen Laufbahn ward er unter tüchtigen Officieren vorgebildet und zeigte ſich unter allen Verhältniſſen als einen Mann von mildem und wohlwollendem Charakter, der ſeine Eitelkeit darein ſetzte geiſtreich zu erſcheinen. Die Willenskraft ſich eine gebietende Stellung zu verſchaffen gieng ihm ab. Er war nicht dazu angethan ſeinem in Liederlichkeit zur Geiſtesſchwäche vorkommenen Schwager Chriſtian VI von Dänemark einen Halt zu geben und machte nie auch nur den Verſuch den Ränken, welche um dieſen unglücklichen Fürſten ſpielten, kräftig entgegenzutreten

und einen durchgreifenden Einfluß zu gewinnen. Im Jahre 1767 wurde er vom Kopenhagener Hofe entfernt und zum Statthalter von Schleswig-Holstein ernannt: als solcher ließ er Struensees Regiment und dessen Sturz durch die Stiefmutter seiner Gemahlin Juliane Marie von Braunschweig und wiederum die durch seinen Neffen den Kronprinzen Friedrich bewirkte Regierungsveränderung an sich vorübergehen, ohne daß einer der wechselnden Machthaber in ihm einen Gegner zu fürchten hatte. Mit wichtigeren Aufträgen wurde er unter der Regentschaft der Königin Juliane nur einmal betraut, nämlich mit dem Oberbefehl in Norwegen, als Gustav III im Jahre 1772 Anstalt machte, dieses von der Krone Dänemark höchst stiefmütterlich behandelte Land an Schweden zu bringen. Zum Kriege kam es damals nicht, doch erwarb sich Prinz Karl durch zweckmäßigere Organisation des Wehrdienstes und durch Beseitigung mancher Mißbräuche den Dank der Norweger. So bewirkte er die Aufhebung des Verbotes, welches die Einfuhr von anderem als dänischem Getreide in Norwegen untersagte. Es regte sich schon damals das Verlangen Norwegen zu einem selbständigen Reiche zu machen und dem Prinzen Karl kam die Neigung der Bevölkerung entgegen. Daher säumte der dänische Hof nicht, im Jahre 1774 der Wirksamkeit des Prinzen durch seine Abberufung von Norwegen unter Ernennung zum Feldmarschall ein Ende zu machen. Prinz Karl führte hierauf Jahre lang das norwegische Generalcommando von Gottorp aus. In dieser Zeit trat er in den Freimaurerorden und wurde ein ungemein eifriges Mitglied desselben; auch befaßte er sich mit Alchymie und ließ sich von Schwindlern und Abenteurern vielfach mißbrauchen. Zu einer bedeutenden Thätigkeit ward er erst wieder durch den Kronprinzen Friedrich berufen. Im Jahre 1788 nämlich führte er, während Gustav III mit Rußland im Krieg begriffen war, die norwegischen Truppen vor Gothenburg und legte unter schwierigen Verhältnissen militärische Einsicht an den Tag.

Die vorliegenden Denkwürdigkeiten erstrecken sich nicht bis zu diesem Zeitpunkt, sondern brechen bei dem gelungenen Staatsstreiche des Kronprinzen von Dänemark 1784 ab. Das Original, von dem Prinzen Karl in den Jahren 1816 und 1817 dictirt, ist u. d. T. Mémoires de mon temps dictées par S. A. le Landgrave Charles de Hesse 1861 zu Kopenhagen als Manuscript gedruckt und nicht in den Buchhandel gekommen. Man kann dem Wunsche des Uebersetzers beipflichten, daß auch die Fortsetzung herausgegeben werden möge, welche gewiß manche interessante

Mittheilungen enthält. Allzuhoch darf man jedoch die Erwartungen nicht ſpannen, denn der Vf. beobachtet durchweg große Zurückhaltung und ſchneidet nirgends ſcharf ein. Vielleicht iſt auch bei der Herausgabe noch ein übriges gethan worden jedes unliebſame Wort, namentlich in Betreff der Königin Juliane, zu unterdrücken. Daher wird unſere Kenntniß der däniſchen Zuſtände jener Zeit nicht weſentlich bereichert, wenn uns auch einzelne Charakterzüge anſprechen. Dahin gehören die Nachrichten über die von dem franzöſiſchen General St. Germain geleitete Reorganiſation des däniſchen Heeres, von der Behandlung Norwegens unter dem däniſchen Regiment, vorzüglich aber die Aufzeichnungen über des Prinzen Aufenthalt im Hauptquartier Friedrichs des Großen während des bayeriſchen Erbfolgekriegs. Hier werden uns, allerdings mit großer Selbſtgefälligkeit des Verfaſſers, manche lebendige Schilderungen geboten, welche uns lehren, welch ein bedenklicher Geiſt des Räſonnirens und Frondirens in der preußiſchen Armee eingeriſſen war. Von freudiger hingebender Thätigkeit der einzelnen Befehlshaber war nicht mehr die Rede: jeder wartete auf die Ordre des Königs und gab ſich nicht die Mühe eintretenden Uebelſtänden bei Zeiten auf eigene Verantwortung vorzubeugen. Als z. B. ein Transport aufgefangen wurde, herrſchte im Hauptquartier eine unbeſchreibliche Freude, daß der König einen Unfall gehabt hatte, den man ihm Schuld gab. „Ich war darüber empört, und deswegen nannte man mich auch den Royaliſten“ (S. 96). „Niemand machte dem König das Vergnügen ihm etwas angenehmes zu ſagen, ſelbſt wenn es die Wahrheit war; dagegen machte man ſich gewiſſermaßen ein Feſt daraus, ihm die unangenehmſten Nachrichten zu bringen“ (S. 113). Bezeichnend für den Stand der Dinge während dieſer militäriſchen Schachzüge iſt die Aeußerung Friedrichs (S. 127): „Es muß ein lautes Geſchrei geben, damit Maria Thereſia es erfährt. Das iſt die einzige Art ſie zum Frieden zu bewegen.“ A. S.

Scriptores rerum Prussicarum. Die Geſchichtsquellen der preußiſchen Vorzeit bis zum Untergange der Ordensherrſchaft. Herausgegeben von Dr. Theodor Hirſch, Dr. Max Töppen und Dr. Ernſt Strehlke. 3. Band. Fol. (VI u. 730 S.) Leipzig 1866, S. Hirzel.

Der dritte Band der Script. Rer. Pruss. umfaßt im weſentlichen die Chroniken aus dem erſten Drittel des XV., daneben nachträgliches aus der früheren Zeit und einige Fortſetzungen in ſpätere Jahre hinab.

I. Die „Kurzen Preußiſchen Annalen 1190—1337“ aus

einer Handschrift des Deutschordensarchives zu Wien (mit nachträglich S. 726 angeführten Lesarten einer Wolfenbütteler Handschrift) herausgegeben von E. Strehlke, sind bis 1293 ihrem Inhalte nach mit den im I. Bande mitgetheilten s. g. Annales Pelplinenses identisch. Auch der selbständige Theil, von einem Mitgliede des deutschen Ordens verfaßt, ist bis auf eine Nachricht über König Johanns von Böhmen Preußenfahrt 1337 von geringer Erheblichkeit. Dasselbe gilt auch von II den Annales expeditialis Prussici 1233—1414; herausgegeben von E. Strehlke, so genannt weil zu 1414 darin gelegentlich der Bewegungen des Ordensheeres in der ersten Person des Plural gesprochen wird. Sprachlich und chronologisch befinden sie sich in der allein vorhandenen Wolfenbütteler Handschrift in großer Verderbniß; in jener Beziehung wurden sie namentlich mit Hilfe des ihnen vielfach zu Grunde liegenden Dusburg purificirt, in der chronologischen Verwirrung aber belassen, da eine möglicher Weise hervortretende Handschrift daraus ihre Erklärung erhalten oder zur Erläuterung dienen dürfte. Bedeutung haben einige auch sonst in preußischen Reimchroniken vorkommende Notizen: so zu 1336 vgl. Scr. II 7; zu 1338 vgl. Scr. II 8, noch andere zu 1330 und 1335 in der bisher Nikol. von Jeroschin als selbständige Arbeit zugeschriebenen Fortsetzung (in der Stuttgarter Handschr.), deren größere Vollständigkeit es indeß wahrscheinlich macht, daß auch bei letzteren der Dichter eine lateinische Quelle benutzt hat.

III. Franciscani Thorunensis Annales Prussici 941—1410 und IV des Officials von Pomesanien Johann von Posilge Chronik des Landes Preußen, von 1360 an, fortgesetzt—1419, letztere wohl das bedeutendste Erzeugniß der mittelalterlichen preußischen Historiographie, sind zugleich mit den auf Preußen bezüglichen Stellen der Chronik Detmars von Lübeck und seiner Fortsetzer — 1400 von E. Strehlke synoptisch herausgegeben worden. Die als V folgende Chronica terrae Prussiae wurde den Editoren zu spät bekannt, um noch den ihr bei dieser Gegenüberstellung gebührenden Platz zu erhalten.

Daß die unter III genannten Annalen in dem Franciscanerkloster zu Thorn entstanden sind, ergiebt sich aus einigen Andeutungen innerhalb derselben.

Diese Thorner Jahrbücher sind was die preußischen Nachrichten

angeht in den Aufzeichnungen des Lübecker Franciscanermönchs Detmar benutzt worden, und der geringe Grad von Genauigkeit, womit dieß geschehen, und die Art der Auswahl ist lehrreich für die Kritik des lübischen Werkes. Umgekehrt zeigt die Vergleichung mit diesem, daß die einzige nicht selten verderbte Danziger Handschrift der Thorner Jahrbücher aus der Mitte des 16. Jahrh. dieselben nicht in ursprünglicher wenn auch in einer dieser sehr nahekommenden Form enthält. Namentlich scheint sie ursprünglich an localen Nachrichten reicher gewesen zu sein. Mitunter ist die niederdeutsche Fassung bei Detmar und die hochdeutsche bei Johann von Posilge nur ganz verständlich durch die entsprechende in präciserm lateinischem Ausdruck gefaßte Notiz der Thorner Annalen. Dieselben zeichnen sich vor allem durch genaue Chronologie aus. Auch in ihrem älteren Theile (— 1371), welcher sich vielfach mit den Pelpliner Annalen berührt, enthalten sie zeitgenössische Nachrichten seit dem Anfang des Jahrhunderts; von hohem Werthe aber werden sie in der 2. Hälfte desselben.

Die Chronik Johanns von Posilge, einem Dorfe bei Marienburg, für welchen der Name Lindenblatt aller Berechtigung entbehrt, war längst durch die von Voigt und Schubert 1824 besorgte Herausgabe der zweiten Berliner Handschrift Gemeingut geworden. Freilich war von jenen Gelehrten die schon damals gleichfalls auf der k. Bibliothek zu Berlin befindliche Originalhandschrift des letzten Fortsetzers übersehen und waren sie selbst durch die zufällige Beschaffenheit ihrer Vorlage zu unbegründeten Beschlüssen in Betreff des Verfassers veranlaßt worden. Nach der Angabe eben dieses Manuscriptes hat derselbe sein Werk ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben, und ist es erst nach seinem Tode in das Deutsche übersetzt und dann weiter fortgesetzt worden. Der Beginn dieser Fortsetzung nun wurde zu Anfang 1418 angenommen und in allem vorangegangenen die einheitliche Arbeit eines und desselben Schriftstellers gesehen. Dem gegenüber ist nunmehr der Nachweis geführt worden, daß dem Official Johann von Posilge, der wahrscheinlich schon 1405 Juni 14 starb, nur etwa der bis 1404 reichende Theil der Jahrbücher zuzuschreiben ist, und die Vergleichung mit den verwandten Chroniken zeigt, daß er dafür auch schriftliche Quellen, eben die verlorenen großen Thorner Jahrbücher, benutzt hat. Die Art, wie er sich zu denselben verhält, bietet natürlich ein neues Kriterium zu seiner Beurtheilung. Weiter ist gezeigt worden, daß an dem nach jener Zeit fallenden Theil

der Jahrbücher zu verschiedenen Zeiten um 1410, 1413, 1417, 1419 und 1420, und zwar von so zu sagen officiellen Chronisten von vornherein in deutscher Sprache gearbeitet, demgemäß also nicht überall eine rein objective Darstellung der Begebenheiten zu erwarten ist. Außer anderem spricht dafür ferner die mehrfach nachgewiesene Aufnahme ganzer Stücke aus den in großer Anzahl noch auf dem Königsberger Provinzialarchive befindlichen Staatsschriften des Deutschen Ordens. Auch als Sprachdenkmal betrachtet wird diese Chronik in der neuen Ausgabe wegen der Zugrundelegung eines Originalcodex willkommen sein. Die Lesarten jener anderen, im großen ganzen durch die Editio princeps repräsentirten Handschrift aufzuführen würde die kritischen Noten ohne Gewinn für allgemeinere historische Zwecke über Gebühr angeschwellt haben, und es wurde davon abgesehen.

Bei der Bedeutsamkeit, welche der Zuzug kampffähiger Leute aus allen Nationen Europas für Preußen hatte, das gewissermaßen in die Erbschaft des heiligen Landes trat, war es von Wichtigkeit, welche Meinungen überall in Betreff dieser Provinz und der Mission des darin gebietenden Deutschen Ordens herrschten, vornehmlich seitdem der letzteren durch die Christianisirung Littauens die Spitze abgebrochen schien. So sind, wie in den früheren Bänden, auch hier wiederum den einheimischen Schriftstellern zahlreiche Berichte fremdländischer Autoren über Preußen angeschlossen worden, pommerische, niederdeutsche, thüringische, oberdeutsche, böhmische, schlesische, polnische, niederländische, französische, schwedische, dänische, italienische. Man sieht hier z. B., welchen Eindruck die Schlacht von Tannenberg durch ganz Europa machte. Als ungünstige Urtheile sind namentlich Dietrichs von Niem und des Mönchs von S. Denys Worte von Interesse, vor allen aber ist neben einigen ungedruckten lübischen Nachrichten hervorzuheben die von Herrn Dr. W. Arndt den Herausgebern mitgetheilte Cronica conflictus Wladislai regis Polonie cum cruciferis a. Chr. 1410 d. i. die von einem Begleiter des Königes Wladislaus Jagiello noch im J. 1410 verfaßte Beschreibung jenes denkwürdigen Feldzuges nach Preußen. Wenn auch des sonst ungedruckten (solches z. B. auch aus der Magdeburger Schöppenchronik) unter diesen Beilagen nicht viel ist, so dürfte ihre Zusammenstellung doch jedem willkommen sein.

V. Die bereits erwähnte kleine Chronica terrae Prussiae 1098—1450. herausgegeben von E. Strehlke, hat ebenfalls Herr Dr. Arndt

aus Polen mitgebracht und gleichzeitig auch selbst in den Mon. Germ. XIX veröffentlicht. Dem älteren Bestande bis 1340 sind hier einige Nachrichten über die Schlacht bei Rudau, den Hochmeisterwechsel 1382, namentlich aber von einem Zeitgenossen über den von 1393 beigefügt, worin sich schon die Anfänge jener nachher bei der Klostergeistlichkeit so maßlos werdenden Verurtheilung Conrads von Wallenrod zeigen. Spätere Notizen betreffen 1402 und den Hochmeisterwechsel 1449. 1450.

VI. Conrad Bitschin, „Fortsetzung zu Peter von Dusburgs Chronik" (1332—1433, das Werk ist lateinisch geschrieben). Bearbeitet von Max Töppen. Der jetzige Herausgeber weist nach, daß dasselbe, was der frühere, Hartknoch, nicht gewußt hat, den Notar der Stadt Kulm, Conrad Bitschin, einen vielfach in diplomatischen Geschäften gebrauchten, auch sonst literarisch thätigen, gelehrten Theologen zum Verfasser hat. Auch hier findet wiederum z. Th. Anschluß an die Thorner Ueberlieferung, dann aber mitunter ganz wörtlich an Johann von Posilge nebst Fortsetzungen statt: Die Beilage giebt historisch interessante Stücke aus Bitschins übrigen Werken, zunächst der Schrift De vita conjugali, welche indeß nur in den vier ersten Büchern diesem besonderem Thema gewidmet, in den fünf übrigen noch eine umfangreiche Politik, ja gewissermaßen eine Encyklopädie praktischer Wissenschaften bietet, bei der freilich neben der Belehrung auch Unterhaltung beabsichtigt ist. Dann aus der »Epistola ecclesie deplauctoria ad omnes terras et gentes cristicolas a nephariis Hussitis et hereticis damprabiliter perturbatas«, woraus der Verfasser schon selbst seiner Chronik einiges gelegentlich seiner Erzählung von den Hussitenkriegen einverleibt hat. Die sehr reichhaltigen Anmerkungen des Herausgebers bringen aus amtlichen Schriftstücken wichtige Ergänzungen betreffend den Zug der Hussiten nach Preußen bei, sonst sind darin unter anderm auch die Mittheilungen zur Geschichte der von Brüdern des gemeinsamen Lebens zu Kulm besetzten hohen Schule hervorzuheben.

VII. Die ältere Hochmeisterchronik, herausgegeben von M. Töppen, hat zwar, seitdem die ihr meist zu Grunde liegenden Quellen Nicolaus von Jeroschin, Hermann von Wartberge, der Thorner Franciscaner, durch den Druck zugänglich geworden sind, viel von dem Werthe den ihr, seiner „alten Preußenchronik", noch Voigt beilegte, verloren; aber schon der Umstand, daß sie noch jetzt in 10 Handschriften aus dem XV,

7 aus dem XVI, 5 jüngeren vorhanden und in einer großen Anzahl späterer Chroniken benutzt worden ist, läßt eine literarhistorische Bedeutsamkeit erkennen: sie war für viele Generationen der Strom, der ihnen die aus ursprünglich verschiedenen Quellen fließende Kunde der vaterländischen Vorzeit zubrachte. Auch wird der in ihr bemerkbare Hang zu frappanter Darstellung der Chronik manche Leser zugeführt haben. Verfaßt wurde sie innerhalb der Jahre 1433 und 1440 und dann mehrfach fortgesetzt. Von großem Interesse ist hier die leider nur kurze Erzählung über den Beginn des dreizehnjährigen Krieges. Die Bearbeitung des Textes aus den durch alle Welt, bis in das Escorial und Stockholm, zerstreuten Manuscripten wird den Herausgeber genug Mühe gekostet haben; um so eher hätte er die überflüssigen, sogar störenden Striche über mehr als der Hälfte der n in der ersten Fortsetzung und auch anderen Stellen der Anmerkungen und Beilagen fortlassen können. Namentlich in den Anmerkungen ist ein außerordentlich reichhaltiges Material aus anderweitigen Quellen, als Briefen, Staatsschriften u. s. w. aufgehäuft worden. Ueberhaupt vermehrt sich beim Fortschreiten der Sammlung das archivalische Rüstzeug, viele Hunderte von Briefen aus dem einen Jahre 1454 besitzt z. B. allein das Danziger Archiv. Da drängt sich die Frage auf, ob es nicht besser wäre, von den noch übrigen preußischen Chroniken bis 1525 die bloßen Texte und daneben nur die unmittelbarsten Erläuterungen zu geben und nicht durch fragmentarisches Herbeiziehen anderer, nicht aus literarischem, sondern rein geschäftlichem Bedürfnisse entstandener Ueberlieferungen, welche zudem eine ganz andere, nicht rein philologische Behandlungsweise erfordern, etwa einheitlichen Publicationen der Zukunft durch Vorwegnahme hinderlich zu sein. Beilage I von M. Töppen enthält eine deutsche Fassung des im I. Bande mitgetheilten Berichtes über die Gründung des deutschen Ordens, und eine im XV. Jahrhunderte zusammengestellte Uebersicht der demselben verliehenen Indulgenzen; Beilage II Prussica aus einigen der im XIX Bande der Monumenta Germ. publicirten polnischen Annalen. Als Anhang hat E. Strehlke Nachricht über einen kürzlich bei Schwetz aufgefundenen silbernen Siegelstempel Herzog Mestwins I von Ostpommern, jetzt im Besitze von Herrn Voßberg, nebst Abbildung gegeben.

Unter dem Mangel eines Registers bei einem derartigen Werke wie die Scriptores sind, deren jeder Band ein besonderes besitzen müßte,

haben die Herausgeber selbst nicht am wenigsten zu leiden, es kann aber auch dießmal wie II ein Register über I und II enthält, erst dem IV ein solches über III und IV beigegeben werden. E. S.

Kluckhohn, A., Ludwig der Reiche, Herzog von Bayern. Zur Geschichte Deutschlands im 15. Jahrh. Eine von der histor. Commission bei der k. bayr. Akademie der Wissenschaften gekrönte Preisschrift. 8. (XVI u. 384 S.) Nördlingen 1865, Beck.

Dieses Buch, welches in der Gestalt eines ersten Entwurfes von der histor. Commission gelegentlich der im Namen König Max II. gethanen Preisausschreiben für bayerische und deutsche Biographien ausgezeichnet wurde, ist so wie es jetzt vorliegt wohl als die reifste Frucht zu betrachten, die jener Anregung ihre Entstehung verdankt. Der Verfasser hat dem an und für sich schon wichtigen Stoffe alle die Seiten abgewonnen, welche für die gesammte Reichsgeschichte in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. mit von der entscheidendsten Bedeutung sind. Daneben ist der locale Hintergrund, das persönliche Moment in keiner Weise vernachlässigt. Am höchsten aber darf man es wohl anschlagen, daß es Kluckhohn gelungen ist, indem er sehr verschiedenen Ansprüchen gerecht ward, doch ein organisches Ganze zu schaffen. Seine Schilderungen sind lebhaft und oft mit sichtlicher Wärme geschrieben, seine einfache auf jeden falschen Schmuck verzichtleistende Darstellungsweise verräth eine vorzügliche Gabe geschichtlicher Erzählung. — Seine Quellen hat der Verf. zum überwiegend größeren Theile in den Archiven gesucht, wobei natürlich die münchener sich weitaus am ergiebigsten zeigten. Auch auf eine die Handschriften berücksichtigende Kritik der bayrischen Geschichtschreiber jener Zeit läßt er sich ein[1]). Der sagenhafte Charakter mancher verbreiteten Erzählung wird auf solche Weise dargethan. (Man vgl. was S. 29 ff. und 361: Excurs 2 über Ludwigs Jugend und dessen früheste Beziehungen zu Markgraf Albrecht gesagt ist.) Begreiflich wird man es finden, daß bei so eingehender Forschung sich häufiger Anlaß fand, ältere und neuere Darstellungen im einzelnen zu berichtigen. Aber auch für die Beurtheilung der großen Zeitereignisse hat der Verf. vielfach neue Gesichtspunkte aufgestellt. Die Politik Herzog Ludwigs selbst erscheint z. Th. in einem völlig neuen Lichte. Sein

1) Ausführlichere Mittheilungen hierüber haben wir noch S. 16 A. * * * an einem anderen Orte zu erwarten.

Vater Heinrich wird entgegen der bisher gläubig hingenommenen Tradition als einer der besten und frühesten Vertreter jenes neueren Fürstenthums geschildert, das sich wirklicher Regentenaufgaben bewußt wird, und indem es die Pflichten der Reichsgewalt erfüllt, den Sieg der Territorialität über dieselbe vollendet. Mit den Herzog Heinrich betreffenden einleitenden Schilderungen wird für die nachfolgende Erzählung erst der rechte Ausgangspunkt gewonnen. — Eine hervorragende Stelle nimmt in dem Buche natürlicherweise der große Kampf zwischen den Wittelsbachern und Hohenzollern ein. Die Voraussetzungen desselben — das ich möchte sagen Hochtrabende in Ludwigs Natur (vgl. S. 52 f.), die Mittel über die er verfügte, seine entscheidende und stets aufrecht gehaltene Verbindung mit Friederich dem Siegreichen, der ausschlaggebende Streit über das Nürnberger Landgericht und die weitgreifenden Pläne, welche Markgraf Albrecht an dasselbe knüpfte, treten hier mit besonderer Klarheit hervor. Dem Kriege selbst will Kluckhohn gegenüber denen, welche von einer wittelsbachischen Reformpartei sprechen (S. 78), seinen lediglich territorialen Charakter gewahrt wissen. Die Parteigruppirung während des Krieges hätte sich theilweise in frühere Zeiten zurückverfolgen lassen. Der prager Friede erscheint nach des Verf. Darstellung nicht so ungünstig für die Wittelsbacher als man gewöhnlich annimmt. Zu erinnern bleibt dagegen, daß der Rother Vertrag nicht, wie Ludwig wünschte, förmlich bestätigt wurde. Von einzelnen Berichtigungen, an welchen gerade auch diese Abschnitte reich sind, heben wir nur die kritische Auseinandersetzung über den Zeitpunkt der kaiserlichen Kriegserklärung von 1461 (13. Juli) und den echten Text derselben hervor. (S. 189—191.) — In der Beurtheilung Georgs von Podébrad stimmt Kluckhohn entgegen Palacky und Droysen mit G. Voigt überein. Die deutsche Politik des Hussitenkönigs, sobald sie über das natürliche Gewicht hinaus, welches ihm seine starke Stellung in Böhmen gegenüber dem zerklüfteten Reiche verschafft, sich geltend zu machen sucht, erscheint auch ihm als eine unsicher tastende, abenteuerliche, bei welcher der Ehrgeiz und fremder Einfluß den klugen Herrscher in unlösbare Widersprüche verwickeln. Was den Plan der Königswahl selbst betrifft, so hält er die Zustimmung des Pfalzgrafen um der beigefügten Clausel willen für illusorisch. Aehnliches hatte G. Voigt in dieser Zeitschrift V 458 wenigstens angedeutet, während Droysen II 1, 252 anderer Meinung war. Von des Pfalzgrafen Einwilligung blieb nun aber anfangs

auch die bayeriſche abhängig, wie S. 165 A. * (vgl. S. 177) überzeugend nachgewieſen wird. Der Voigtſchen Hypotheſe über die beabſichtigte Wahl des Markgrafen Friedrich von Brandenburg, gegen welche ſich der Verf. bereits 1864 in dieſer Zeitſchrift XI 238 wie uns ſcheint mit gutem Grunde erklärte, vermag er jetzt noch weniger beizuſtimmen. (Vgl. S. 172 A. *) — Martin Mayrs Wirken in Bayern (S. 159) zeigt uns dieſen vielberufenen Politiker von einer weit günſtigeren Seite, als er ſeinem letzten Beurtheiler ſich darſtellte. Seine Reichsreformprojecte und ſeine perſönliche Uneigennützigkeit haben aber darum an Kluckhohn keinen Vertheidiger gefunden. Das reichere Material, welches ihm zu Gebote ſtand, läßt die Hohlheit um nicht zu ſagen Frivolität dieſer Entwürfe noch entſcheidender ans Licht treten. In Bezug auf jenen vielbeſprochenen Reformplan vom Winter 1463—64, dem Höfler und Palacky es nachrühmten, daß er das unter den gegebenen Umſtänden allein erreichbare enthalte, wird hier (S. 242 f.) eben ſeine völlige Unausführbarkeit dargethan. Daß die allgemeinen Verhandlungen über dieſen Gegenſtand im Auguſt 1464 bereits aufgegeben wurden, hat Kl. S. 246 A. *** nachgewieſen. Mochten dieſe Entwürfe immerhin von dem ſtets dringender ſich geltend machenden Bedürfniſſe mit veranlaßt und getragen ſein, ihr nächſtes Ziel war in den meiſten Fällen nur das perſönliche Intereſſe ihrer Erfinder und in Wirklichkeit haben ſie lediglich den Parteien als ein Mittel ihrer Agitation gedient. So gehen denn auch von denſelben Perſonen raſch nach einander grundverſchiedene Vorſchläge aus. Wahrſcheinlich wieder Martin Mayr hat 1466 einen Einungsplan entworfen, von dem bisher nur Droyſen II 1, 327 eine beiläufige und in einem wichtigen Punkte irrthümliche Kunde hatte. Aus einem Briefe Markgraf Albrechts vom 24. Februar vermag jetzt Kl. (S. 253 f.) die Grundzüge deſſelben mitzutheilen, die auf einen vom Kaiſer völlig unabhängigen Fürſtenbund hinauslaufen. Ueber die Reichstage der Jj. 1466, 1467, 1469, 1470 erhalten wir hier, ſo weit es der Zweck dieſes Buches erlaubt, weit vollſtändigere Kunde als bisher der gedruckten Literatur zu entnehmen war. Der Verf. hat u. a. von den zur Herausgabe der Reichstagsacten geſammelten Materialien Gebrauch machen können. Der bereits von Stälin angezweifelte, von Droyſen und Stockheim noch feſtgehaltene Eßlinger Reichstag vom Februar 1459 wird durch Excurs 5 definitiv beſeitigt. — Die eigenthümliche Stellung Ludwigs in den kirchlichen Fragen

und gegenüber den Päpsten seiner Zeit wird mehrfach beleuchtet. (S. 75 ff. 106, 199 A. *, wo bestritten ist, daß Ludwig mit dem Banne belegt wurde, 260 — für jenen seitenen Vermittlungsvorschlag vom November 1465, an welchem nach Kl. König Georg mindestens denselben Antheil hatte wie Herzog Ludwig, fand sich leider kein weiteres archivalisches Material als das schon bekannte —, 266.) Es stellt sich dabei auch heraus, daß das Verhalten des Herzogs gegenüber den Aufforderungen zur Bekriegung Georgs doch weit zurückhaltender war als man bisher annahm. Ludwig begegnete sich hier in gewissem Sinne mit Markgraf Albrecht, obwohl dieser bekanntlich damals eine für den Böhmenkönig entschieden günstige Gesinnung hegte. — Es ist natürlich nicht möglich hier alle Bereicherungen anzuführen, welche unsere Kenntniß von den wichtigeren Ereignissen jener Zeit durch dieses Buch im einzelnen erfahren hat. Sein Werth wird auch nach dieser Seite hin durch den Umstand kaum vermindert, daß gleichzeitig Freih. von Hasselholdt-Stockheim einen großen Theil der von Kluckhohn benutzten Archivalien vollständig durch den Druck bekannt machte. Eben ihr Verständniß wird durch das vorliegende Buch ganz wesentlich erleichtert, und es war in hohem Grade erwünscht, daß unser Verf. für den größten Theil seines Werkes die Aushängebogen jener Publication einsehen und an den geeigneten Stellen darauf verweisen konnte. Stockheims eigene Angaben hat er in verschiedenen Punkten (S. 98 A. * *, 114 A. *, 117 A. *, 140 A. * *, 157 A. * *, 169 A. * * und a. a. O.) berichtigt. — Daß nun auch bei Kluckhohn sich nicht selten Gelegenheit zu einzelnen Berichtigungen finden wird, daß überhaupt bei der außerordentlichen Masse des Materials die Forschung unmöglich eine völlig erschöpfende oder abschließende sein konnte, wird niemanden Wunder nehmen, der nur im allgemeinen einmal Gelegenheit fand, sich mit dem Bestande des ungedruckten Quellenmaterials aus jener Zeit bekannt zu machen. Natürlich wird sich auch über dieses oder jenes Urtheil, die eine oder die andere Anschauung streiten, anderes, was hier mehr angedeutet ist, ergänzen lassen. Weiter als S. 187 geschieht, hätte sich nach unserer Meinung speciell im J. 1461 die Verbindung Ludwigs mit den österreichischen Herzogen Albrecht und Siegmund zurückverfolgen lassen. Seine Einung mit dem letzteren vom 30. April des gen. J. (Chmel, Mater. zur öst. Gesch. II 238—240) und vor allem seine vermittelnde Thätigkeit beim Friedensschlusse mit den Eidgenossen, wobei der Herzog

auf Albrechts Antrieb persönlich nach Konstanz kam (Amtl. Samml. d. ält. eidgen. Abschiede II Beil. 38), hätte Erwähnung verdient. Ebenso wäre seine damit in Verbindung stehende Stellung zu den cusanischen Händeln etwas näher zu erörtern gewesen. S. 82 ist für den Gewaltstreich gegen Dinkelsbühl die ohne Zweifel falsche Jahrzahl 1457 (st. 1456) wahrscheinlich nur aus Buchner herübergenommen, da B. Zink (die Stelle findet sich jetzt Augsburg. Chron. II 238) keine Jahrzahl nennt. Das S. 85 A. * * angezogene Schreiben Markgraf Albrechts war bereits in dem von Burkhardt herausgegebenen „fünften märk. Buch" S. 174 gedruckt.

Th. K.

Soden, Freih. Franz v., Kaiser Maximilian II in Nürnberg. Zur Gesch. des sechzehnten Jahrh. Nach archival. und anderen Quellen bearbeitet. 8. (169 S.) Erlangen 1866, Behold.

Auf dem Wege nach Speier und wieder auf der Rückkehr vom Reichstage verweilte K. Max. II im J. 1570 zu Nürnberg. Wie bei ähnlichen Gelegenheiten auch schon im 15. Jahrh. geschehen war, ließ der Rath der Stadt über die bei diesem Anlasse gepflogenen Verhandlungen, über den Empfang des Kaisers und die zu solchem Zwecke getroffenen Anstalten „durch Wolfen Hofmann jüngeren rathschreibern" eine Aufzeichnung machen, eine officielle Relation von der Art und Beschaffenheit wie die im III Bde. der Nürnb. Chron. No. VIII aus den ersten Regierungsjahren Friedrich III veröffentlichte. So wie dort ist auch hier alles irgend mit jenen Vorgängen in Zusammenhang stehende herbeigezogen. Ref. hat von dieser Aufzeichnung zwei Handschriften auf der Nürnberger Stadtbibliothek (Will. I 341 — eine für die „Kriegsstube" angefertigte authentische Reinschrift — und Schwarz fol. 374) gesehen. Eine andere befindet sich nach der hier vorliegenden Schrift des Freiherrn von Soden in einem Bande Krönungsacten des Nürnberger Archivs. Ueber diesen ganzen Sachverhalt wird man nun aber durch den Verf. keineswegs unterrichtet. Er sagt nicht einmal, daß die von ihm erzählten Dinge überhaupt einem zusammenhängenden Berichte entnommen sind (derselbe beginnt ohne Zweifel mit S. 30) und daß, was er sonst aus einem Schenkbuche, der Stadtrechnung, den Rathsprotokollen, der Starkschen Chronik (vgl. Hist. Zeitschr. V 543, 544) und aus Müllers Annalen (von denen, wie sich aus den Citaten schließen läßt, das Original im Nbg. Arch. benutzt sein dürfte) beibringt, dem ganzen nur eingeschoben ist. Einige unbestimmte Citate

können kaum dem näher mit dem Gegenſtande Vertrauten als Wegweiſer dienen. Und dem entſpricht nun auch ſonſt die unwiſſenſchaftliche Art der ganzen Schrift. Durch die Moderniſirung des Textes hat der z. Th. einförmige und langathmige Bericht nicht eben viel an Lesbarkeit gewonnen, wohl aber ſehr weſentlich an jener Urſprünglichkeit und Friſche verloren, wie ſie derartigen Stücken in der originalen Faſſung immer noch anhaften. Von den Mängeln in der Weiſe der Mittheilung abgeſehen kann man das geſammelte (das ſich beſonders durch die Zuthaten des Verf. mitunter ſehr weit von dem auf dem Titel angegebenen Thema entfernt) immerhin willkommen heißen. Es bietet manche Einzelangabe auch zur allgemeinen deutſchen Geſchichte und Nachrichten, welche für die Geſchichte der Stadt und ihrer Einrichtungen von Werth ſind, z. B. die Aufzählung S. 46 f., woraus ſich entnehmen läßt, wie es damals um die kriegeriſche Ausrüſtung der Bürger beſtellt war. Die Einleitung und auch andere dem Texte eingeſchobene Stücke (dabei vieles, was ſchlechterdings nicht hieher gehört) ſind mit nicht eben viel Geſchmack aus Häberlin, K. A. Menzel, Koch u. a. in ziemlich wörtlichen Auszügen zuſammengetragen. Topographiſche Erläuterungen ſind keine gegeben, die techniſchen Ausdrücke für nürnbergiſche Verfaſſungseinrichtungen allem Anſchein nach einigemale mißverſtanden (vgl. S. 53; auch die Bemerkung S. 38 iſt überflüſſig, da es gewiß nicht zwei gleichnamige „Eltere Herren“ gab: Löffelholz war eben von Prag zurückgekehrt). Bezeichnend für die Weiſe des Verf. iſt es auch, daß er S. 78 für die Ankunft Maximilians in Speier die abweichenden Tagesangaben nach Häberlin und Koch regiſtrirt und dabei ſtatt dem 8. Juni, wie an letzterm Orte (Quell. zur Geſch. Max. II. II 56) zweimal gedruckt ſteht, den 18. nennt, während das wirklich von Koch angenommene Datum eben durch die hier mitgetheilten Nachrichten über die Zeit von des Kaiſers Aufenthalt in Nürnberg und ſeine Abreiſe von dort ſich als irrig herausſtellt. — Uebrigens würde es ungerecht ſein, wenn man den unermüdlichen Beſtrebungen des anſpruchslos auftretenden greiſen Autors nicht auch die verdiente Anerkennung zollte. Th. K.

Lake Owen Pike, The English and their Origin: a Prologue to Authentic English History. London 1866, M. A. Longmans.

Der Verfaſſer unternimmt es, aus philoſophiſchen, pſychologiſchen, hiſtoriſchen und linguiſtiſchen Gründen zu erweiſen, daß die Engländer nicht teutoniſchen ſondern vor allem kymriſchen oder keltiſchen Urſprunges ſeien.

Hinsichtlich seiner sprachlichen Beweise beruft sich das Buch auf Max Müller, welcher erklärt habe, daß noch nicht 1/8 der englischen Wörter von teutonischen Wurzeln herstamme. Wir weisen noch auf ein zweites Werk hin, welches sich unter anderem mit derselben Frage beschäftigt:

Stephens, Prof. G., The old Northern Runic Monuments of Scandinavia and England, now first Collected and Deciphered. London 1866, J. R. Smith.

Stephens ist nämlich auch nicht der Meinung, daß die Engländer teutonischer Abstammung seien aber auch nicht keltischer sondern skandinavischer. Diese Frage erörtert er nur nebenbei; sein Hauptzweck ist eine Sammlung der Runen, und in diesem ersten Theile hat er die runischen Inschriften in Schweden, Norwegen und Dänemark behandelt, die Englands nur ganz vorläufig berührt; sie sollen den Inhalt eines zweiten Bandes bilden. Dabei geht Stephens von einem im allgemeinen sehr richtigen Gesichtspunkt aus, nämlich daß eine große Mannigfaltigkeit der Runenschrift anzunehmen sei, indem die entlegenen und abgeschiedenen Gegenden, in denen sie vornehmlich angewendet worden, fast in gar keinem Verkehr mit anderen standen, also in allem und damit auch in den Gebrauch dieser Schrift volle Eigenthümlichkeit sich wahrten. r.

Bridges, J. H., England and China. London 1866, Chapman and Hall.

Der Verfasser giebt eine sehr interessante Vergleichung der westlichen (europäischen) Civilisation und der der Chinesen; seine Ausführungen gipfeln in dem in vieler Hinsicht treffenden Gedanken, daß sich in China ein harmonisches Gleichgewicht der Kräfte in einer minder hohen Entwickelung darstelle — daher die Stabilität der dortigen Zustände — während in der europäischen Cultur die Kräfte mächtig entwickelt, deßhalb aber auch der natürlichen Zucht entwachsen und in steter Reibung unter einander begriffen seien; daher die unaufhörlich wechselnde Strömung unserer Culturinteressen, die stete Einseitigkeit derselben, welche, wie der Verfasser meint, erst in einer von der Zukunft zu erwartenden harmonischen Zucht ihre Ausgleichung finden wird. r.

Diplomatarium Anglicum Aevi Saxonici. A Collection of English Charters from the reign of king Aethelberht of Kent, A. D. DCV, to that of William the Conqueror, by Benjamin Thorpe. 8. London 1865, Macmillan & Co.

Auch in Deutschland verdanken Geschichte und Philologie der einst

von J. M. Kemble zwiſchen den Jahren 1839 und 1848 für die English Historical Society herausgegebenen Sammlung angelſächſiſcher Urkunden — Codex Diplomaticus Aevi Saxonici 6 Vols — ſehr viel, ohne daß behauptet werden ſoll, daß ſie den Stoff erſchöpfe oder auch den neuſten, ſtreng wiſſenſchaftlichen Anforderungen in Betreff der Edition von Urkunden Genüge leiſte. Die Benutzung des Werks, das überdieß theuer und ſelten iſt, leidet an dem Uebelſtande, daß es aus zwei Partien, jede mit ihrer eigenen Einleitung und ihren eigenen Verzeichniſſen, beſteht und durchweg ein Nachſchlagen an zwei verſchiedenen Stellen nöthig macht. Auch erwähnt der Herausgeber in der Vorrede zu Vol. V, daß er noch von manchen anderen inedirten Urkunden deſſelben Zeitraums Kunde habe, obwohl er bereits die erſtaunliche Anzahl von 1369 Dokumenten zuſammengetragen hatte. Endlich hat man dem tüchtigen Gelehrten und Forſcher noch bei ſeinen Lebzeiten in England häufig vorgeworfen, daß er nicht nur bei ſeiner Unterſuchung über die Echtheit und Unechtheit ſo manches Stückes bisweilen fehlgegriffen, ſondern namentlich, wenn mehrere Handſchriften in angelſächſiſcher Sprache vorlagen, ſtatt eine einzige als Baſis zu nehmen, mit Benutzung mehrerer nach ſeinen beſonderen philologiſchen Grundſätzen einen Text conſtruirt habe, der doch unmöglich noch als der der Urſchrift gelten könnte. Bei aller Hochachtung vor Kemble als Hiſtoriker und als dem beſten Schüler Jacob Grimms unter den Engländern ließe ſich daher wohl aus verſchiedenen Gründen der Wunſch nach einer neuen erweiterten und revidirten Ausgabe ſeines Codex rechtfertigen; die Anzeige eines ähnlichen Werks von B. Thorpe, der ſich ſeit Jahren um angelſächſiſche Literatur namhafte Verdienſte erworben, war jedenfalls geeignet entſprechende Erwartungen zu erwecken. Leider indeß werden dieſelben faſt bei dem erſten Einblick in die nur in einem Bande erſcheinende Sammlung ſehr empfindlich enttäuſcht. Wir erhalten hier nichts als eine ziemlich willkürlich veranſtaltete Auswahl aus Kembles Codex und keineswegs, was ſo ſehr wünſchenswerth geweſen wäre, etwa in Nachtragsform jene noch inedirten Dokumente. Bei dem beſten Willen haben wir nichts neues entdecken können; wäre dieß dennoch vorhanden, ſo hat der Herausgeber auch zu ſeinem eigenen Schaden unterlaſſen den Leſer darauf aufmerkſam zu machen. Auch ſcheint es uns ſehr zweifelhaft, daß Thorpe neuerdings Kembles Text noch einmal mit den Manuſcripten verglichen habe; möglich, daß er aus früherer Zeit ſeine eigenen Abſchriften und

Collationen beſitzt. Mit deren Hilfe hat er nun allerdings dieß und jenes hinweggeräumt, was Kembles Methode in der That etwas anſtößig machte. Das iſt aber auch der einzige Grund und das einzige Verdienſt, die ſich dieſem Unternehmen nachſagen laſſen. Thorpe, der ſogar ſeine lakoniſche Vorrede, die jede andere Antwort ſchuldig bleibt, über Werth und Inhalt des angelſächſiſchen Urkundenſchatzes im weſentlichen aus den vorzüglichen Introductionen Kembles entlehnt, deutet nur unbeſtimmt an, daß daſſelbe auch mit der von ihm getroffenen Auswahl der Fall ſei. Dieſem Mißgriff hat der verdiente, aber vielfach verbitterte Mann es zuzuſchreiben, wenn er mit einer ſolchen Ausgabe nicht bei dem Master of the Rolls' angekommen iſt, ſondern ſich privat einen Verleger hat ſuchen müſſen. Der wiſſenſchaftlichen Forſchung aber wird er auf dieſe Weiſe am wenigſten Kemble erſetzen. R. P.

Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores, or Chronicles and Memorials of Great Britain and Ireland during the Middle Ages.

1) Descriptive Catalogue of Materials relating to the History of Great Britain and Ireland to the end of the reign of Henry VII by Thomas Duffus Hardy, Deputy Keeper of the Public Records. Vol. II from A. D. 1066 to A. D. 1200. 8. (CIV u. 601 S.) London 1865.

Ueber den Plan und den erſten Band dieſes im einzelnen viel ausführlicheren, aber auch weit weniger überſichtlichen Werks, als das bei Potthaſt, Bibliotheca Historica Medii Aevi der Fall iſt, haben wir ſchon Ztſchrift X 512 berichtet. Seitdem iſt nun ein weiterer Band erſchienen, der ſo ziemlich in derſelben Weiſe das ungeheuere Quellenmaterial zur britiſchen Geſchichte von noch nicht einmal anderthalb Jahrhunderten verzeichnet. Wie ſehr auch nach Vollſtändigkeit geſtrebt worden, ſo räumt der durch ſein öffentliches Amt überaus in Anſpruch genommene Verf. doch ein, daß er ſie lange nicht erreicht habe und gern jüngeren Händen die Arbeit überlaſſe, p. IX. Man wird indeß im Intereſſe der engliſchen und fremdländiſchen Geſchichtsforſchung nur wünſchen dürfen, daß Hardy ſelber, wozu jetzt kein anderer ſo befähigt wie er, das Unternehmen zu Ende führen möge. Die Einleitung wirft einen Blick auf den Charakter der Hiſtoriographie während der ſpeciell normänniſchen Periode im Gegenſatz zu der abgelaufenen angelſächſiſchen. Dabei wird aber doch über die letztere etwas zu hart geurtheilt, wenn behauptet wird, daß nur

Beda und höchstens Aelfred sich über ihre insulare Abgeschlossenheit erhoben hätten, und wenn es p. XV heißt: „Es scheint mir wenig Grund zu der Annahme, daß viel angelsächsische Literatur von Bedeutung unter den Trümmern der Eroberung begraben worden sei, oder daß das unwiderbringlich verlorene wesentlich sich unterschieden habe von dem noch vorhandenen, oder daß es einen solchen Grad von Vorzüglichkeit besessen, daß wir unser Urtheil hätten ändern müssen." Hardy zeigt wenig Sympathie und eingehendes Verständniß für das ganze Angelsachsenthum, dessen geistige Erzeugnisse mit einer oder zwei Ausnahmen nach ihm nicht die Aufmerksamkeit des Historikers und des Philosophen verdienen, sondern nur Material für den Philologen bieten p. XVII. Um so treffender dagegen erscheint uns seine Charakteristik des normännischen Wesens und der literarischen Umwandlung, die dasselbe so mächtig hat vollbringen helfen. Hier ist er ganz anders zu Hause als in der germanischen Vergangenheit und leistet auch deßhalb schon in diesem Bande bedeutend mehr als in dem vorhergehenden. Außerdem ist um einem Einwurf der Kritik zu begegnen mehr biographische Mittheilung eingeflochten und überhaupt auf die gesammte Literatur der Periode mehr Rücksicht genommen worden, wie das ja auch bei Wattenbach in seiner Quellenkunde zur Geschichte des deutschen Mittelalters so lehrreich geschieht. Der Verf. unterläßt nicht den Inhalt der 731 Nummern, denen ein zweifacher Index beigegeben ist, übersichtlich zu schildern, indem er von den allgemeinen Historien, den Localgeschichten, Biographien, Briefen, Gesetz- und Urkundenbüchern des Abschnitts handelt. Das System der wenig sicheren chronologischen Einreihung ohne Unterschied des Inhaltes, Werthes, der Selbständigkeit oder Ableitung des einzelnen Stückes ist beibehalten worden. Auch werden, so weit nur irgend möglich, die Handschriften, Anfang und Ende des Werkes, Buch und Capiteleintheilung genau verzeichnet. Unterschiede in der Güte der Arbeit geben sich leicht zu erkennen. Wie kurz und fehlerhaft ist die kurze Notiz über Gregor VII, dessen England betreffende Schreiben. Viele Abschnitte dagegen sind so trefflich gearbeitet wie etwa die besten Berichte in Pertz' Archiv. Es sei uns gestattet auf die folgenden Nummern als besonders hervorragend aufmerksam zu machen. S. 58 ff. wird erschöpfend an dem Geschichtswerke des sog. Ingulph, Abts von Croyland, und namentlich an den zahlreichen Urkunden nachgewiesen, daß es aus weit späteren Quellen zusammengetragen ist und großentheils auf Fälschung beruht,

wobei freilich übersehen worden ist, was schon Lappenberg, Gesch. v. England I, p. LXII dargelegt hatte. Von S. 309—389 ist die großartige Menge der Quellenschriften zur Geschichte des Thomas Becket und des Kirchenstreits mit Heinrich II zusammengetragen. Es ist wahrhaft staunenswerth, wie viel darüber noch handschriftlich vorhanden ist, wie viel bis unmittelbar an die Zeit selber hinaufreicht, wie oft schon Versuche gemacht sind, das wichtigste in Sammlungen herauszugeben. Es wäre eine würdige Aufgabe der englischen Commission den bis jetzt niemals, am wenigsten aber von Dr. Giles erschöpften Plan endgiltig auszuführen, wozu gerade Hardy's Vorarbeiten die allerbeste Grundlage bieten würden. Nicht minder ausgezeichnet sind die Artikel über Johannes von Salisbury, Peter von Blois, Giraldus Cambrensis, den Pseudo-Vinisauf, der jetzt nach der trefflichen Ausgabe von Stubbs in der Sammlung der Chronicles and Memorials als Richard, der Kanonicus von S. Trinitatis in London, feststehn dürfte. Ueber die einst so häufig aus Twysden, Decem Scriptores benutzte Chronik des Johannes Brompton, Abts von Jorvaulx, den man längere Zeit unter Eduard I ansetzte, erfahren wir S. 540 aus einem Erlaß Heinrichs VI, daß er dessen Zeitgenosse gewesen. Man kann bei einem so wichtigen Wegweiser, wie Hardy ihn endlich liefert, nicht genug bedauern, daß dem Verf. aus der deutschen Literatur nur zugänglich gewesen ist, was in lateinischen Editionen oder Uebersetzungen vorliegt, und daß ihm zugleich mit der Sprache eine Kenntniß unserer neuesten Forschungen abgeht, die sich von verschiedenen Seiten auch auf das englische Mittelalter richten.

2) Le Livere de Reis de Brittanie e Le Livere de Reis de Engleterre. Edited by John Glover, M. A. 8. (XX u. 400 S.) London 1865.

Nur aus zwei Handschriften, der einen im Vatican, der anderen in der Bibliothek von Trinity College Cambridge, ist ein Werk in französischer Sprache über die alte Geschichte Englands bekannt, das aus den gangbaren lateinischen Autoren schöpfend zur Zeit Eduards I abgefaßt wurde. Bale in seinen Centuriae p. 328 unterscheidet Genealogia regum Britanniae und Genealogia Angliae regum, beide Gallice, die bis zum Jahre 1274 herabreichen, was durch die Hand des Cambridger Mſc. bestätigt wird. Er legt sie einem Peter von Ickham bei, dem in der Regel eine lateinische Chronik zugeschrieben wird. Der Herausgeber

weist nach, daß letzteres irrig ist, während der sonst so unkritische Bale in Bezug auf die französische Handschrift einmal Recht hatte. Nur in dem Cambridger Exemplar findet sich das erstere Stück als eine Art Einleitung und offenbart sich auf den ersten Blick als eine der vielen landläufigen Abkürzungen des in Latein und französisch unendlich verbreiteten Brut. Herr Glover läßt ihm den Titel, der in seiner Handschrift für das ganze gilt, während er den zweiten für das Hauptstück selber supplirt hat. Dieses hebt an mit einer Beschreibung der politischen und kirchlichen Eintheilung Englands und reicht in der That bis auf die Krönung Eduards I im Jahre 1274 herab. Im ganzen macht die Belesenheit des Compilators, dessen Autoren von Beda bis auf die Chroniken des dreizehnten Jahrhunderts leicht nachzuweisen sind, einen guten Eindruck; besonders gern folgt er dem Radulfus de Diceto; nicht ohne Geschick löst er seine Aufgabe für das höfische, politisch interessirte Publicum seines Zeitalters, in dem herrschenden Idiom ein brauchbares Compendium der nationalen Geschichte zu liefern. Nur einzelne wenige Zuthaten mögen Eigenthum des Verfassers sein. Der Cambridger Handschrift ist von etwas anderer Hand ein französisch geschriebener Abriß des Lebens Eduards I angehängt, vom Herausgeber Wroxham Continuation genannt. Einzelnes aber erinnert direct an die Chronik des Bartholomäus Cotton, und selbst hier findet sich ein freilich gräulich verstümmeltes Bruchstück aus dem zwischen dem englischen Könige und Adolf von Nassau zu Dortrecht im Jahre 1294 geschlossenen Vertrage, p. 314 ke par cele resun tint le roy de Alemanie sun parlement, die Martis proximo post festum Sancti Dominici confessoris. Ad cujus parleamentum isti interfuerunt apud Thruchdrat: Rex Alemaniae, archiepiscopus Syfert, Coloniae, comes Selondiae et Holondiae etc. cf. hist. Ztschrift IV 461, des Ref. Engl. Gesch. IV 87 und vor allen Böhmer, Reg. Imp. 365. Auch das, übrigens nur in einer schlechten Abschrift benutzte vaticanische Manuscript hat eine Fortsetzung erhalten, die von 1280 bis 1326 reicht, vom Herausgeber als aus dem Kloster Sempringham stammend nachgewiesen und also benannt wird, und durchaus im Einklang mit unseren übrigen Berichten die stürmischen Hergänge während der Regierung Edwards II schildert. Obwohl diese Fortsetzung mitten im Satze abbrechend gleichzeitig zu sein scheint, so kommt ihr doch nicht die Bedeutung einer quellenmäßigen Aufzeichnung oder gar der Relation eines an den Ereignissen

Betheiligten zu. Die Ausgabe iſt, auch was die einſchlagenden Unterſuchungen und die ſprachliche Erläuterung betrifft mit Sorgfalt angefertigt, abermals die Frucht des Cambridger Fleißes, während ſich Oxford von Anfang an viel weniger eifrig an dem nationalen Unternehmen betheiligt hat.

R. P.

Aus der engliſchen Memoirenliteratur möchten wir folgende neue Erſcheinungen verzeichnen; trotz der Bedeutung des Mannes erſcheint kleinlich und deßhalb von geringem Werthe:

The Diary of the Right. Hon. William Windham, 1784 to 1810, Edited by Mrs. Henry Baring. 8. (XL. 540 p.) London 1866, Longmans.

Wichtiger ſind die

Memoirs and Correspondences of Field-Marshal Viscount Combermere, G. C. B. etc. From his family papers. By the Right Hon. Mary Viscountess Combermere, and Capt. Knollys. 2 vol. London 1866, Hurst and Blackett.

Daneben erwähnen wir:

Berkeley, Hon. Grantley F., My Life and Recollections. Vol. 3 & 4. 8. (XXI. 719 p.) London, Hurst and Blackett.

Nicht im Buchhandel erſchienen aber intereſſant wegen der Beziehungen der Verfaſſerin zu Byron ſind die

Memorials of Miss Catharine Maria Fanshawe. London 1866.

Wie das letztere nur literargeſchichtlich von Werth iſt das Lebensbild des Dichters Charles Lamb, verfaßt von ſeinem Freunde Barry Cornwall, das Buch führt den Titel:

Charles Lamb, A Memoir. London 1866. r.

Rogers, J. E. Th., and Tooke, A History of Agriculture and Prices in England, from the Year after the Oxford Parliament (1259) to the Commencement ot the Continental War (1793). Compiled entirely from Original and Contemporaneous Records. Vol. I. II. A. D. 1259—1400. London, Macmillan and Comp.

Eine willkommene Ergänzung zu dem trefflichen Werke von Thomas Tooke, welches bekanntlich 1793 beginnt, und dieſem völlig ebenbürtig. Man wird nicht durchgehend mit den in dem Buche ausgeſprochenen Anſichten einverſtanden ſein können; allein es iſt jedenfalls wegen ſeiner Data höchſt beachtenswerth. r.

Die Staatseinrichtungen Englands von Homerſham Cox. Aus dem

engliſchen überſetzt und bearbeitet von G. A. Kühne, Appellationsgerichtsrath. Berlin 1867.

Wir hatten als wir vor zwei Jahren in dieſer Zeitſchrift auf die wiſſenſchaftliche Bedeutung der Institutions of the english government von H. Cox hinwieſen, kaum zu hoffen gewagt, daß dieſes engliſche Werk ſobald einen deutſchen Ueberſetzer finden werde. Daß es dennoch geſchehen, iſt ein erfreulicher Beweis nicht nur des ſteigenden Intereſſes an den öffentlichen Angelegenheiten ſondern auch der wachſenden politiſchen Reife, und man darf, nachdem Werke wie Gneiſt, May, Fiſchel, Cox erſchienen ſind, hoffen, in politiſchen Discuſſionen einer gründlicheren Kenntniß und einem klareren Verſtändniß der engliſchen Verfaſſungs- und Verwaltungsinſtitutionen, ſowie der Bedingungen derſelben zu begegnen. Cox's Werk iſt das Reſultat gründlicher Studien; es belehrt eingehend über die geſchichtliche Entſtehung wie über die gegenwärtige Wirkſamkeit der politiſchen, adminiſtrativen und richterlichen Inſtitutionen. Es bietet bei jedem Abſchnitte das einſchlägige Geſetzesmaterial, die wichtigſte Literatur und die bemerkenswertheſten Controverſen. Die vorliegende Ueberſetzung iſt treu und geſchmackvoll, einzelne vorgenommene Kürzungen und Ausſcheidungen ſind gerechtfertigt. Vielleicht hätten, wie in der Ueberſetzung von May's Verfahren im Parlamente bei der Behandlung der Privatbills geſchehen, einige Abſchnitte über die richterlichen Inſtitutionen gekürzt werden können. Dem Verſtändniß der meiſten deutſchen Leſer werden die fremdartigen und verſchlungenen Verhältniſſe der richterlichen Gewalt in England auch durch die ausführliche Darlegung von Cox noch nicht völlig anſchaulich, während der Gelehrte von Fach zu andern Hilfsmitteln greifen muß. Wir wünſchten dagegen, daß der Ueberſetzer die Zahl ſeiner eigenen, höchſt präciſen Anmerkungen verdoppelt hätte, ſo namentlich bei der Darlegung des Verfahrens im Parlamente, wo Cox die Kenntniß May's vorausſetzt. Nicht zu billigen iſt die häufige Unterdrückung literariſcher Notizen in der deutſchen Ueberſetzung, namentlich ſollten die Hinweiſungen auf die state trials mit Angabe von Band und Seite nicht fehlen, Parry nicht ohne Angabe der Seite citirt werden. Zahlreiche Druckfehler ſind verbeſſert, doch manche ſtehen geblieben. So z. B. p. 191 Stokdale, p. 192 Abbot, wiederholt Gotsell ſtatt Gotſell, Sachevarell ſtatt Sacheverell, p. 265 Earldorman ſtatt Caldorman und auf derſelben Seite allerdings nach dem Original die wunderliche Wortbildung Shyremote ſtatt Shirgemote. Nn.

Juste, Théodore, Le régent d'après les papiers et d'autres documents inédits. 8. (X. 213 p.) Bruxelles 1867, C. Muquardt.

Ein neuer Theil des von Juſte unternommenen Sammelwerkes: »Les fondateurs de la monarchie belge«. Dießmal bildet der Baron Surlet de Chokier den Vorwurf der Darſtellung, welche wieder mit dem gewohnten Reiz der Arbeiten von Th. Juſte umgeben und von um ſo größerer Bedeutung iſt, als ſie einen Mann betrifft, von dem weder während ſeines Lebens noch nach ſeinem Tode eine Biographie erſchienen iſt, welcher trotz der mannigfachſten und inſtändigſten Geſuche, zu biographiſchen Artikeln über ihn in Enkyklopädien u. ſ. w. das erforderliche Material zu liefern, nicht wankend gemacht werden konnte in dem Entſchluſſe, die Ruhe ſeiner Zurückgezogenheit ſich nicht verkümmern zu laſſen, indem er zum zweiten Male an die Oeffentlichkeit trete. Nun haben indeß Juſte die Papiere Surlets vorgelegen, ein reicher Schatz ungedruckten Materials, aus dem ſich nicht allein das Leben des Mannes eruiren ließ, in deſſen Händen eine Zeit lang die oberſte Leitung der belgiſchen Angelegenheiten lag, das vielmehr auch geeignet iſt, die wichtigen Ereigniſſe der Zeit zu klarerer Anſchauung zu bringen, die in ihnen wirkſamen Perſönlichkeiten ſchärfer zu beleuchten. Am Schluſſe theilt Juſte auch eine Anzahl intereſſanter Pièces justificatives mit. B.

Gill, Thomas H., The Papal Drama: An Historical Essay. London 1866, Longmans.

Der Verfaſſer ſchreibt von dem Standpunkte eines ganz einſeitigen Proteſtantismus aus, dem er mit großer Wärme zugethan zu ſein ſcheint: ihm iſt das Papſtthum gar nichts weiter als eine vollendete Corruption des Chriſtenthums; und er bekennt offen, daß er es überall in ſeiner Schrift nur unter dieſem Geſichtspunkte betrachte. r.

Matthus, Iſidor von, Italiens ſtaatliche Umgeſtaltung mit beſonderer Rückſicht auf Süditalien. Eine politiſche, ſociale, kirchliche und militäriſche Studie. Von einem ehmaligen Artillerie-Offizier. 8. (91 S.) Peſt, Wien, Leipzig 1866, A. Hartleben.

Dieſe kleine Schrift, welche von einem Ungarn, der in der italieniſchen Artillerie gedient hatte, zuerſt in ungariſcher Sprache und dann in einer erweiterten deutſchen Umarbeitung herausgegeben worden iſt, würde den Bedürfniſſen mancher Zeitungsleſer entſprechen, wenn ſie in einem lesbareren Deutſch geſchrieben wäre. Denn bei der Verworrenheit der Urtheile,

die wir noch immer in deutschen Blättern über die Angelegenheiten Unteritaliens finden, dürfte dieselbe gar manchem eine richtige Vorstellung von den Zuständen des ehemaligen Königreichs Neapel beibringen. Aber, wie schon bemerkt, die Schrift ist zu schlecht stylisirt, wimmelt von Verstößen gegen die deutsche Grammatik und ist in einzelnen Sätzen gradezu unverständlich. Ich will zum Beleg hierfür nur zwei Perioden ausheben. S. 18 heißt es: „Daher kam es, daß die Initiative zu freisinnigen Bewegungen niemals von Neapel ausging, daß Neapel nie (?) eine Revolution hervorbrachte, sondern daß man die Revolution durch dasselbe machen ließ, eigentlich für dasselbe machte, und daß man den Nationalgeist hier zuerst suchen und schöpferisch in's Leben rufen mußte, bevor man ihm die nöthige Richtung hätte geben können." Und S. 41: „Die Leibeigenschaft und das Tyranniſiren des Volks hatte schon in diesen Zeiten („des römischen Reiches") nicht wenige bewogen, sich in die Berge zu flüchten und sich zu rächen an der Gesellschaft, welche sie in Fesseln gelegt. Darum hatten ihre Angriffe sehr oft die Färbung eher eines Bürgerkrieges, als der Kampf auf Leben und Tod von in Verzweiflung gerathenen Wegelagern." Man wird nach diesen Proben zugestehen müssen, daß der Styl des Verfassers sich doch noch zu seinem Nachtheil von der Schreibweise anderer kaiserlich königlicher Historiker ungarischer Herkunft auszeichnet. Sieht man aber von ihm und einzelnen historischen Verstößen ab, so werden alle die, welche Unteritaliens Zustände nicht durch Autopsie kennen, dem Verfasser manche Belehrung zu verdanken gern bekennen.

Doch verspricht der Titel der Broschüre etwas mehr als der Inhalt derselben in Wirklichkeit bietet. Denn im wesentlichen beschäftigt sich der Herr Verfasser nur mit drei Gegenständen. Er sucht den Umsturz des neapolitanischen Reiches und das Geheimniß des Sieges Garibaldis zu erklären; setzt die Ursachen des Brigantaggio auseinander und macht uns Mittheilungen über die Formirung, den Charakter und den Werth der italienischen Armee.

Der Herr Verfasser ist ein national gesinnter Ungar und beurtheilt die Entwickelung des italienischen Königreichs vom specifisch ungarischen Standpunkte aus. Nach ihm wird Venedig in Pest erobert werden, und Garibaldi wird getadelt, daß er nicht, statt im Jahre 1862 die Katastrophe auf dem Aspromonte zu vermeiden, den Orient zu insurgiren unternommen

habe. Napoleon III, meint der Verfaſſer, werde eine Revolutionirung des Oſtens nicht nur nicht verhindert, ſondern Garibaldi hierbei ſogar unterſtützt haben. Es wird geradezu von einem Auftrage Garibaldis geſprochen. (S. 39.) Offenbar hat hierbei der heißblutige Patriot den Politiker und Hiſtoriker irre geführt. Wer will aber das in unſeren Tagen jemanden zum Vorwurfe machen? Muß man doch jetzt ſchon zufrieden ſein, wenn nicht vorgefaßte Parteimeinungen und nationale Eitelkeit den Blick für reale Verhältniſſe gänzlich trüben!

Das iſt aber bei Herrn von Mattyus nicht geſchehen. Er übertreibt die Verdienſte Garibaldis nicht, ohne ſie zu verkleinern. Seine Erfolge ſchreibt er zum großen Theile der Apathie des neapolitaniſchen Heeres und der geſammten Bevölkerung zu. Nach den von mir gleichfalls an Ort und Stelle gemachten Beobachtungen hat zur Auflöſung des Heeres weſentlich aber noch das gegenſeitige Mißtrauen und die Eiferſucht der höheren Officiere beigetragen. Der Egoismus, welcher die königliche Familie beherrſchte und ſie bei all ihrem Thun nur an *ihre* Erhaltung und nicht an das Wohl des Staates denken ließ, hatte allmählich das ganze Staatsgebäude bis in ſeine Fundamente ſo durchfreſſen, daß daſſelbe dem verhältnißmäßig nicht ſehr ſtarken Angriff von außen leicht unterlag. Doch wird man Unrecht thun, wenn man für die Fäulniß des neapolitaniſchen Staatskörpers nur die Regenten der Familie Bourbon verantwortlich machen wollte. So wenig als die gegenwärtigen Zuſtände Spaniens allein auf Rechnung der von dieſer Familie hier geübten Regierungsweiſe zu ſetzen ſind, vielmehr deren Urſprung aus den Zeiten der habsburgiſchen Könige abzuleiten iſt, ſo datirt auch der Verfall Neapels vor allem aus jenen Jahrhunderten, in denen hier ſpaniſche Vicekönige das Mark des Landes ausſogen und alle Stände deſſelben gleichmäßig corrumpirten. Wer das Buch A. de Reumont's, die Caraſa von Maddaloni (Berlin 1851) geleſen hat, wird hierüber in keinem Zweifel befangen ſein können. —

Daß das Brigantaggio nur in einem äußerſt loſen Zuſammenhange mit legitimiſtiſchen Parteibeſtrebungen geſtanden hat, erweiſt Herr von M. durch Citate aus dem Tagebuche des carliſtiſchen Parteiführers Borjès (Borges?), welchen der General Clary zu einem Reactionsverſuche verſchrieben hatte. Ein Graf Kalkreuth und ein Baron von Brackel, bourboniſtiſche Emiſſaire, welche erklärter Maßen im Dienſte von Franz II ſtanden, ſprachen ſich dem Schreiber dieſer Zeilen gegenüber in ganz derſelben

Weiſe über das Verhalten der Unteritaliener aus, wie es Borjès in ſeinem Tagebuche gethan hat. Schon ſeit Jahr und Tag agiren übrigens die Räuber des Feſtlandes gänzlich unabhängig von den Eingebungen aus dem Palazzo Farneſe. Der Aufſtand in Sicilien, der im September 1866 Palermo ſogar in die Hände der Inſurgenten brachte, war mehr eine Folge klerikaler Aufhetzereien als bourboniſtiſcher Intriguen.

Das Urtheil des Verfaſſers über den Werth der italieniſchen Armee — von der Flotte iſt nicht die Rede — hat der Feldzug dieſes Jahres beſtätigt. Die Armee hat ſich, wenn auch geſchlagen, doch als tüchtig erwieſen. Das Lob, welches Mattyus den Schöpfern derſelben zollt, die aus ſo disparaten und widerſpenſtigen Elementen eine Einheit zu bilden verſtanden, iſt ein wohlverdientes. O. Hartwig.

Bancroft, George, History of the United states from the Discovery of the American Continent. Vol. IX (The American Revolution. Vol. III.) 8. (506 p.) Boston 1866, Little Brown & Cp.

Der vorliegende neueſte Band der Geſchichte des berühmten Amerikaniſchen Hiſtorikers umfaßt räumlich zwar nur die kurze Zeit von der Unabhängigkeitserklärung (4. Juli 1776) bis zum Abſchluß des franzöſiſchen Bündniſſes (6. Februar 1778); allein dieſer anſcheinende Mangel an Oekonomie iſt durch den ereignißreichen und folgeſchweren Inhalt dieſer kurzen Periode mehr als gerechtfertigt. Sie enthält den Kampf um die Exiſtenz, deren Grund mit der berühmten Erklärung vom 4. Juli 1776 gelegt und deren Erhaltung durch das franzöſiſche Bündniß geſichert iſt. In die Zwiſchenzeit fallen die Schlachten in New-York, New-Jerſey und Pennſylvanien, der beinahe gewiſſe Untergang und das allmähliche Wiederaufraffen der nationalen Kraft. Nach Abſchluß der Allianz mit Frankreich ſinken die militäriſchen Operationen zur verhältnißmäßigen Unbedeutenheit herab. Der Krieg zwiſchen Frankreich und England tobt heftiger auf dem Meere und in Oſtindien, und Bancroft hat deßhalb vollſtändig Recht, wenn er, wie er in der Vorrede bemerkt, die Revolution im nächſten Bande beſchließen will.

Es iſt nicht zu viel geſagt, daß die Erzählung Bancroft's den hier behandelten Abſchnitt in ein ganz neues, von der bisherigen Auffaſſung durchaus verſchiedenes Licht ſtellt. Entweder wurde, namentlich in Deutſchland, die Gründung der amerikaniſchen Republik und der erſte Kampf um ihre Exiſtenz nach engliſchen Quellen geſchildert, alſo auch mit engliſcher Brille angeſehen, oder ſie war — vorzugsweiſe in Amerika — im

blind verherrlichenden Stil der „vierten Juli Redner," mit den Augen der roſenfarbig malenden „Söhne der Sires" betrachtet. So hatten unbeſtimmte blendende Phraſen, glitzernde Gemeinplätze den eigentlichen Sachverhalt mit jedem Jahre mehr verdunkelt, und wenn auch einzelne tüchtige Monographien ein wirkliches Stück Geſchichte brachten, ſo fehlte es doch bisher noch an einem Werke, welches, die ganze Revolutionsgeſchichte umfaſſend, dieſe mit dem nüchternen Blick eines wirklichen Hiſtorikers ſchildert.

Bancroft hat nicht nur das Verdienſt eines ſorgfältigen fleißigen Quellenſammlers, ſondern er ſchreibt auch die erſte quellenmäßige Geſchichte ſeines Landes. Wie das ſchon die vorhergehenden Bände glänzend bewieſen haben, beherrſcht er ſein Thema vollſtändig und beſitzt die Mittel, ſich ſelbſt die koſtbarſten Materialien zugänglich zu machen; im vorliegenden Bande aber vereinigt er mehr als früher mit dieſen Vorzügen die Kunſt der Ausſcheidung, Gruppirung und Erzählung. Namentlich hat er ſich jetzt bedeutend über die oft gezierte und manierirte Darſtellung ſeiner früheren Schreibweiſe erhoben, und wenn ihm ein Vorwurf zu machen iſt, ſo dürfte es höchſtens der ſein, daß er einzelne Partien der hier geſchilderten Periode zu kurz behandelt hat, daß er mit der Erſchließung ſo reicher Quellen oft zu ſparſam verfahren iſt.

Die militäriſchen Operationen ſind an ſich unbedeutend und nehmen deßhalb auch das Intereſſe der Gegenwart wenig mehr in Anſpruch; allein es mag hier bemerkt werden, daß es Bancroft vorzugsweiſe vermittelſt deutſcher Quellen gelungen iſt, den oft abſichtlich entſtellten Sachverhalt wieder herzuſtellen. Es lag nämlich gerade über die erſten Jahre des amerikaniſchen Revolutionskrieges eine bedeutende Zahl von Tagebüchern und Briefe deutſcher Officiere vor, welche zu den von Braunſchweig, Heſſen u. a. nach Amerika verkauften Truppen gehörten. In der Vorrede Eelkings zu ſeinen „deutſchen Truppen" findet ſich ihr vollſtändiges Verzeichniß. Bancroft kaufte ſie alle und gelangte dadurch in den Beſitz eines werthvollen Materials. Noch bedeutender aber waren die Braunſchweigſchen Papiere in den Acten des Berliner Generalſtabes, auf welche Bancroft durch eine kurze Notiz in Franſeckys „Gneiſenau" (veröffentlicht von der hiſtoriſchen Abtheilung des preußiſchen Generalſtabes) aufmerkſam gemacht wurde. General Moltke geſtattete die Anfertigung vollſtändiger Abſchriften dieſer höchſt werthvollen Papiere, unter denen beſonders die Rapports und vertraulichen Briefe des Hauptmanns und Generaladjutanten v. Münchhauſen

auf verschiedene Ereignisse ein ganz neues Licht warfen. Die Schriften des spätern Generals Ewald, der als unternehmender hessischer Jägerofficier den ganzen Krieg mitmachte, und zeitgenössische erzählende und kritische Artikel, in deutschen Blättern und Büchern zerstreut, vom Obersten Zimmermann in Berlin gesammelt, vervollständigten die reiche Ausbeute von Quellen, unter welchen für Amerika auch Schlözers Briefwechsel und Staatsanzeigen zum ersten Mal benutzt sind.

Was die Mittheilungen der deutschen Offiziere so werthvoll macht, ist ihre wirklich naive Unbefangenheit. Sie ließen sich für Kost und Logis in Amerika herumschleppen oder todtschießen und berichteten über die Ereignisse mit der Gleichgiltigkeit eines Subalternbeamten, der sich mit der Verantwortlichkeit seiner hohen vorgesetzten Behörden tröstet. Um von allen Beispielen eines anzuführen, so sei hier der wichtigen Affaire von Trenton, 25. Dezember 1776 gedacht, welche durch Oberst Donop (derselbe, der später tapfer kämpfend bei Red Bank fiel) (p. 229) in einigen wesentlichen Punkten ergänzt wird. So erhalten wir hier die vollgiltigsten Beweise für den beabsichtigten Verrath des General Reed, den sein Enkel noch heute für Amerika mit Erfolg zu einem der revolutionären Helden und Pairs von Washington zu machen gewußt hat. Aber auch die wichtigen Gefechte von Long Island (p. 97—107), Fort Washington (p. 190—193), New-York und New-Jersey erhalten hier erst eine sachliche und correcte Darstellung; überall haben die deutschen Quellen zur Berichtigung alter Vorurtheile und Uebertreibungen beigetragen, und namentlich ist das einseitige englische Plaidoyer von Stedman, das u. a. Schlosser in der Geschichte des 18. Jahrhunderts als Quelle gedient hat, in seiner Ungenauigkeit und sogar theilweisen Verlogenheit aufgedeckt. Bancroft hat den Antheil der deutschen Truppen am amerikanischen Kriege ohne jedes nationale Vorurtheil geschildert; seine Darstellung berichtigt manchen landläufigen Irrthum und führt auch die Leistungen der amerikanischen Armee auf ihr richtiges Maß zurück. Während mehr als einem Schein-Helden, wie Charles Lee, Putnam, Gates, Sullivan u. a. die erborgten Lappen vom Leibe fallen, tritt Washingtons Bedeutung als Patriot und Feldherr um so entschiedener hervor. Nur Greene gegenüber hat Bancroft zwei Mal ungerecht, wenigstens zu hart geurtheilt.

Es kann natürlich nicht die Aufgabe dieser kurzen Anzeige sein, den Faden dieser Erzählung zu verfolgen und die Ursachen des Scheiterns

der englischen Wiedereroberungsversuche und des Gelingens der Revolution in den leitenden Persönlichkeiten und Maßregeln nachzuweisen. Nur so viel sei hier bemerkt, daß die Darstellung der diplomatischen Verhandlungen, welche zum endlichen Abschluß des französischen Bündnisses führten, aus den pariser und madrider Archiven geschöpft ist und daß des Verfassers Entwickelung der englischen auswärtigen Politik sich gleichfalls auf die Acten der Londoner Ministerien stützt. Der Leser macht hier die Bekanntschaft von vielen neuen, bisher unbekannten Quellen, welche wesentlich zur Berichtigung des bisherigen Urtheils über die Cabinetspolitik jener Zeit beitragen und sogar ihre Streiflichter in die Gegenwart werfen.

Dem deutschen Leser sind als besonders lehrreich die Kapitel 2, 15 und 26 zu empfehlen, welche das langsame Werden des amerikanischen Staatenbundes entwickeln. Wie sie für die ver. Staaten die Bedingungen und Keime der erst vor einigen Jahren erfolgten Secessionsbewegung nachweisen, so erzählen sie den Völkern Europas, welche jetzt nach einheitlicher Gestaltung ringen, wie langsam sich der Particularismus der Einzelstaaten zu den selbst geringsten Opfern entschloß, wie er eine starke Regierung in der höchsten Krise nicht duldete, und wie jeder Versuch der wirksamen Einigung durch den Schrei der Centralisation, des Eingriffes in die Rechte der Einzelstaaten, der gewaltsamen Vernichtung langjähriger provinzieller Eigenthümlichkeiten zu nichte gemacht wurde. Es ist als ob der amerikanische Geschichtschreiber zu einem deutschen Hörerkreise spräche, wenn er von den Mängeln der neuen politischen Schöpfung redend S. 437 sagt: „Die Conförderation (von 1777) wurde unter dem Einflusse von politischen Ideen gebildet, welche sich durch einen hundertjährigen Kampf der individuellen und örtlichen Freiheiten gegen eine unverantwortliche centrale Autorität entwickelt hatten. Jetzt wo die Gewalt aufs Volk übergieng, waren neue Einrichtungen nöthig, stark genug, den Staat zu beschützen, während sie die Freiheiten des einzelnen nicht verletzten. Aber Amerika stellte, irre geleitet durch das, was der Vergangenheit angehörte, als organisirendes Princip das Princip des Widerstandes gegen die Gewalt auf, welcher sich in allen dreizehn Colonien auf Grund einer Reihenfolge von gemeinschaftlichen Eifersüchteleien und Streitigkeiten zum vollen Eigensinn verknöchert hatte. Während der sechszehn Monate, welche der Einführung des Dickinsonschen Confördérationsplanes folgten, griff der Geist der Entzweiung sichtlich mehr im Congreß um sich. Genährt war dieser Geist

durch ein unbeschränktes Durchgehenlassen, durch feindliche Interessen, durch die Furcht des Südens vor der gleichartigern und dichtern Bevölkerung des Nordens, durch einander unähnliche Anstöße, unter denen die verschiedenen Theile des Landes colonisirt waren, und endlich durch die Furcht vor Eingriffen in die Eigenthümlichkeiten jeder Colonie. Jede Aenderung in Dickinsons Entwurf, der übrigens nur einen Bund von Staaten vorschlug, verdüsterte mehr und mehr die Aussicht auf Verwirklichung jener energischen Autorität, welche die erste Bürgschaft der Freiheit ist." Diese Partie ist überhaupt die beste des Bancroftschen Buches; sie liefert zugleich den Schlüssel zum Verständniß der spätern politischen Geschichte der ver. Staaten. Sie brauchten eilf Jahre, um eine bessere und verhältnißmäßig straffere Verfassungsform zu finden. Wie lange wird Deutschland brauchen, um von dem Beispiel anderer Völker zu lernen und beim Einheitsstaat anzukommen?

Greene, Nathanael, An Examination of some statements concerning Major General Greene, in the Ninth Volume of Banoroft's History of the United States. By George Washington Greene, Author of Historial View of the American Revolution etc. etc. gr. 8. (86 p.) Boston 1866, Tiknor & Fields.

Der Titel obiger Schrift deutet zwar die Ursache ihres Entstehens an, giebt aber keinen nur annähernden Begriff von ihrem reichen und werthvollen Inhalt. Prof. Geo. W. Greene, einer der tüchtigsten Kenner der amerikanischen Geschichte und vor allem der Revolutionszeit, widerlegt hier an der Hand authentischer Dokumente die Darstellung Bancrofts, soweit sie den General Greene (Großvater des Autors) betrifft.

In der vorangehenden Besprechung wurde darauf hingedeutet, daß B. die Verdienste des Generals Greene an verschiedenen Stellen unterschätzt und deßhalb die betreffenden Ereignisse einseitig dargestellt habe. Das vorliegende Werkchen weist die Grundlosigkeit der Bancroftschen Auffassung und Darstellung nach. Es ist aber auch von allgemeinem Interesse, weil es auf die bedeutendsten und vielfach bestrittenen Begebenheiten einer wichtigen Epoche ein theilweise ganz neues Licht wirft; zugleich aber unterscheidet es sich durch seine Darstellung äußerst vortheilhaft von der gewöhnlichen Sorte derartiger Gelegenheitsschriften, welche ihren Helden auf Kosten der übrigen Zeitgenossen in den Himmel erheben. Greene enthält

ſich jedes Raiſonnements und läßt den Leſer ſelbſt ſeine Schlußfolgerungen aus den reichlich mitgetheilten Urkunden ziehen.

Die allgemeinen Reſultate ſeiner Unterſuchung laſſen ſich dahin zuſammenfaſſen, daß Nathanael Greene, welcher ſich bekanntlich ſpäter im Süden gegen Cornwallis auszeichnete, ſchon damals einer der tüchtigſten und umſichtigſten Generale Waſhingtons war, ein uneigennütziger Patriot, der ſtatt leichtblütig und blind vertrauend zu ſein, wie Bancroft ihn ſchildert, ſich der Schwierigkeit und Verantwortlichkeit ſeiner Aufgabe wohl bewußt war, ein denkender und zugleich beſcheidener Officier, welcher bei den wichtigſten Unternehmungen mitwirkte und die Verdienſte anderer ſtets bereitwillig anerkannte.

So trifft auch der Tadel Bancrofts, der Greene für die Behauptung und Vertheidigung Fort Waſhingtons verantwortlich macht, ihn einfach aus dem Grunde nicht, weil der Oberfeldherr ſelbſt an Ort und Stelle war (gegenüber in Fort Lee) alſo auch, wenn die Vertheidigung überhaupt ein Fehler war, dafür verantwortlich ſein mußte. Ebenſowenig kann Greene auf Grund der von ſeinem Enkel mitgetheilten Thatſachen wegen angeblichen Mangels an Vorſicht oder gar wegen ſchlechter Ausführung der ihm ertheilten Befehle für den Fall von Fort Lee verantwortlich gemacht werden. Daß ſeine Bedeutung für die Schlachten am Brandywine und bei Germantown von Bancroft theils mit Stillſchweigen übergangen, theils nicht in ihrer Wichtigkeit für die amerikaniſche Kriegsgeſchichte gewürdigt worden, beweiſen die mitgetheilten Briefe Greenes, ſowie die Aeußerungen Mitbetheiligter und zeitgenöſſiſcher Schriftſteller, welche B. theils ignorirt, theils nur auszugsweiſe citirt.

Die Uebereinſtimmung in allen bedeutenden Fragen, ſowie das freundſchaftliche Verhältniß, welches zwiſchen Waſhington und Greene bis an des letztern Tod beſtand, beweiſt daß B. die Urtheilskraft und den Verſtand des ſonſt von ihm ſo ſehr gefeierten Waſhington herabſetzt, wenn er G. als den unbedeutenden General ſchildert, als welcher er in ſeiner Darſtellung erſcheint.

Die zahlreichen Originalbriefe, deren Mehrzahl bisher noch nicht veröffentlicht war, liefern einen äußerſt werthvollen Beitrag zum Charakter und Geiſt der Revolutionszeit. Es iſt nur zu bedauern, daß die ſchon lange angekündigte Veröffentlichung des handſchriftlichen Nachlaſſes des General Greene noch immer nicht erfolgt iſt. Fr. K.

Nilsson, S., Die Ureinwohner des Skandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwickelungsgeschichte des Menschengeschlechts. Aus dem Schwedischen übersetzt. 2. mit 2 Nachträgen vermehrte Ausgabe. 8. (XVI u. 159 S. VIII u. 120 S.) Hamburg 1866 und 1865, O. Meißner.

Den Lesern der Zeitschrift ist die Nilssonsche Schrift nicht unbekannt; die schwedische Ausgabe hat bereits Bd. X S. 237 f. eine Beurtheilung erfahren, welche den wissenschaftlichen Werth der hier vorgetragenen Hypothese, daß die Phönicier in alten Zeiten zahlreiche Niederlassungen an der skandinavischen Küste gehabt und das Bronzealter mit seiner Cultur dort begründet hätten sehr gering anschlägt. In zweiter Ausgabe sind die Ausführungen des Verf. ganz dieselben geblieben; allein er versucht in 2 Nachträgen noch eine weitere Begründung seiner Annahmen. Der erste dieser Nachträge unternimmt zunächst aus allgemeinen Gründen den Nachweis, daß die vielgenannte Bernsteinküste der Phönicier nicht in Preußen sondern in Skandinavien zu suchen sei, daß man nicht umhin könne, dort förmliche Niederlassungen der Phönicier zu Handelszwecken anzunehmen, in deren Ueberresten es nicht an Spuren ihrer Cultur fehlen könne. Darnach aber versucht Nilsson weitere Argumente für seine Ansicht beizubringen, daß eben die Geräthschaften der Bronzezeit unzweifelhaft von phönicischer Hand gefertigt seien. Der zweite Anhang enthält eine Erklärung des alten Monumentes Stonehenge in Wiltshire, welches der Verf. gleichfalls als phönicischen Ursprunges und als Erzeugniß derselben Bronzezeit ansieht. Daher dient es ihm als eine neue Bekräftigung seiner Aufstellungen, um so mehr als Schweden in dem Haborgsgalgen auf der Asiger Haide in Halland, den der Verf. zuletzt kurz bespricht, ein Denkmal ähnlicher Art besitzt. Wie die Hauptschrift sind auch die Nachträge durch zahlreiche Abbildungen und einige Tafeln illustrirt.

Methode und Ansichten des Verf. sind jedenfalls sehr selbständig, beneidenswerth die Sicherheit, mit der er von der Richtigkeit seiner Ergebnisse überzeugt ist. Die Combination ist freilich nicht selten zu gewagt, das ganze Gebiet ein solches, auf dem die Phantasie dem Forscher arge Streiche spielen kann. Wir erschrecken hier einer neuen Annahme hinsichtlich der Pelasger zu begegnen. Nilsson hält sie für Phönicier, und rechnet andererseits auch die Jonier zu ihnen! B.

S. 93 Z. 1 vor „um seine individuelle Beurtheilung" „es handelt sich" einzuschieben.
S. 104 Z. 8 lies „welcher" statt „welche".
S. 111 Z. 13 von unten lies „Sir W. Temple" statt „Sir Temple".

VI.

Das Parteiweſen in England und die Coalition zwiſchen Fox und North im Jahre 1783.

Von

Sigurd Abel.

The journal and correspondence of William Lord Auckland, with a preface and introduction by the right hon. and right rev. the bishop of Bath and Wells. In two volumes. London 1861.

Jedermann weiß, daß der unter dem Namen der „Coalition" ſo vielberufene Miniſterwechſel, der im Frühjahr 1783 in England vorging, einen wichtigen Wendepunkt in der Regierung König Georgs III, in der engliſchen Verfaſſungsgeſchichte des 18. Jahrhunderts bildet. Der Verſuch, dieſem Ereigniſſe eine beſondere Darſtellung zu widmen, kann nicht zum Zwecke haben, ihm ſeinen Platz in der allgemeinen Entwicklung anzuweiſen, das Urtheil über ſeine Berechtigung und Bedeutung feſtzuſtellen; über dieſe Fragen beſteht kein Zweifel mehr. Man iſt einig über die Urſachen wie über die Wirkung der Begebenheit, einig in der Verurtheilung der Geſinnung, welche die Betheiligten zu dem verhängnißvollen Schritte trieb; Schriftſteller der verſchiedenſten Parteirichtungen, ſelbſt den warmen Verehrer von Fox, Graf Ruſſell, nicht ausgenommen, beklagen die Coalition als eine ſchwere Verirrung, und kaum einer in ſchärferen Ausdrücken als der Whig Macaulay. Aber ſo beſtimmt das Geſammturtheil über die Tragweite und Berechtigung der Coalition feſtſteht, ſo wenig iſt bis jetzt der Hergang im einzelnen vollſtändig aufgeklärt;

gleich über den Urheber des Planes war nichts annähernd sicheres bekannt, die Stellung der Parteien zu dem Ereignisse unklar und der größere oder geringere Antheil, welchen die verschiedenen Parteiführer daran genommen, fast ganz in Dunkel gehüllt. Inzwischen ist die lebhafte Thätigkeit, womit seit einiger Zeit die Veröffentlichung von Quellen für die neuere Geschichte Englands betrieben wird, auch der Periode der Coalition zu gute gekommen; zu den schon früher bekannten Quellen sind neue hinzugetreten, welche über manche bisher dunkle Punkte Licht verbreiten, aus dem Kreise von Fox zahlreiche Aufzeichnungen und Briefe [1]); dann Briefe der Söhne von Georgs III Minister Georg Grenville, des Grafen Temple und seiner Brüder Thomas Grenville und Wilhelm Wyndham Grenville, sowie des Königs selbst [2]); Mittheilungen des langjährigen Freundes und nächsten Untergebenen des jüngeren Pitt, Georg Rose, über die Persönlichkeit des von der Coalition zunächst betroffenen Grafen Shelburne [3]); Briefe des Königs an den jüngeren Pitt und Pitts an seine Mutter und seine politischen Freunde [4]); der Briefwechsel von Wilhelm Eden mit Lord Loughborough [5]). Es sind alles Mittheilungen hervorragender, von dem Ereigniß theils mittelbar, theils unmittelbar berührter Zeitgenossen, welche für die Kenntniß der hieher gehörigen Vorgänge eine bisher noch nicht erschöpfte Ausbeute gewähren; insbesondere der Briefwechsel Edens gibt zum ersten Mal authentische Aufschlüsse darüber, von welcher Seite der Gedanke der Coalition zuerst angeregt ist, verbreitet Licht über das Intriguenspiel,

---

1) Memorials and correspondence of Ch. J. Fox, ed. by Lord John Russell. vol. 1. 2. London 1853.

2) Memoirs of the courts and cabinets of George III. From original family documents. By the duke of Buckingham and Chandos. 2. edition. vol. 1. London 1853.

3) The diaries and correspondence of the right hon. George Rose, edited by the Rev. Leveson Vernon Harcourt. vol. 1. London 1860.

4) Life of the right honourable William Pitt by Earl Stanhope. vol. 1. London 1861.

5) The journal and correspondence of William Lord Auckland, s. oben.

durch welches dieselbe von langer Hand vorbereitet, über die Beweggründe, von welchen die ersten Urheber geleitet waren, so daß es gerechtfertigt erscheint, an die Ausgabe dieses Briefwechsels eine zusammenhängende Darstellung des so folgenreichen Ereignisses zu knüpfen.

Die Begebenheit, mit der wir es zu thun haben, ist hervorgerufen durch den Gegensatz zwischen der Krone und den politischen Parteien, durch die parlamentarische Regierungsweise, welche Georg bei seiner Thronbesteigung vorfand, aber von vorn herein entschlossen war wieder zu beseitigen; die Wirren, welche dieses Unternehmen des Königs, seine Kämpfe gegen das parlamentarische System und die politischen Parteien erzeugten, sind auch der Boden, auf welchem die Coalition erwachsen ist.

Georg III hatte Recht, zahlreiche Uebelstände waren verbunden mit dem Parteiregiment, wie es in den letzten Jahrzehnten in England sich ausgebildet hatte; in der That war durch die Zähigkeit, womit die Whigs den seit Georg I ununterbrochen behaupteten Besitz der Regierungsgewalt festzuhalten suchten, die herrschende Partei und mit ihr die öffentlichen Zustände der tiefsten Entartung verfallen. Denn seitdem durch die Schlacht bei Culloden die letzte Gefahr für den Bestand der neuen Dynastie geschwunden und den 60 Jahre lang von den Whigs verfochtenen politischen Grundsätzen die Geltung gesichert war, fiel die zwingende Nothwendigkeit fort, welche sie bisher im Amte erhalten; ihr Programm, um das sie sich geschaart, war in der Hauptsache erfüllt, für eine bestimmte Parteithätigkeit kein Raum und keine Veranlassung mehr vorhanden. Da ersetzte die lange Gewöhnung an den Genuß der höchsten Gewalt den Mangel der höheren Gesichtspunkte, welche früher die Partei zusammengehalten. Um jeden Preis im Amte zu bleiben wurde das Stichwort der Whigs, statt um Grundsätze ward um Aemter und Würden gestritten. Der Riß, der schon unter Georg I die Whigs gespalten, hierauf von Walpole zur Noth geheilt worden war, klaffte aufs neue, immer schroffer schlossen die großen Familien, welche die Regierungsgewalt in Händen hatten, von ihren eigenen alten Parteigenossen sich ab und vertheilten unter sich und ihren Anhängern die einträglichsten Stellen, Ehren und Einfluß. Eine Whigaristo-

kratie regierte das Land durch käufliche Parlamente, in denen die Stimmung des Volkes nur noch selten einen Widerhall, hingegen die regierende Partei ein Werkzeug fand, um auch die Krone in Abhängigkeit von sich zu bringen, und deren verfassungsmäßiges Recht, die Minister frei zu wählen, in die engsten Grenzen einzuschließen.

Von dem allem war die Folge, daß in wenigen Jahren England am Rande des Verderbens stand; im Drange der Zeit brach die Alleinherrschaft der Whigaristokratie zusammen. Indem das Volk seinen gefeierten Helden, den älteren Pitt, dem widerstrebenden König und der widerstrebenden Whigoligarchie als leitenden Minister aufzwang, versetzte es der letzteren den ersten Stoß; unter dem überwältigenden Eindrucke von Pitts großartigen Erfolgen schwieg im Parlamente alle Opposition, der Parteigeist verstummte, Parlament und Volk riß der große Commoner mit sich fort; es schien als sei das Ministerium Pitt berufen, nicht bloß nach außen die Weltstellung Englands zu begründen, sondern mit Hilfe der Gesinnung, welche sich den kriegerischen Triumphen gegenüber kundgab, dieselben durch eine Heilung der inneren Schäden, durch die Belebung der leitenden Kreise mit wahrem Gemeinsinn zu krönen.

Aber noch mitten während des Krieges bestieg an Stelle seines Großvaters Georg III den Thron (25. October 1760) und fachte in seinem blinden Eigenwillen die eben erst beruhigten Partei-Leidenschaften aufs neue zu hellen Flammen, zum wüstesten Treiben an, stürzte das Land in einen Kampf um die Verfassung. Elf Jahre später soll König Georg dem Lord North einmal vertraut haben, er fühle den Mangel einer liberalen Erziehung, er sei in falschen Grundsätzen groß gezogen und wünsche sein Sohn möchte ein Whig werden[6]). Seine Politik ist von diesem Geständnisse völlig unberührt geblieben, aber wahr ist, daß die erste Verantwortung für seine zeitlebens festgehaltenen Grundsätze seine Mutter trifft. Aus ihrer Schule stieg er auf den Thron mit dem Entschluß, das Königthum in seine alte Machtfülle wieder einzusetzen. Er erinnerte sich, daß nach altem, gesetzlich niemals abgeschafftem Rechte die Mitglieder des

6) John Calcraft an Chatham, 12. April 1771, Chatham correspondence IV 151.

Geheimrathes nach freiem Belieben vom König ernannt wurden, daß das Cabinet nur ein willkürlich aus dem Geheimrath gebildeter, dem Geſetze unbekannter Ausſchuß war, und hielt es daher für recht, in der Zuſammenſetzung des letzteren keiner Beſchränkung unterworfen zu ſein; er vergaß, daß die Summe der ſeit der Revolution von 1688 dem Parlamente zugefallenen Rechte es jedem Miniſterium unmöglich machte, im Widerſpruch mit dem Parlamente geſetzlich zu regieren, daß eine jede Regierung in dieſem ihre Stärke ſuchen mußte, daß aus dieſem in der Natur der Verhältniſſe liegenden Grunde bei der Krone die Gewohnheit ſich gebildet hatte, aus der Mehrheit des Parlaments ſelber die Miniſter zu wählen. Er nahm Anſtoß daran, daß die Prärogative der Krone durch ein dem Parlament verantwortliches Miniſterium zur Ausübung gelangte, welches dabei nicht bloß dem Willen des Königs, ſondern ebenſo ſehr dem des Parlaments Rechnung tragen mußte; er wollte ſelbſt die Prärogative ausüben und zu dem Zwecke der Abhängigkeit ſeines Cabinets vom Parlament ein Ende machen, nicht aus den Vertrauensmännern des letzteren, ſondern aus den Männern ſeines eigenen Vertrauens ſein Miniſterium bilden, auf dieſem Wege das perſönliche Regiment des Königs in England wiederherſtellen.

Georgs Plan ſtand im Widerſpruch mit den Grundſätzen der Verfaſſung, er bedrohte ganz unmittelbar die Stellung der das Parlament und dadurch die Regierung beherrſchenden Parteien; ihre Vernichtung war ſein ausgeſprochener Wille. Die Verhältniſſe ſchienen ihm die Ausführung ſeines Vorhabens zu erleichtern. Als er zur Regierung kam, gab es keine Parteien; Parlament und Volk ſtanden einmüthig hinter Pitt; wünſchte er den alten Parteiunfug dauernd beſeitigt zu ſehen, ſo konnte ihm niemand beſſere Dienſte leiſten als dieſer Staatsmann. Statt deſſen hatte Georg nichts eiligeres zu thun, als Pitt zum Rücktritt zu nöthigen; ihre Anſichten über die äußere wie über die innere Politik gingen gleich weit auseinander. Der König hat im Lauf der Jahre Pitt wiederholt beſchworen, ihm die Factionen, „den größten Feind dieſes armen Landes", bekämpfen zu helfen[7]), und

7) Der König an Chatham, 30. Mai 1767, 14. Oct. 1768 und ſonſt, Chatham correspondence III 263 ff. 343.

Pitt hat es nicht an sich fehlen lassen; aber von Georg galt nicht, was Pitt von der City von London rühmte, daß man dort die Constitution noch nicht als Faction bezeichne[8]); dem König war Constitution und Faction dasselbe, mit dieser wollte er jene über den Haufen werfen, im Gegensatz zu Pitt, der in der Bekämpfung des Factionswesens das Mittel sah, die Verfassung in ihrer Reinheit wiederherzustellen. Wenn Georg später, in seiner Bedrängniß durch die Coalition, den Unterschied zwischen den alten Parteien und den neuen Factionen richtig so ausdrückte, jene seien zwei große Vereinigungen auf Grund verschiedener Principien gewesen, wogegen diese zugestandener Maaßen keinen anderen Zweck hätten als den, es koste was es wolle, sich ins Amt zu drängen[9]): so war er doch weit davon entfernt, jenen früheren Zustand zurückzuwünschen. Ihm erschien jede Parteiverbindung ohne Unterschied verwerflich, mit keiner konnte er sich befreunden, nur um eine drohende Vereinigung derselben zu verhindern, zog er vorübergehend bald die eine bald eine andere an sich heran. Bekannt ist das Mittel, wodurch er ihre Stellung zu untergraben suchte. Die Grundlage ihrer Macht war eine parlamentarische, Georg stellte ihnen eine neue Parteischöpfung gegenüber, die nicht auf dem Boden parlamentarischer Interessen stand, sondern lediglich den persönlichen Interessen des Königs diente und von ihm die Losung empfing. Diese Männer, „des Königs Freunde", wie sie bald stehend heißen, treten zwischen ihn und die Minister, mit ihnen pflegt er Raths, ihnen vertraut er allen der Krone zur Verfügung stehenden Einfluß an, um damit Stimmen im Parlamente zu werben und so auch hier eine königliche Partei zu bilden, welche vom Könige selbst ihre Anweisungen erhält, wie die übrigen Parteien von ihren Führern, welche auf die Zersplitterung der letzteren hinzuarbeiten, wenn der König es verlangt, selbst die Minister zu bekämpfen hat; eine Schaar, welche durch die unlautersten Mittel, durch Bestechungen jeder Art zusammengetrieben ist.

8) Chatham an Shelburne, 29. Sept. 1770, Chatham corr. III 471.

9) In einer Unterredung mit W. W. Grenville, nach dem Berichte von W. W. Grenville an Graf Temple, 17. März 1783, Courts and cabinets of George III. I 189.

In ſolcher Weiſe nahm Georg den beſtehenden Parteiverhältniſſen gegenüber Stellung; wie verhielten ſich umgekehrt ſeinem Auftreten gegenüber die Parteien ſelber? Sie rechtfertigten durch ihre Haltung das ihnen vom König zugedachte Schickſal. Durch die der Verfaſſung drohende Gefahr erhielt das alte Whigprogramm wieder praktiſche Bedeutung, erhielten die Whigs eine Aufforderung ſich wieder um daſſelbe zu einigen, die Spaltungen der letzten Zeit, die perſönlichen Intereſſen zu vergeſſen; aber ſie zeigten ſich dazu völlig außer Stande. Wohl geſtand am Ende auch ein Mann, wie Georg Grenville zu, daß Rettung nur kommen könne aus ernſter Ueberzeugung und durch richtige Maßregeln, anſtatt der jährlichen Kämpfe um Stellen und Penſionen [10]); allein keiner hatte mehr dazu gethan als Grenville ſelbſt, um die Sucht nach Aemtern und Penſionen zu nähren, die Wiedervereinigung der Factionen zu einer wahrhaft politiſchen Partei zu verhindern. Durch Grenvilles Verbleiben im Cabinet, als ſein Bruder Temple und ſein Schwager Pitt daraus ſchieden, ward die Spaltung der Grenvilles herbeigeführt, durch ſein Verbleiben, als Bute an die Spitze der Regierung trat, der Riß zwiſchen den Whigfactionen unheilbar. Binnen Jahresfriſt hatte er es dahin gebracht, daß Pitt ſeine Verwaltung eine Toryverwaltung nennen durfte [11]). Mit Grenville gingen die Bedfords; deſto ſchärfer war der Gegenſatz zu den Rockinghams, der einzigen Faction die es noch mit der Verfaſſung ehrlich meinte. Man wirft Pitt vor, daß er in die angebotene Verbindung, mit ihnen einzutreten, ſich geweigert, aber man überſieht die eben damals vollzogene Annäherung Grenvilles an Temple, in Folge deren Pitt die Verbindung mit den Rockinghams nur durch den Bruch mit Temple hätte erkaufen können [12]). Ein Jahr ſpäter fand der Bruch dennoch ſtatt, immer weiter ſchritt die Zerſetzung der Factionen vor. Neben ihnen bewahrte Pitt ſeinen einſamen Standpunkt, über den er ſich zu wiederholten Malen deutlich ausſpricht. Er will trotz aller Zureden nicht heraustreten

10) Grenville an Graf Mansfield, 5. Auguſt 1767, Grenville papers IV 149 ff.

11) Grenvilles Tagebuch, 28. Auguſt 1763, Grenville papers II 199.

12) Macaulays Earl of Chatham, Essays (Tauchnitz ed.) V 223.

aus der freien Stellung eines einzelſtehenden Mannes, will einzig und allein dadurch wirken, daß er überzeugt durch das Gewicht von Principien und nicht durch den Zwang irgend welcher perſönlichen Verpflichtung; er will, ſo oft er in das Parlament eintritt, frei von bindenden Verabredungen es betreten und frei es verlaſſen, und im Vertrauen auf die Geradheit ſeiner Grundſätze und die Geradheit ſeiner Haltung an das ganze Land appelliren [13]). Aber der hochdenkende Staatsmann vergaß, daß ſein Monarch nicht eben ſo hoch dachte, und ließ ſich von ihm zur Bekämpfung der Whigfamilien im einſeitigen Intereſſe der Krone mißbrauchen; und als am Ende Pitt ſelbſt ſeine alte Abneigung überwand und Rockingham als ſeinen aufrichtigen Verbündeten im Kampf um die Verfaſſung anerkannte, war es zu ſpät, der immer weiter um ſich greifenden Zerſetzung der parlamentariſchen Parteien noch Einhalt zu thun.

Bei dieſer Haltung der Parteien konnte es Georg nicht ſchwer fallen, ihres Widerſtandes Meiſter zu werden. An dem Sturze einer im Amte befindlichen großen Whigfamilie arbeitete regelmäßig nicht bloß der König, ſondern um die Wette mit ihm die übrigen Factionen; ihre Umtriebe erleichterten es dem König, durch raſche Miniſterwechſel die verſchiedenen Staatsmänner der Reihe nach abzunutzen, nie ein aus einer einzigen Parteiverbindung gebildetes einheitliches Miniſterium zu Stande kommen zu laſſen. War das der Weg, dem ſchädlichen Treiben der Factionen zu ſteuern, daß Georg ſich ihrer Leidenſchaften als Mittel zur Erreichung ſeiner eigenen Zwecke bediente? Man mag es ihm hingehen laſſen, wenn er in ſeinem Unmuth ſich einmal zu der Aeußerung fortreißen ließ, das politiſche Handwerk ſei ein ſehr geringes, es ſei das Handwerk eines Schuftes und nicht eines Gentleman [14]). Aber was ſoll man dazu ſagen, wenn er die Berufung des älteren Fox mit dem Grundſatz rechtfertigte, um ſchlechte Menſchen zu regieren brauche man ſchlechte Menſchen [15]). Es ſollte

13) Pitt an den Herzog von Newcaſtle, October 1764, Chatham correspondence II 296 ff.

14) Whately an G. Grenville 5. Nov. 1767, Grenville p. IV 183.

15) We must call in bad men to govern bad men, entgegnete er Grenville auf ſeine Einwürfe gegen die Berufung des anrüchigen Henry Fox, Grenville diary 1762, Grenville papers I 452.

nur ein vorübergehendes Auskunftsmittel ſein, doch weiß man ja, welche Dienſte Fox leiſten ſollte und geleiſtet hat. Durch eine ſyſtematiſche Corruption ohne gleichen ſelbſt in der engliſchen Geſchichte des 18. Jahrhunderts wurde das Parlament für die Präliminarien des Pariſer Friedens von 1763 gewonnen, und durch dieſes Friedenswerk für Georgs Syſtem der inneren Politik der Boden bereitet. Mit Hilfe der Corruption wurde daran fortgebaut, mit ihrer Hilfe konnten des Königs Freunde ihre ganze Wirkſamkeit entfalten, aus den Reihen der Whigfamilien zahlreichere Proſelyten an ſich ziehen, auf einen Wink des Königs ihre Stimmen gegen die beſtehende Regierung in die Wagſchaale werfen, und ihm ſo die Beſeitigung eines mißliebigen Miniſters erleichtern. Auf die Schaar der Königsfreunde im Parlamente geſtützt, war es Georg möglich, neben und im Widerſpruch mit dem Willen der Miniſter fortwährend ſeinen eigenen zur Geltung zu bringen und dadurch die Verantwortlichkeit derſelben dem Parlamente gegenüber unwirkſam zu machen. Was half es, daß der unerſchrockene Georg Grenville, um dieſen Grundſatz zu retten, ſelbſt dem Glaubensbekenntniſſe der Whigs entſagte, dem Könige zu Liebe die Verfolgung Wiltes, die Rüge der gegen den pariſer Frieden abgegebenen Stimmen im Parlamente guthieß, die Stempelbill einbrachte: er war dennoch nicht im Stande, in dem einen Punkte, da er unerſchütterlich feſt blieb, in dem Kampfe gegen den „Einfluß hinter dem Throne," Georgs Eigenwillen zu brechen. Gelang es ihm auch Bute vom Hofe zu entfernen, der geheime Einfluß dauerte fort und machte, wie Pitt 1770 offen erklärte, allen Miniſterien der Reihe nach ein Ende, ſobald ſie ihn bekämpften oder es ablehnten ſich ihm zu fügen [16]). Kein Miniſter, dem es mit ſeiner Verantwortlichkeit Ernſt war, konnte mit gutem Gewiſſen im Amte bleiben; einer nach dem andern zog ſich vor dem geheimen Einfluß, man könnte ebenſo gut ſagen vor der ſtandhaften Weigerung des Königs, die ſeinen Miniſtern durch Geſetz und Ehre auferlegte Pflicht der Verantwortlichkeit zu achten, zurück, bis Georg endlich das Glück hatte, in Lord North einen Miniſter zu finden,

16) Rede Chathams vom 2. März 1770, Parliamentary history XVI 841 ff.

welcher die Ministerverantwortlichkeit anders als seine Vorgänger verstand, und es mit ihr vereinbar fand, unter seinem Namen den König regieren zu lassen.

In zehn kurzen Jahren hatte Georg sein Ziel erreicht, das persönliche Regiment des Königs hergestellt. Dabei blieb die Verfassung scheinbar gewahrt, der König hatte nichts gethan gegen den Widerspruch des Parlamentes; aber thatsächlich war die Verfassung verletzt, und die Verletzung desto schreiender, da sich das Parlament selbst dazu hergab die Rechte des Volkes mit Füßen zu treten, wie das bei der Middlesex-Wahlangelegenheit der Fall war. Georgs Herrschaft über das Parlament schien ihm den Bestand seines Systems zu verbürgen; die düsteren Prophezeiungen Pitts, welcher den Untergang der Verfassung, den Untergang Englands kommen sah [17]), schienen seine Zuversicht zu bestätigen. Hatte denn der König, der bei seinem Regierungsantritt aus freien Stücken sein Wort verpfändet hatte, der Corruption zu wehren und die Tugend zu befördern, ganz vergessen, daß sein eigenes System auf dem Grunde der beispiellosesten Corruption ruhte? Schon 1770 bezeichnete Pitt letztere als die Ursache des Verfalls der Verfassung [18]); im Laufe von 12 Jahren zeigte sich, daß sie nicht bloß die Verfassung sondern auch Thron und Land gefährdete. Der Aufstand der nordamerikanischen Colonien, Krieg mit Frankreich, Spanien, Holland, die unfreundliche Haltung der nordischen Mächte, der drohende Abfall Irlands war die Frucht von Georgs persönlichen Regiment; und als es zuletzt angesichts der wachsenden Gefahren North zu viel wurde, die Verantwortung für die königliche Politik länger zu übernehmen, brach Georgs System kläglich zusammen, und er mußte sich den verhaßten Whigs so bedingungslos wie niemals vorher in die Arme werfen. Unterdessen hatte die Stellung der Whigs, hatten die Parteiverhältnisse überhaupt eine wesentliche Umgestaltung erfahren. Die Grenvilles und Bedfords waren den zersetzenden Einflüssen, die vom Hof ausgingen, großentheils erlegen; Georg Grenvilles eigene Söhne ausgenommen, die in späteren Jahren um ihren Namen neuen Glanz

17) Briefe Pitts 1770 und später, Chatham corr. IV 32. 56. 259 u. a.
18) Rede Pitts vom 22. Januar 1770, Parliamentary history XVI 752.

verbreiteten, sammelten sich, nachdem er selbst 1770 gestorben, viele seiner alten Anhänger unter den Fahnen des Lord North, darunter vor allem Alexander Wedderburn, seit 1780 Lord Loughborough und später Earl Roßlyn; noch zahlreicher waren die Ueberläufer aus den Reihen der Bedfords, neben vielen andern die Earls Gower und Sandwich und der Zwischenträger Rigby. Treu blieb der Fahne nur die um den Grafen Rockingham geschaarte Whigverbindung, mit den Koryphäen Edmund Burke, Sheridan, und seit seiner ungnädigen Entlassung aus der Regierung, 1774, dem jüngeren Fox sowie der Familie Cavendish, die unter die Rockinghams mitzählte. Ebenfalls seiner Vergangenheit treu stand neben ihnen Chatham mit den Seinigen, den Earl Shelburne, Lord Camden, Barré, Dunning und einigen andern; auf ihren und der Rockinghams Schultern ruhte die Vertheidigung der Verfassung. Sie schlossen sich enger zusammen; wiederholt spricht Chatham sein festes Vertrauen auf Rockinghams Eifer für die Freiheit, seine Achtung vor Rockinghams Lauterkeit und Zuverlässigkeit der Gesinnung aus [19]); er selbst, in der Größe seines Zornes seiner körperlichen Leiden vergessend, wirft sich mit rücksichtslosem Ungestüm in den Kampf gegen die Regierung. Dennoch erscheint die von ihm verfochten Sache geraume Zeit fast hoffnungslos. Aus den „Freunden des Königs," aus den fahnenflüchtigen Grenvilles und Bedfords, aus den durch die Oligarchie der großen Whigfamilien lange Zeit von der Theilnahme am öffentlichen Leben ausgeschlossenen Unzufriedenen, aus den durch Pensionen, Aemter, Peerswürden und andere Gnadenbezeugungen dem Hofe gewonnenen Anhängern erstand an Stelle der alten, seit Jahren erloschenen und vergessenen Toryparteі eine neue, die als eine geschlossene Masse den Whigs gegenübertrat und auch im Parlament sie aus dem Felde schlug.

Trotzdem stellte die Whigs den Kampf nur vorübergehend ein, um ihn nachher desto unerschütterlicher fortzuführen. Chatham hatte es offen ausgesprochen: Der Kampf gegen die Amerikaner war ein Kampf gegen den Geist, der ehedem in England gegen das Schiffs-

19) In Briefen an Calcraft vom 30. März und 10. Nov. 1770 und später, Chatham correspondence III 439. 481.

geld sich erhoben, gegen den Geist welcher durch die Bill der Rechte die englische Verfassung gerettet hatte, ein Kampf gegen die Grundsätze der Verfassung selbst [20]). Was er schon 9 Jahre vor dem Ausbruche des Krieges vorhergesagt: Amerika, wenn es unterläge, würde die Verfassung mit sich zu Boden strecken [21]), war inzwischen das Glaubensbekenntniß aller Whigs geworden, und die Grundsätze, wodurch die Tories und der Hof die Behandlung der Amerikaner rechtfertigten, konnten sie nur darin bestärken. Nachdem daher der erste niederschlagende Eindruck, welchen der für die Colonisten ungünstige Anfang des Krieges auf die Whigs hervorgebracht, von ihnen überwunden, nachdem die Convention von Saratoga und der Eintritt Frankreichs in den Krieg die Stellung Englands verschlimmert, zugleich aber auch in der den Amerikanern bisher abgeneigten öffentlichen Meinung einen Umschwung zu Gunsten des Friedens herbeigeführt hatte, ermannten die Whigs sich aufs neue zum Sturze des herrschenden Systems. Den Lehren der neu belebten Torypartei stellten auch sie wieder ein bestimmtes Programm entgegen, das im Geiste der alten ursprünglichen Whiggrundsätze die Rettung der Verfassung sich zur Aufgabe machte, und die Rockinghams mit den nach Chathams Tode vom Grafen Shelburne geführten unabhängigen Whigs zu gemeinschaftlicher Wirksamkeit vereinigte. Zwar über die amerikanische Frage dachten sie verschieden; denn während Shelburne auf Chathams Standpunkt stehen blieb, welcher den Colonien alles, nur nicht die Unabhängigkeit zugestehen wollte, waren seit dem Unglück von Saratoga die Rockinghams auch zur Anerkennung der letzteren bereit. Aber einig waren sie in dem Streben nach Frieden, und den Feldzug gegen die Mißbräuche im Inneren eröffneten und vollführten sie Hand in Hand. Bei den Lords forderte Shelburne eine Prüfung und Beschränkung der öffentlichen Ausgaben, während der den Rockinghams zugehörige Herzog von Richmond den Antrag auf eine Verminderung der Civilliste stellte; bei den Gemeinen trat Burke mit seinem Entwurf einer ökonomischen Reform

20) In der Rede am 20. Jan. 1775, Parliamentary hist. XVIII 153 ff.

21) Rede am 14. Januar 1766, Parliamentary hist. XVI 107.

hervor, während Shelburnes Anhänger Dunning das Haus zu der Erklärung brachte, daß der wachsende Einfluß der Krone wieder vermindert, die Mißbräuche bei der Verwaltung der öffentlichen Gelder beseitigt werden müßten. Alle diese Schritte, ebenso die Anträge wegen Aufhebung des Wahlrechts der Steuerbeamten und der Wählbarkeit der Staatslieferanten, verfolgten den gemeinschaftlichen Zweck, der grenzenlosen Corruption zu wehren mit deren Hilfe Georg regierte, ihm die Mittel, durch die er seither die Reihen seiner königlichen Partei gefüllt, zu beschränken; und sind die Whigs vorläufig auch nicht damit durchgedrungen, so haben doch die Enthüllungen, welche sich an die Anträge knüpften, dem Falle von Georgs Regiment aufs das mächtigste vorgearbeitet.

In dieser Tagen erlangten im öffentlichen Leben Englands die Meetings die Bedeutung, welche sie bis heute behauptet haben; sie verdanken sie den erfolgreichen Bemühungen Georgs das Parlament sich dienstbar zu machen, dem Bedürfniß den von der Parlamentsmehrheit vernachlässigten öffentlichen Interessen, den von ihr überhörten Beschwerden des Volkes auf anderem Wege Ausdruck zu geben. Schon 1768 hatte das Verfahren des Parlaments in Sachen der Wahl in Middlesex dahin geführt, daß in einer Reihe von Grafschaften Versammlungen zusammentraten und Kundgebungen zur Wahrung der vom Unterhause selbst verletzten Wahlfreiheit des Volkes erließen; völlig eingebürgert aber wurden diese Meetings, seit die Häupter des Whigs sie zu Gunsten der im Parlament verlorenen ökonomischen Reform Burkes in Bewegung setzten und durch eine planmäßige Organisation die Dauer der Einrichtung sicherten [22]). Groß war schon der augenblickliche Erfolg; die Whigs gewannen den so lange entbehrten Rückhalt in der öffentlichen Meinung; auch im Volke kam die Bewegung gegen das herrschende System in Fluß und machte die Stellung des dafür verantwortlichen Lord North immer peinlicher und unhaltbarer. Und auch an diesem mit Hilfe der Meetings erzielten Ergebnisse hatten Shelburne und Rockingham gleich großen Antheil.

Inzwischen war Georg weiter als je davon entfernt, von seinen

22) May, the constitutional history of England II 119 ff.

Ansprüchen etwas nachzugeben, und höchstens zu Zeiten geneigt, die Führer der Whigs zur Verstärkung der gegenwärtigen Regierung in dieselbe hineinzuziehen. Es focht ihn nicht an, daß sie solche Aufforderungen einmüthig zurückwiesen und sich immer enger aneinander schlossen; es ängstigte ihn nicht, daß Lord North selbst immer unverhohlener sein Unbehagen bei der königlichen Politik blicken ließ, daß die Lords Weymouth und Gower aus dem Ministerium traten, weil sie den König nicht länger auf seinem verderblichen Wege begleiten wollten; die immer heftigeren und zuversichtlicheren Angriffe der Whigs im Parlament, die Gährung im Volke, der Ausbruch des Krieges auch noch mit Spanien und Holland, nichts machte ihn irre. Noch im Juni 1781 belobte er die männliche Tapferkeit der großen Majorität im Parlament [23]), auf die er felsenfest baute; ein einziger Schlag, der noch in demselben Jahr die englischen Waffen in Amerika traf, warf sein ganzes System rettunglos über den Haufen. Die Capitulation von Yorktown, (19. Oktober 1781), machte auf die Stimmung in England einen solchen Eindruck, daß die Fortsetzung des Krieges gegen Amerika unmöglich ward. Meetings, Deputationen, Adressen machten den König bekannt mit der Stimmung des Volkes; Georg selbst aber schrieb noch am 26. Dezember an North, daß nichts ihn dahin bringen würde, einem Frieden um den Preis der Losreißung von Amerika zuzustimmen [24]). Allein wenn nicht der König, so wich dem Volke das Parlament. Schonungslos deckten die Whigs die Blößen der königlichen Politik auf und forderten die Einstellung des Krieges; von den bisherigen Anhängern der Regierung erhoben die geachtetsten, die wenigen unabhängigen, Powys, Sir James Lowther, ihre Stimme für den Frieden; selbst ein Mitglied der Regierung, der vielgewandte Henry Dundas, machte in offener Parlamentssitzung aus seiner Unzufriedenheit kein Hehl. Desto unermüdlicher arbeiteten die Whigs; immer dünner wurden die Reihen der Mehrheit; bei der Abstimmung über den Antrag des Ge-

23) Der König an Lord North, 13. Jan. 1781, bei Lord Brougham, historical sketches of statesmen I 158 (ed. London and Glasgow 1855).

24) Der König an North, 26. Dez. 1781, bei Lord Brougham, statesmen I 160.

nerals Conway, den König um Beendigung des Krieges zu ersuchen, blieb die Regierung zum ersten Mal mit 19 Stimmen in der Minderheit (27. Februar 1782). Dann folgten Schlag auf Schlag die Angriffe der durch ihren Sieg gehobenen Opposition gegen das Cabinet, und blieb dabei auch das letztere wieder mit ein paar Stimmen im Vortheil, so war doch die ministerielle Mehrheit gesprengt und das Parlament keine Stütze mehr für die Regierung. Sobald aber kein willfähriges Parlament mehr den verantwortlichen Minister deckte, war es mit Georgs System vorüber. North stellte dem König die Unmöglichkeit vor dabei zu verharren, verlangte aufs dringendste die Erlaubniß zum Rücktritt; worauf er sich von Georg die Erwiderung gefallen lassen mußte, daß, was auch er oder sonst jemand sagen möge, bei ihm, dem König, damit nichts ausgerichtet wäre, daß North aber für immer seine Achtung einbüßen würde, falls er zurückträte, ehe er selbst seine Entscheidung getroffen [25]). Den Tag darauf, angesichts eines neuen von Earl Surrey angekündigten Angriffs auf die Regierung, gab jedoch auch Georg die Versuche auf sie zu halten und ertheilte North seine Einwilligung zu seinem Rücktritt; North eilte aus dem Cabinet des Königs sogleich in das Haus der Gemeinen, und gab die Erklärung ab, daß die gegenwärtige Regierung nicht mehr bestehe (20. März 1782).

Durch den Rücktritt des Lord North war die Niederlage des von Georg mit Aufbietung aller Mittel zur Geltung gebrachten politischen Systems entschieden. Der Minister wich zurück vor dem Widerstande des Parlamentes, und indem er so seiner dem letzteren schuldigen Verantwortlichkeit auch die Rücksicht auf des Königs Willen unterordnete, feierten die Grundsätze der parlamentarischen Regierungsweise einen vollständigen Sieg. Niemand wußte das besser als Georg selbst, der während der entscheidenden Tage sogar die Drohung fallen ließ, lieber als die Opposition ins Cabinet zu rufen,

25) Der König an North, 19. März 1782, bei Brougham, statesmen I 162.

werde er sich nach Hannover zurückziehen; vierzehn Tage lang lag seine königliche Yacht zur Fahrt bereit. Er hatte in der That keine andere Wahl: in England blieb ihm kein Ausweg mehr, um die Berufung der Whigs noch länger zu umgehen.

Das Scheitern der verfassungswidrigen Bestrebungen Georgs war neben dem Drange der äußeren Gefahren, in die ihn seine eigene Politik verwickelt, das Verdienst der Whigs, welche die Noth der Zeit zu gemeinschaftlichem Handeln verbunden hatte. Die alten Gegensätze schienen verwischt, die endlich hergestellte Einigkeit und der nach heißem Kampfe erfochtene Sieg schien der Partei die Herrschaft wieder zu sichern; ihre Zukunft, die ganze Gestaltung der inneren Verhältnisse hing ab von dem Fortbestande dieser Einigung.

Die erste gefährliche Probe, welche das Bündniß der Rockinghams mit den unabhängigen Whigs zu bestehen hatte, war die Bildung des neuen Ministeriums. Der König gab sich, noch ehe er North die Entlassung bewilligte, alle Mühe seine Gegner zu spalten. Der Gedanke des Lordadvocaten, Henry Dundas, es mit einer Coalition der verschiedenen Parteien zu versuchen, fand auch bei Georg keinen Anklang [26]), vielmehr beauftragte Georg seinen Getreuen, den Lordkanzler Thurlow, sich wegen der Neubildung des Cabinets in Verbindung mit Rockingham zu setzen. Am 11. März, als die Lords nach der Sitzung auseinander gingen, nahm Thurlow den Marquis bei Seite, erklärte, daß er Auftrag vom König habe, und forderte ihn auf den Plan einer Verständigung zu entwerfen und eine Verwaltung auf breiter Grundlage zu bilden [27]). Es hätte schwerlich der Warnung bedurft, welche Tags darauf der Herzog von Richmond dem Marquis zukommen ließ, sich nicht in der nach ihm ausgeworfenen Schlinge fangen zu lassen [28]); in der Unterredung, die

26) Horace Walpole, journal of the reign of George III, ed. by Dr. Doran, II 515.

27) Aufzeichnung Rockinghams in den memoirs of the Marquis of Rockingham, by G. Th. Earl of Albemarle, II 451; widerlegt wird dadurch die Angabe von H. Walpole, journal II 516, Thurlow habe Rockinghams Frage, ob er in höherem Auftrag handle, zuerst verneinen müssen.

28) Brief Richmonds vom 12. Rockingham memoirs II 446.

Rockingham den nächſten Tag, Mittwoch 13. März, mit dem Lordkanzler hatte, durchkreuzte er die Abſicht des Königs durch die beſtimmte Erklärung, über die Zuſammenſetzung der Regierung kein Wort ſagen zu können, ehe Seine Majeſtät das von ihm aufgeſtellte politiſche Programm, das heißt die von den Whigs ſeit Jahren erhobenen Forderungen genehmigt [29]). Georg ſelbſt aber ſchrieb eben in dieſen Tagen ſeinem Parteigänger Jenkinſon, daß er einem vollſtändigen Wechſel niemals zuſtimmen könne, ohne ſeine Grundſätze und ſeine Ehre zu opfern, was er nie thun werde [30]): und einen ſolchen vollſtändigen Wechſel forderte Rockingham in ſeinen Bedingungen. Zu einer eingehenden Erörterung derſelben ließ es daher der König gar nicht kommen, worauf der Marquis mit der Erklärung, daß er es nicht für rathſam halte zuerſt ein Miniſterium zu bilden, nachher erſt über die von demſelben zu befolgenden Grundſätze ſich zu verſtändigen, den Unterhandlungen ein Ende machte, 15. März [31]); und als drei Tage ſpäter der Lordkanzler aufs neue mit ihm anzuknüpfen ſuchte, ſcheiterte er, wie es ſcheint, an demſelben Punkte [32]).

Aber Norths Rücktritt am 20. März nöthigte den König, ſich abermals an die Oppoſition zu wenden. Donnerstag den 21. ward Shelburne zu Georg berufen und hatte mit ihm eine dreiſtündige Unterredung, über deren Inhalt er jedoch gegen Rockingham und ſeine Freunde ſchwieg. Man hat ihm ſein Schweigen als Zeichen ſeines Uebelwollens gegen Rockingham ausgelegt; von ihm ſelbſt und vom Könige erfährt man ſpäter, daß Georg ihm damals das Amt des erſten Miniſters angeboten hatte, Shelburne aber es ausſchlug und den König an Rockingham wies [33]). Nachdem Georg den anderen Morgen es auch noch mit einer ganz unzeitgemäßen

29) Aufzeichnung Rockinghams, memoirs II 452.

30) Norths Freund Adam ſah den Brief, Russell, memorials and correspondence of Ch. J. Fox, I 294.

31) Rockingham an den Lordkanzler, Freitag 16. (muß heißen 15.) März, Nachts 10 Uhr, memoirs II 458.

32) Rockingham an den Lordkanzler, 18. März, memoirs II 460.

33) Rede Shelburnes bei den Lords am 10. Juli 1782, Parliamentary history XXIII 192; memorials of Fox I 436.

Unterhandlung mit dem Earl Gower, aber wie natürlich umsonst, versucht [34]), und dann zwei weitere Tage rathlos hatte verstreichen lassen, berief er am Sonntag dem 24. März Morgens zum zweiten Male Shelburne, erklärte seine Zustimmung zu dem einige Tage vorher von Rockingham dem Lordkanzler vorgelegten Whigprogramm und ertheilte Shelburne Vollmacht, Rockingham die Würde des ersten Lords des Schatzes anzutragen, die Unterhandlungen über Personen und Maßregeln des neuen Cabinets zu leiten [35]). Wenig fehlte, so hätte in Folge der kränkenden Weigerung Georgs, mit ihm persönlich zu unterhandeln, Rockingham das Anerbieten ausgeschlagen; nur das dringende Zureden des Herzogs von Richmond, der sich für die Ehrenhaftigkeit Shelburnes verbürgte [36]), Burkes und Fox bewog ihn es anzunehmen. Darauf gelangte die Angelegenheit vor die Whigpartei. Eine Versammlung derselben ward berufen und ihr die von Rockingham aufgestellte Ministerliste unterbreitet; nachdem sie gebilligt, machte Rockingham an Shelburne Mittheilung von seinem Entschluß ins Amt zu treten, und legte dem Schreiben die Liste bei. 6 Uhr Abends; in seinem Antwortschreiben, halb 9 Uhr Abends, machte Shelburne die Liste zu der seinigen [37]). Montag Morgen von 11 bis 2 Uhr war Shelburne beim König und erlangte seine Zustimmung zu den Vorschlägen Rockinghams, nachdem Georg vergeblich versucht, wenigstens die Zulassung der Lords Weymouth und Gower in die neue Regierung zu erreichen [38]). Dagegen gab Shelburne nach, daß die Würde des Lordkanzlers, für die Rockingham

---

34) Horace Walpole an Mason, 23. März, in the letters of H. Walpole by Cunningham VIII 185; Aufzeichnung des Generals Fitzpatrick, memorials of Fox I 290.

35) Fitzpatrick in memorials of Fox I 290; unrichtig ist die Darstellung Adams, memorials of Fox I 297, als wären die Unterhandlungen Shelburnes mit Georg zwischen Donnerstag und Sonntag fortgegangen.

36) Nicholls, recollections I 44; Fitzpatrick a. a. O.

37) Fitzpatrick a. a. O.; die Briefe in Rockingham, memoirs II 463 ff.

38) Fitzpatrick a. a. O.; H. Walpole an Mason 21. März, mit Nachschrift vom 25. März, bei Cunningham letters VIII 184. Nach des unzuverlässigen Wraxall, historical memoirs of my own time II 162 Angabe hätte Georg das Verbleiben Thurlows und Stormonts gefordert.

niemand genannt, weil er von Shelburne deſſen Freund Dunning für dieſen Poſten auserſehen meinte, dem Lord Thurlow verblieb. Dunning ward entſchädigt durch ſeine Erhebung zum Lord Aſhburton, eine Penſion von 4000 Pfund, und die Ernennung zum Kanzler des Herzogthums Lancaſter mit Sitz und Stimme im Cabinet, alles ohne Vorwiſſen Rockinghams [39]). Endlich am 27. März ließ der König Rockingham bei ſich vor, und die neue Regierung übernahm die Geſchäfte.

Nach wochenlangem Ringen gegen das Unvermeidliche hatte Georg der ihm ſo verhaßten parlamentariſchen Oppoſition die Zügel der Regierung anvertrauen müſſen. Die ganze Tragweite dieſer Thatſache erkannte niemand beſſer als er ſelbſt, wie der bewegte Ton des Abſchiedsſchreibens zeigt, das er am 27. März an Lord North richtete: endlich ſei der verhängnißvolle Tag gekommen, da er durch das Unglück der Zeiten und den plötzlichen Geſinnungswechſel des Hauſes der Gemeinen genöthigt worden ſei, ſeine Miniſter zu wechſeln; vor North gieße er ſeinen Kummer aus, ihn habe er immer betrachtet und werde er immer betrachten als einen Freund und treuen Diener [40]). Und war die Erhebung der Whigs an das Staatsruder ſchon für ſich allein eine ſchwere Niederlage des Königs, ſo wurde ſie für ihn vollends eine tiefe Demüthigung durch das Verfahren, das er ſelbſt bei dem Miniſterwechſel beobachtete. Indem er ſeinen perſönlichen Gefühlen nachgebend den unmittelbaren Verkehr mit Rockingham auch dann noch von ſich wies, nachdem er ihn bereits an die Spitze des neu zu bildenden Cabinets geſtellt, begab er ſich ſelber ſeines verfaſſungsmäßigen Einfluſſes auf die Zuſammenſetzung der Regierung, und verſchuldete es, daß die Miniſterliſte der Whigpartei von ihrem Führer zur Billigung vorgelegt wurde, noch ehe der König ihren Inhalt kannte. Es war eine ſchwere Einbuße der königlichen Prärogative, die Georg doch ſo viel zu ſchaffen machte.

Inzwiſchen war im Lande die Befriedigung über den Umſchwung

39) Fitzpatrick a. a. O. Die Darſtellung der Unterhandlungen bei Macknight, history of Edmund Burke II 500 ff., iſt parteiiſch gegen Shelburne.

40) Brougham, statesmen I 163.

groß. Eine Stimme der Zeit, die für viele redete, versichert, ein so vollständiger und radikaler Wechsel in der Staatsleitung habe einem sehr großen Theile der Nation große Genugthuung gewährt, und in denen, welche den Interessen ihres Landes aufrichtig zugethan waren, die höchsten Hoffnungen wachgerufen; denn nie vorher seien so viele Männer von so ausgezeichneten Fähigkeiten und so hohem Gemeinsinn in einer Verwaltung vereinigt gewesen. Der Festigkeit, womit die Führer der Opposition zusammengehalten, schrieb man dieses Ergebniß zu; ungeachtet der äußerst gefährlichen Lage des Staates in dem Augenblick, da die neue Regierung eintrat, war man doch überzeugt, ein solches Ministerium, wenn es einig bliebe, könne für die Nation nicht anders als heilbringend sein [41]).

War das Zustandekommen des Ministeriums Rockingham wirklich noch ebenso unbedingt eine Folge der Einigung der früheren Opposition, wie es der Fall des Ministeriums North gewesen war? Selbst der überall mäkelnde Horace Walpole sieht es in der ersten Ueberraschung so an: Gott sei Dank, schreibt er, Lord Shelburne hat edel und weise widerstanden, und sie triumphiren zusammen [42]). Anders dachte Fox, selbst einer der neuen Minister und deßhalb besser als Walpole unterrichtet über die Verhältnisse, als er, gleich am 25. März, gegen Shelburne es ganz unumwunden aussprach: die neue Verwaltung werde aus zwei Seiten bestehen, die eine werde dem König, die andere dem Volke gehören [43]). Aus Fox redete der Parteigeist, der ihm den unbefangenen Blick trübte, der ihn auch ein Vierteljahr später zu falschen Berechnungen verleitete; aber der Same der Zwietracht war schon damals in die neue Schöpfung gelegt, als Fox seine Aeußerung that.

Der Stein des Anstoßes war das vom König für Shelburne bewiesene Vertrauen bei der Bildung des Cabinets. Die Entschiedenheit, womit er die von Georg ihm angebotene Würde des ersten Lords des Schatzes ausschlug und Rockingham für diesen Posten

41) The new annual register for the year 1782 S. 108.

42) Nachschrift zu dem Brief an Mason vom 25. März, Cunningham letters VIII 184.

43) Nach dem Bericht Fitzpatricks in Fox memorials I 292.

namhaft machte, ſchien den Freunden des letzteren ſeine Zuverläſſigkeit verbürgen zu können; aber ſie rechneten ihm dieſe Haltung nicht hoch an: er hielt nur ſein dem Herzog von Grafton und Lord Camden ſchon vor drei Jahren gegebenes Wort, im Fall eines Miniſterwechſels Rockingham die erſte Stelle nicht ſtreitig machen zu wollen [44]); er verzichtete nur auf etwas, was doch nicht in ſeiner Macht lag, hatte er ja doch Rockingham ſelber eingeſtanden: My Lord, Ihr könnt ohne mich ſtehen, aber ich nicht ohne Euch [45]). In den Reihen der Rockinghams verdroß es, daß Shelburne auch nach ſeiner Ablehnung mit der Bildung des Cabinets beauftragt blieb; man legte ihm zur Laſt, was Georg zur Laſt fiel, man vergaß, daß Georg von jeher und zuweilen in den ſtärkſten Ausdrücken ſeine Abneigung gegen ihn ausgeſprochen hatte [46]), und wollte nicht ſehen, wie Georg ihn eben gerade zu dem Zweck vor Rockingham bevorzugte, um bei dieſem Mißtrauen gegen ihn zu erregen und Zwietracht unter den Whigs zu ſäen. Es nimmt Wunder, wie ſehr unter Rockinghams Leuten der Kunſtgriff des Königs von Erfolg begleitet war. Es half nichts, daß einer der hochſinnigſten unter ihnen, der Herzog von Richmond, der Ende 1781 eine gewiſſe Annäherung zwiſchen Shelburne und dem Hofe befürchtet hatte [47]), nunmehr mit ſeinem Wort für Shelburnes Zuverläſſigkeit einſtand, das Mißtrauen gegen ihn ward nicht dadurch überwunden. Shelburnes perſönliche Eigenſchaften haben dazu ohne Zweifel nicht wenig beigetragen, vor allem aber ſcheint der Widerwille, von dem Shelburne und Burke gegen einander erfüllt waren, den Argwohn genährt zu haben. Ein Zeitgenoſſe der Ereigniſſe, ſelbſt Mitglied des Hauſes der Gemeinen und in nahen Beziehungen zu mehreren der hervorragenden Führer, der am Abend ſeines Lebens ſeine Er-

---

44) Memoiren des Herzogs von Grafton bei Mahon history VI 274.

45) H. Walpole journal II 523; ſelbſt wenn die Anekdote gemacht iſt, entſpricht ſie durchaus der Sachlage.

46) Grenville papers II 226. 236; Chatham correspondence III 260; Georg an North ohne Datum, wahrſcheinlich vom 15. März 1778, bei Brougham statesmen I 108.

47) Richmond an Rockingham, in Rockingham memoirs II 438.

innerungen niedergeschrieben hat, und dem man trotz mehrfacher Uebertreibungen doch in der Hauptsache einen scharfen Blick und Wahrheitsliebe nicht absprechen darf, sagt es gerade heraus, daß Burke die aufrichtige und dauernde Einigung der Whigs verhindert habe [48]). Einig in der Bekämpfung des Ministeriums North und über die Maßregeln zur Steuer der Mißherrschaft, brachten sie es nicht dahin, als der Fall des alten Systems vorauszusehen war, auch über das Verfahren bei der dann nothwendigen Neubildung der Regierung sich zu einigen. Das Bedürfniß war vorhanden und wurde ausgesprochen, aber Burke wies den Gedanken verächtlich zurück: Graf Shelburnes Partei sei ohne Bedeutung, sie bestehe aus nicht mehr als sechs bis acht Mitgliedern; worauf Dunning mit Fug entgegnen konnte: Non numeremur sed ponderemur [49]). Die Absicht ist deutlich, Burke wollte Shelburne mit den Seinigen zum voraus von jedem Antheil an der Gestaltung der neuen Ordnung ausschließen, und hintertrieb durch das Gewicht seiner Stimme eine Verständigung darüber. Ihn scheint verletzt zu haben, daß im Februar 1781 bei der Abstimmung über seine Establishment-Bill die Anhänger Shelburnes im Hause der Gemeinen nicht zugegen waren [50]), ihn verstimmte außerdem Shelburnes amerikanische Politik.

Der Gegensatz zwischen Whigaristokraten und unabhängigen Whigs war so auch in das neue Ministerium übergegangen und vom König selbst sogleich geflissentlich geschärft. Von Rockinghams Anhängern waren, außer ihm selbst, vier weitere ins Cabinet aufgenommen: der Herzog von Richmond, der Admiral Keppel, der Schatzkanzler Lord John Cavendish, und Fox, welcher als Staatssekretär für das äußere eintrat. Die Richtung Shelburnes war vertreten durch Lord Camden, den Herzog von Grafton, Lord Ashburton und, obgleich er auf eine ganz unabhängige Stellung Anspruch erhob, den General Conway. Unter ihnen allen stand vereinzelt als

48) John Nicholls in den recollections and reflections I 39 ff. 209. 295 ff.

49) Nicholls I 39 ff.

50) H. Walpole, journal II 446. Daß sie auf Shelburnes Wink fehlten, vermuthet richtig Macknight, Burke II 506.

Ueberbleibsel der alten Ordnung der Lordkanzler Thurlow, den freilich Rockinghams Freunde auch Shelburne als Parteigenossen zurechneten: an sie dachte Fox, wenn er behauptete, daß ein Theil der Minister dem König gehöre; schon war die innere Entfremdung so weit gediehen, daß Fox keinen, der sich nicht zu den Rockinghams hielt, als Whig, als Freund der Verfassung mehr gelten lassen wollte.

So drohte der kaum erst gebannte Geist der engherzigsten Parteiverblendung sich der Reste der Whigaristokratie aufs neue zu bemächtigen. Männer wie der Herzog von Richmond haben die Gefahr erkannt und sich von dem Factionsgeist nicht mit fortreißen lassen; aber Fox, Burke und andere wurden seine Beute, und gingen an der Spitze ihrer Partei immer weiter des Weges, der binnen Jahresfrist zur Coalition mit North, in Zeit von zwei Jahren zur vollständigen Zersprengung der alten Whigoligarchie führte.

Es ist bezeichnend, daß gleich die erste Amtshandlung des neu ernannten ersten Lords des Schatzes eine Parteimaßregel war, die dem König von Rockingham abgezwungene Erhebung des Sir Fletcher Norton zum Peer mit dem Titel Lord Grantley, mit der ausgesprochenen und einzigen Absicht, dadurch den Rockinghams für die von Shelburne ohne Vorwissen des ersten Ministers durchgesetzte Erhebung Dunnings in den Peersstand Genugthuung zu verschaffen. Es folgten weitere Verleihungen von Orden, Aemtern und Würden, Pensionen, bei denen, wie man finden wollte, die Anhänger Shelburnes über Gebühr bevorzugt wurden; doch ließ auch Rockingham die seinigen nicht leer ausgehen; eifersüchtig überwachte der eine die Verleihungen des anderen; die Stimmung war schon verbittert, noch ehe die Lösung der großen Fragen, zu welcher die Minister durch ihre Vergangenheit und ihren Eintritt in die Regierung sich verpflichtet hatten, in Angriff genommen war.

Aber war es denn nicht möglich, daß die Größe des Augenblicks, das Bewußtsein des in heißen Kämpfen erfochtenen Sieges über eine verfassungswidrige Verwaltung, die Aussicht, ja die Verpflichtung, dem Lande den Frieden und die verfassungsmäßige Ordnung wiederzugeben, die kleinlichen persönlichen und Partei-Leidenschaften zum Schweigen brachte? Die Punkte, auf Grund deren

Rockingham ins Amt getreten, waren die Herstellung des Friedens und die Anerkennung der Unabhängigkeit Amerikas, eine durchgreifende Reform in allen Zweigen der Verwaltung, die Verminderung des Einflusses der Krone auf das Parlament [51]). Und zu diesen Aufgaben, auf deren Verwirklichung die Whigs seit Jahren hingearbeitet, gesellte sich in den Tagen der Ministerveränderung eine weitere dringende hinzu: die Abwendung des drohenden Aufstandes und Abfalls in Irland, wo am 15. Februar 1782 eine Versammlung von Abgeordneten der freiwilligen Miliz in Dungannon die völlige politische Gleichstellung der Insel mit England gefordert hatte, und das irische Parlament in Dublin im April diese Forderung zu der seinigen machte. Es waren alles Lebensfragen für die Zukunft des Reiches, für seine äußere Machtstellung wie für seine innere Entwicklung, über welche die meisten Whigs im letzten Grunde dasselbe dachten; dennoch ist es zu einem aufrichtigen Zusammenwirken der beiden Gruppen der Whigs auch in diesen entscheidungsvollen Tagen nicht gekommen. Zwar einigte man sich im Drang der Verhältnisse den Iren nachzugeben und das bisher dem englischen Parlamente zustehende Recht der Gesetzgebung für Irland aufzuheben, wodurch vorläufig der Sturm beschworen wurde; allein Shelburne, dem als Staatssekretär für das innere auch die Leitung der irischen Angelegenheiten oblag, nahm Anstoß an dem lebhaften Briefwechsel, den Fox mit den Führern der irischen Bewegung, Lord Charlemont und Henry Grattan, sowie mit dem Lord-Lieutenant, dem Herzog von Portland, und dessen Sekretär Fitzpatrick, zwei entschiedenen Rockinghams, unterhielt, und erblickte darin einen Eingriff in seinen Geschäftskreis [52]); und nicht mit Unrecht, wenn man den Herzog von Portland nach seinem eigenen Geständnisse in seinen amtlichen Berichten Dinge verschweigen sieht, die er Fox mittheilt [53]).

---

51) So Conway und Richmond in den Reden am 9. und 10. Juli 1782, Parliamentary history XXIII 166. 188; damit übereinstimmend die Forderungen, die Rockingham bei seinen Unterhandlungen mit Thurlow gestellt, Rockingham memoirs II 452.

52) Fox an Fitzpatrick 28. April in Fox memorials I 316.

53) Der Herzog von Portland an Fox 28. April in Fox memorials I 414.

Auch die Maßregeln, für die man früher gemeinſchaftlich gekämpft, litten Noth unter dem gegenſeitigen Mißtrauen der Miniſter. Burkes ökonomiſche Reform ward aufs neue vor das Parlament gebracht, aber in einer veränderten, die alten Mißbräuche mehr als der erſte Entwurf ſchonenden Geſtalt; Fox beklagt ſich über Shelburne, Conway und Grafton, welche alles mögliche daran zu tadeln gehabt [54]), und der Lordkanzler ſprach und ſtimmte dagegen, ohne freilich die Annahme der Bill zu verhindern. Und ebenſo mangelhaft als die Maßregeln zur Reform der Verwaltung waren die Schritte, durch welche der Beeinfluſſung des Parlaments durch die Krone geſteuert werden ſollte, die Schritte behufs einer Parlamentsreform. Die beiden Bills wegen Aufhebung des Wahlrechtes der Steuerbeamten und der Wählbarkeit der Staatslieferanten, welche die vereinigten Whigs ſeit Jahren auf ihre Fahnen geſchrieben, wurden, abermals unter dem Widerſpruche des Lordkanzlers, zum Geſetz erhoben; dagegen für eine durchgreifende Parlamentsreform geſchah nichts.

Die Regierung befand ſich dieſer Frage gegenüber in einer anderen Lage als bei den übrigen Reformmaßregeln. Parlamentsreform war kein Beſtandtheil des Programms, mit dem Rockingham an die Spitze der Geſchäfte getreten, aber in das Whigprogramm war ſie ſchon damals aufgenommen. Man hatte Jahre lang als vornehmſte Stütze des herrſchenden Syſtems die Corruption, die Beeinfluſſung des Parlaments bekämpft, und ſeit Chatham 1766 zuerſt den Gedanken ausgeſprochen, durch die Erfahrungen unter dem Miniſterium North immer deutlicher ſich überzeugt, daß eine umfaſſende Reform das einzige wirkſame Mittel ſei ihr zu wehren; nachdem das große Meeting in York, Dezember 1779, neben der ökonomiſchen auch die Parlamentsreform gefordert, nachdem der Herzog von Richmond einen darauf zielenden Antrag im Haus der Peers geſtellt, nachdem zahlreiche andere Meetings dem Beiſpiele von Yorkſhire gefolgt, ſie alle berufen unter dem Einfluſſe der Whigs und zu dem Zweck, der Oppoſition gegen North im Parlament Nachdruck zu geben: ſeitdem war die Parlamentsreform eine brennende

54) Fox an Fitzpatrick 12. 15. April, a. a. O. I 314 ff.

Frage geworden, und die Whigs schon zu tief in ihre Sache verflochten, um sie wieder von sich abweisen zu können. Dennoch behandelte das Ministerium Rockingham sie als eine offene Frage. Hier gingen sogar die Ansichten der Rockinghams selbst auseinander. Während Fox und Richmond der Reform mit Eifer zugethan waren, letzterer sogar sein Verbleiben im Cabinet von der Einleitung vorbereitender Schritte zu derselben abhängig machte [55]), war Burke ihr entschiedener Gegner, Lord Cavendish von Mißtrauen gegen sie erfüllt, und Rockingham selbst einer Zurückhaltung beflissen, die nur aus seiner früher gar nicht verhehlten Abneigung gegen die Maßregel zu erklären ist [56]). Diesem Mangel an Uebereinstimmung unter den Rockinghams, im Ministerium ist es zuzuschreiben, daß Pitt, als er am 7. Mai mit seinem Antrag auf Parlamentsreform bei den Gemeinen hervortrat, mit zwanzig Stimmen in der Minderheit blieb, und der günstigste Zeitpunkt, mit der Reform vorzugehen, versäumt ward [57]). Es waren diesmal nicht persönliche Stimmungen, sondern grundsätzliche Meinungsverschiedenheiten, welche die Regierung spalteten, aber nur um so schlagender tritt die tiefe Zerklüftung im Cabinet mit ihren nachtheiligen Folgen entgegen.

Alle diese Mißhelligkeiten, mochten sie aus sachlichen Gründen oder aus bloßer Parteisucht hervorgegangen sein, untergruben den Bestand der Regierung von ihrem Amtsantritt an mit jedem Tage mehr. Fox hört nicht auf, die Unzuverlässigkeit Shelburnes, seine Falschheit, seine Hinneigung zu Thurlow, seine Unterwürfigkeit gegen den König anzuklagen, wirft ihm geradezu vor, das alte System wieder ins Leben gerufen zu haben [58]); Fitzpatrick ist überzeugt von seiner Absicht, in Verbindung mit dem König die Whigs zu bekämpfen [59]). Shelburnes Haltung berechtigt zu solchen Anklagen,

55) Richmond an Rockingham 11. Mai, Rockingham memoirs II 481.

56) Rockingham an Pemberton Milnes 28. Februar 1780, Rockingham memoirs II 395.

57) Das erkennt richtig auch der Herzog von Richmond in seinem Schreiben an Rockingham, Rockingham memoirs II 482 ff.

58) In den Briefen an Fitzpatrick, Fox memorials I 314 ff.

59) Fitzpatricks Tagebuch in Fox memorials I 437.

wie die Fitzpatricks, nicht; es finden ſich ſelbſt Stimmen, welche ihn von dem Vorwurf der Unaufrichtigkeit gegen die Rockinghams ausdrücklich freiſprechen [60]). Ohne Zweifel iſt dem wiedererwachten Selbſtgefühl der letzteren, ihrem Anſpruch, die allein wahren Vertreter der Whiggrundſätze zu ſein, die hauptſächliche Schuld an der Spaltung im Miniſterium beizumeſſen; wogegen dann Shelburne, der in wichtigen Fragen ſchon ſeit Jahren der Anſicht des Königs näher ſtand, auf ſeine Uebereinſtimmung mit ihm mehr als billig Nachdruck legen mochte; ſicher iſt, daß Shelburne die den übrigen Miniſtern ſchuldige Offenheit vermiſſen ließ, und daß ſeine Perſönlichkeit Vorwand, wenn nicht zuweilen begründeten Anlaß zum Mißtrauen gegen ihn gab. Von einer Einheit in der Regierung konnte gar nicht die Rede ſein; der Gegenſatz wurde ſogar im Parlamente offen zur Schau getragen; im Unterhaus war es bald der Lordadvocat Dundas, bald der Attorney und Solicitor-General, welche Regierungsmaßregeln bekämpften, und bei den Peers, klagt Fox, begab ſich mehr als einmal das ſchamloſe Schauſpiel, daß der Herzog von Richmond, wo er offenbar im Rechte war, von allen anweſenden Miniſtern im Stiche gelaſſen ward [61]).

Schon der Zwieſpalt in der inneren Politik reichte aus, um die Dauer des Miniſteriums Rockingham abzukürzen; wo möglich noch ſchärfer trat aber auf dem Gebiet der auswärtigen Politik der Gegenſatz zwiſchen Fox und Shelburne hervor; ihre Uneinigkeit über die Führung der Friedensverhandlungen gab den unmittelbaren Anſtoß zu dem Rücktritt von Fox und den verhängnißvollen Ereigniſſen, die ſich daran knüpften.

Herſtellung des Friedens und Anerkennung der amerikaniſchen Unabhängigkeit war der erſte Punkt in dem Programm der neuen Regierung. Es ſtanden ihr zwei Wege offen ihr Ziel zu verfolgen. Bald nach dem Frieden von Teſchen hatten Rußland und Oeſterreich in Paris und London ihre Vermittlung angeboten und obgleich dieſelbe in Folge der Abneigung Frankreichs und Spaniens und der Weigerung Englands, die Amerikaner in die Vermittlung mit

60) Nicholls recollections and reflections I 45. 47.

61) Fox an Fitzpatrick 11. Mai in Fox memorials I 323.

einzuschließen, gar nicht in Gang kam, brachten Rußland und Oesterreich sie doch wiederholt in Anregung, und hielten den Vorschlag eines Congresses in Wien, wo die Unterhandlungen geführt werden sollten, noch immer aufrecht, erneuerten in London nach dem Ministerwechsel ausdrücklich ihren Antrag. Inzwischen hatte noch Lord North, unter dem Drucke der allgemeinen Friedensstimmung, in der letzten Zeit vor seinem Rücktritt durch geheime Agenten in Paris selbst mit Umgehung der vermittelnden Mächte Unterhandlungen anzuknüpfen gesucht, aber ohne Erfolg[62]). Dem neuen Ministerium waren in keiner Weise die Hände gebunden. Es nahm gleich am ersten Tage nach seinem Amtsantritt die Vermittlung Rußlands in dem Kriege mit Holland an[63]); sonst machte es von den Vermittlungsanerbietungen keinen Gebrauch, sondern zog es vor, sich an die feindlichen Mächte unmittelbar wegen Eröffnung der Friedensverhandlungen zu wenden.

Der Entschluß, die Unabhängigkeit der dreizehn Colonien anzuerkennen, hatte das Haupthinderniß, das bisher der Einleitung von Unterhandlungen entgegengestanden, hinweggeräumt. Die Rockinghams hatten schon seit 1777 der Anerkennung das Wort geredet; die Chathamsche Schaar blieb auch nach dem Tode ihres großen Meisters seiner Auffassung treu, daß den Amerikanern alle gewünschten Freiheiten, mit alleiniger Ausnahme der staatlichen Selbständigkeit zugestanden werden sollten, und ihr Führer Shelburne hatte nicht bloß 1778 im Oberhause feierlich erklärt, er werde nie ins Amt treten mit einem Manne, der es für recht oder zulässig halte, die Unabhängigkeit Amerikas einzuräumen[64]), sondern noch am 7. Februar 1782 es ausdrücklich wiederholt, daß er zu einem solchen Schritte niemals, unter keinerlei Umständen, seine Zustimmung geben werde[65]). Indem dann aber Shelburne mit mehreren

62) Das genauere über die Vermittlungsversuche giebt Flassan, histoire générale de la diplomatie française VII 300 ff.

63) Der Cabinetsbeschluß in Fox memorials I 331; Brief von Fox an Simolin 29. März im annual register, public papers S. 150.

64) In einer Rede am 7. Dezember, Parliamentary hist. XX 40.

65) Parliamentary history XXII 987.

seiner Anhänger in das Ministerium Rockingham eintrat, welches die Anerkennung der Unabhängigkeit an die Spitze seines Programms gestellt, eignete er sich selbst diesen Standpunkt an, und übernahm die Verpflichtung ihn als Minister zu vertreten. Ist er dieser Verpflichtung aber auch wirklich nachgekommen? Fox bestritt es, und machte diesen Grund als Rechtfertigung geltend für den folgenschweren Kampf, den er nach Rockinghams Tod gegen Shelburne eröffnete.

Unzweifelhaft ist Fox entschuldigt, wenn er nach der früheren Haltung, nach der sechs Wochen vor dem Ministerwechsel abgegebenen kategorischen Erklärung Shelburnes in seinen Eifer für die neue Politik kein Vertrauen setzte, aber ob sein Verdacht begründet war oder nicht, konnte erst Shelburnes Thätigkeit als Minister erweisen. Shelburne selbst hielt fortwährend fest an seiner Ueberzeugung, daß der Verlust Amerikas der schwerste Schlag sei, der England treffen könne, nachdem er jedoch unvermeidlich geworden, gebe er der Nothwendigkeit nach [66]). So rechtfertigt er später seine Meinungsänderung, und die Nachrichten über seine Haltung bei den Unterhandlungen sind hinreichend vollständig, um den Ernst und die Aufrichtigkeit derselben ins rechte Licht zu stellen.

Am 22. März gab Franklin dem durch Paris reisenden Lord Cholmondeley ein kurzes Schreiben an den von früher her mit ihm bekannten Shelburne mit, worin er seine Hoffnung auf einen allgemeinen Frieden aussprach. Einige Tage später trat das Ministerium Rockingham ins Amt, und Shelburne, der als Staatssekretär für das innere die Colonien, also auch die amerikanischen Angelegenheiten unter seiner Leitung hatte, ging sogleich auf den Gedanken Franklins ein, indem er dessen Schreiben durch die Sendung eines gewissen Oswald nach Paris erwiderte. Die Vorschläge, mit denen Oswald zu Anfang April in Paris eintraf, waren befriedigend [67]); das Ergebniß seiner Besprechungen mit Franklin und dem französischen Minister des Auswärtigen, Grafen von Vergennes, war, daß beide sich dem Beginn von Unterhandlungen geneigt aussprachen,

66) Parliamentary history XXIII 193.

67) So bezeichnet sie Vergennes selbst bei Flassan VII 329.

aber mit dem Beisatze, daß Amerika nicht ohne Frankreich, Frankreich nicht ohne das verbündete Spanien unterhandeln könne, sondern ein allgemeiner Friede hergestellt werden solle. Sobald Oswald diesen Bescheid nach London zurückgebracht, wurde er durch Cabinetsbeschluß vom 23. April mit Vollmachten versehen, mit Franklin über die Eröffnung der Verhandlungen über einen allgemeinen Frieden sich zu verständigen, auf Grundlage der Anerkennung der Unabhängigkeit Amerikas und des Pariser Friedens von 1763; um Vergennes dieselbe Mittheilung zu machen, wurde ferner beschlossen, sollte Fox einen andern Bevollmächtigten nach Paris schicken [68]). Die Unterhandlungen mit den fremden Mächten, ausgenommen Amerika, fielen in den Geschäftskreis von Fox; Shelburne hätte, da durch ihn die Unterhandlungen mit Amerika eingeleitet, gern auch die mit Frankreich auf sich genommen, worauf aber Fox nicht einging [69]).

Am 4. Mai kam Oswald nach Paris zurück, am 8. Mai erschien dort als Bevollmächtigter von Fox Thomas Grenville, ein Sohn des früheren Ministers Georg Grenville. Da jedoch in Grenvilles Vollmachten neben Frankreich die beiden anderen kriegführenden Mächte, Spanien und Holland, nicht ausdrücklich erwähnt waren, und Frankreich sich noch immer weigerte, ohne sie in die Unterhandlungen einzutreten, erlitt der Beginn derselben einen Aufschub, während dessen Oswald abermals nach England reiste. Nach seiner Rückkunft, 30. Mai, überbrachte er Franklin, der gegen Shelburne den Wunsch geäußert hatte, auch die späteren Unterhandlungen mit einem Manne wie Oswald führen zu können, von Shelburne die Mittheilung, daß dieser seinem Wunsche willfahren und Oswald ehestens mit dem dazu erforderlichen Charakter bekleiden werde [70]). Shelburne überschritt durch eine solche Maßregel seine Befugnisse nicht, hätte, ehe er sie ins Werk gesetzt, vielleicht auch mit Fox und Rockingham noch Rücksprache darüber genommen; aber Fox und

68) Der Cabinetsbeschluß in Fox memorials I 345.

69) Fox an Fitzpatrick 28. April in Fox memorials I 346.

70) Franklin an Shelburne, Passy 13. Mai, bei Sparks, the works of Benjamin Franklin IX 279; Franklins Tagebuch, bei Sparks IX 314 ff.

Grenville faßten ſie gleich in einer Weiſe auf, daß auch auf dieſem Gebiete der Gegenſatz zwiſchen den beiden Staatsſekretären durchbrechen mußte. In einem Schreiben an Fox vom 4. Mai beſchwert ſich Grenville über die Zurückhaltung, die Franklin ſeinem früheren Benehmen zuwider gegen ihn beobachte, und die nur herrühren könne von jenem Schritte Shelburnes, von dem er ſelbſt durch Oswald erfahren, und ſchließt daraus auf geheime Unterhandlungen zwiſchen Shelburne und Franklin [71]). Spuren von ſolchen behauptet er ſchon früher entdeckt zu haben; denn als Oswald das erſte Mal von Paris nach London gereiſt ſei, habe ihm Franklin ein Papier mitgegeben, das neben anderen Notizen, die ſich Franklin zum Behuf einer Unterredung mit Oswald aufgezeichnet, auch den Gedanken einer freiwilligen Abtretung Canadas an Amerika durch die Engländer enthalten habe [72]). Oswald habe das Papier Shelburne zu leſen gegeben und nach ſeiner Rückkunft Franklin wieder eingehändigt. Grenville vermuthet, Oswald habe zu bemerken geglaubt, daß er durch Franklin davon wiſſe, was aber nicht der Fall geweſen, und deßhalb ihm den Vorfall mitgetheilt. Er weiß von Shelburnes Entgegnung nichts, aber auch ohne das ſieht er darin eine Separatverhandlung mit den Amerikanern hinter ſeinem Rücken und bittet daher Fox um ſeine Abberufung. Und Fox iſt über die Richtigkeit dieſer Anklagen gegen Shelburne keinen Augenblick zweifelhaft, iſt überzeugt, daß derſelbe Grenville das Vertrauen Franklins zu entziehen ſucht, daß er wichtige Gegenſtände, wie die Verhandlung über Canada, der Kenntniß der übrigen Miniſter vorenthält, daß er der Wirkſamkeit Grenvilles unbefugter Weiſe Hinderniſſe in den Weg legt. Faſt ſcheint er über Grenvilles Mittheilungen eine gewiſſe Genugthuung zu empfinden: er will ſie ſich nicht entgehen laſſen, um damit Shelburne unmittelbar zu Leibe zu gehen [73]).

---

71) Thomas Grenville an Fox, Paris 4. Juni, memoirs of the courts and cabinets of George III by the duke of Buckingham and Chandos I 33 ff.

72) Franklins Tagebuch in den notes of conversation bei Sparks IX 249 ff.

73) Fox an Grenville 10. Juni, courts and cabinets I 39 ff.

In der That fanden diese Anklagen gegen Shelburne vielfach Glauben. Die von ihm an Oswald ertheilten Aufträge sollen unvereinbar mit den Vollmachten Grenvilles gewesen sein, ihre Instructionen sich widersprochen, ja Shelburne den Amerikanern Canada angeboten haben, um dadurch Grenville ihr Vertrauen zu entziehen[74]). Der einfache Hergang der Ereignisse beweist, daß diese Beschuldigungen aus der Luft gegriffen sind. Die Sendung Grenvilles ist durch die Oswalds nicht durchkreuzt, denn diese ging jener voran; die Sendung Oswalds war keine geheime, denn Oswald stand in Verkehr mit Grenville und Fox; sie war nicht eine bloße Intrigue gegen Fox, denn auch nach dessen Rücktritt behielt Shelburne zwei Bevollmächtigte in Paris bei, um die Unterhandlungen mit Amerika und den übrigen Mächten gesondert zu führen[75]). Der Vorwurf wegen der beabsichtigten Abtretung Canadas fällt in nichts zusammen. Die Anregung dazu ging, nachdem früher Lord North Frankreich durch das Anerbieten, ihm Canada zu überlassen, für einen Separatfrieden hatte gewinnen wollen[76]), diesmal von Franklin aus; und wenn ihm darauf Oswald berichtete, es scheine auf Shelburne Eindruck gemacht zu haben, und ähnlich sich auch bei Grenville darüber geäußert haben wird, so hat er Shelburne falsch verstanden. Denn man kennt die Bemerkungen, welche der Minister zum Zweck einer Besprechung mit Oswald über die Notizen Franklins sich aufgezeichnet hat: die Abtretung Canadas erfährt darin die bündigste Zurückweisung[77]).

Alle diese Klagen über Shelburnes Uebergriffe und Unredlichkeit bei den Friedensunterhandlungen sind demnach ohne Halt, und mußten daher nur um so mehr die Spannung steigern, die ohnehin

---

74) Lord Holland in Fox memorials I 369.

75) Ausführlich ist die Grundlosigkeit der aus Oswalds Sendung gegen Shelburne hergeleiteten Beschuldigungen dargethan von Sir Cornwall Lewis in der Anzeige von Russells memorials of Fox und Buckinghams courts and cabinets in der Edinburgh Review vol. 99 S. 23 ff.

76) Franklin an John Adams 12. April bei Sparks IX 210.

77) Remarks on the private paper, aus den nachgelassenen Papieren Shelburnes mitgetheilt in der Edinburgh Review vol. 99 S. 36.

auch auf dieſem Felde zwiſchen Shelburne und den Rockinghams beſtand. Fox und Shelburne waren uneins über die Form, worin die Anerkennung der amerikaniſchen Unabhängigkeit ausgeſprochen werden ſollte. Nachdem die erſte Inſtruction Oswalds und Grenvilles dahin gelautet hatte, daß die Unabhängigkeit der dreizehn Colonien die Grundlage der Unterhandlungen bilden ſollte[78]), ward in einer Cabinetsſitzung am 23. Mai weiter beſchloſſen, die Unabhängigkeit in erſter Reihe anzuerkennen, und ſie nicht zur Bedingung eines allgemeinen Friedensvertrages zu machen[79]). Dieſer Beſchluß wurde als ein Sieg ſeiner eigenen Anſchauung angeſehen von Fox, der großes Gewicht darauf legte, daß England die Anerkennung aus freien Stücken ausſpreche, und den Schein meide, durch dieſelbe den Frieden erkauft zu haben[80]). Wie er die Entſcheidung des Cabinets verſtand, zeigt die Weiſung, die er Grenville zugehen ließ, die Unabhängigkeit vorweg und getrennt von dem Friedensvertrage anzuerkennen, und als Grundlage der Unterhandlungen nur den Frieden von 1763, nicht mehr die Anerkennung aufzuſtellen[81]). Dieſe Auslegung des Beſchluſſes vom 23. Mai ſtieß aber im Cabinet auf Widerſpruch. Als Fox die ausdrückliche Billigung ſeiner Auffaſſung beantragte, und die Anerkennung der Unabhängigkeit auch für den Fall forderte, daß der Friedensvertrag nicht zu Stande käme, drang er damit nicht durch; in einer Cabinetsſitzung vom 30. Juni ward entſchieden, daß ein Vertrag die Anerkennung zu begleiten habe, übrigens aber dieſelbe in erſter Reihe zugeſtanden werden ſolle, um als Grundlage der Verhandlungen zu dienen[82]). Man wollte ſie aus-

78) Cabinetsbeſchlüſſe vom 28. April und 18. Mai, Fox memorials I 345. 351.

79) Fox memorials I 357. Es wird beſchloſſen to propose the independency of America in the first instance, instead of making it a condition of a general treaty.

80) Parliamentary history XXIII 233.

81) Franklins Tagebuch vom 5. und namentlich vom 15. Juni, bei Sparks IX 305. 332, wo Grenville als ſeine Inſtruction angiebt: to declare the independence of America previous to the treaty, as a voluntary act. Vgl. auch Flaſſan VII 340, wo aber das Datum 21. October falſch iſt.

82) Bericht Graftons in ſeinen Memoiren bei Mahon VII 381.

drücklich nicht selbst zu einem Verhandlungsgegenstande machen, sich keinerlei Entschädigung dafür bieten lassen; aber sie sollte nur erfolgen unter der Voraussetzung, daß auch der Friedensvertrag mit Amerika zu Stande komme, würde dieser scheitern, sollte auch die Anerkennung nicht zum Vollzug gelangen; daher sie von dem Friedensvertrage nicht getrennt, sondern als besonderer Artikel in denselben aufgenommen werden mußte [83]). Indem das Cabinet dem Beschlusse vom 23. Mai diese Deutung gab, stellte es sich auf den Standpunkt Shelburnes, verschärfte aber dadurch den Gegensatz zwischen ihm und Fox in solchem Grade, daß binnen weniger Tage der vollständige Bruch eintrat.

Durch die im Sinne Shelburnes erfolgte Entscheidung des Cabinets sah Fox sich aufs neue hintergangen, seine Politik durchkreuzt; Shelburnes Intriguen mit dem König sollten ihm auch hier im Wege stehen. Aber die Thatsachen bestätigen diesen Argwohn nicht. Die Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Staatssekretären über die Anerkennungsfrage betraf einen verhältnißmäßig unerheblichen Punkt; die amerikanischen Bevollmächtigten erhoben nach kurzem Bedenken keine Schwierigkeiten mehr gegen die Aufnahme der Anerkennung in den Friedensvertrag [84]). Eine weit gefährlichere Störung als durch diese Forderung Shelburnes drohte den Unterhandlungen durch die fortgesetzten Verdächtigungen, welche Shelburnes

---

83) Am schärfsten gefaßt in der Instruction des Staatssekretärs Thomas Townshend an Oswald vom 1. September bei Sparks IX 403, die völlig auf dem Boden des Cabinetsbeschlusses vom 30. Juni steht, aber auch dem Beschluß vom 23. Mai nicht widerspricht; denn der Bestimmung des letzteren: instead of making it a condition of a general treaty, ist genügt, wenn die Unabhängigkeit als Grundlage der Verhandlungen von vorn herein zugestanden und dadurch von der Discussion der Friedensbedingungen ausgeschlossen ist. Dasselbe meint Shelburne, wenn er in seinem Schreiben an Guy Carleton und Digby, bei Massey history III 106 N., durch das Fox ihn im Widerspruch mit sich selbst nachweisen will (Parliamentary history XXIII 284. 312) sagt, die Anerkennung solle nicht mehr a conditional article of a general treaty sein. Der Gegensatz ist, daß sie die Basis sein soll.

84) Oswald an Townshend 13. 15. August, 10. Sept., bei Sparks IX 387. 405.

Aufrichtigkeit von Fox und den Seinigen erfuhr, durch die aus dieſer Quelle ſtammenden Gerüchte, daß Shelburne noch immer die Anerkennung der Unabhängigkeit zu umgehen [85]), daß er die Souveränetät des Königs über Amerika feſtzuhalten, ihm nur ein unabhängiges Parlament zuzugeſtehen beabſichtige [86]); grundloſes Gerede, über das Oswald in einem Brief an Shelburne ſein Befremden ausdrückt, da es das erſte Mal ſei, daß er von einem beabſichtigten Vorbehalt bei der Bewilligung der Unabhängigkeit höre [87]). Selbſt von dem Könige verſichert der Herzog von Richmond, in dieſem Punkte gewiß ein unverdächtiger Zeuge, daß er ſeine Zuſagen gewiſſenhaft gehalten und nicht ein einziges Mal den Wunſch verrathen habe von ihnen abzuweichen [88]); Georg kann ſich alſo auch nicht auf Intriguen mit Shelburne eingelaſſen haben, um die Anerkennung zu hintertreiben.

Aber wie auch die Thatſachen liegen mochten, Fox hatte ſeinen Entſchluß gefaßt. Nachdem die Entſcheidung des Cabinets für die Auffaſſung Shelburnes ausgefallen, erklärte er zurücktreten zu wollen und verſchob den Schritt nur, um nicht dadurch die letzten Stunden des todtkranken Rockingham zu verbittern [89]). Rockingham, ein Staatsmann von mäßiger Begabung, aber von ehrenhaftem Charakter, als Angehöriger des Hauſes Wentworth hervorragend durch hohe Geburt und Reichthum, und um dieſer Vorzüge willen ſeit Jahrzehnten das anerkannte Haupt der Whigariſtokratie, hatte wenigſtens den äußeren Frieden im Cabinet zu erhalten vermocht; ſein Tod, der Montag den 1. Juli eintrat, war das Zeichen zur Auflöſung. Nicht bloß die Regierung, auch die Whigariſtokraten hatten ihr Haupt verloren; da das Bündniß zwiſchen den letzteren und den unabhängigen Whigs eben am Ende war, in demſelben Augenblick ſahen ſich die Rockinghams führerlos der Gefahr der Spaltung in ihrer eigenen Mitte ausgeſetzt. Konnten ſie ſich zur Unterwerfung unter

85) Adams an Franklin 16. April bei Sparks IX 256.

86) Franklin an Vaughan 11. Juli bei Sparks IX 362.

87) Oswald an Shelburne 12. Juli bei Sparks IX 367.

88) Rede Richmonds am 10. Juli Parliamentary hist. XXIII 189 ff.

89) Graftons Memoiren bei Mahon VII 381; Rede von Fox am 9. Juli, Parliamentary history XXIII 168.

einen neuen Parteiführer vereinigen und ſo der Spaltung vorbeugen? Oder konnten ſie ſich entſchließen, auf ein eigenes Parteihaupt zu Gunſten der Verſchmelzung mit den übrigen Whigs zu verzichten? Es war auch ein drittes möglich, die Aufſtellung eines neuen Führers konnte an der gegenſeitigen Eiferſucht der Parteiangehörigen ſelber ſcheitern; aber was auch geſchah, für die Zukunft der Whigariſtokratie war es entſcheidend.

In wenigen Tagen war dieſe Entſcheidung da. Früher als die Rockinghams über ihr neues Haupt, war der König mit ſich über den neuen Miniſter einig. Während der Herzog von Richmond und Lord John Cavendiſh auf den Poſten Rockinghams ſich Hoffnung machten, und Fox, der durch ſeine Fähigkeiten ſelbſt zum Führer berufen war, den ſchwachen Herzog von Portland vorſchob, bot Georg ſchon am 2. Juli Rockinghams Stelle Shelburne an. Fox und die Seinigen, obwohl der Schritt ihnen nicht unerwartet kam, beſchloſſen ſich ihm zu widerſetzen; aber wen wollten ſie Shelburne entgegenſtellen? Richmond, dem ſeine Vergangenheit und ſeine Bedeutung Anſprüche gab, erhielt von Fox den Wink darauf zu verzichten; Burke gab Fox den Rath, entweder durch einen der andern Miniſter ſich ſelbſt vorſchlagen zu laſſen, oder den Herzog von Portland vorzuſchlagen [90]). Auf den letzteren vereinigten ſich Fox und ſeine Geſinnungsgenoſſen im Cabinet [91]); er wäre eine Puppe in der Hand von Fox und Burke geweſen; es bezeichnet die Rückkehr der alten engherzigen Parteirückſichten, daß man dem Könige zumuthete, den Herzog einem Mann wie Shelburne vorzuziehen. Fox ſah die Weigerung des Königs kommen: dann wollte er zurücktreten. Es hat nicht an warnenden Stimmen gefehlt, die ihn von ſeinem Entſchluſſe abzubringen ſuchten. Selbſt Burke, trotz ſeines perſönlichen Haſſes gegen Shelburne, ſcheint zum vorläufigen Bleiben gerathen zu haben [92]);

90) Undatirtes Schreiben an Fox, unterzeichnet E. B., in Fox memorials I 457, wogegen das vorangehende Schreiben, wie ſchon Lord John Ruſſell bemerkt (memorials a. a. O.) Burke nicht angehören kann.

91) Lord Temple an Th. Grenville 4. Juli, courts and cabinets I 50.

92) Schreiben in Fox memorials a. a. O. Lord Holland in Fox memorials I 473. Daß Fox ausſchließlich durch Burkes Drängen zum Rücktritt beſtimmt worden ſei, wie Nicholls I 49. 296 behauptet, wird durch nichts beſtätigt.

der Herzog von Richmond, Fox Oheim, wie man lieſt mit Shelburne noch mehr als Fox perſönlich verfeindet, erklärte ſich beſtimmt gegen den Rücktritt; der Graf Temple, welchen Fox vom Lande herbeigerufen hatte um ſeinen Rath zu hören, mahnte dringend ab [93]); viele andere waren derſelben Anſicht; Fox ſelbſt ſah die Spaltung der Partei voraus [94]), ſchwerlich ging er ſo weit wie ſein Freund Fitzpatrick, der meinte, wenn Shelburne, ſein Schwager, ans Ruder käme, ſei es mit den Whiggrundſätzen, mit der Partei, dem Hauſe der Gemeinen, mit allem guten vorüber, und mehr als je alles in des Satans Hand [95]). Dennoch verharrte Fox auf ſeinem Vorſatz. Am Morgen des 4. Juli war die Ernennung Shelburnes entſchieden; Richmond erſchien noch einmal bei Fox, um den Riß zu verhüten, ſagte ihm, daß Shelburne geneigt ſcheine in Sachen Amerikas nachzugeben, ging dann weiter zu Cavendiſh, um ihm Shelburnes Stelle als Staatsſekretär anzubieten, in der Hoffnung dadurch auch Fox zu halten [96]). Aber er richtete nichts aus; Cavendiſh weigerte ſich, worauf Fox noch am 4. Juli dem König die Siegel zurückgab und Cavendiſh als Schatzkanzler ſeinem Beiſpiele folgte. Nicht ſo die beiden anderen Rockinghams im Cabinet. Richmond ſprach ſeine Ueberzeugung aus, daß Shelburne den von Rockingham aufgeſtellten leitenden Grundſätzen treu geblieben ſei, und glaubte ſich daher nicht weigern zu dürfen unter ihm zu dienen; aber beim erſten Abfall von denſelben, erklärte er Shelburne zum voraus, würde er ſeine Stelle niederlegen [97]). Auch Lord Keppel entſchloß ſich wenigſtens bis auf weiteres nicht zurückzutreten. Die Erwartung von Fox, daß alle Rockinghams in der Regierung ſein Beiſpiel nachahmen würden, ging nicht in Erfüllung. Nur noch ein paar, die aber dem Cabinet nicht angehörten, gaben ihre Aemter auf, darunter Burke, bisher Zahlmeiſter in der Armee, und Sheridan, außerdem der Lordlieutenant von Ir-

93) Lord Temple an Grenville a. a. O.

94) Fox an Fitzpatrick 4. Juli in Fox memorials I 461.

95) Fitzpatrick an Lord Offory 3. Juli Fox memorials I 459.

96) Fox an Fitzpatrick 4. Juli, Fox memorials I 460 ff.

97) Lord Temple an Thomas Grenville 4. Juli a. a. O.; Fitzpatricks Tagebuch in Fox memorials I 437.

land, Herzog von Portland. Weiteren Rücktritten thaten die Vorstellungen Richmonds Einhalt [98]). Auf einer Parteiversammlung im Hause des Lord Fitzwilliam, 6. Juli, wurde das Schicksal der Whigaristokratie entschieden [99]). Der Versuch eine Einigung herbeizuführen, scheiterte nach sechsstündiger Debatte; ungeachtet des Widerspruches von Richmond, Temple und zwei bis drei anderen Lords wurde Fox Verfahren gutgeheißen und so der Bruch der Partei mit der Regierung und den Shelburneschen Whigs, aber zugleich der Bruch im Schoße der alten Whigaristokratie selber durch einen Parteispruch besiegelt.

Die Ersetzung der ausgetretenen Minister machte Shelburne keine Schwierigkeit; seinen eigenen früheren Posten übernahm Thomas Townshend, das Auswärtige Lord Grantham, an Cavendishs Stelle als Schatzkanzler trat der 23jährige Pitt, während Lord Temple als Lordlieutenant nach Irland gieng.

Ungeachtet des geringen Personenwechsels hatte sich dennoch die Stellung der Regierung wesentlich geändert. Durch das Auftreten von Fox und der um ihn und Burke geschaarten Whigfraktion war das Signal zum Parteikampf wieder gegeben; hatte das Ministerium Rockingham der Niederlage des vom König beliebten Systems sein Dasein zu verdanken, und deßhalb in der Beschränkung des übergreifenden Einflusses der Krone seine wichtigste Aufgabe im Inneren erblickt, so war dagegen das Ministerium Shelburne im Gegensatz zu dem neu erwachten Parteigeiste der Whigaristokratie ins Leben getreten und durch diesen Gegensatz seine politische Stellung von Anfang an bestimmt. Chathams Sohn und Chathams eifrigster und begabtester Jünger, Shelburne, waren die Hauptpersonen im Cabinet; schon an ihre Namen knüpfte sich die Erinnerung an die Kämpfe, die im ersten Jahrzehnt Georgs III die beiden Lager der Whigs entzweit, und die nun aufs neue auszubrechen drohten.

Von den beiden Ergebnissen des jahrelangen Kampfes der

98) Fitzpatricks Tagebuch a. a. O.; Fitzpatrick an Lord Ossory 5. Juli a. a. O.

99) Nicholls I 50; H. Walpole an Horace Mann 7. Juli, an William Mason 8. Juli, bei Cunningham, letters of Walpole VIII 248. 250.

vereinigten Whigs gegen das Ministerium North war eines wieder verloren, die Einheit abermals zerrissen, und eben dadurch dann auch das andere, der kaum erst wieder wirksam gewordene Schutz der Verfassung, ernstlich bedroht. Aber nicht durch die Krone, sondern durch die alten großen Whigfamilien war diesmal das Gleichgewicht gefährdet. In einem Augenblick, in welchem die höchsten Interessen des Staates auf dem Spiele standen, in welchem die mit vier feindlichen Mächten schwebenden Unterhandlungen über den Frieden jede Schwächung der Regierung im Inneren verboten, und Minister wie Richmond, Camden, Pitt für die Sicherheit der verfassungsmäßigen Ordnung gegen jeden Uebergriff der Krone bürgten, war für jene Whigaristokraten, die spärlichen Ueberreste der alten „großen Körperschaft der Whigs," für die sie sich noch immer ausgaben, die Befriedigung ihres einseitigen Parteiinteresse der oberste Gesichtspunkt, der ihr politisches Auftreten bestimmte. Ihre Forderung, Georg sollte Portland zum ersten Lord des Schatzes ernennen, erinnerte an die Zeiten ihrer früheren Allmacht, war eine Mißachtung der königlichen Prärogative und zeigte den Parteigeist wieder in der alten beschränkten Weise wirksam. Aber die alten Machtmittel fehlten, und mit geringen Aussichten ging die Whigaristokratie dem von ihr selbst wieder heraufbeschworenen Kampf um ihre Stellung im öffentlichen Leben entgegen.

Die Verantwortung für diesen unseligen Umschwung trifft in erster Linie Fox, dessen Ausscheiden aus der Regierung ein verhängnißvoller Fehltritt war. Die Rechtfertigung, die er vor dem Parlament versuchte, mißlang. Er wiederholte hier, was er schon dem König als Grund seines Schrittes angegeben hatte, den Abfall Shelburnes und der Mehrheit des Cabinets von den bei dessen Bildung aufgestellten Grundsätzen, die Ernennung Shelburnes zum Nachfolger Rockinghams; aber es fiel den Rednern der Regierung, dem General Conway bei den Gemeinen und dem Herzog von Richmond bei den Peers, nicht schwer, die Beobachtung des ursprünglichen Programms auch durch Shelburne nachzuweisen. Fox konnte den Vorwurf Pitts, daß er nach dem Besitze der Gewalt getrachtet, daß er durch die Abneigung gegen die Männer, nicht gegen die Maßregeln, daß er durch persönliche Rücksichten geleitet worden sei,

nicht widerlegen [100]); die Erbitterung, womit er auf Shelburne Anklage über Anklage häufte, bestätigte nur Pitts Ansicht. Was konnte es gegen Shelburne beweisen, daß Fox seine Erwartung aussprach, um sich in der durch fremde Anstrengungen gewonnenen Gewalt zu behaupten, werde Shelburne und sein Anhang sich durch alle Mittel der Corruption zu verstärken suchen, und man werde es in kurzer Zeit erleben, ihn mit den Männern verbunden zu sehen, welche dieses Haus neuerdings von ihren Sitzen herabgestürzt [101])? Was konnte es beweisen, daß Burke in seinem leidenschaftlichen Zornesausbruch sich bis zu den Worten hinreißen ließ: wenn Shelburne in seiner Moral kein Catilina oder Borgia sei, könne das nur seinem Verstande zugeschrieben werden [102])? In dem Taumel der blinden Parteileidenschaft hatte Fox zum voraus das Verdammungsurtheil gefällt über das äußerste, was er Shelburne zuzutrauen wagte, eine Verbindung mit North, „dem großen Staatsverbrecher", in die sieben Monate später nicht Shelburne sondern Fox selbst eintrat. Shelburne würdigte das Verfahren der neuen Opposition wie sie es verdiente; er ging, als den Tag nach den Verhandlungen bei den Gemeinen die Ministerveränderung auch bei den Lords zur Sprache kam, auf die gegen ihn vorgebrachten Anschuldigungen im einzelnen gar nicht ein, sondern traf den Kern der Lage, indem er gegen den Parteigeist seinen Angriff richtete, und sich dagegen verwahrte, durch seinen Beitritt zum Rockinghamschen Programm in Abhängigkeit von dessen Partei gekommen zu sein. Er erinnerte, daß er ein Jünger Chathams sei, der das Factionswesen immer bekämpft; er erklärte daß der König von England kein König der Mahratten, kein bloßes Geschöpf der Aristokratie werden dürfe, und sprach seinen Vorsatz aus für die Prärogative der Krone einzutreten und das Recht des Königs, seine Minister einzusetzen, zu wahren [103]). Es war genau der Punkt, in welchem nachher die Coali-

100) Parliamentary history XXIII 184.

101) Parliamentary history XXIII 163.

102) Parliamentary history XXIII 188.

103) Parliamentary history XXIII 191 ff.

tion dem Könige Gewalt anthat; Shelburne ſah deutlicher als Fox die Kriſis kommen, der man entgegeneilte.

Die Niederlage von Fox war eine vollſtändige; die Verhandlungen im Parlament befeſtigten den Eindruck, den ſein Rücktritt ſogleich hervorgebracht. Seine Freunde hatten ihm vorausgeſagt, daß das Volk nicht auf ſeiner Seite ſtehen würde, wenn er aus perſönlichen Gründen zurückträte, die der Natur der Sache nach als ein Streit um Aemter ſich darſtellen würden, und er hatte ihre Beſorgniß theilen müſſen [104]); dennoch beharrte er darauf, durch ſein Bleiben würde er das Volk täuſchen und ſeine Partei verrathen. Er fühlte es, daß ſeine Stellung im Lande, ſein Einfluß, ſeine Popularität, ſeine Conſequenz, ja ſein Charakter auf dem Spiele ſtehe; aber, fügte er bei, er habe recht gethan, und deßhalb müſſe am Ende ſein Schritt ſich doch als weiſe bewähren [105]). Aber ſeine Hoffnung erfüllte ſich nicht, das öffentliche Vertrauen war erſchüttert und kehrte nicht zurück.

Der Stoß, welchen das Anſehen der Whigariſtokratie in der öffentlichen Meinung erlitten, war jedoch keineswegs gleichbedeutend mit einer Stärkung der Shelburneſchen Whigs und der Regierung.

Shelburne war ein Staatsmann von ungewöhnlichem Schlage, erhaben über manche Vorurtheile ſeiner Zeit, durchdrungen von den Grundſätzen des Freihandels, durch den er England und Amerika wieder zu verſöhnen, für den Verluſt der Colonien Erſatz ſchaffen zu können hoffte [106]); er war, wie Bentham ſagte, unter allen Miniſtern, von denen er je gehört, der einzige, der das Volk nicht fürchtete [107]). Mit hervorragenden Eigenſchaften des Charakters, Muth, Entſchiedenheit, Uneigennützigkeit verband er Scharfblick, Gewandt-

---

104) Lord Temple an Th. Grenville 4. Juli, courts and cabinets I 51.

105) Fox an Th. Grenville 5. Juli, courts and cabinets I 55.

106) Brief von Benjamin Vaughan an Franklin, 25. Februar 1783, bei Sparks IX 489, wo unter dem Freunde Vaughans unzweifelhaft Shelburne zu verſtehen iſt, vgl. auch Edinburgh review S. 38. Dazu ſtimmt die Angabe von Lord Holland, memoirs of the Whig party I 41.

107) Holland, memoirs of the Whig party I 41.

heit, weites Wiſſen und Schlagfertigkeit der Rede [108]); Lord Temple nennt ihn einen der eifrigſten und unermüdlichſten Miniſter, die England je geſehen [109]). Dennoch hat er nur kurz die große Rolle geſpielt, zu welcher er durch ſeine geiſtige Bedeutung beſtimmt ſchien. Ihm ſtand im Wege, daß ſeine Perſönlichkeit kein Vertrauen erweckte. Anmaßend, herriſch und herausfordernd in ſeinem Weſen dachte er gering von den Menſchen und behandelte ſie launiſch und rückſichtslos, bald gewaltthätig, bald mit Schmeicheleien [110]); ohne Vertrauen zu anderen, zeigte er ſich zurückhaltend und verſchloſſen, war erfüllt von Mißtrauen, das er ſich nicht die Mühe gab zu verbergen und faſt alle fühlen ließ, mit denen er in Verkehr kam [111]). Schon frühe wurde ihm Mangel an Aufrichtigkeit vorgeworfen, der Verfaſſer der Juniusbriefe legte ihm 1767 den Spottnamen Malagrida bei, den Namen eines berüchtigten portugieſiſchen Jeſuiten, den ſich ſeine Gegner begierig zu Nutze machten. Die Zweifel an ſeiner Lauterkeit ſind ſo allgemein, daß ſie nicht ganz ohne Grund geweſen ſein können; ſein perſönliches Auftreten führte beinahe von ſelbſt zu dem Verdacht; aber zum großen Theil nur grobe Verläumdungen ſind die maßloſen Anklagen ſeiner Gegner, die bei jeder Gelegenheit ſeine Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit ſchelten und in der Verzerrung ſeines Bildes das größte geleiſtet haben [112]); gerade bei den Pariſer Friedensverhandlungen, die am gehäſſigſten gegen ihn ausgebeutet wurden, iſt die Grundloſigkeit der Beſchuldigungen erwieſen. Allein ſchon was wirklich wahres an den Klagen über ihn war, genügte um ihn nie populär werden zu laſſen, und es ſpricht nicht zu Gunſten Shelburnes, daß Pitt, den er in das öffentliche Leben hineingezogen, ihn völlig überging, als er nach dem Sturze des Coalitionsminiſte-

108) Lord Holland, memoirs of the Whig party I 42.

109) Courts and cabinets I 302.

110) Memoirs of the Whig party I 40 ff.; George Rose, diaries and correspondence I 25. 27.

111) Rose, diaries I 25. 28.

112) So vor allem die bösartige Charakterſchilderung durch Horace Walpole, journal II 566 ff.

riums eine neue Regierung bildete. Vollends für eine ſo offene, hingebende Natur wie Fox war Shelburne nicht der Mann.

Das Miniſterium Shelburne war von Anfang an keine lebenskräftige Schöpfung, weil es auf das Parlament nicht bauen konnte. Hier ſtanden ihm zwei Parteien gegenüber, nicht nur die Anhänger des geſtürzten Syſtems unter der Führung von North, ſondern auch die Rockinghams unter Fox und Burke, mit denen nach ihrem Rücktritt die Maſſe der Faction ging; Richmond, Temple galten als die Abtrünnigen, deren Rückkehr zu den ſog. wahren Whiggrundſätzen man erwartete [113]). Eine Verbindung zwiſchen beiden Parteien beſtand nicht, und ſchien bei dem ſchroffen Gegenſatze ihres politiſchen Glaubensbekenntniſſes unmöglich; aber das Vorhandenſein dreier Parteien war eine ganz neue Erſcheinung, und die weitere Entwicklung eines ſo ungewöhnlichen Zuſtandes unberechenbar. Kein Wunder, wenn die Männer der alten Ordnung Anſtalt trafen ihn für ihre Sache auszunutzen. Es gehörte nicht viel Scharfblick dazu, um dem neuen Miniſterium gleich in den erſten Tagen ſeines Beſtehens die Unmöglichkeit vorauszuſagen, auch nur einen parlamentariſchen Sommerfeldzug zu überſtehen ohne Unterſtützung von Anhängern des alten Syſtems [114]); aber war dieſe thunlich? Von den Rockinghams allein konnte man das königliche Cabinet nicht wieder erſtürmen laſſen wollen [115]), und zog daher die Unterſtützung Shelburnes in Erwägung; allein der Mangel an Gemeinſinn unter der Mehrzahl der Tories und die weder geliebte noch geachtete Perſönlichkeit des Miniſters, dem man hätte zu Hilfe kommen ſollen, ließ einen ſolchen Schritt nicht rathſam erſcheinen [116]). Ein anderer Gedanke, die geſammte Oppoſition unter einem bisher noch durch keine miniſterielle Thätigkeit gebundenen oder compromittirten Führer zu vereinigen, ward wegen des Mangels einer ge-

113) So äußert ſich Portland in einem Schreiben an Burke vom 20. Juli, correspondence of the right hon. E. Burke III 2.

114) Brief William Edens an Lord Loughborough vom 10. Juli bei Auckland, journal and correspondence I 5.

115) Eden an Lord Loughborough a. a. O. S. 6.

116) Lord Loughborough an Eden vom 12. Juli, a. a. O. S. 7.

eigneten Persönlichkeit aufgegeben [117]), dafür aber ein anderer Weg ausfindig gemacht, auf welchem der Sturz Shelburnes und die Rückkehr der Tories in die Geschäfte ebenso sicher zu erreichen schien. Schon am 14. Juli weiß Lord Loughborough Rath [118]). Ein Theil der alten Verwaltung mit dem Reste der Rockinghams könnte eine dauerhafte Regierung bilden. Die erste Aufgabe wäre, Lord North und Fox zu versöhnen, was nicht unmöglich ist, da North gegen niemand unversöhnlich, Fox seinen alten Haß über seiner neuen Feindschaft ganz vergessen wird. Die Verbindung läge sogar in Fox Interesse, denn sie würde ihm einen größeren Antheil an der Gewalt sichern als jede andere Verbindung. Auch Norths Interesse fordert den Schritt, und ebenso das ihrer beiderseitigen Anhänger, für deren Belohnung Fox und North dann reiche Mittel hätten. Ein solcher Wechsel würde den Vorzug haben, weniger wie eine Erstürmung des Cabinets auszusehen, und eine dauerhafte Verwaltung verbürgen.

Zehn Tage, nachdem Shelburne an die Spitze der Regierung getreten, ist demnach der Plan der Coalition bereits mit klaren Worten aufgestellt. Er entstand auf Seiten der Tories, im Briefwechsel zwischen zwei Parteifanatikern, dem Heißsporn William Eden, bis zu Norths Sturz Sekretär des Lord Lieutenant von Irland, Grafen Carlisle, und übel berufen durch die Dreistigkeit, womit er dem Ministerium Rockingham in Sachen Irlands Schwierigkeiten zu bereiten gesucht [119]), und dem Vetter Edens, Alexander Wedderburn, jetzt Lord Loughborough, einem gewiegten Parteimann und Intriguanten, nach verschiedenen Schwankungen auf Norths Seite angelangt, unablässig darauf bedacht durch Parteimanöver seine persönlichen Interessen zu fördern. Loughborough ist Urheber des Planes, und verlor seine Ausführung nicht mehr aus dem Auge; im Verein mit Eden begann er seine Umtriebe, deren Hauptzweck zunächst war, North dafür zu gewinnen, und die auch während der parlamentarischen Sommerferien nicht ruhten.

---

117) Lord Loughborough an Eden 12. Juli, a. a. O.

118) Lord Loughborough an Eden 14. Juli, a. a. O. S. 9 f.

119) Die Verhandlungen in der Parliamentary history XXII 1241 ff.

So drohten offene und geheime Gefahren dem Beſtande des Miniſteriums Shelburne, die ſeine Stellung bei den Friedensverhandlungen erſchwerten, und doch, falls dieſe keinen günſtigen Verlauf hatten, ihm ſeinen Fall in ſichere Ausſicht ſtellten. Es kam alles darauf an, ob Shelburne im Stande war, dem am 11. Juli aus einander gegangenen Parlament beim Beginn der neuen Sitzungsperiode mit einem befriedigenden Ergebniß der Unterhandlungen entgegenzutreten, und darauf geſtützt dem immer leidenſchaftlicher ſich geberdenden Parteigeiſt die Spitze zu bieten.

In der Förderung der Friedensverhandlungen that Shelburne, was in ſeinen Kräften ſtand; die Fortſchritte, welche dieſelben unter dem Miniſterium Rockingham gemacht, waren äußerſt geringfügig, und eröffneten noch nicht entfernt ſichere Ausſicht auf einen glücklichen Ausgang. Der Sturz von North, die Uebernahme der auswärtigen Angelegenheiten durch Fox hatte allerdings die europäiſche Stellung Englands gebeſſert. Katharina II., welche gegen North vom heftigſten Widerwillen erfüllt geweſen, äußerte großes Vertrauen zu der neuen Regierung [120]), und Friedrich der Große, ſeit Jahren der entſchiedenſte Gegner Englands, legte ſeit dem Miniſterwechſel die freundſchaftlichſten Geſinnungen für daſſelbe an den Tag. Aber wirklichen Vortheil hat England nicht davon gehabt. Zwar Preußen war es ernſtlich um eine Verbindung mit England zu thun, trotz des Mißtrauens, welches der engliſche Geſandte in St. Petersburg, Sir James Harris, in Friedrichs Abſichten ſetzte [121]); die Bemühungen Friedrichs, ein Bündniß zwiſchen Rußland, England, Preußen und Dänemark zu Stande zu bringen, waren aufrichtig gemeint, und die engliſche Regierung, wie früher Fox, ſo nun Shelburne und Grantham, theilte ſeinen Wunſch. Dagegen waren von

120) Depeſchen von Sir James Harris an Fox 30. April; an Lord Mountſtuart in Turin 25. Oktober, in diaries and correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury I 501, II 3; Briefe von Harris an Elliot in Berlin 30. April, an Grantham 27. Auguſt, diaries I 503. 533.

121) Harris an Grantham 12. November, diaries II 9; 26. November, II 14, wonach die engliſche Regierung das Mißtrauen gegen Friedrich nicht theilt.

Rußland, ungeachtet alles Drängens, nur gute Worte zu erlangen; nachdem ſein Vermittlungsverſuch zwiſchen England und Holland geſcheitert, war es zu keinem Schritte zu Gunſten des Friedens mehr zu bewegen; das Einverſtändniß, welches die Czarin über ihre türkiſchen Pläne mit Oeſterreich erzielt, das ritterliche Wort Joſephs II: ſie möge ihn als ihren General und ſeine Armee als ihre eigene betrachten [122]), erhöhte ihre Zuverſicht ſo, daß ſie die Ausführung ihrer Abſichten auf die Krone nicht länger zu vertagen beſchloß, und nur mit Genugthuung davon erfüllt ſein konnte, England und Frankreich durch den Krieg an einer Einmiſchung in die Vorgänge im Oſten verhindert zu ſehen. Und wie es der Czarin mit ihrer Vermittlerrolle nicht ernſt war [123]), ſo verſprach auch die öſterreichiſche Vermittlung keinen Erfolg; der Wiener Hof erblickte in der Sendung Grenvilles nach Paris den Verſuch, die öſterreichiſch-ruſſiſche Vermittlung zu umgehen [124]), und legte gegen England ein ſolches Uebelwollen an den Tag, daß letzteres in der That nichts beſſeres thun konnte, als auf die guten Dienſte der beiden Kaiſerhöfe zu verzichten.

Die Haltung des Kaiſers und der Czarin konnte, wenn überhaupt, nur hemmend einwirken auf den Verlauf der inzwiſchen in Paris mit den feindlichen Mächten ſelbſt im Gange befindlichen Unterhandlungen; allein der Eifer und die Feſtigkeit, womit Shelburne dieſelben betrieb, überwand auch dieſe Schwierigkeit. Die Trennung der Unterhandlungen mit Amerika von denen mit den anderen Mächten wurde beibehalten; Grenville, der ungeſtüm ſeine Abberufung forderte, durch Fitzherbert, ſpäter Lord S. Helms erſetzt; von Mißhelligkeiten zwiſchen den beiden Bevollmächtigten und ihren Miniſtern

122) Harris an Grantham 27. Auguſt, Malmesbury diaries I 538.

123) Harris an Lord Mountſtuart 25. October, Malmesbury diaries II 4 und ſonſt. Shelburne wünſcht ſchon 27. Juli die gemeinſchaftliche Vermittlung mit Oeſterreich aufgegeben zu ſehen, Schreiben an Harris, Malmesbury diaries I 523.

124) Görtz, hiſtoriſche und politiſche Denkwürdigkeiten I 322; Rußland war weniger mißtrauiſch, Fox an Harris 21. Mai, Harris an Fox 5. Juli, Malmesbury diaries I 508. 518.

ist seitdem nicht mehr die Rede. Die Unterhandlungen mit den Amerikanern boten weniger Schwierigkeiten als mit Frankreich und Spanien, da es jenen, nicht aber diesen ernstlich um Frieden zu thun war; und da die amerikanischen Bevollmächtigten sich in der Freiheit ihrer Stellung durch Frankreich beeinträchtigt glaubten [125]), und dieses offenbar darauf ausging den Abschluß zwischen England und Amerika von der Nachgiebigkeit Englands gegen die französischen und spanischen Forderungen abhängig zu machen [126]), so setzten sich die Amerikaner über ihren Allianzvertrag mit Frankreich, der einen Separatfrieden verbot, hinweg, und am 30. November wurden in Paris die Friedenspräliminarien zwischen England und Amerika unterzeichnet.

Dem zum 5. Dezember berufenen Parlament konnte so wenigstens vom ersten erfolgreichen Schritte zum Frieden Mittheilung gemacht werden; hingegen mit Frankreich und Spanien war es nicht möglich, wie Shelburne gehofft, vor diesem Tage abzuschließen, weil die von Spanien hartnäckig geforderte Herausgabe Gibraltars und die dafür in Aussicht genommenen Entschädigungen bei England auf den lebhaftesten Widerstand stießen. Die mit Amerika in aller Stille vorbereitete, zur größten Ueberraschung Frankreichs vollzogene Uebereinkunft schien überdem aufs neue zu dem Versuch zu ermuntern, Amerika und Frankreich zu spalten, und erweckte im Schoße der englischen Regierung selbst den Gedanken, die Unterhandlungen mit Frankreich, Spanien und Holland abzubrechen, und den Krieg gegen sie, wo möglich verbündet mit Amerika, fortzusetzen.

Dem Parlament war durch den augenblicklichen Stand der Unterhandlungen ein schonungsvolles Auftreten in der Besprechung derselben auferlegt; die Regierung konnte, bei dem engen Zusammenhang zwischen dem Präliminarvertrag mit Amerika und den noch schwebenden Unterhandlungen mit den übrigen Mächten, auch jenen dem Parlament füglich noch nicht vorlegen, und beschränkte

125) Oswald an Townshend 7. November, bei Sparks IX 424; Aeußerungen von Adams bei Mahon VII 206.

126) Vgl. besonders Adolphus, the history of England from the accession to the decease of king George III, III 422 ff. 437 ff.

sich darauf, es in der Thronrede von dem Abschluß in Kenntniß zu setzen. Der König erklärte, er habe sich erboten, durch einen in den Friedensvertrag einzufügenden Artikel die Colonien für freie und unabhängige Staaten zu erklären; die Präliminarien seien erledigt und sollten in Kraft treten, sobald der Friede mit Frankreich zu Stande gekommen sei [127]). War diese Mittheilung genügend, um den Gegnern der Regierung Stoff zu einem neuen Angriff auf dieselbe zu geben? Hatte die Einigung der Opposition schon solche Fortschritte gemacht, um einem Angriff Erfolg zu verheißen?

Loughboroughs Plan einer Coalition war auf keinen ganz unfruchtbaren Boden gefallen. Loughborough und Eden, zwei der entschlossensten Parteigänger von North, auch persönlich mit ihm in nahen Beziehungen stehend, selbst den herrschenden Kreisen Englands angehörig, hatten es leicht, dem Gedanken da und dort Eingang zu verschaffen; aber nur die Zerfahrenheit der Parteien und die langjährige Uebung der beiden Vettern im politischen Intriguenspiel macht es erklärlich, daß ihr Plan so rasch selbst bei den hervorragendsten Persönlichkeiten Anklang fand. Für Parteimänner vom Schlage Rigbys war natürlich nichts willkommener als eine neue Gelegenheit zu factiösen Umtrieben und Wühlereien, und so übernahm er denn auch sogleich das unsaubere Geschäft, der Möglichkeit einer Verbindung Norths mit Fox nachzuspüren; was aber viel mehr in Staunen setzt: Fox sprach seinen Wunsch aus, daß North sich mit ihm vereinigen möge, meinte, ihre abweichenden Ansichten ließen sich versöhnen, und habe auch er selbst in einer oder zwei Fragen sich zu sehr gebunden, um seine Sprache zu ändern (was aber die gegenwärtigen Minister auch gethan) so hätten dagegen seine Freunde in diesen Fragen freie Hand. Diesen ersten Erfolg konnte Eden am 24. Juli an Loughborough berichten [128]). Weit besonnener als Fox nahm North das Ansinnen auf. Zuerst klagt Eden über seine Unentschlossenheit, muß ihm aber doch Recht geben, daß man

127) Parliamentary history XXIII 205 ff.

128) Brief Edens in Auckland journal and correspondence I 12. Schon am 20. Juli hat er Loughborough geschrieben, daß beide Parteien sich nähern, die eine, von Fox, directe Eröffnungen gemacht.

die Sache nicht überstürzen dürfe [129]); und auch Loughborough findet es nicht rathsam, das neue von ihm entworfene System unmittelbar ins Leben zu rufen, sondern wünscht zunächst nur die auf der anderen Seite sich zeigende günstige Stimmung zu pflegen und seine eigenen Freunde zusammenzuhalten [130]). Zwar macht ihn der Gedanke bedenklich, einige der Minister, z. B. Richmond, könnten zurücktreten und ihre alten Verbindungen wieder anknüpfen [131]); auch die erwartete Einsetzung des Herzogs von Portland als Parteihaupt der Whigaristokratie an Stelle Rockinghams verrieth die Absicht die Partei wieder mehr zu sammeln und in sich abzuschließen [132]); durch beides wäre die Coalition beträchtlich erschwert worden. Jedoch die Besorgniß wegen Richmonds erfüllte sich nicht, und die Annäherung der Parteien, wenn auch freilich nur in der Person ihrer Führer, machte langsame aber sichtbare Fortschritte. Bald war es so weit, daß Fox von dem Antheil redete, den er an der neuen Regierung North überlassen wollte, eine gute Stelle, aber keine einflußreiche [133]). Nach dieser Aeußerung waren die Anhänger von North noch weniger auf Beschleunigung bedacht; im Vertrauen auf die Unversöhnlichkeit der Foxiten und Shelburniten glaubten sie sich Zeit gönnen zu dürfen, aus ihren eigenen Leuten und den unsicheren Bestandtheilen der beiden Whigparteien eine dritte Partei zu bilden. So geschah vorläufig kein entscheidender Schritt; Fox erwartete wenig und meinte, es käme alles auf North an [134]); North selbst beschloß, augenblicklich keine entschiedene Stellung einzunehmen und sich in keiner Weise zu verpflichten, sondern eine Verbindung mit Freunden anzuknüpfen und erst, wenn man sich ihrer Stärke versichert, den gegebenen Umständen gemäß und je nach dem Grad von Vertrauen, dem man begegne, zu handeln, unter thunlichster Wahrung der Consequenz und der Verfassung [135]).

129) Brief Edens vom 24. Juli a. a. O. S. 12, und vom 25. S. 14.
130) Loughborough an Eden 2. August Auckland correspondence I 17.
131) Loughborough an Eden 4. August a. a. O. S. 19.
132) Loughborough an Eden 2. August S. 18.
133) Eden an Loughborough 22. August a. a. O. S. 28.
134) Eden an Loughborough 3. September S. 32.
135) Eden an Loughborough 23. September S. 36.

So war beim Zusammentritt des Parlaments die Coalition noch in der Schwebe, und die Regierung brauchte einen vereinigten Angriff ihrer Gegner unmittelbar nicht zu befürchten. Tories und Whigaristokraten betheiligten sich an den Debatten selbständig und getrennt; North hatte dem König noch im November versichert, daß seine Freunde im allgemeinen geneigt seien die Regierung zu unterstützen [136]). Auch die Whigs wie Burke und Fox enthielten sich über die Präliminarien ein bestimmtes Urtheil abzugeben, bevor sie in ihrem Wortlaute vorgelegt; dafür machten sie ihrem Unmuthe in anderer Weise Luft und ergingen sich über die Thronrede in so maßlosen Ausdrücken, daß für das Ministerium die höchste Vorsicht geboten war. Allein Shelburne befolgte ein entgegengesetztes Verfahren. An demselben Tage, da Fox im Unterhause freilich nicht ganz richtig zugestand, daß die Anerkennung der Vereinigten Staaten in der von Anfang an von ihm geforderten Form geschehen sei, bedingungslos, unwiderruflich [137]), behauptete im Oberhaus Shelburne das Gegentheil: käme der Friede mit Frankreich nicht zu Stande, so sei dadurch das Anerbieten der Anerkennung aufgehoben [138]). Die Behauptung war falsch. Die Präliminarien bestimmten, daß der Vertrag erst in Kraft treten sollte, wenn auch der Friede mit Frankreich geschlossen, aber nicht, daß die Präliminarien mit Amerika wieder zurückgenommen werden sollten, falls die Unterhandlungen mit Frankreich scheiterten; sie waren unwiderruflich, und mit ihnen die Anerkennung der Unabhängigkeit, welche ihren ersten Artikel bildete. Pitt sprach dies auch im Unterhause mit klaren Worten aus; als aber bei den Peers Graf Fitzwilliam über den Widerspruch zwischen den beiden Ministern Aufklärung erbat, wurde dieselbe von Shelburne in so herausfordernder und nichtssagender Form verweigert, daß Fox bei den Gemeinen den Antrag auf Vorlegung der die Anerkennungsfrage betreffenden Artikel der Präliminarien stellte [139]). Er drang damit nicht durch, allein die Erbitterung der

136) North an Georg 4. November bei Brougham statesmen I 164.
137) Parliamentary history XXIII 235.
138) Parliamentary history XXIII 217.
139) Parliamentary history XXIII 311.

Foxiten gegen Shelburne kannte keine Grenzen mehr; ein Zwieſpalt im Cabinet war durch Shelburne ſelbſt ans Licht getreten; nach dem Wiederzuſammentritt des Parlaments, das ſich 20. Dezember über Weihnachten vertagte, war eine Entſcheidung faſt unvermeidlich.

Der Amtsgenoſſe Shelburnes, der Staatsſekretär Lord Grantham, ſagt von ihm, er habe zu viel auf ſeine Maßregeln gebaut, die beim Parlamente nicht ins Gewicht fallen [140]); ſo hat er auch jetzt, da die höchſten Intereſſen des Landes und zugleich der Beſtand des Miniſteriums auf dem Spiele ſtanden, durch einen Erfolg in der Hauptſache, durch das Gelingen des Friedenswerkes das Land und das Cabinet zu ſichern geglaubt und den bei der Entſcheidung betheiligten perſönlichen Intereſſen, den Parteiverhältniſſen im Parlament nicht die nöthige Aufmerkſamkeit geſchenkt. Bei den Unterhandlungen mit Frankreich und Spanien ſtellten ſich freilich Schwierigkeiten ein, die leicht des Miniſters ganze Thätigkeit verſchlingen konnten. Im Cabinet drang er mit ſeinem Vorſchlage, Gibraltar zu opfern, nicht durch [141]); was er den Spaniern als Preis dafür anbot, Weſtflorida und nachher auch noch Oſtflorida, befriedigte ſie nicht, worauf England dieſen Vorſchlag, Behauptung Gibraltars gegen Abtretung Floridas, als ſein Ultimatum erklärte. Weihnachten herrſchte völlige Ungewißheit über den Ausgang; Graf Vergennes warnte die Amerikaner, ſich auf das Zuſtandekommen des Friedens zu verlaſſen [142]). Noch mehrere Wochen ſchwankte die Entſcheidung, bis zuletzt der Entſchluß Spaniens, ſtatt Gibraltars Florida anzunehmen, die Hinderniſſe beſeitigte. Am 20. Januar 1783 konnten in Verſailles die Präliminarien zwiſchen England einerſeits, Frankreich und Spanien andererſeits unterzeichnet werden.

Der Abſchluß der Präliminarien war unſtreitig ein großer Erfolg von Shelburnes Politik, der aber keineswegs ausreichte, um

---

140) Grantham an Harris 20. Febr. 1783 Malmesbury corr. II 31.

141) Graftons Memoiren bei Mahon VII 386 ff. Daß aber auch Chatham und andere Staatsmänner auf den Beſitz von Gibraltar wenig Gewicht gelegt, bemerkt Mahon VII 213.

142) Vergennes an de la Luzerne 24., an Franklin 25. Dezember, bei Sparks IX 457. 462.

seine Stellung im Inneren zu befestigen. Shelburne hatte die nothwendigsten Schritte zu diesem Zwecke versäumt. Er benutzte zwar jede Gelegenheit Anhänger zu werben; North's Anhänger waren ihm ebenso willkommen wie die von Fox [143]); aber es waren nur einzelne Ueberläufer aus den feindlichen Reihen, die er so gewann; was ihm allein im Parlament einen festen Halt zu verleihen im Stande war, eine Verständigung mit einer der beiden feindlichen Parteien im ganzen unterließ er ernstlich zu versuchen. Denn hat auch auf sein Ersuchen, wie erzählt wird der König selbst den Lord North und einige andere zur Unterstützung der Regierung aufgefordert [144]), und North das Ansinnen nicht zurückgewiesen [145]), so war doch von einem bindenden Anschluß der Northschen Partei an das Ministerium nicht entfernt die Rede; eine Einigung nach dieser Seite hin war durch die Zusammensetzung des Cabinets ein für allemal abgeschnitten.

Nachdem Shelburne den ersten großen Fehler begangen, ins Amt zu treten, ohne sich der Unterstützung des Parlaments vorher versichert zu haben, war es ein zweites Unglück, daß er auch nachher über die erforderlichen Schritte mit den übrigen Ministern sich nicht vereinigen konnte. Die Uebereinstimmung, die anfangs im Ministerium Shelburne geherrscht [146]), dauerte nicht lange. Nicht bloß in den auswärtigen Fragen traten Meinungsverschiedenheiten hervor, über das Maß der zu machenden Zugeständnisse, über die Möglichkeit, falls zu große Forderungen gestellt würden, den Krieg fortzusetzen; fast noch schlimmer war, daß Shelburne auch durch sein persönliches Auftreten Zwietracht im Ministerium säte. Sein eigenmächtiges Gebahren entfremdete ihm schnell auch seine Amtsgenossen; einer seiner eigenen Parteigänger versichert, er habe die übrigen

143) Vgl. z. B. Eden an Loughborough 25. 31. Juli in Auckland correspondence I 14 ff.

144) Rose, diaries I 27; vgl. Loughborough an Eden 24. August Auckland correspondence I 31.

145) Vgl. oben S. 276 Anm. 136.

146) Sie wird bezeugt von Grantham in einem Schreiben aus Harri vom 28. Juli Malmesbury correspondence I 525.

Minister zu bloßen Ziffern machen wollen [147]), ein anderer, sobald er an die Spitze der Geschäfte getreten, habe er einen Theil der Minister, die entschiedensten Whigs, aus der Regierung zu verdrängen gesucht [148]). Nach der Unterzeichnung der Präliminarien trat Keppel von der Admiralität zurück und wurde durch Lord Howe ersetzt; Richmond erschien nicht mehr in den Cabinetssitzungen, und Unzufriedenheit mit Shelburne, mit den Präliminarien war wenigstens mit die Ursache davon [149]). Uneins, haltloser als je trat die Regierung dem Parlamente entgegen, das am 22. Januar 1783 wieder zusammenkam und am 27. Januar die Präliminarien mit Amerika, Frankreich und Spanien vorgelegt erhielt.

Der Eindruck, welchen die Präliminarien auf das Parlament machten, überzeugte endlich auch Shelburne von der Nothwendigkeit, sich vor der auf den 17. Februar angesetzten Berathung derselben noch weitere Stützen im Parlamente zu sichern. Nach der Berechnung Edens verfügte damals das Ministerium über 140, Fox über 90, North über 120 Stimmen; der Rest war unbekannt oder unsicher [150]); aber einer Vereinigung von North und Fox auch nur in einer einzelnen Frage, dieses war deutlich, mußte die Regierung unterliegen. Weil man im Schoße des Cabinets nicht einig darüber geworden war, ob eine Verständigung mit Fox oder mit North zu erstreben, weil Shelburne eine solche mit Fox, Pitt eine solche mit North unbedingt von der Hand wies [151]), war bis zum letzten Augenblick jeder ernstliche Schritt unterblieben; und als man sich zu einem solchen entschloß, war man noch immer uneins darüber, mit welchem Bündniß man es zu versuchen habe, und versuchte es der Reihe

147) W. W. Grenville an Lord Temple 7. Dez., courts and cabinets I 84.

148) Lord Camden nach H. Walpole, journal II 590, der hier wohl richtig erzählt.

149) H. Walpole journal II 578; W. W. Grenville an Lord Temple 6. Februar, courts and cabinets I 143.

150) Gibbon an Lord Sheffield 14. Oktober 1782 in miscellaneous works of Edward Gibbon, ed. by Lord Sheffield I 561.

151) Jenkinson an Adam 4. Januar 1783 in Fox memorials II 30; Tomline, memoirs of the life of Pitt I 88.

nach mit beiden. Lord North war allem Anſchein nach leichter zu gewinnen, da er ſich den Coalitionsumtrieben gegenüber freie Hand bewahrt und in ſeinen Angriffen auf die Regierung weit mehr als Fox gemäßigt hatte. Es verlautete zuverläſſig, daß er geneigt ſei das Miniſterium Shelburne zu unterſtützen, ohne für ſich ſelbſt eine Betheiligung an den Geſchäften zu fordern, zufrieden, wenn Shelburne ſeine Freunde unterbrächte [152]). In der Regierung ſtieß der Gedanke nicht auf unbedingten Widerſtand. Der Staatsſekretär Townſhend ſah keinen Grund, alle Anhänger von North vom Amte auszuſchließen, nur wünſchte er ſie nicht in der Regierung [153]); auch Pitt ſoll bereit geweſen ſein, mit Norths Partei, unter der Bedingung der Ausſchließung von North ſelbſt, zu unterhandeln [154]); an Shelburnes Bereitwilligkeit iſt ohnehin kein Zweifel. Es fehlte nicht viel, ſo wäre der Plan ausgeführt worden. Zwar die Gerüchte über Unterhandlungen Shelburnes mit North, die in London umliefen, waren unbegründet [155]); es iſt beſtimmt bezeugt, daß Shelburne an North kein Anerbieten gemacht [156]); dagegen die Beſprechungen über den Anſchluß von Norths Freunden an das Miniſterium, unter ſeiner Zuſtimmung, waren im Gang mit der beſten Ausſicht auf Erfolg. Als Loughborough in dieſen Tagen zu North kam, fand er ihn überaus zurückhaltend und erhielt nur eine einzige Thatſache von ihm mitgetheilt: daß vorigen Sonnabend (1. oder 8. Februar) der Lordadvocat Dundas Shelburne ein Diner gegeben, dem auch Rigby und Norths Sohn Georg North beigewohnt [157]). Trotz Norths Schweigſamkeit glaubte Loughborough ſeinen Plan zu durchſchauen; er wird ſich nicht mit Fox verbinden, ſchreibt er an Eden, ſondern

152) Lord Temples Aufzeichnungen über die Coalition, courts and cabinets I 301.

153) W. W. Grenville an Lord Temple 6. Februar, courts and cabinets I 143.

154) Dundas Aeußerung an Adam in Fox memorials II 21.

155) W. W. Grenville an Lord Temple 6. Februar a. a. O.

156) W. W. Grenville an Lord Temple 6. Februar a. a. O.; 19. Februar S. 158; vgl. auch Horace Walpole journal II 580 ff.

157) Loughborough an Eden ohne Datum, Auckland correspondence I 41.

denkt ſchließlich Shelburne zu unterſtützen; nachher wird für ein paar ſeiner Freunde geſorgt werden, womit er zufrieden ſein wird, vielleicht ohne ſelbſt eine Stelle anzutreten, aber ſicher eine zu erhalten, ſobald er wünſcht[158]). Loughborough wußte, wie die Dinge ſtanden; war auch ſeine Vermuthung im letzten Punkte falſch, ſo traf er doch in der Hauptſache das richtige; die Sache der Coalition ſchien verloren, die Unterhandlungen zwiſchen Fox und North, glaubte man im Miniſterium zu wiſſen, ſeien abgebrochen[159]). Aber ein raſcher Umſchlag zerſtörte die darauf gebaute Hoffnung.

Loughborough und Eden hatten mit zäher Ausdauer für die Coalition gearbeitet und waren durch die Unfähigkeit von North, den Entſchluß zu faſſen, aufs peinlichſte enttäuſcht. Sie waren nicht befriedigt durch die Präliminarien und behaupteten, falls North einen ſolchen verderblichen Frieden billige, erkenne er ihn als die nothwendige Folge ſeiner eigenen Maßregeln an; ſie erklärten, die Veröffentlichung der Präliminarien laſſe ihm gar keine Wahl als gegen ſie, gegen die Regierung zu ſtimmen, wenn er nicht allen ſeinen Einfluß verlieren wolle[160]); ſie drohten, viele ſeiner Freunde würden ſich für unabhängig erklären und mit Shelburne verbinden[161]). Da alle Vorſtellungen bei North nicht zu wirken ſchienen, ſetzte Loughborough ſeine Anſichten über die Lage der Dinge in einem Schreiben an Eden noch einmal auseinander[162]); er fürchtete, North habe durch ſein Verhalten ſeinen Einfluß eingebüßt, und wollte daher auch für ſich ſelbſt aller Politik entſagen[163]); er bezeichnete das Schreiben als ſein politiſches Teſtament. Indem er, für die Anſchauung der Zeit bezeichnend, den Vergleich mit einem Kartenſpiele herbeizieht, geht er davon aus, daß, wie die Partie ſtehe, die Reihe zu ſpielen an North ſei; verſäume er es, ſo gebe er die Partie auf. Er könne für ſich allein, mit Shelburne oder mit Fox die

158) Loughborough an Eden a. a. O.
159) W. W. Grenville an Lord Temple 6. Februar a. a. O.
160) Loughborough an Eden ohne Datum, Auckland corresp. I 40.
161) Loughborough an Eden ohne Datum Auckland corresp. I 41.
162) Loughborough an Eden ohne Datum, Auckland corresp. I 42 ff.
163) Loughborough an Eden ohne Datum a. a. O. S. 42.

Partie machen. Das erſte wäre das ſchlimmſte, es wäre das Ende von Norths Einfluß; durch eine Verbindung mit Shelburne würde er dieſem das gehäſſige des Friedens abnehmen und ſich in ſeine Unbeliebtheit theilen; es bleibe nur die Verbindung mit Fox übrig, aber vorausgeſetzt, daß Fox den Schatz North überlaſſe; im anderen Falle wäre die Verbindung mit Shelburne vorzuziehen. Er giebt dann an, wie die Partien zu ſpielen ſeien; für die mit Fox ſei kein Augenblick zu verlieren.

In ganz anderer Weiſe iſt nachher die Coalition zu Stande gekommen, als Loughborough gewünſcht und erwartet; trotzdem iſt er ihr geiſtiger Urheber, nicht bloß weil er zuerſt den Plan ausgeſprochen, ſondern auch weil er, als derſelbe zu ſcheitern drohte, das ganze Gewicht ſeiner Perſönlichkeit dafür einſetzte. Diesmal fand er Gehör. Man kennt die nächſten Schritte nicht, aber ohne Zweifel war der Hergang der, daß es den verdoppelten Anſtrengungen Loughboroughs und Edens gelang, die Verhandlungen zwiſchen North und Fox wieder anzuknüpfen; worauf dann, angeſichts des Schwankens von North, Pitt von Shelburne die Vollmacht erhielt mit Fox zu unterhandeln. Der Augenblick war entſcheidend. An Fox trat die Gelegenheit, die Aufforderung heran, auf dem verkehrten Wege, den er nach ſeinem Rücktritt im Juli 1782 beſchritten, wieder umzukehren; aber noch einmal trugen in ihm perſönliche Leidenſchaften und Parteirückſichten den Sieg davon über das Intereſſe für das Staatswohl; ſchon im voraus in Siegesfreude ſchwelgend über die ſicher erwartete Niederlage des verhaßten „Jeſuiten" trieb er mit ſeinen Parteireſten immer näher dem Abgrund entgegen.

Am 11. Februar erſchien Pitt bei Fox, um ihm den Wiedereintritt ins Miniſterium vorzuſchlagen und nach ſeinen Bedingungen zu fragen. Aber die bloße Mittheilung Pitts, daß Shelburne erſter Lord des Schatzes bleiben ſollte, reichte aus, um Fox zur Ablehnung zu beſtimmen, da er unter Shelburne niemals dienen werde [164]);

164) W. W. Grenville an Temple 11. Februar; dazu die Erzählung von Dundas an Adam in Fox memorials II 33, und der Bericht von Tomline, life of Pitt I 89; wenn aber letzterer den Vorgang ſchon in den Herbſt 1782 ſetzt, ſo iſt das neben der zuverläſſigen Angabe Grenvilles jedenfalls

worauf Pitt ſich entfernte, um Fox nie wieder anderswo als an öffentlichen Orten zu begegnen [165]).

Dieſes Verfahren von Fox mußte dem Zuſtandekommen der Coalition weiteren Vorſchub leiſten, war aber dem kurzſichtigen Könige ganz willkommen [166]). Während man im Miniſterium ſich noch mit der Hoffnung trug, die Northſche Partei gewinnen zu können, ohne ihr einen Platz im Cabinet zu gewähren [167]), beeilte ſich Fox, North von ſeiner Beſprechung mit Pitt in Kenntniß zu ſetzen [168]), und konnte North auch darauf hin noch nicht zu einem feſten Entſchluſſe kommen, ſo ſorgte einer von den Shelburne ergebenen Miniſtern ſelbſt dafür, daß North der Entſchluß erleichtert wurde. Der in Umtrieben der geringſten Art bewanderte Lordadvocat Dundas beſuchte Mittwoch 12. Februar Norths Freund Adam, wollte wiſſen, daß an Eröffnungen von Seiten der Regierung an North nicht zu denken ſei, weil Shelburne und er ſelbſt mit dieſem Vorſchlag nicht durchdringen könnten, erklärte es für Shelburnes unverkennbare Abſicht unter ſolchen Umſtänden zurückzutreten, und ſah als nothwendige Folge davon eine Vereinigung von Pitt mit Fox und Portland und ein von dieſen gebildetes Miniſterium kommen. Es gebe nur einen einzigen Weg dieſer Gefahr vorzubeugen, die unbedingte Unterſtützung der Adreſſe, der Regierung durch North, welche Shelburne in den Stand ſetzen würde ſich zu halten und die Aufnahme von North und einigen ſeiner Freunde ins Cabinet durchzuſetzen [169]).

ein Irrthum. Daß zuerſt Keppel die Unterhandlung mit Fox geführt, ſagt nicht ganz zuverläſſig H. Walpole journal II 581.

165) Tomline life of Pitt I 89.

166) Wie aus einem Schreiben Georgs an Shelburne hervorgeht, Fox memorials II 41.

167) W. W. Grenville an Temple 11. Februar, courts and cabinets I 144.

168) Erzählung Adams in Fox memorials II 35.

169) Ausführlich nach Adams Bericht erzählt in Fox memorials II 31 ff. Daß Pitt nach ſeinem kurzen erfolgloſen Beſuch bei Fox am 11. Februar nicht ſchon am 12. wieder an eine Verbindung mit Portland und Fox dachte, wie Dundas glauben machen will, liegt auf der Hand, und wird noch ausdrücklich beſtätigt durch die Aeußerungen, mit welchen Pitt die Mittheilung von ſeinem zu Fox gemachten Fehlgang an W. W. Grenville beſtätigt. Vgl. oben Note 164.

Die ganze Erzählung, für die Shelburne keine Verantwortlichkeit trifft, war nichts als eine freche Erfindung des Lordadvocaten, der damals den Weg auf Pitts Seite hinüber noch nicht gefunden hatte, und durch die Vorſpiegelung der gar nicht vorhandenen Gefahr einer Vereinigung Pitts mit Fox auf Koſten Shelburnes North auf die Seite der Regierung zu ziehen dachte, dafür aber genau das Gegentheil bewirkte. Nachdem Adam die Eröffnungen von Dundas an North mitgetheilt, und dieſer erſt noch mit Karl Townſhend Rückſprache darüber genommen, fand North es in der That nothwendig, die gefürchtete Vereinigung Pitts mit Fox zu vereiteln, aber nicht durch die Unterſtützung Shelburnes, ſondern durch eine Verbindung mit Fox, durch das Eingehen auf die Coalition [170]). Lange hatte ſich North gegen den entſcheidenden Schritt auf dieſes Ziel hin geſträubt, endlich gab er dem Andrängen einiger Freunde, namentlich aber ſeines eigenen Sohnes Georg North und des Lord John Townſhend, des gemeinſchaftlichen Freundes von Fox und Georg North, die ſich überdem der Unterſtützung von Norths Frau und ſeiner Töchter verſichert hatten [171]), nach und willigte ein, daß ſein Sohn Georg noch denſelben Abend, 13. Februar, zu Fox ging, um für den folgenden Tag, zwei Uhr Mittags, eine Zuſammenkunft deſſelben mit Lord North zu verabreden.

Zur feſtgeſetzten Stunde, an einem Freitag, trafen ſich Fox und North im Hauſe von Georg North, ſcheinen aber bei dem Verſuch, ſich zu verſtändigen, auf Schwierigkeiten geſtoßen zu ſein. Berichtet Norths Freund Adam recht, ſo faßten ſie ſchon jetzt die Bildung einer neuen Regierung aus der Mitte der vereinigten Oppoſition ins Auge und wurden darüber einig, die ökonomiſche Reform ruhen zu laſſen, die Parlamentsreform als offene Frage zu behandeln; hingegen über die Perſonenfragen, den Antheil der verbündeten Parteien an der Vertheilung der Aemter wurden feſte Verabredungen noch nicht getroffen, mit der einzigen Ausnahme, daß wohl ſchon jetzt der Herzog von Portland zum künftigen erſten Lord des Schatzes

170) Bericht Adams in Fox memorials II 35.

171) Brief Lord Townſhends an Lord Holland vom 15. Juni 1830, Fox memorials II 21.

bezeichnet ward [172]). Die Hauptſache war für den Augenblick, über ein gemeinſchaftliches Auftreten der Northſchen und Foxſchen Partei bei den bevorſtehenden Adreßverhandlungen eine Verſtändigung zu treffen, welche das Schickſal des Miniſteriums entſcheiden ſollten; ſie kam nach mehrtägigen Verhandlungen am Vorabend der Debatte, Sonntag den 16. Februar in tiefer Nacht zu Stande [173]).

Inzwiſchen war Norths Zuſammenkunft mit Fox bekannt geworden und erfüllte mit Sorge die Anhänger der Regierung. Mit Shelburnes Einwilligung, nicht aber, ſo viel zu ſehen, auf ſeine Veranlaſſung forderte Rigby den Lord North zu einer Beſprechung mit Shelburne auf, erhielt aber die Antwort, es ſei zu ſpät [174]). Shelburne ſelbſt aber, als arbeitete er mit ſeinen Gegnern um die Wette an der Zertrümmerung ſeines Miniſteriums, brachte es eben in dieſen Tagen durch die eigenmächtige Einführung des jungen Herzogs von Rutland in das Cabinet dahin, daß auch noch der Herzog von Grafton an ſeinen Rücktritt dachte [175]), hörte auch jetzt nicht auf durch ein verletzendes Benehmen gegen andere die Zahl ſeiner perſönlichen Feinde zu vermehren.

Montag den 17. Februar kam die als Antwort auf die Vorlegung der Präliminarien an die Krone zu erlaſſende Adreſſe in beiden Häuſern des Parlaments zur Berathung. Im Hauſe der Gemeinen ward die vollzogene Coalition zwiſchen Fox und North gar nicht mehr verborgen. Es war für die neuen Verbündeten leicht, ſich in dem Vorwurf gegen Shelburne zu vereinigen, daß er den Gegnern zu große Zugeſtändniſſe gemacht; dennoch klang der Tadel wie Hohn aus dem Munde von beiden, von North und Fox; aus dem Munde von North, deſſen heilloſe Verwaltung den Staat ſo

172) Bericht Adams a. a. O. S. 37, der aber wohl nicht richtig alle Verabredungen ſchon auf die erſte Beſprechung verlegt. Die Aufſtellung Portlands erwähnt wohl mit Recht Wraxall II 285.

173) Lord Bulkeley an Lord Temple 18. Febr., courts and cabinets I 155; Wraxall II 285.

174) Bericht Adams in Fox memorials II 38.

175) Fitzpatrick an Lord Offory 19. Febr., berichtigt durch W. W. Grenville an Lord Temple 18. Febr., a. a. O. S. 153; Fox memorials II 18.

weit heruntergebracht, daß ein günſtigerer Friede, als der eben geſchloſſene, gar nicht erwartet werden konnte; aber auch aus dem Munde von Fox, der Jahre lang Frieden um jeden Preis gefordert und dadurch das Selbſtgefühl und die Anſprüche der Feinde geſteigert hatte. Die Vorwürfe waren nichtig, und keiner nichtiger als der wegen Vernachläſſigung der amerikaniſchen Loyaliſten, deren Sicherſtellung ſich Shelburne, wenn auch nur mit halbem Erfolg, unſägliche Mühe hatte koſten laſſen; aber ſachliche Gründe verloren ihr Gewicht neben dem Vorſatze die Regierung zu ſchlagen, und der von Seiten des Cabinets aufgeſtellte Adreßentwurf ward nach einer fünfzehnſtündigen Verhandlung im Hauſe der Gemeinen verworfen von 224 Stimmen gegen 208. Und damit nicht genug ließ die Coalition, da Shelburne nicht ſogleich dem erſten Streiche wich, durch Lord John Cavendiſh einen weiteren Antrag auf eine Reihe von fünf Reſolutionen ſtellen, welche einen unmittelbaren Tadel der Präliminarien enthielten, 21. Februar. Der Kampf war leidenſchaftlich und troſtlos. Vier Tage früher hatte man dem Miniſterium die Anerkennung verweigert, die in der von ihm gewünſchten Adreſſe liegen ſollte, weil man noch nicht Zeit gehabt habe das Friedenswerk zu prüfen; jetzt war man bereit ein Tadelsvotum abzugeben, ohne daß man inzwiſchen Zeit gehabt eine Prüfung vorzunehmen [176]). Vier Tage früher hatte Fox geäußert, ſelbſt dieſer Friede ſei einer Fortſetzung des Krieges vorzuziehen; jetzt, durfte ihm Pitt entgegenhalten, wollte er die Miniſter anklagen, weil ſie vorgezogen, was er ſelbſt vorgezogen haben würde; er müßte denn beweiſen können, daß es, wenn beſſere Bedingungen hätten erlangt werden können, weniger ihr Intereſſe als ihre Pflicht geweſen wäre ſie zu erlangen [177]). Die Unzufriedenheit mit den Präliminarien war bloße Spiegelfechterei; man gab ſich gar nicht die Mühe, die wahren Beweggründe der Coalition zu verhehlen, ſondern bezeichnete ganz offen als die Abſicht, die Verfaſſung zu ſchützen gegen die Angriffe eines Individuums, welches die Verwegenheit gehabt mehr nach ſeinem eigenen

176) Von den Miniſtern und anderen wiederholt hervorgehoben, Parliamentary history XXIII 506. 520. 524. 543.

177) Parliamentary history XXIII 548.

Gutdünken, als nach den Grundſätzen der Verfaſſung und den Bedürfniſſen des Landes zu handeln“ [178]); man will Shelburne ſtürzen und ſelbſt die Macht in die Hand nehmen. In einer glänzenden Rede wies Pitt nach, daß der Angriff nicht den Präliminarien ſondern lediglich dem Grafen Shelburne gelte, und züchtigte die Handlungsweiſe der „ſelbſtgeſchaffenen und ſelbſternannten Nachfolger der gegenwärtigen Verwaltung“ [179]); mehrere der angeſehenſten unabhängigen Parlamentsmitglieder mißbilligten aufs ſtärkſte die Grundſätze der Coalition und entzogen einer auf dieſer Grundlage gebildeten Regierung zum voraus ihre Unterſtützung; was hatte das Land zu erwarten, das um ſeine Exiſtenz rang, mußte man mit Thomas Pitt fragen, wenn Männer von der höchſten Begabung, anſtatt ihre Aufmerkſamkeit ausſchließlich darauf zu richten die Landesintereſſen zu fördern, in einen offenen Kampf um die Gewalt verwickelt waren, und in einem Augenblick, da die wohlerwogenſten und ernſteſten Maßregeln in Frage ſtanden, nichts im Auge hatten als die Errichtung einer neuen Verwaltung auf den Trümmern derjenigen, welcher das Land am tiefſten verpflichtet war für die Herſtellung der Segnungen des Friedens? [180]) Allein die Coalition war fertig und ließ ſich durch ſolche Vorſtellungen nicht ſprengen, die Reſolutionen Cavendiſh wurden mit 208 Stimmen gegen 190 angenommen.

Das Verfahren der Coalition war, wie ſelbſt Horace Walpole ungeachtet ſeines Widerwillens gegen Shelburne zugeſteht, eine grobe Unſchicklichkeit [181]), die jedoch ihren Zweck erfüllte. Auf der Seite der Coalition ſelbſt empfand man den zweifelhaften Werth dieſes Sieges, aber man hatte doch wenigſtens Shelburne den Untergang bereitet [182]); kaum konnte man den Augenblick ſeines Rücktrittes erwarten. Schon den 22. Februar denkt Fox an weitere Schritte im Hauſe der Gemeinen für den Fall, daß Shelburne verzweifelt

178) Parliamentary history XXIII 530.
179) Parliamentary history XXIII 553.
180) Parliamentary history XXIII 562.
181) H. Walpole journal II 587.
182) Fitzpatrick an Lord Ossory 22. Febr., Fox memorials II 18.

genug wäre, nicht unmittelbar zurückzutreten; es war, wie es scheint, auf eine Adresse mit dem Ersuchen um seine Entlassung abgesehen [183]). Shelburne ließ es nicht so weit kommen. Sonntag den 23. erklärte er in einer Cabinetssitzung seinen Entschluß zurückzutreten und wiederholte diese Erklärung in einer größeren Versammlung seiner Anhänger, die er auf den Abend berufen [184]). Montag legte er seine Stelle nieder; die übrigen Minister blieben um der Fortführung der Geschäfte willen vorläufig noch auf ihrem Posten.

Der nächste Zweck der Coalition war erreicht, Shelburne gestürzt; besaß sie nun auch die Macht ihm einen regierungsfähigen Nachfolger zu geben? Man sollte denken sie wäre ihrer Stärke sicher und über die Benutzung ihres Sieges zum voraus einig gewesen, denn schon am 22. Februar, zwei Tage, ehe Shelburnes Rücktritt erfolgt, fordert der von den Siegern zum Haupt der neuen Regierung auserkorne Herzog von Portland, als stände zwischen Shelburnes Niederlage und seiner eignen Erhebung kein königlicher Wille, den Grafen Temple, Lordlieutenant von Irland, auf, seine Würde auch unter der kommenden Regierung beizubehalten [185]). Aber die Vereinigung der Opposition hatte sich vorläufig nur auf die Bekämpfung der Präliminarien erstreckt, über die weiteren Schritte war ein Einverständniß nicht erzielt [186]). Der schlechte Eindruck, welchen die Verbindung der langjährigen Gegner North und Fox hervorbrachte, scheint jenen eingeschüchtert zu haben; Fox Freunde klagen, Norths Charakterschwäche und Unentschiedenheit sei nie so stark hervorgetreten als seit dieser unnatürlichen Verbindung, und finden es schwer ihn festzuhalten [187]). Die Whigs traten mit Ansprüchen an North auf, die ihn ganz nur zu ihrem Werkzeug gemacht hätten. Sie hofften er würde zufrieden sein, seine Freunde versorgt zu sehen,

183) Fox an Eden Sonnabend Nacht (22. Februar), Auckland correspondence I 46; dazu die Aeußerung Fitzpatricks in seinem Briefe an Lord Ossory 22. Februar in Fox memorials II 19.

184) H. Walpole journal II 588.

185) Portland an Temple 22. Februar, courts and cabinets I 162 ff.

186) Tomline I 106; H. Walpole journal II 582.

187) Fitzpatrick an Lord Ossory 22. Februar a. a. O.

und das Regieren den Whigs überlaſſen [188]); der Herzog von Portland in ſeinem Schreiben an Lord Temple erklärte dieſem ganz beſtimmt, alle wichtigen verantwortlichen Stellen würden nur an Whigs von der Richtung Rockinghams verliehen, und wenn auch North oder einige ſeiner Freunde an der neuen Verwaltung Theil nehmen ſollten, werde es doch die unerläßliche Vorbedingung ſein, daß die Regierungsgewalt ausſchließlich in den Händen ſolcher liege, welche den Vorzug hätten die Freunde des verſtorbenen Lord Rockingham zu heißen [189]). Aber Fox und die Seinigen hatten ſich verrechnet; North erhob auch auf einige Stellen im Cabinet Anſpruch und hatte ſich, ſo viel zu ſehen, als Shelburne zurücktrat, mit Fox noch nicht verſtändigt.

Wie natürlich machte ſich der König dieſen unſicheren Stand der Coalition zu Nutzen, um ſich der Nothwendigkeit, aus ihrer Mitte die neue Regierung zu bilden, zu entziehen. That er nicht dem durch die letzten Abſtimmungen ausgeſprochenen Willen des Parlaments Genüge, wenn er ſich auf die Erſetzung des perſönlichen Anfeindungen unterlegenen Shelburne beſchränkte, ſonſt aber das ohne ausgeprägte Parteirichtung auf breiter Grundlage zuſammengeſetzte Miniſterium beibehielt? Georg war mit Shelburnes ſchnellem Rücktritt nicht zufrieden geweſen und beklagte ſich nachher lebhaft über Shelburne, der ihn in einer noch haltbaren Stellung verlaſſen habe [190]). Sein Schritt war aber ſehr natürlich, und nur die grenzenloſe Parteiverbitterung dieſer Tage konnte etwas geheimnißvolles daran finden, um dann dieſes Geheimniß aufzuklären durch die ſchmutzigſten Nachreden über den Mißbrauch, den er mit ſeiner hohen Stellung zu ſeinem perſönlichen Vortheil getrieben haben ſollte [191]), für den es aber an jedem Beweiſe fehlt. Weit eher iſt glaublich, wenn erzählt wird, Georg habe ſeinen Miniſter ſein Mißfallen über

188) Lord Bulkeley an Lord Temple 18. Febr., courts and cabinets I 156.

189) Portland an Temple 22. Februar a. a. O.

190) Lord Buckinghams (Temple) private notes über die Coalition, courts and cabinets I 303.

191) Wraxall II 317 ff. Ueber Wraxalls Unzuverläſſigkeit vgl. ein Schreiben Macaulays vom 2. Dez. 1858 bei Stanhope, Pitt I 161 ff.

den Frieden empfinden laſſen, dadurch gekränkt habe Shelburne trotz des königlichen Widerſpruchs ſeine Stelle niedergelegt [192]); womit es ſtimmt, daß Shelburne ſich ſpäter immer beklagte, vom König 1782 und 1783 hintergangen und verlaſſen worden zu ſein, daß er noch als Miniſter den Hof immer im Verdacht hatte insgeheim ſeinen Sturz zu begünſtigen [193]). Ein Beweis mehr, wie wenig wahres an der Behauptung der Rockinghams war, er habe ſich dem König als Werkzeug zur Beſeitigung der Verfaſſung hingegeben. Niemals hat ihn der König geliebt, und wenn er ihn ungern ſcheiden ließ, ſo geſchah es, weil er ſeiner Hilfe gegen die Coalition bedurfte. Shelburne theilte die Anſicht, daß man die Vervollſtändigung des Cabinets zunächſt ohne Mitwirkung der Coalition verſuchen möge. In der That konnte von einer Niederlage des herrſchenden Regierungsſyſtems nicht die Rede ſein; es war ein ganz natürlicher Gedanke, daß man zunächſt daſſelbe aufrecht zu halten und durch die Berufung eines durch das allgemeine Vertrauen getragenen erſten Miniſters an Stelle des unbeliebten Shelburne zu ſtützen ſuchte. Der erſte, welcher mit dieſem Gedanken hervortrat und deſſen Blick ſogleich den richtigen Mann traf, war der kluge Lordadvocat, der in einem Schreiben an Shelburne dieſen aufforderte, dem König die Ernennung Pitts zu ſeinem Nachfolger zu rathen [194]); ſonſt ſollte nur noch durch den Eintritt von Graf Gower eine Veränderung in der Regierung ſtattfinden. Wider Dundas eigenes Erwarten fand der Vorſchlag bei Shelburne und dem Lordkanzler warmen Beifall; auch Gower ließ ſich ſogleich bereit finden, und der König machte noch am 24. Februar Pitt das Anerbieten an die Spitze der Geſchäfte zu treten. In der That gab dieſer dem dringenden Zuſpruch Shelburnes, Dundas, des Königs ſelber ſoweit nach, daß am 27. Februar um elf Uhr Morgens alles im reinen ſchien, und Dundas ein Diner veranſtaltete, um den neuen erſten Lord des Schatzes zu begrüßen [195]). Drei Stunden ſpäter theilte ihm Pitt ſeinen Ent-

192) Nicholls recollections I 50 ff.

193) Lord Holland in Fox memorials I 479, II 65.

194) Der Lordadvocat an ſeinen Bruder 24. Febr., Stanhope Pitt I 104.

195) Der Lordadvocat an ſeinen Bruder 25. 27. Februar, Pitt an

ſchluß mit das verlockende Anerbieten zurückzuweiſen. Seine Gründe waren durchſchlagend. Die erſte Bedingung für ihn war der ſichere Beſitz der Mehrheit im Parlament, und Dundas hatte ihm vorgeſtellt, daß ihm eine ſolche nicht entgehen könne, da nicht nur die durch Gower vertretenen Ueberbleibſel mit der Regierung gehen, ſondern auch in den Parteien von North und Fox ein großer Abfall eintreten, und die Abtrünnigen, bald ſogar North ſelbſt, das Miniſterium unterſtützen würden [196]). Aber Pitt ließ ſich nur einen Augenblick durch dieſe Ausſichten ködern. Schon die Klugheit verbiete, ſchreibt er Dundas, auf das Zurücktreten Norths und ſeiner Freunde von der Oppoſition zu rechnen; die Hauptſache aber ſei der Punkt der Ehre, die es ihm unmöglich mache eine Verwaltung zu bilden auf Grund der Hoffnung, daß ſie von Lord North, aus was immer für Gründen, Unterſtützung oder auch nur keine Oppoſition finden werde [197]). Pitt mochte ſich in keinerlei auch nur mittelbare Abhängigkeit von North begeben, und ſtellte ſich, indem er ſeine Ueberzeugung und Ehre zur Richtſchnur ſeines Verfahrens machte, in einen bewußten Gegenſatz zu dem grundſatzloſen Treiben der Parteien, denen im Kampfe um Einfluß und Aemter alle höheren Rückſichten abhanden gekommen waren. Aus dieſem Grunde waren auch alle Bemühungen von Dundas, nachdem ſein erſter Plan geſcheitert, Pitt zu einer Verſtändigung mit der Coalition zu bewegen, erfolglos [198]); er wollte nicht bloß mit North ſondern auch mit Fox nichts mehr zu ſchaffen haben, und es iſt eine falſche Beſchuldigung, um Fox Fehltritt für ſich auszubeuten habe er die Verbindung mit ihm von der Hand gewieſen [199]); denn ſo gewiß die Coalition ſeinem Emporkommen überaus förderlich war, ſo gewiß

ſeine Mutter 25. Februar, bei Stanhope, Pitt I 105. 108. Die Vermuthungen bei Walpole, journal II 591 N. 3, George Unfreundlichkeit und Shelburnes Abmahnungen hätten Pitt abgeſchreckt, ſind falſch, die Darſtellung dieſer Vorgänge bei Massey III 153 ff. völlig verwirrt und unrichtig.

196) Der Lordadvocat an ſeinen Bruder 27. Febr. a. a. O.

197) Pitt an den Lordadvocaten 27. Februar, Stanhope, Pitt I 107.

198) Erzählung Adams in Fox memorials II 41.

199) So ſtellt in tendentiöſer Befangenheit zu Gunſten von Fox das Verhältniß dar Lord John Ruſſell, life of Fox I 359.

trifft nicht Pitt ſondern Fox ſelbſt die Schuld, wenn jener die Gemeinſchaft mit dieſem vermied. Dem ſcharfſichtigen Dundas entging es ſchon damals nicht, daß Pitt die Zukunft gehörte; noch vor kurzem ihm ferne ſtehend erklärte er jetzt, daß er zeitlebens mit ihm gehen werde[200]).

Durch die Weigerung Pitts, in Shelburnes Stelle einzutreten, war niemand in eine peinlichere Lage gerathen als der König. Nur Pitt wäre im Stande geweſen das bisherige Syſtem fortzuführen; Unterhandlungen mit Lord Gower waren von vorn herein ohne Ausſicht und ſcheiterten ſogleich an Gowers Gefühl von ſeiner eigenen Schwäche[201]); dem König blieb nichts übrig als ſich an die Coalition zu wenden. Aber er konnte ſich zu dem unvermeidlichen Schritte nicht entſchließen, ſondern unternahm den Verſuch, wenn irgend möglich, die Coalition zu ſprengen. Seit ſeiner Verbindung mit Fox war ihm auch North äußerſt zuwider, aber immer noch weit nicht ſo verhaßt wie Fox; er wählte das kleinere Uebel und wandte ſich mit Anerbietungen an North um denſelben dadurch von Fox abzuziehen. Ein Monat ging über dieſen Bemühungen des Königs hin, mit einer Zähigkeit ohne gleichen erſchöpfte er die letzten Mittel des Widerſtandes, ehe er der Vereinigung ſeiner Gegner ſich ergab.

Am erſten März hatte Georg ſeine erſte Beſprechung mit North[202]), und bot ihm die Würde eines erſten Lords des Schatzes nebſt der Bildung eines neuen Cabinets an. Georg verfuhr ebenſo wie ein Jahr früher, als er nach Norths Sturz trotz der augenſcheinlichen Nothwendigkeit, Rockingham zu berufen, mit Shelburne

---

200) Adam in Fox memorials II 41.

201) Nach H. Walpole, journal II 590 fand das Anerbieten an Gower vor, nach einem Briefe Walpoles an Horace Mann vom 2. März nach den Unterhandlungen mit Pitt ſtatt. Letzteres iſt das richtige; übrigens erwähnt der König ſelbſt der Unterhandlungen mit Gower nicht, W. W. Grenville an Temple 17. März, courts and cabinets I 190.

202) General Cuningham an Temple 1. 4. 5. März, W. W. Grenville an Temple 6. 17. März, courts and cabinets I 172 ff. 190. Der Bericht über dieſe Vorgänge bei Tomline I 145 ff. und H. Walpole, journal II 596 ff. iſt unvollſtändig.

und dann nur durch ſeine Vermittlung mit Rockingham unterhandelte; aber ſeinen Zweck, eine Spannung zwiſchen North und Fox hervorzurufen, erreichte er diesmal nicht. War man auch über die Vertheilung der Würden und Aemter noch immer nicht ganz einig, dem Könige gegenüber hielt North Stand auf dem Boden der Coalition] und wies das ihm von Georg gemachte Anerbieten zurück, ſchlug demſelben den Herzog von Portland als erſten Miniſter vor. In einer zweiten Unterredung, am 3. März, erklärte ſich Georg bereit, jedem Vorſchlag zur Beſetzung dieſes Poſtens, nur eben mit Ausſchließung von Portland und Fox zuzuſtimmen; als aber Tags darauf North ihm die Erklärung überbrachte, daß Fox auf der Ernennung Portlands beſtünde, und daß nur auf Grund der Coalition eine dauerhafte Regierung gebildet werden könnte, war ſeine Geduld zu Ende und er brach die Unterhandlungen ab; er ſoll ſogar wieder mit ſeiner Abreiſe nach Hannover gedroht haben[203]). Er berieth mit ſeinen Getreuen, mit Jenkinſon, dem Lordkanzler, dem Lordadvocaten, auch Lord Gower, worauf am 8. März ein neuer Verſuch, North zu gewinnen, erfolgte, der aber wieder fruchtlos blieb[204]). Wie wollte man aber weiter kommen, wenn beide Theile auf ihrem Sinne beharrten? Nachdem das Land vierzehn Tage in der verhängnißvollſten Zeit einer geordneten Regierung entbehrte, begab ſich der König nach Windſor, und die Oppoſition feierte „Coalitionsdiners“[205]); keiner von beiden Theilen wollte dem anderen einen Schritt entgegenkommen, um der Regierungsloſigkeit ein Ende zu machen. Es war ein Augenblick der ſchwerſten Prüfung für England; „die Lage des Landes,“ ſchreibt einer der ausgezeichnetſten engliſchen Staatsmänner der nächſten Jahrzehnte, „läßt ſich gar nicht beſchreiben; die Regierung iſt aufgelöſt, gerade da man einer Regierung am dringendſten bedarf; unſere inneren Verhältniſſe, unſer Geldweſen, unſer Handel, unſere Armee, alles liegt darnieder, während die Kandidaten um die Regierungsſitze ihre Anſprüche auf-

203) H. Walpole, journal II 596.
204) Fitzpatrick an Lord Oſſory 8. März in Fox memorials II 58.
205) H. Walpole, journal II 600; Fitzpatrick an Oſſory a. a. O.

ſtellen; inzwiſchen haben wir kein Geld und unſere Truppen und Seeleute ſtehen in Meuterei“ [206]).

Unter dem Drucke der Unerträglichkeit dieſer Zuſtände beſchied der König am 12. März Lord North aufs neue zu ſich und ſprach ihm ſeine Bereitwilligkeit aus eine neue Regierung mit Portland an der Spitze gebildet zu ſehen, beauftragte North mit Portland eine Liſte auf breiter Grundlage aufzuſetzen, die ihm North überbringen ſollte [207]). Aber ſogleich erregte die Weigerung Georgs, mit Portland perſönlich zu unterhandeln [208]), Anſtoß, und kaum hatte man ſich dazu verſtanden über dieſen Punkt hinwegzugehen und die Aufſtellung der Miniſterliſte in Angriff genommen, ſo ſtellten ſich neue Schwierigkeiten heraus. Lord Stormont mochte mit nichts geringerem vorlieb nehmen als mit der Stelle eines Staatsſekretärs, die Fox ihm nicht bewilligen wollte, und als am 15. März North dem König über die Verhandlungen Bericht erſtattete und mittheilte, daß Fox und Portland den Lordkanzler Thurlow entfernen wollten, beſtand Georg beſtimmt auf Thurlows Verbleiben und auf der Ernennung Stormonts zum Staatsſekretär; wovon die Folge war, daß nach einer weiteren Beſprechung Georgs mit North am 16. März auch dieſer Anlauf zur Herſtellung einer geordneten Regierung als geſcheitert aufgegeben wurde. North billigte die Forderungen von Portland und Fox [209]).

Inzwiſchen hatte der troſtloſe Zuſtand des Landes auch die ernſte Aufmerkſamkeit des Parlamentes auf ſich gezogen. Es hatte bisher keinen Schritt gethan, weil der Friede im Lande einen günſtigen, hingegen die Coalition einen ſehr ungünſtigen Eindruck hervorgebracht hatte, und die Befürchtung nahe lag, daß unter dem Einfluſſe dieſer Stimmung ein für den König peinlicher Antrag der

206) W. W. Grenville an Temple 28. Februar, courts and cabinets I 170; vgl. annual register for 1783 S. 46; Walpole, journal II 601.

207) Fitzpatrick an Lord Oſſory 12. 13. 14. März a. a. O.; W. W. Grenville an Temple 12. 13. 14. März, courts and cabinets I 182 ff.

208) Irrig redet Tomline I 146 von einer Audienz Portlands bei Georg.

209) Fitzpatrick an Lord Oſſory 15. März a. a. O. S. 60; W. W. Grenville an Lord Temple 17. 18. März, courts and cabinets I 190 ff. 202.

Whigaristokraten einen großen Theil der Tories von der Coalition ab auf die Seite des Königs führen würde[210]). Als jedoch nach dreiwöchentlicher Dauer des Uebergangszustandes noch immer kein Ende desselben in Aussicht stand, ward auch diese Rücksicht bei Seite gelegt. Es war wohl das Ergebniß einer am 17. März gehaltenen Versammlung der Whigs, daß am folgenden Tag ein gewisser Coke im Parlament ankündigte, falls bis nächsten Freitag keine Regierung gebildet sei, werde er an diesem Tage eine Adresse an Se. Majestät über diesen Punkt beantragen.

Die Mahnung wirkte. Die noch im Amte befindlichen Minister ließen dem König durch den Lordkanzler den Rath ertheilen, die Bildung der Verwaltung mit Portland vorzunehmen, worauf Georg in der That den Herzog zu sich rief und beauftragte ihm seine Vorschläge zu machen. Selbst der Lordkanzler opferte, um eine Verständigung zu erleichtern, seinen Posten. Aber die Coalition konnte unter sich nicht einig werden. Lord Stormont hatte eingewilligt Präsident des Geheimraths zu werden, aber mit einem Sitz im Cabinet, den jedoch Fox ihm vorenthalten wollte. Gegen diese Forderung von Fox erhob North Einwendungen, es kam zwischen ihm und den Whigs zu Erörterungen, welche damit endigten, daß North an den weiteren Verhandlungen nicht mehr Theil zu nehmen erklärte. Portland eilte mit dieser Nachricht zum König und erbot sich allein die Cabinetsbildung fortzuführen, erhielt aber zur Antwort, daß ein Cabinet ohne North zu schwach wäre, 20. März[211]). Dem König war eine neue Hoffnung aufgegangen; den Riß in der Coalition zu benutzen, wandte er sich abermals an Pitt.

Pitt zeigte sich bereit sich an die Spitze der Geschäfte zu stellen, falls der Zwiespalt in der Coalition fortdaure, und trat demnach von seinem Vorsatz noch am 21. wieder zurück, da man erfuhr, daß Portland und Fox in der Sache Stormonts North nachgegeben und die Einigkeit hergestellt sei. Allein Georg wollte auch jetzt seine Hoff-

210) H. Walpole, journal II 601.

211) W. W. Grenville an Lord Temple 20. März a. a. O. S. 202; der Lordadvocat an seinen Bruder 21. März bei Stanhope, Pitt I 111. Walpole, journal II 604 setzt diese Vorgänge einen Tag zu spät an.

nung auf Pitt noch nicht aufgeben, und empfing Portland, als dieser ihm am 21. die fertige Liste des neuen Cabinets überreichen wollte, sehr kühl mit der Bemerkung, er werde sich die Sache überlegen [212]). Am 23. früh berief er Pitt, und nachdem er mit ihm Rücksprache genommen, North, durch den er Portland um unverweilte Mittheilung der von der Coalition aufgestellten Liste der Ernennungen ersuchte, um seine Entscheidung treffen zu können [213]). Georg wollte die Coalition durch einen Kunstgriff überraschen. Als Portland ihm die Cabinetsliste schickte, verlangte er auch die Liste der Ernennungen zu den niedrigen Aemtern zu sehen, welche Portland wohl aus dem guten Grund nicht mittheilen wollte, weil die Coalition über die Vertheilung dieser Aemter noch nicht einig war. Und gerade das hatte Georg erwartet: auf die so abermals hervorgetretene Uneinigkeit der Verbündeten gestützt ließ er noch am 23. Nachts Portland wissen, er möge sich nicht weiter bemühen; die Verhandlungen mit der Coalition waren aufs neue abgebrochen [214]).

Der König verließ sich so bestimmt auf Pitt, daß er ihm am 24. schrieb, nach der persönlichen Behandlung, die er von Portland und North erfahren, sei es ihm unmöglich jemals einen derselben in seinen Dienst aufzunehmen; es traf ihn daher desto härter, als Pitt Tags darauf sich außer Stande erklärte eine Regierung zu bilden. Wieder war er ganz nur auf die Coalition angewiesen, aber er konnte sich nicht entschließen mit ihr anzuknüpfen. Auf die von Coke beantragte Adresse des Unterhauses, worin er um die Einsetzung einer mit dem Vertrauen des Volkes ausgestatteten Regierung ersucht ward, erwiderte er, daß es sein ernstlicher Wunsch sei, soweit es in

212) W. W. Grenville an Lord Temple 21. 22. März a. a. O. S. 203 ff.

213) Der König an Pitt 23. März 8 Uhr 50 Min. und 11 U. 55 Min. Morgens bei Stanhope, Pitt I appendix S. I.

214) W. W. Grenville an Lord Temple 24. März S. 206. Die Unterhandlungen zwischen Georg und Portland am 23. wurden nicht mündlich, sondern schriftlich geführt, wie die Angaben des Königs in seinem Brief an Pitt 11 Uhr 55 Min. a. a. O. und in Grenvilles Brief an Temple 28. März a. a. O. S. 213 beweisen. Die Anekdote Walpoles (Journal II 605) über Portlands Besuch beim König ist also erfunden.

ſeiner Macht ſtünde, die Wünſche der Gemeinen zu erfüllen; eine Antwort, die ſogleich die Ankündigung eines neuen, noch ſtärkeren, auf das Einſchreiten des Hauſes gerichteten Antrags durch den Grafen Surrey hervorrief, falls am 31. März noch keine Regierung gebildet ſei. Allein der König that keinen Schritt zu einer neuen Unterhandlung mit der Coalition, ſondern wandte ſich am 27., wie ſchon früher einmal und wie natürlich beide Male vergeblich, an Thomas Pitt, gab am 28. W. W. Grenville Winke über die Berufung ſeines Bruders, des Grafen Temple[215]). Es mußte zum äußerſten kommen, ehe Georg ſich beugte. Noch eine Woche, und es war kein Pfennig mehr im Schatz um die laufenden Ausgaben der Regierung zu beſtreiten, die Zügelloſigkeit des Volkes war aufs höchſte geſtiegen und es gab keine Staatsgewalt ſie zu bändigen[216]); am Ende mußte auch Georg ſich ſagen, daß eine Fortdauer dieſes Zuſtandes den öffentlichen Credit untergraben würde. Georg hatte der Coalition widerſtanden, bis nicht ein einziger ihn mehr unterſtützen wollte, bis das Haus der Gemeinen alle Schritte gegen ihn erſchöpft, und ihm nur noch der eine übrig blieb, die Ernennung der Coalitionsführer zu Miniſtern mit Namen zu verlangen[217]); nach ſolchem vergeblichen Ringen gab er der unerbittlichen Nothwendigkeit, der Gewalt nach. Er ſoll am 29. noch einmal umſonſt den Verſuch gemacht haben North zu gewinnen; am 31. kündigte Pitt ſeinen definitiven Rücktritt an, worauf Surrey ſeinen Antrag vorläufig zurückzog; am 1. April ließ Georg durch North dem Herzog von Portland ſagen, daß er in die Forderungen der Coalition willige, und ihn auf den folgenden Tag zum Handkuß vor ſich beſcheiden. Am Mittwoch 2. April trat das Coalitionsminiſterium ins Amt, mit Portland als erſtem Lord des Schatzes, Lord John Cavendiſh als Schatzkanzler, Fox und North als Staatsſekretären, Lord Stormont als Präſident des Geheimrathes, Graf Carliſle als Siegelbewahrer, Lord Keppel als erſtem Lord der Admiralität.

Das Ziel der Coalition war erreicht, die Regierung in ihren

215) W. W. Grenville an Lord Temple 28. März a. a. O. S. 212 ff.
216) W. W. Grenville an Temple S. 215.
217) Der König an Lord Temple 1. April a. a. O. S. 219.

Händen, aber um welchen Preis! Fox nächſter Amtsgenoſſe als Staatsſekretär war derſelbe Staatsmann, den Fox vor noch kurzer Zeit den „großen Staatsverbrecher“ geſcholten, deſſen Politik nicht nur, deſſen Charakter und Ehre er aufs heftigſte angegriffen, von dem er laut verkündigt hatte, daß es gefährlich ſei mit ihm unter vier Augen zuſammen zu ſein, infam, gemeinſam mit ihm zu handeln; derſelbe, deſſen Bundesgenoſſenſchaft er vor neun Monaten Shelburne prophezeit, als das äußerſte Maß der Schande, durch das er Shelburnes Namen zu brandmarken dachte. Vergeblich ſucht man nach Thatſachen, die im Stande wären das Urtheil über die unerhörte Verbindung zwiſchen Fox und dem Miniſter, den er noch vor kurzem hatte in Anklageſtand verſetzen wollen, zu mildern. Ein zeitgenöſſiſches Parlamentsmitglied meint, die Proſkription von North durch Pitt und von Fox durch Shelburne habe mit Nothwendigkeit North und Fox einander in die Arme getrieben [218]); aber von Fox ging die Weigerung aus mit Shelburne zu dienen, durch ſeinen Rücktritt nach Rockinghams Tod hat Fox die Lage der Dinge verſchuldet, die zur Coalition führte. Zwar iſt die Anregung dazu von ein paar vornehmen Stellenjägern aus Norths Partei ausgegangen, aber ſie benutzten nur die von Fox geſchaffenen Verhältniſſe, und lange ehe North ſich bereit finden ließ, hatte Fox mit dem Gedanken ſich befreundet. Der Ausgang entſprach freilich den Wünſchen der Urheber nicht, die Hoffnung auf Rückkehr der Tories zur höchſten Gewalt mit Hilfe der Rockinghams erfüllte ſich nicht, der Löwenantheil fiel den letzteren zu; dem Vater des Gedankens, Loughborough, entging zu ſeinem großen Aerger die gehoffte Belohnung, der Sitz auf dem Wollſack. Dennoch konnten auch die Whigs ſich nur eines kümmerlichen Sieges rühmen. Schon in den erſten Tagen nach Abſchluß der Coalition ſpricht ein Whig von denen, die ſie am eifrigſten gefördert, es aus, daß nichts ſie bei der Bevölkerung werde rechtfertigen können, es ſei denn ſie würde eine wirklich gute Regierung zur Folge haben [219]); aber derſelbe Whig nennt ſie eine unnatürliche Verbindung, und dieſe Anſchauung durchdrang in

218) Wraxall memoirs II 283.

219) Fitzpatrick an Lord Offory 22. Febr., Fox memorials II 19.

kurzem alle Schichten der Bevölkerung. Fox machte geltend, daß mit dem Ende des amerikaniſchen Krieges der hauptſächlichſte Gegenſtand ſeiner Feindſchaft gegen North fortgefallen ſei; in Wahrheit aber hatten ſie ſich ſeit Jahren auf allen politiſchen Gebieten, in den inneren wie in den äußeren Fragen im ſchroffſten Gegenſatz zu einander befunden, und die beiſpiellos gehäſſigen Angriffe, die Fox gegen ſeinen Gegner gerichtet, ſchienen jede Möglichkeit einer Verbindung unter ihnen auszuſchließen[220]). Die Bereitwilligkeit, womit auf beiden Seiten alle Verſchiedenheit der politiſchen Grundſätze, alle perſönlichen Anfeindungen und Beleidigungen vergeſſen wurden, war eine Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit und des öffentlichen Gewiſſens; es war eine Verbindung ſo entgegengeſetzter Anſichten und Grundſätze und ſo entſchiedener politiſcher Gegner, daß ſie in allen Claſſen das größte Staunen und den tiefſten Abſcheu hervorrief[221]).

War ſo die Coalition ſchon an ſich ein verwerflicher Schritt, den man ſich ſchon von North nur durch die Annahme erklären zu können meinte, er habe ſich dadurch gegen die von den Whigs ihm angedrohte Unterſuchung ſeines Verfahrens in der amerikaniſchen Kriegführung ſchützen wollen[222]), ſo wird ſie noch verwerflicher durch die Beweggründe, welche die Stifter des Bundes leiteten. Allerdings konnte, ſeitdem das Parlament in drei Parteien zerfiel, nur durch die Verbindung von zwei derſelben eine dauerhafte Regierung hergeſtellt werden; aber Fox Schuld war es, daß die Whigs wieder in zwei Parteien auseinandergefallen waren, ſeine Schuld, daß die von Pitt betriebene Wiedervereinigung der Whigs unterblieb. Das Bündniß mit North, der Sturz Shelburnes diente ausſchließlich der Befriedigung von perſönlichen und Parteirückſichten; die Coalition ſollte für Fox die Waffe ſein, um der Whigariſtokratie wieder zur Herrſchaft zu verhelfen. Der Angriffspunkt war jedoch ſchlecht gewählt. Die Präliminarien verdienten die gegen ſie erhobenen Vorwürfe nicht. Es war ein Spiel mit der Wahrheit, wenn dieſelben Stimmen, die

220) Vgl. beſonders die Rede von Powys Parliamentary hist. XXIII 457.
221) Rede von Macdonald Parliamentary history XXIII 673.
222) Nicholls recollections I 51.

früher Frieden um jeden Preis gewollt weil England erschöpft sei, jetzt Englands Feinde für erschöpft ausgaben, um die Regierung wegen der Größe ihrer Zugeständnisse zu tadeln. Vielmehr traf es sich, daß gerade die Punkte, welche die englische Opposition sich zum Angriff ausersehen hatte, in Frankreich selbst am wenigsten befriedigten [223]), und die Amerikaner rühmten, daß Frankreich sich mit so geringen Vortheilen begnügt [224]). Horace Walpole gesteht, daß die Bedingungen günstiger seien, als er seit mehreren Jahren noch für möglich gehalten [225]); Fox selbst hat nachher als Minister seine Behauptung, Shelburne habe mehr als nöthig nachgegeben, Lügen strafen müssen. Die Gründe der Coalition gegen den Frieden waren so schwach, daß ihre wahren Absichten vom ersten Tage an durchschaut wurden. Um zur Gewalt zu kommen und ihre ämtergierigen Anhänger zu versorgen, ward ein Sturm auf das Cabinet, auf die königlichen Prärogative unternommen; nicht bloß wurde durch einen muthwilligen Angriff ohne jeden Grund in der Sache die Regierung zu Falle gebracht, sondern dem Könige mit Namen mehrere seiner neuen Minister vorgeschrieben, als erster Lord des Schatzes der Herzog von Portland, ein Strohmann in den Händen seiner Partei, dann Fox, sein verhaßter Gegner, der Freund und, wie der sittenstrenge König argwöhnte, der Verführer seines leichtsinnigen Sohnes, des Prinzen von Wales, der auch schon wieder in den Schlingen der Coalition gefangen und dem darüber die Aeußerung in den Mund gelegt ward: sein Vater habe seine Einwilligung noch nicht gegeben, aber, bei Gott, er solle dazu gebracht werden sie zu ertheilen [226]). Das Verfahren der Coalition war der schnödeste Mißbrauch der in den Händen des Parlamentes liegenden Macht, die Krone bei der Ausübung des ihr zustehenden Rechtes der Mi-

223) Lord Grantham an Harris 20. Febr., Malmesbury diaries II 31.

224) Livingston an Washington 24. März bei Sparks correspondence of the American revolution IV 10.

225) H. Walpole an H. Mann 24. Febr., bei Cunningham letters VIII 341.

226) Wofern der anekdotensüchtige H. Walpole journal II 599 wahr erzählt.

nisterernennung von Willkürlichkeiten abzuhalten; das Parlament, in der That ein paar des Parlamentes sichere Factionsführer hatten der Krone das Recht, die Minister zu ernennen, thatsächlich entrissen und selber ausgeübt; die Stellung der Krone war erschüttert, die Verfassung wieder, wie vor einigen Jahrzehnten, in Gefahr durch die das Parlament beherrschenden Aristokraten. Wie zwei feindliche Mächte hatten sich der König und die Coalition gegenübergestanden, zwischen denen keine Ausgleichung, nur Unterwerfung der einen unter die andere möglich ist; nachdem der Staat beinahe sechs Wochen lang unter der Unentschiedenheit der Lage entsetzlich gelitten, unterwarf sich der König, in der Ueberzeugung, daß nichts anderes übrig bleibe um den Ruin der Staatswirthschaft zu verhindern, aber auch in dem Vertrauen, wie er schreibt, daß nur wenige Monate verfließen werden, bis die Grenvilles, die Pitts und andere Männer von Fähigkeiten und Charakter ihn aus seiner Stellung wieder befreien würden [227]).

Und ein Grenville und ein Pitt haben ihn noch vor Ablauf des Jahres daraus befreit. Der König sah in diesem Falle weiter als die Coalition. Das Ministerium Portland war gar nicht in der Lage, durch seine Maßregeln sich zu befestigen und Boden zu gewinnen, es hatte sich durch die Mittel, mit denen es ins Amt kam, schon zum voraus allen Boden entzogen. Im Volke herrschte über die Coalition eine tiefe Entrüstung, es wurden zahlreiche Dankadressen für den Frieden erlassen von denselben Städten und Grafschaften, deren Vertreter im Parlament mit der Coalition gegen die Präliminarien gestimmt; eine Fluth von Schmähschriften ergoß sich über die Coalition wie früher über Shelburne; in der Versammlung seiner Wähler in Westminster ward Fox mit solchem Geschrei und Gezisch empfangen, daß seine Stimme nicht vernommen werden konnte. Es blieben der Regierung als einzige Stütze die Stimmen, über welche ihre Führer im Parlament verfügten, und welche mindestens bei den Gemeinen eine beträchtliche Mehrheit bildeten; aber auch eine sichere? Es wird mit Recht als ein großer Mißgriff der Coalitionshäupter, namentlich Norths gerügt, daß sie die Masse ihrer

227) Der König an Temple 1. April, courts and cabinets I 219.

Anhänger wie eine willenlose Heerde behandelten, und gar nicht an die Möglichkeit dachten, durch ihren Gesinnungswechsel deren Unterstützung zu verlieren. Auch in den Reihen dieser Parteiangehörigen erregte das Auftreten ihrer Führer böses Blut, und obgleich die Mehrzahl sich ihrer Abhängigkeit nicht zu entziehen vermochte, viele die Aussicht auf Gewinn festhielt, so gab es doch andere, welche im Parlament offen ihre Stimmen gegen die Coalition erhoben, ihre bisherigen Parteiführer des Bruchs mit ihren Grundsätzen anklagten und ihnen ihre fernere Unterstützung entziehen zu müssen erklärten [228]). Die Reihen von Fox, noch mehr von Norths Leuten fingen schon an sich zu lichten, es war nicht undenkbar, daß unter dem Einfluß der öffentlichen Stimmung selbst einmal die Mehrheit für das Cabinet gefährdet wurde.

Auch der scheinbar so feste Rückhalt der Coalition im Parlamente bot also keine höhere Gewähr der Dauer; die immer fortschreitende Zersetzung der Parteien war eine unmittelbare Folge der Coalition, sie ergriff die bisher noch leidlich geschlossenen Tories, sie fraß unter den großen Whigfamilien immer weiter um sich. Der Herzog von Richmond wies das Ansinnen Portlands, in das neue Cabinet überzutreten, mit Entschiedenheit von sich und saß im Oberhaus fortan auf den Bänken der Opposition; Graf Temple weigerte sich nicht nur unter der Coalition Lordlieutenant in Irland zu bleiben, sondern sagte es in seinem Ablehnungsschreiben an Portland diesem ins Gesicht, daß ihn die von der Coalition zur Erreichung ihres Zweckes benutzten Mittel sehr bekümmert, und daß die neue Regierung nicht einmal so lange dauern werde als die von ihr gestürzte Shelburnes [229]). Aber einen wie peinlichen Eindruck dieses Auseinanderfallen der Parteien, vor allem der alten stolzen, um Englands Größe so hoch verdienten Whigaristokratie hervorbringen mag, so bedeutungsvoll war es für den weiteren Verlauf der Entwicklung; denn mit den aus den Fesseln eines engherzigen Parteigeistes freigewordenen Kräften war nachher Pitt im Stande, dem seit Jahrzehnten furchtbar unterwühlten öffentlichen Leben Ruhe

228) Parliamentary history XXIII 511. 662. 673. 679.

229) Temple an Portland 2. März, courts and cabinets I 165.

und verfaſſungsmäßige Ordnung wiederzugeben. Die Haltung Pitts in den Tagen der Coalition war entſcheidend für die ganze weitere Geſtaltung. Hätte Pitt ſich zum Eintritt in das Coalitionsminiſterium verleiten laſſen, ſo würde er ſeine Zukunft an die Whigariſtokratie geknüpft und ihr Schickſal getheilt, ihr Verderben zwar aufgehalten aber nicht verhindert haben; hätte er dem Wunſche des Königs gemäß ſelbſt ein Miniſterium gebildet, ſo hätte er ſich bei den unſichern Parteiverhältniſſen der Gefahr ausgeſetzt, durch eine frühe Niederlage ſein bisher noch durch kein beſchämendes Mißlingen, keinen falſchen Schritt geſchwächtes Anſehen zu untergraben. Noch waren die Verhältniſſe nicht reif zur Entſcheidung, aber man war auch nicht mehr weit entfernt von dem Zeitpunkt; bis dahin bewahrte Pitt ſeine friſche Kraft auf. Man mußte erſt das Miniſterium Portland die Probe beſtehen und den Verſuch machen laſſen die durch den unnatürlichen Bund ins Schwanken gerathenen Parteiverhältniſſe wieder zu befeſtigen, den im Lande hervorgebrachten böſen Eindruck zu verwiſchen; gelang dieſer Verſuch der Coalition nicht, erwies ſich das bisherige längſt ſchon morſche Parteigefüge dem unabwendbaren Einſturz verfallen, dann war Pitts Zeit gekommen. Sein Standpunkt war der ſeines großen Vaters Chatham, des unverſöhnlichen Gegners der Whigoligarchie, der aufs neue ſeine Berechtigung erhielt, ſeitdem die Coalition in erſchreckender Weiſe gezeigt, daß ſelbſt in der gefährlichſten Lage des Staates in den Parteien das Wohl des ganzen vergeſſen wurde neben den perſönlichen und Parteiintereſſen. An dem Tage, da Pitt ſein Amt niederlegte, 31. März, bezeichnete er im Parlament ausdrücklich dieſen Standpunkt als die Richtſchnur ſeines früheren und ſeines zukünftigen Verhaltens; er gehöre keiner Partei an, er werde ſich freie Hand wahren und mit der Seite handeln, mit welcher er es für recht halte; er werde weder für noch gegen eine Partei thätig auftreten, ſondern ausſchließlich durch die Maßregeln ſich beſtimmen laſſen, die man verfolge [230]). Es war nicht die Sprache eines gewöhnlichen Parlamentsmitgliedes, ſondern eines Staatsmannes, dem der Eintritt ins höchſte Amt in nicht zu weiter Ferne winkte.

230) Parliamentary history XXIII 705.

Unter solchen Umständen, solchen Aussichten übernahm das Ministerium Portland die Geschäfte, 2. April 1783. Es brauchte keine großen Fehler zu begehen um seine Stellung zu untergraben, schon die Mittel durch die es ins Leben getreten, verbürgten ihm ein frühes Ende; die Vorgänge und Verhältnisse, unter denen es zu Stande gekommen, enthalten zugleich die Ursachen seines Falles. Es ist überflüssig auf seine Leistungen im einzelnen einzugehen, mehr als was es geleistet, fällt ins Gewicht, was es unterlassen hat. Die beiden wichtigsten Angelegenheiten, welche seit Jahren als unerläßlich zum Schutz der Verfassung anerkannt waren und welche in dem Programm eines jeden aufrichtigen Whigministeriums an der Spitze stehen mußten, waren von dieser angeblichen Whigregierung North zu Liebe aus ihrem Programm fortgelassen: die ökonomische Reform, für welche die Whigaristokratie vorzugsweise verpflichtet war, wurde aufgegeben, die Parlamentsreform, für welche außer Pitt und Richmond früher auch Fox mit Wärme eingetreten, für eine offene Frage erklärt. Wogegen dann North, der zwölf Jahre lang unter seinem Namen den König hatte regieren lassen, als Zugeständniß an die Whiggrundsätze es als seine Ueberzeugung aussprach, der König sollte zwar mit jeder Art von Achtung und Aufmerksamkeit behandelt werden, aber der Schein der Gewalt sei alles, was ein König dieses Landes besitzen könne [231]). Und was wurde unter dem Ministerium Portland aus dem Frieden? Shelburne war, wie seine Gegner vorgaben, gestürzt, weil er den feindlichen Mächten größere Bewilligungen gemacht, als solche selbst bei der unleugbaren Schwäche Englands nöthig gewesen; da Fox als Staatssekretär die Leitung der Unterhandlungen aufs neue in die Hand nahm, ließ er die früher von ihm so heftig gescholtene Vertheilung derselben an zwei Bevollmächtigte fortbestehen, und obgleich nach Fox eigenem Geständniß die wachsende Besorgniß vor den russisch-österreichischen Plänen gegen die Türkei den französischen Hof in den Unterhandlungen mit England viel willfähriger stimmte und Fox seine Aufgabe erleichterte [232]), war dennoch, als er am 3. Septem-

231) Adam in Fox memorials II 38.

232) Fox an Harris 27. Juli, Malmesbury diaries II 50.

der die definitiven Friedensverträge unterzeichnet wurden, das Ergebniß kein anderes als eine Wiederholung der unter Shelburne abgeschlossenen Präliminarien mit einigen wenigen unwesentlichen Abänderungen und Zusätzen und ein paar Separatartikeln in dem Frieden mit Frankreich. Die Hauptsache an dem Friedenswerke hat Shelburne, nicht Fox gethan.

Unterdessen erwartete der König mit Ungeduld die Gelegenheit, sich seiner Minister wieder zu entledigen. Schon im Juni meinte er in der Forderung der Regierung, dem seiner Minderjährigkeit entwachsenen Prinzen von Wales zur Errichtung eines eigenen Haushalts durch das Parlament eine jährliche Einnahme von 100000 Pfund bewilligen zu lassen, wodurch er alle Gewalt über den widerspenstigen, Fox ganz ergebenen Sohn zu verlieren fürchtete, eine geeignete Veranlassung gefunden zu haben, einen Ministerwechsel vorzunehmen, und ließ sich nur durch die ernstlichen Vorstellungen vertrauter Rathgeber, besonders des Grafen Temple, bewegen, einen solchen Schritt vorläufig wenigstens bis zum Herbst zu vertagen [288]). Allein die Regierung, obschon mit der ihr drohenden Gefahr nicht unbekannt, versäumte auch in ihren weiteren Maßregeln die erforderliche Behutsamkeit. Die berühmte indische Bill, welche Fox dem eigens zu diesem Zwecke schon früher wieder berufenen Unterhaus am 18. November vorlegte, enthielt so durchgreifende, auch für die Machtstellung der Krone so wichtige Bestimmungen, daß das vom Argwohn des Königs verfolgte Cabinet von vorn herein bei Georg keinen guten Willen für seinen Plan voraussetzen durfte. Es war allerdings die höchste Zeit, daß Maßregeln getroffen wurden zur Besserung der Zustände in Ostindien, wo die heillose Verwaltung der Compagnie nicht bloß die Bevölkerung aufs härteste drückte, sondern auch die Compagnie selbst an den Rand des Verderbens brachte, beides zu Gunsten der Beamten der Compagnie, die schätzebeladen nach England zurückzukehren pflegten. Die bisherigen Versuche, Abhilfe zu schaffen, hatten sich als unzureichend erwiesen, es war daher am Platze zu entschiedeneren Maßregeln zu greifen. Allein das Ministerium betrieb die Angelegenheit nicht in der rechten Weise.

288) Temples private notes in courts and cabinets I 304.

Lord North, in deſſen Geſchäftskreis ſie gehörte, verhielt ſich ganz unthätig zu ihr und überließ ſie Fox; und dieſer, vorwiegend mit den auswärtigen Verhältniſſen beſchäftigt, legte die Ausarbeitung des Entwurfs einer neuen Ordnung für Oſtindien in Burkes Hand. Burke war wie wenige vertraut mit den Zuſtänden des Landes, und nur die blinde Parteileidenſchaft der Zeit konnte ihm nachſagen, daß er lediglich im Intereſſe ſeiner Partei, ja in der Abſicht ſich und ſeine Familie zu bereichern ſein Auge auf Indien geworfen habe[234]); er hatte ein Herz für die Leiden des Volkes und Verſtändniß für die Urſachen des Uebels. Dennoch war es ein Mißgriff, einem ſo fanatiſchen Parteimann die Ausarbeitung des Plans zu übertragen; ſeine Parteiſtellung übte Einfluß auf ſeinen Entwurf, an dem Fox nur geringen Antheil gehabt und den er ohne weſentliche Aenderungen genehmigt zu haben ſcheint[235]). Indem die Bill mit Fug und Recht die politiſche Gewalt der Compagnie entzog, erregte ſie Anſtoß, weil ſie dieſe Gewalt nicht unmittelbar der Krone, ſondern einer auf ſieben Mitglieder feſtgeſetzten Behörde übertrug, deren Ernennung dem Parlament und erſt nach Verfluß von drei oder fünf Jahren der Krone zuſtehen ſollte; und ferner, weil ſie außer der politiſchen Gewalt auch die verbrieften Handelsvorrechte der Compagnie antaſtete: Beſtimmungen, welche von vorn herein nicht nur die oſtindiſchen Privilegirten, ſondern auch den König zu Gegnern der Bill machten.

Auf Seiten der Regierung täuſchte man ſich nicht über die Gefahren des verwegenen Schrittes, Männer wie Eden und Loughborough waren entſchieden dagegen[236]); North ſagte es Fox voraus, Einfluß der Krone und Einfluß der Partei gegen Krone und Volk

234) Dieſen Vorwurf erhebt Nicholls recollections I 54 ff.

235) Ruſſell in Fox memorials II 97 ff. beſtreitet den hervorragenden Antheil Burkes an der India bill; er iſt aber, wie auch Stanhope, Pitt I 187, und Macknight, Burke III 43 annehmen und die von Burkes Hand über einen Brief von Arthur Pigot geſchriebene Bemerkung zeigt: From Mr. Pigot, who finished the India bill from my drafts, (Burke correspondence III 22), unzweifelhaft.

236) Fox an Eden 7. November, Loughborough an Eden Donnerſtag (13. November), Auckland correspondence I 61 ff.

werden zwei der Haupteinwendungen gegen ſeinen Plan bilden [237]), und Fox ſelbſt bekennt unumwunden, es ſei eine kräftige und gewagte Maßregel, aber ſetze er ſie durch, ſo brauche er ſonſt nichts mehr zu fürchten [238]); er glaubte durch einen Sieg in dieſer Sache die Herrſchaft der Coalition, ſeine eigene Herrſchaft für immer befeſtigen zu können [239]). Auch auf Seiten der Oppoſition ſah man, daß eine Kriſis im Anzuge war, daß die indiſche Bill ſo oder ſo für oder wider die Coalition entſcheiden mußte; angeſichts der verhängnißvollen Abſtimmung fordert Pitt ſeinen Freund, den Herzog von Rutland, auf, falls er innerhalb eines Umkreiſes von 50 oder 100 Meilen ein Parlamentsmitglied wiſſe, das die Verfaſſung und das Land liebe, es ſo ſchnell als möglich ins Haus der Gemeinen zu ſchicken. Schon jetzt, noch vor der zweiten Leſung im Unterhaus, iſt Pitt voll Zuverſicht; er glaubt, das Miniſterium werde ſcheitern [240]).

Es war ein großer Fehler der Regierung, daß ſie, wie Pitt ſogleich erkannt, alles auf dieſen einen Wurf ſetzte, und zwar in einem Augenblicke, da ſie in der öffentlichen Stimmung keine Stütze hatte. Der durch die Coalition hervorgerufene Unwille des Volkes gegen das Cabinet dauerte noch in ungeſchwächtem Maße fort; es war daher ein Zeichen der äußerſten Verwegenheit mit einer Maßregel aufzutreten, welche der Erbitterung gegen den die Coalition beherrſchenden Parteigeiſt nothwendig neue Nahrung geben mußte. Unſtreitig war von der Durchführung der indiſchen Bill eine ungeheure Machterweiterung der Partei des Coalitionsminiſteriums vorauszuſehen, die Namen der ſieben Commiſſare waren ausſchließlich aus ihren Reihen gewählt, auf mindeſtens drei Jahre hätten die Männer der Coalition allen Regierungseinfluß in dem weiten oſtindiſchen Reiche zur Verfügung gehabt. Im Unterhauſe war freilich, ſo lebhaft namentlich Pitt dieſe Gefahr geltend machte, nichts gegen die Regierung auszurichten; mit überwiegender Mehrheit ging die Bill

237) Schreiben von North 18. November, Fox memorials II 218.
238) Fox an Lord Northington 7. November, Fox memorials II 171.
239) Tomline, Pitt I 196.
240) Pitt an Rutland 22. November, bei Stanhope, Pitt I 140.

durch, und die Coalition triumphirte bereits jetzt endlich in der Regierung befestigt zu sein [241]).

Dagegen bereitete sich im Hause der Lords gegen die Maßregel der entscheidende Schlag vor. Am 1. Dezember überreichte Lord Thurlow dem König ein von Lord Temple unterzeichnetes Schriftstück, worin die beiden Lords ihm ihre Bedenken gegen die Bill vortragen: sie entziehe dem König mehr als die Hälfte der königlichen Gewalt; aber sie zurückzuweisen, nachdem beide Häuser sie genehmigt, sei gefährlich; es müsse ein Ministerwechsel vorgenommen werden, sobald die Bill auf größeren Widerstand stoße, und das könne im Hause der Lords bewirkt werden, wenn der König die ihm verpflichteten Lords von seinen Wünschen unzweideutig in Kenntniß setzen lassen wollte [242]). Der König war es zufrieden, ertheilte Temple die schriftliche Vollmacht zu erklären, daß jeder, der für die indische Bill stimme, nicht nur nicht sein Freund sei, sondern von ihm als sein Feind betrachtet würde, und Temple that seine Schuldigkeit. Am 17. Dezember wurde die Bill mit 95 gegen 76 Stimmen im Oberhaus verworfen.

Schwerlich haben allein die Adressen gegen die Bill, welche aus dem Volke im Oberhaus einliefen, diese Abstimmung herbeigeführt; schwerlich waren die 96 Peers alle der Ueberzeugung von Thurlow, daß der König, falls er die Bill genehmigte, das Diadem von seinem eigenen Haupte nehmen und auf Fox Haupt setzen würde, und hat auch Pitt schon Wochen vorher die Annahme der Bill durch die Lords für unmöglich erklärt [243]), so ist doch sicher der Schritt des Königs von Einfluß und wohl von entscheidendem Einfluß auf den Ausgang gewesen. Das unmittelbare Eingreifen Georgs hat der Coalition die Niederlage bereitet. In größter Ungeduld wartete Georg während des ganzen 18. Dezember auf die Entlassungsgesuche der Minister; da sie ausblieben, ließ er noch um Mitternacht Fox und North als Staatssekretären die Siegel abfordern, mit dem Beifügen, daß sie ihm dieselben durch ihre Unterstaatssekretäre schicken

241) Eden an Morton 9. Dezember, Auckland corresp. I 68.

242) Courts and cabinets I 288 ff.

243) In dem Briefe an Rutland vom 22. November a. a. O

möchten, da er ſich nicht perſönlich von ihnen zu verabſchieden wünſchte.

Hatte der König von Anfang an in dem Verfahren der Coalition eine ihm zugefügte perſönliche Beleidigung erblickt, ſo hatte er nun ſelbſt durch ſein perſönliches Eingreifen den Sturz der Coalition entſchieden. Das eine wie das andere befand ſich mit der Verfaſſung nicht im Einklang. Es kann ſein, wie man verſicherte, daß der König die ganze Tragweite der Bill erſt durch die Berathungen im Parlament und die dort daran geknüpften Beſorgniſſe erkannte und in Folge deſſen ſeine Anſicht wechſelte[244]); dennoch trifft ihn der Vorwurf, indem er ſeine Miniſter von dieſer Meinungsänderung nicht unterrichtete und ohne ihr Vorwiſſen im Oberhaus ihnen entgegenarbeiten ließ, ſie hintergangen, es trifft ihn außerdem der Vorwurf, durch die Drohung mit ſeiner königlichen Ungnade die Abſtimmung der Lords in verfaſſungswidriger Weiſe beeinflußt zu haben. Es lag ein Uebergriff der Prärogative vor, welcher der Coalition eine Waffe gegen den König in die Hand drückte; man ſchien am Vorabend eines neuen unabſehbaren Kampfes zwiſchen der Krone und den parlamentariſchen Grundſätzen zu ſtehen.

Ob der Sturz der Coalition die inneren Wirren beendigen oder neue Unordnung hervorrufen ſollte, hing zunächſt ab von der Wahl der neuen Miniſter durch den König. Georg ernannte ſogleich den Lord Temple zum Staatsſekretär, fertigte durch ihn den alten Miniſtern die Entlaſſungsſchreiben zu und forderte Pitt auf, als erſter Lord des Schatzes die Bildung der neuen Regierung zu übernehmen. Pitt hatte ſich an den Umtrieben Temples und Thurlows nicht betheiligt, wenn er auch ohne Zweifel von ihnen gewußt hat; angeſichts der bedrohten Lage des Staates konnten ſie, auch wenn er ſie mißbilligte, kein Hinderniß für ihn ſein, dem Rufe des Königs zu folgen. Pitt ſagte ohne Beſinnen zu und ſchickte ſich an mit ſeinem Vetter Temple die Neubildung des Cabinets vorzunehmen. Allein noch ehe er die überaus ſchwierige Aufgabe gelöſt, traf ihn der harte Schlag, daß Temple zurücktrat, 21. Dezember. Die Gründe dieſes auffallenden Schrittes ſind noch immer nicht ganz

244) New annual register for 1784 S. 37.

aufgehellt. Die Vermuthung, er habe sich mit Pitt über die Frage der Parlamentsauflösung entzweit, die Temple sogleich habe vollziehen, Pitt hinausschieben wollen, ist nicht beglaubigt[245]). Sein Bruder gab im Unterhaus als Grund an die Angriffe, die er wegen seines jüngsten Auftretens erfahre: um nicht den Verdacht zu erwecken, daß er sich durch seine Stellung als Minister gegen solche Beschwerden zu decken suche, trete er in seine Stellung als Privatmann zurück[246]). Aber der einzige Grund scheint das nicht gewesen zu sein; die Bitterkeit, womit sich Temple wenige Tage später darüber beschwert, daß ihm vom König alle gewünschten Auszeichnungen für seine Verwaltung in Irland abgeschlagen worden seien, zeigt, daß auch sein verletztes Selbstgefühl bei seinem Entschluß mitwirkte[247]). Der ganze Vorgang wirft kein günstiges Licht auf den Lord, der mit so großer sittlicher Entrüstung die Coalition verdammt und dem König seine Dienste gegen sie angeboten hatte, in dem Augenblick aber, da der König und Pitt die größte Mühe hatten ihr Stand zu halten, dieselben im Stich ließ. Pitt empfand Temples Rücktritt als einen schweren Verlust für das in der Bildung begriffene Cabinet; Fox zweifelte gar nicht, daß die Coalition sogleich wieder ans Ruder kommen würde[248]). Doch brachte Pitt schon am 23. Dezember das neue Cabinet zu Stande, indem Thurlow wieder den Posten des Lordkanzlers, Graf Gower den des Geheimrathspräsidenten übernahm, während Pitt selbst mit seiner Würde als erster Lord des Schatzes auch das Amt des Schatzkanzlers vereinigte. Auch der Herzog von Richmond trat kurz darauf in das Cabinet ein.

So kam mit den größten Anstrengungen das Ministerium Pitt zu Stande, das in kurzem um Englands Namen neuen, seit Jahren

---

245) Macaulay, der diese Ansicht in William Pitt S. 55 ausspricht, giebt sie in einem Schreiben an Stanhope vom 2. Dez. 1858, Stanhope, Pitt I 161 ff., wenn auch nur bedingt wieder auf. Das genauere darüber bei Stanhope I 160 ff.

246) Parliamentary history XXIV 238.

247) Temple an Pitt 29. Dezember, courts and cabinets I 291 ff.; vgl. die Ausführung bei Stanhope, Pitt I 163 ff.

248) Fox an Lord Northington 22. Dezember in Fox memorials II 224.

ungewohnten Glanz verbreitete. Der König hatte, als Pitt ihm ſeine Vorſchläge mittheilte, ſie angenommen, „weil einem, der am Rande eines Abgrunds ſtehe, jeder Hoffnungsſtrahl willkommen ſein müſſe“ [249]); Fox hatte es für Raſerei erklärt, ein der Coalition feindliches Miniſterium bilden zu wollen [250]); Pitt ſelbſt machte ſich kein Hehl aus den ungeheuren Schwierigkeiten ſeines Unternehmens, unter den ungünſtigſten Ausſichten begann er ſeine Verwaltung.

Die vier erſten Monate von Pitts Regierung gehören zu den entſcheidungsvollſten der engliſchen Geſchichte. Die Coalition war aus dem Amte verdrängt, aber ſie zweifelte keinen Augenblick binnen kurzem wieder in die Geſchäfte eintreten zu können, und auf den erſten Blick ſchien die Lage der Dinge ihre Erwartung zu rechtfertigen. Noch verfügte ſie im Unterhaus über eine bedeutende Mehrheit, ihren gewaltigen Rednern Fox, Burke, Sheridan hatte die Regierung ein einziges Cabinetsmitglied als ebenbürtig entgegenzuſtellen, Pitt ſelbſt, der nur an Dundas eine kräftige Stütze hatte; es ſchien unmöglich, daß die Regierung gegen ein ſo feindſeliges Unterhaus ſich ſollte behaupten können. Dennoch war die Aufgabe, der Pitt ſich unterzog, keine hoffnungsloſe. Sein Biograph berichtet, er ſei im Gefühl ſeiner Pflichten gegen das Land, gegen die Verfaſſung dem Rufe des Königs gefolgt, obgleich er über den Ausgang ſehr zweifelhaft geweſen ſei; er habe ſein Vertrauen darauf geſetzt, daß die Loyalität und die Vaterlandsliebe des engliſchen Volkes einen Miniſter unterſtützen werde, welcher die Vertheidigung ſeines Souveräns und der Verfaſſung führe gegen die Angriffe von Männern, deren einziges Streben ſei die Fortdauer der Macht zu ſichern, welche ſie durch Gewalt erreicht [251]). Pitts Anſicht von der öffentlichen Stimmung war die richtige. Die allgemeine Erbitterung über die Coalition hatte ſich noch immer nicht gelegt, ſondern tief im Volke feſtgeſetzt und war durch Fox indiſche Bill noch ſo ſehr geſteigert, daß Pitt mit größerer Sicherheit als nach dem Sturze Shelburnes auf ihre Unterſtützung im Kampfe gegen die Coalitionspartei rechnen

249) Der König an Pitt 23. Dezember bei Stanhope, Pitt I app. S. III.

250) Fox memorials II 221.

251) Tomline, life of Pitt I 231. 233.

durfte. Unbeirrt durch die Schritte der Coalition zum Schutze gegen eine Parlamentsauflösung, durch welche, wie sie glaubte, Pitt allein sich helfen konnte, unbeirrt durch das Zureden des Königs unterließ der Minister zunächst absichtlich die Auflösung und gönnte so der Coalition Zeit, durch ihre eigenen Fehler ihr Schicksal zu beschleunigen. Der Kampf ward mit einer beispiellosen, der Größe der bevorstehenden Entscheidung würdigen Leidenschaftlichkeit von der Coalition geführt. Ihre Zuversicht, ihre Siegesgewißheit kannte keine Grenzen, ein Mißtrauensvotum gegen die Regierung folgte dem anderen, ein Versuch sie an der Erfüllung ihrer Pflichten zu verhindern dem anderen; mehr als einmal schien die Stellung Pitts eine verzweifelte; der König trug sich abermals mit dem Gedanken England zu verlassen, dem er nach einem Siege der Grundsätze der Coalition nichts mehr nützen, wo er nicht länger mit Ehren leben könne [252]). Aber je früher der Kampf in Folge der Ausbrüche des maßlosen Parteiübermuths der Coalition seinen Höhepunkt erreicht, desto rascher trat sein Eindruck auf die öffentliche Meinung zu Tage. Und bald begann die völlige Abkehr derselben auch auf das Parlament zu wirken. Es wurde eine Vermittlung zwischen Pitt und Portland versucht, und als sie an der Weigerung Pitts, um ein Abkommen zu erleichtern vorläufig seine Stelle niederzulegen, scheiterte, ward dadurch sein Ansehen nicht geschwächt, sondern befestigt. Auch die Lords sprachen sich zu Gunsten der Regierung aus, aber die Coalition trotzte mit ihrer Mehrheit bei den Gemeinen der Regierung, den Lords und dem Lande und spannte den Bogen täglich straffer an. Es wurden immer neue schärfere Resolutionen gefaßt, in immer neuen schärferen Adressen der König um die Entfernung des Ministeriums ersucht, es wurde zu dem äußersten Mittel gegriffen, der Regierung die zur Fortführung der Verwaltung nöthigen Gelder zu verweigern. Es schreckte die Coalition nicht ab, daß bei diesen mit der Volksstimmung in schroffstem Widerspruche stehenden Beschlüssen ihre Mehrheit fortwährend zusammenschmolz, daß schließlich das Volk selbst seine Stimme erhob, in Volksversammlungen die

252) Der König an Pitt 13. Jan. 4. Febr. 1784, bei Stanhope S. IV. VI.

Politik der Coalition verdammte, in Adreſſen den König ſeiner Ergebenheit verſicherte, daß die City von London ſelbſt, die alte Wächterin der engliſchen Freiheit, ſich für die Krone erklärte in dem Kampf gegen die Uebergriffe des Parlaments. In unbegreiflicher Verblendung vollendete Fox das Verderben der Seinigen. Nachdem ſeine Mehrheit bereits auf 9 Stimmen geſunken, wagte er trotzdem noch den Antrag, in einer ſtärkeren Form als in der von Adreſſen, in einer Vorſtellung die Krone um Einſetzung einer neuen Regierung zu erſuchen, ſiegte aber nur noch mit einer einzigen Stimme, 8. März. Die Parlamentsmehrheit wich der öffentlichen Meinung und verwandelte ſich in eine Mehrheit für die Regierung. Raſch wurden die nothwendigen Geſchäfte im Sinne der Regierung erledigt, worauf am 24. März die Auflöſung der Parlaments erfolgte. Das Ergebniß der Neuwahlen beſtätigte das Verfahren des Miniſteriums und die Verurtheilung der Coalition durch das Volk; die Regierung erhielt eine überwältigende Mehrheit; die Niederlage von Fox Partei war vernichtend.

Es war ein wohlverdientes Lob, das Georg gleich am Tage nach der verhängnißvollen Abſtimmung vom 8. März Pitt ſpendete: er werde immer mit Vergnügen ſich erinnern, daß durch die Klugheit und Redlichkeit eines einzigen Mannes im Hauſe der Gemeinen dieſer große Umſchwung herbeigeführt worden ſei, und daß derſelbe immer mit Genugthuung ſich ſagen dürfe, er habe, indem er den König unterſtützte, die Verfaſſung gerettet, die vollkommenſte aller menſchlichen Bildungen[253]). Und es thut dem Ruhme des vierundzwanzigjährigen Staatsmannes keinen Eintrag, wenn man auch dem Herzog von Richmond ſeinen Antheil an dem Erfolge gönnt, von dem Georg damals geſagt haben ſoll, es gebe keinen Mann in ſeinem Reiche, der ihn ſo ſehr verletzt, und keinen, dem er ſo ſehr zu Dank verpflichtet ſei, als der Herzog von Richmond. Hört man recht, ſo iſt durch Richmond Pitt ermuntert worden, in dem Entſcheidungskampfe gegen die Coalition nicht zu verzagen, ſondern auf ſeinem Poſten auszuharren[254]): ein Rath, wie er dem Charakter

253) Der König an Pitt 9. März bei Stanhope I app. S. X.
254) Fox memorials I 455; Tomline, Pitt I 235.

des Mannes entſpricht, des einzigen hervorragenden Führers der alten Whigariſtokratie, welcher ſeine Ueberzeugung und das Wohl des Ganzen höher als das Parteiintereſſe ſtellte und deßhalb beim Ausbruch des Entſcheidungskampfes von ſeiner früheren Partei ſich trennte, eines Mannes, der ungeachtet ſeiner Feindſchaft gegen die Coalition die mit Temples Hilfe vorgenommene Beeinfluſſung der Peers durch den König unumwunden mißbilligte und trotz ſeiner ausſchweifenden Anſichten über Parlamentsreform für die Lage des Landes einen offeneren Blick als ſeine alten Parteigenoſſen hatte.

Aber nicht bloß das Lob des Königs hatte der jugendliche Miniſter in heißem Kampfe verdient, ſondern das Volk ſtellte durch die glänzenden Huldigungen, die es bei den Wahlen für das neue Parlament ihm darbrachte, ihm das Zeugniß aus, daß er auch Anſpruch hatte auf die Dankbarkeit des Landes. Ihm gebührt das Verdienſt, daß der Sturz der Coalition mehr als einen Triumph des Königs über ſeine Feinde, daß er einen Sieg der Verfaſſung bedeutete. Der von Georg auf die entſcheidende Abſtimmung der Lords geübte Einfluß war ein Wink über die nach dem Fall der Coalition der Verfaſſung drohenden Gefahren, aber auch ſie hat Pitt abgewandt. Der Rücktritt Temples genügte keineswegs, um das Cabinet aus dem gehäſſigen Zuſammenhang mit dem Hergang zu befreien, da auch Thurlow daran betheiligt war; nur durch ſeine ganze Haltung im Parlamente, durch die Wahl der Waffen, womit er den Kampf gegen die Mehrheit führte, konnte Pitt den Argwohn völlig zerſtreuen. Und auch hier traf er das richtige. Indem er es verſchmähte die Stimmen der Königsfreunde zu werben, mit Hilfe des Einfluſſes der Krone, durch Corruption ſeinen Anhang zu mehren, indem er ſtatt deſſen nur mit dem ganzen vollen Gewicht ſeiner Perſönlichkeit eintrat und geſtützt auf ſeine parlamentariſche Gewandtheit ſich ganz auf ſeine eigene Ueberlegenheit und das Vertrauen des Volkes verließ, unterdrückte er die Zweifel an ſeiner Unabhängigkeit vom König und erſchien als der von Rückſichten nach jeder Seite freie Vertheidiger der Verfaſſung.

So brachte Pitt die Entwicklung zum Abſchluß, die kein ganzes Menſchenalter früher ſein großer Vater eingeleitet. Die Whigoligarchie war zerſprengt, die Herrſchaft des Factionsweſens gebro-

chen mit Hilfe derselben Macht, welche Chatham zum ersten Male in das thätige politische Leben hineingezogen und in den Kampf geführt hatte gegen die Alleinherrschaft der großen Whigfamilien, mit Hilfe des Volkes, der Masse des Mittelstandes. Das hauptsächlichste Hinderniß, an dem der Vater gescheitert, war für den Sohn nicht mehr vorhanden. Chatham war nicht durchgedrungen, weil zu seiner Zeit die Gefährdung der Verfassung durch die Uebergriffe der Krone im Vordergrunde des politischen Lebens stand, und die Whigaristokratie, ohne ihrem engherzigen Parteitreiben zu entsagen, doch zugleich als Hüterin der Verfassung aufgetreten war; er hatte zwei Gegner, den König und die Whigfamilien zu bekämpfen. Als sein Sohn das Staatsruder in die Hand nahm, war der eine Gegner besiegt, von Ausschreitungen der Prärogative vorläufig nichts zu befürchten; es galt nur noch die Bewältigung der Whigoligarchie, welche uneingedenk ihres ruhmreichen Antheils an der mit Chathams Jüngern gemeinschaftlich vollzogenen Herstellung der Verfassung das Band mit ihnen muthwillig wieder zerriß und in ihr altes Parteitreiben zurückfiel, durch die Verbindung mit North ihre Mißachtung der Verfassung aufs erschreckendste bloß legte.

Durch die Coalition hat die Whigaristokratie selbst ihr drohendes Schicksal besiegelt. Nachdem sie ihren Wiedereintritt ins Amt durch die Beeinträchtigung des königlichen Rechtes auf freie Ernennung der Minister erzwungen, begann sie den Kampf um die Rückeroberung der an Pitt verlorenen höchsten Gewalt mit dem Unterfangen, das königliche Recht der Parlamentsauflösung zu beschränken: beides unzweifelhafte Eingriffe in die königliche Prärogative, in die Verfassung, und um so anstößiger, da sie offenkundig nicht für vermeintlich höhere politische Interessen, sondern einzig und allein zur Befriedigung persönlichen Ehrgeizes, persönlicher Gewinnsucht unternommen waren. Und so sind es denn auch nicht allein die von der Coalition vertretenen politischen Grundsätze als solche, sondern es ist hauptsächlich die maßlose dabei zu Tage tretende sittliche Corruption, welche ihren Fall herbeiführte, welche das Volk zu seiner entscheidenden Theilnahme am Kampf gegen sie herbeizog. Die Coalition war ein Ausfluß dieser seit länger als einem halben Jahrhundert das öffentliche wie das Privatleben beherrschenden Fäulniß,

aber noch selten war diese bei der Behandlung der wichtigsten politischen Angelegenheiten in solcher Nacktheit hervorgetreten, noch selten hatte sie sich aus dem Bereiche vertraulicher Unterhandlungen mit solcher Dreistigkeit herausgewagt vor die Augen des ganzen Volkes, noch nie so unmittelbar die bestehende Ordnung, die wichtigsten Grundsätze der Verfassung bedroht, wie dieses durch die Coalition geschah. Der Sieg Pitts bezeichnet nicht bloß die endgiltige Verdrängung der Whigaristokratie aus der höchsten Gewalt, der ihre völlige Auflösung in raschen Schlägen folgte, sondern zugleich den ersten entscheidenden Schritt zu der Säuberung des öffentlichen Lebens von der planmäßigen Corruption, die seit dieser Zeit anfing gesunderen Zuständen Platz zu machen. Zu beidem hatte die Whigaristokratie durch die Coalition mit North den letzten Anstoß gegeben, und es ist kein bloßes Spiel des Zufalls, daß dieser Doppelsieg über das Factionswesen und über die Herrschaft der Corruption von dem Sohne Chathams über den Sohn Lord Hollands, von dem jüngeren Pitt über den jüngeren Fox davongetragen ward.

Der von glühender Begeisterung für seinen Helden durchdrungene Biograph von Fox bezeichnet es als eine Folge der Coalition und der Erhebung Pitts, daß die Partei wieder an die Gewalt gekommen sei, welche während des amerikanischen Krieges jeden Irrthum unterstützt und jeden Mißbrauch aufrecht erhalten habe[255]). Kein Vorwurf gegen Pitt ist kurzsichtiger als dieser. Während des Biographen eigener Held in einen engen Bund mit dem Vertreter dieser amerikanischen Kriegspolitik getreten, hat Pitt weder diesen selbst noch seine Partei zu gewinnen gesucht. Die Mehrheit, mit der Pitt im Parlament seine Siege erfocht, die Tories, welche die große Masse dieser Mehrheit bildeten, waren nicht mehr die Partei des Lord North. Nicht bloß bei den Whigs, sondern auch unter den Tories hatte die Coalition zersetzend gewirkt und viele bewogen sich der Führung von North zu entziehen; aus diesen Bestandtheilen der Tories, augenscheinlich nicht den schlechtesten, die dann durch die neuen Wahlen noch eine zahlreiche Verstärkung erhielten, ging für Pitt die parlamentarische Mehrheit hervor, welche den Kern einer

255) Lord John Russell in Fox memorials II 247.

neuen gereinigten Torypartei bildete, in ihre Reihen allmählich auch einzelne Whigs, darunter manche der angeſehenſten Namen aufnahm und eine faſt fünfzigjährige ununterbrochene Herrſchaft der Torypartei in England begründete.

Aus dieſem gewaltigen Umſchwung in den öffentlichen Verhältniſſen iſt die engliſche Verfaſſung unverſehrt hervorgegangen; ſie bedurfte nicht mehr des Schutzes der Whigariſtokratie die im Lauf eines Jahrzehnts ſich vollends in ihre Atome auflöſte, um erſt nachher durch eine verjüngte Whigpartei erſetzt zu werden; ſie führte, ſo lange Georg III regierte, auch unter den Tories ein geſichertes Daſein. Nach einer Reihe wild aufgeregter Jahre und leidenſchaftlicher Kämpfe genoß das Land unter Pitts Verwaltung zum erſten Mal, ſeit Georg III auf dem Throne ſaß, wieder der inneren Ruhe und des inneren Friedens. Das Volk verdankte dieſe glückliche Zeit ſich ſelbſt, dem Erwachen des öffentlichen Gewiſſens, der Erhebung gegen die Herrſchaft der Parteiſucht und der Corruption; es verdankte ſie vor allem ſeinem unvergleichlichen jugendlichen Staatsmann, der mit hellem Blick und unerſchütterlichem Muthe die untergrabene Autorität der Krone wieder zu befeſtigen unternahm, und indem er ſo den Träger der Krone mit der parlamentariſchen Regierungsweiſe zu verſöhnen wußte, der Verfaſſung nach ſchweren Anfechtungen aufs neue ihre ungeſchmälerte Geltung ſicherte, den Staat aber zu einer ſolchen Höhe der Blüthe und Macht emporhob, daß ſelbſt die gewaltigen Stürme, welche einige Jahre nachher von Frankreich aus ganz Europa erſchütterten, ihn nicht aus den Fugen zu heben vermochten.

VII.

Beiträge zur Würdigung der ungarischen Geschichtschreibung.

Von

Alexander Flegler.

I.

Es ist meine Absicht, in den nachfolgenden Blättern die Entwickelung der ungarischen Geschichtschreibung von ihrer eigenen heimischen Grundlage aus in gedrängten Umrissen darzustellen. Wäre dieselbe durch die in lateinischer und deutscher Sprache geschriebenen Werke vollständig vertreten, so dürfte diese Arbeit vielleicht als überflüssig erscheinen; denn jene Werke haben den Weg in alle europäische Länder gefunden, können von Vielen gelesen werden, und sind von den Gelehrten benutzt und verarbeitet worden. Aber ganz abgesehen davon, daß in denselben mancherlei geschichtlicher Stoff enthalten ist, der ohne einige Kenntniß der ungarischen Sprache nicht völlig verstanden werden kann: so sind außer ihnen eine ganze Reihe von Chroniken, Denkwürdigkeiten und andern geschichtlichen Aufzeichnungen ausschließlich in der Nationalsprache geschrieben, die bei der geringen Kenntniß des Auslandes von ungarischer Sprache und Literatur kaum dem Namen nach bekannt geworden sind. Nun hat sich aber gerade in diesen, wie das in der Natur der Sache liegt, der ungarische Volksgeist am deutlichsten und schärfsten ausgeprägt. Es wird daher meine Aufgabe sein, sie mit jenen in fremden Sprachen verfaßten Werken in Verbindung zu bringen, die Wechselwirkung zwischen beiden nachzuweisen, und so den gemeinsamen Fortgang zu

verfolgen. Leider iſt auf vielen unſerer deutſchen Bibliotheken die hiſtoriſche Literatur über Ungarn höchſt ſparſam vertreten: die in ungariſcher Sprache geſchriebenen Bücher fehlen beinahe gänzlich, und die Kürze der Zeit geſtattete mir nicht das Fehlende aus weiter Ferne herbeizuſchaffen. Ich war daher in der Auswahl meiner Hilfsmittel ziemlich beſchränkt, und ſo darf ich billigermaßen vorausſetzen, daß man von mir zunächſt Anregung und nicht wiſſenſchaftliche Erſchöpfung des Gegenſtandes, klare Darſtellung des allgemeinen Zuſammenhanges, aber keine gelehrte und kritiſche Ausführungen erwarte.

Die geſchichtliche Literatur eines jeden Volkes ſetzt eine ſtufenmäßig fortſchreitende Reihenfolge von geiſtigen Vorgängen in demſelben voraus, ohne deren ſelbſtthätiges Durchlaufen ſie nicht gedenkbar iſt. Der Fähigkeit zur geſchichtlichen Erkenntniß und Beurtheilung menſchlicher Thatſachen geht während einer langen Zeit überall die Volksſage vorher, und dieſe ſelbſt greift in jenen vorgeſchichtlichen Zeitraum zurück, in welchem das ungetheilte, gleichzeitige Zuſammenwirken aller geiſtigen Anlagen weder Abſonderung der Gegenſtände, noch abgezogene Behandlung der Begriffe zuläßt. Denn dann ſteht der Menſch mit der Geſammtheit ſeiner Kräfte wie ſeines geſellſchaftlichen Lebens der Geſammtheit der Naturkräfte gegenüber, bald übermächtig von ihnen beherrſcht, bald ſie geiſtig in ſich aufnehmend und geſtaltend. In dieſer Periode des erſten Ausgleichs zwiſchen beiden iſt das Individuum ohne beſondere Geltung; ſelbſt ſeine hervorragende Thätigkeit, wenn ſie überhaupt möglich iſt, wird ſofort zum Gemeingute der Geſellſchaft, und der unbedingte, unveräußerliche Trieb dieſer letzteren beſtimmt die Thätigkeit der einzelnen. Erfahrungen, Anſichten, Urtheile, ſprachliche Ausdrücke, geiſtige Erregungen wie ſittliche Vorzüge und Fehler gehören der Geſammtheit an; die Gruppen der Geſellſchaft: Geſchlechter und Stämme bilden eben ſo viele Individuen, in welchen die einzelnen Perſönlichkeiten nur den Ton und die Färbung des größeren Ganzen beſtimmen helfen. Der Kampf mit den Fügungen eines dunkelen und unerforſchlichen Schickſales, die unverwiſchbaren Eindrücke der Vergangen-

heit, wie der neugierig vorahnende Blick in eine räthselhafte Zukunft beherrschen den Menschen vollständig: das Gottesbewußtsein durchdringt alle ausgetauschte Lebensäußerungen, Erfahrungen und Mittheilungen, und bestimmt ihren Inhalt. Die geschichtlichen Ueberlieferungen, welche ohnehin nur von mündlicher Art sein können, haben demnach in dieser Zeit einen durchaus religiösen Charakter, oder liegen wenigstens unter religiösen Auffassungen verborgen. Erst langsam und allmählich vollzieht sich die Scheidung dieser tief in einander verschlungenen Elemente. Göttliches Verhängniß und menschliche Freiheit, höhere Eingebung und Wirklichkeit, innere Triebfedern und äußere Ausführung, die Begränzungen von Zeit und Oertlichkeit treten nach und nach in deutlich erkennbarer Absonderung hervor, und sobald endlich die menschlichen Thatsachen klare Umrisse gewonnen haben, tritt die geschichtliche Sage in ihre Rechte ein.

Diese ganze Umwandlung erfolgt indessen, je nach der Verschiedenheit der Völker und ihrer Schicksale, in sehr verschiedener Weise. Wenn bei den einen die Idee des Göttlichen von einem einfachen Grundgefühle ausgehend zu mannigfaltigen Personificationen fortschreitet und diese in bestimmten Formen ausprägt, so gelangt sie bei anderen nicht über eine unbestimmte und unfaßbare Allgemeinheit hinaus, aus welcher nur vereinzelte und leicht sich verflüchtigende Gestalten ohne inneren Zusammenhang emporschießen. Es liegen aber zwischen diesen beiden äußersten Grenzen eine ganze Reihe von Mittelgliedern von mannigfaltiger Färbung und Entwickelung. Wo in einem Volke das Religiöse zu reichhaltiger Entfaltung gelangt war, da mußte es nothwendiger Weise zur Bildung eines abgesonderten Priesterstandes führen, der sich zugleich zum Wächter aller höheren und geistigen Interessen erhob. Diese Richtung ward vorzüglich unter den indogermanischen und semitischen Völkern sichtbar, doch nicht ohne auch hier sehr bezeichnende Verschiedenheiten ins Leben zu rufen. Es überwucherte in dem alten Indien das Priesterthum mit seinen üppigen und kolossalen Göttergestalten alles gesellschaftliche und staatliche Leben vollständig, während auf hellenischem Boden, wie schon die Götter im feinsten Ebenmaße von Schönheit, Kraft und Anmuth unter einander wetteiferten, sich auch zwischen Priesterschaft und Staat ein geistiges Gleichgewicht

herstellte. Dürftiger zeigte sich diese Entwicklung bei den Römern, und unter den Germanen kämpften die oberen Götter fortwährend mit zahlreichen Naturgeistern um die Herrschaft, obschon beide aus einer reichen und großartigen Naturanschauung hervorgingen. Unter den Israeliten aber erhob sich die religiöse Idee von Stufe zu Stufe zu einem die ganze Menschheit umfassenden Gedanken, und Mohammed endlich legte Priesterstab und Kriegsschwert in eine und dieselbe Hand. Diese Mannigfaltigkeit religiöser Thatsachen, wie den Reichthum geistiger Schöpfungen und Individualisirungen vermissen wir bei den Völkern des östlichen und nordöstlichen Asiens. In ihrem religiösen Leben finden sich die Personificationen des Göttlichen in einem verhältnißmäßig äußerst geringen Grade. Die Gottesverehrung bewegt sich vornämlich in dem Kreise sinnlich wahrnehmbarer Erscheinungen, und ist auf die Anbetung der Naturkräfte beschränkt. Ein geschlossenes Priesterthum konnte beinahe nirgends dauernde Form und Gestaltung gewinnen, und wo sich dasselbe zu behaupten vermochte, ist es ohne tiefere Speculation, ohne alle Mystik des Gefühles und der Phantasie zu starrer Eintönigkeit zusammengeschrumpft. Dagegen ist überall der menschliche Gesichtspunkt zum Siege gelangt, und das Göttliche ihm dienstbar geworden. Die Gesammtheit der Gesellschaft hat das Subjektive zurückgedrängt, und das Leben des Stammes bestimmt den Typus des einzelnen. Darum ist die ununterbrochene Thätigkeit der Individuen von geringer Bedeutung, die sorgfältige Pflege der Besonderheiten wenig gekannt. Gleichmäßig ergreifen große geistige Erhebungen die Gesammtheit des Volkes, und gleichmäßig sinkt diese in thatenlose Ruhe zurück. Die Geschichte der östlichen Völker im Ganzen und Großen dürfte dieser Auffassung nur wenig und nur ausnahmsweise widersprechen.

Dieselben Kennzeichen des volksthümlichen Geistes begegnen uns insbesondere auch bei jenen Stämmen, die wir nach räumlicher Ausdehnung und sprachlicher Verwandtschaft als die altaiischen bezeichnen dürfen, und zu denen auch die Ungarn oder Magyaren gehören. Bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten, welches nachweisbar in die Mitte des neunten Jahrhunderts fällt, erscheinen sie bereits in der selbstbewußten Gliederung eines abgesonderten Volksstammes. Ihre Religion ist nüchtern und einfach. Sie besteht kaum

in etwas anderem, als in der Anbetung der großen augenfälligen Grundkräfte der Natur, die zerſtreut hie und da in geiſterhaften Erſcheinungen ſich kund geben, und obſchon dieſer Glaube keineswegs jeder bildlichen und perſönlichen Auffaſſung entbehrte, wie einige anzunehmen geneigt ſind, ſo war dieſe doch nur in äußerſt ſchwacher Anlage vorhanden. Nirgends greift die Gottheit unmittelbar in das Leben und die Geſchicke der Sterblichen ein; das Wunderbare und Uebermenſchliche tritt in ſpärlicher Weiſe hervor. Einen ausſchließlichen Prieſterſtand gibt es nicht; Zauberer und Wahrſager, deren Wirkſamkeit ſich in engen Grenzen bewegt, vermitteln zwiſchen dem menſchlichen Schickſale und der Gottheit. An die Stelle dieſer letzteren oder zum mindeſten auf das engſte mit ihr verwoben iſt die heilig gehaltene Vorzeit getreten, die ſich in den vorleuchtenden Thaten kraftvoller Männer von ungewöhnlicher Begabung zurückſpiegelt. Aber auch ſo noch werden dieſe nicht den menſchlichen Kreiſen entrückt: ſie ſind die Häupter des Stammes, und wie ſie aus dieſem entſproſſen ſind, ſo bleiben ſie als unveräußerliches Eigenthum mit demſelben verbunden. Die Erinnerungen einer großen Vergangenheit folgen dem wandernden Volke über Berg und Thal, über mächtige Ströme; ſie begleiten es durch die weite Steppe, kehren mit ihm in die früheren Wohnſitze zurück, und begeiſtern es in den ſturmvollen Tagen äußerer Noth und Gefahr. Schon die älteſten Sagen der Ungarn drehen ſich um die Geſchicke ihres Volkes; der Zuſammenhalt des Stammes, die Bewahrung eines freien und ſelbſtändigen Daſeins bilden den Inhalt ihrer früheſten Lieder.

An der Spitze der uns erhaltenen Ueberlieferungen ſteht vor allem der hunniſche Sagenkreis. Ob nun daraus die unmittelbare Herkunft der Ungarn von den Hunnen des Attila gefolgert werden könne, oder ob ſie einem der von Attila unterworfenen Volksſtämme angehörten; ob ſie, wenn beides nicht der Fall war, auf ihren Wanderungen die Sage von einer der hunniſchen Völkerſchaften überkommen und aufbewahrt, oder ob ſie nach der Eroberung ihres neuen Vaterlandes dieſelbe bei den Szeklern, als den zurückgebliebenen wirklichen Nachkommen der alten Hunnen, vorgefunden und auf ſich ſelber übergetragen haben — dies alles ſind Fragen, welche die Forſcher viel beſchäftigt haben, ohne bis jetzt ihrer Löſung

näher gerückt zu sein. Auch dürften sie kaum je mit wissenschaftlicher Genauigkeit erledigt werden. Paul Hunfalvy, der mit nüchternem Sinne und philologischem Geschicke den Weg der Sprachvergleichung eingeschlagen hat, den einzigen, der in dunkeln Zeiträumen, wo alle urkundliche Belege uns im Stiche lassen, eine sichere Grundlage bildet, hat die enge Verwandtschaft der ungarischen Sprache mit den Mundarten mehrerer gegenwärtig zwischen Ural und Altai wohnenden Völkerschaften dargethan [1]). Diese Verwandtschaft ist in der That eine weit innigere, als diejenige mit der Sprache der Finnen im skandinavischen Norden, die man bis jetzt als die der ungarischen zunächst stehende zu betrachten gewohnt war. Demgemäß bilden die Ungarn gemeinschaftlich mit den Wogulen, Ostjaken und Mordwinen die ugrische Völkergruppe. Paul Hunfalvy hat nun aus den Sprachen dieser Völkerschaften das ursprünglich nahe Beisammenwohnen derselben nachgewiesen, und ebenso die Berührung der Magyaren mit anderen nicht dem ugrischen Völkerverbande angehörenden Stämmen, und zuletzt ihre allmälige Entfernung aus den früheren Wohnsitzen in höchst interessanten Einzelheiten vor Augen gelegt. Der nämliche Sprachforscher hat sich indessen zugleich mit Entschiedenheit dahin ausgesprochen, daß die Verwandtschaft der Ungarn mit den alten Hunnen, beim Abgange aller festen Anhaltspunkte über die Sprache dieser letzteren, mit Sicherheit nicht zu ermitteln sei. Bei alledem kann die Hunnensage nicht zurückgewiesen werden. Ohne Zweifel ist dieselbe auch durch die häufige Berührung mit den Deutschen und durch die Einwirkung altgermanischer Heldensagen auf die ungarischen Sagenkreise ergänzt und fortgebildet, durch literarische Mittheilungen sogar vermehrt worden; gleichwohl bleibt ihr Vorhandensein in dem Munde des Volkes darum nicht weniger gewiß. Von den Liedern der Ungarn, worin sie ihre

1) Ich benutze diese Veranlassung um auf die beiden Aufsätze des genannten Forschers: „Siebenbürgen" (Welckers Staatslexikon. Neue Auflage. XIII S. 349 ff.) und „Ungarn und seine Nebenländer" (Ebendas. XIV S. 215 ff.) aufmerksam zu machen. Sie gehören zu dem besten und gediegensten, was in deutschen Zeitschriften über die geschichtlichen Zustände der ungarischen Länder geschrieben worden ist.

Götter priesen, spricht schon Ekkehard von St. Gallen [2]); von dem Schwerte des Attila, das in den Händen der Ungarn sich befinde, weiß uns Lambert von Hersfeld zu berichten [3]); die ältesten ungarischen Zeitbücher setzen überall die Attilasage voraus, und einzelne Bruchstücke derselben haben sich selbst bis auf neuere Zeiten herab in den mündlichen Ueberlieferungen des Volkes erhalten [4]).

Weit enger noch als die Hunnensage war der árpádische Sagenkreis mit der Geschichte und dem ganzen Leben des ungarischen Volkes verknüpft. Er enthält die Erzählungen von dem ersten Eintritte der Ungarn in ihre heutigen Wohnsitze und von der allmäligen Besitznahme des Landes, wie solche zuerst in dem Munde des Volkes gebildet und durch die folgenden Jahrhunderte weiter getragen worden sind. Die Magyaren befanden sich, als sie im neunten Jahrhundert in die europäische Geschichte eingriffen, in völlig nomadischem Zustande. Sie waren zwar kriegerisch vortrefflich organisirt, was der Natur eines wandernden Hirtenvolkes keineswegs widerspricht, im übrigen aber ohne Pflege des Ackerbaus, ohne die Kenntniß aller der feineren Künste, wie sie aus den Bedürfnissen eines seßhaften Lebens von selber hervorgehen. Von schriftlichen Aufzeichnungen konnte daher kaum die Rede sein. Jene Ereignisse, welche sich wegen ihrer Folgewichtigkeit der Einbildungskraft des Volkes tief einprägen mußten, wurden in den Zusammenkünften desselben wiederholt besprochen, je mehr die Zeit sich ausdehnte, durch welche man von ihnen geschieden war, mit steigender Begeisterung festgehalten,

---

2) Postquam vero moro incaluerant, horridissimo diis suis omnes vociferabant, clericum vero et fatuum suum idipsum facere coegerant. (Ekkehardi IV. casus S. Galli, bei Pertz, mon. Germ. hist. SS. II 106.

3) Notatum autem est, hunc ipsum gladium fuisse, quo famosissimus quondam rex Hunorum Attila in necem christianorum atque in excidium Galliarum hostiliter debachatus fuerat. Die Mutter des Königs Salomon hatte es dem Herzog von Baiern geschenkt. (Lamberti Hersfeldensis annales, bei Pertz, mon. Germ. hist. SS. V, 185.

4) Toldy Fer., a mag. nemzeti irodalom története, Pesten 1851, I p. 31. An einem andern Orte theilt Toldy einige Verse mit, welche Szirmay noch in dem Munde des Volkes fand: Toldy, a mag. költészet története, Pest 1854. I p. 28.

von den Sängern in Lieder gebracht, und in dieſer Form den kommenden Geſchlechtern überliefert. Zwar ſind dieſe Volksgeſänge in ihrer urſprünglichen Geſtalt verloren gegangen, und wir beſitzen in den ſpäteren Chroniken nur noch den dürren und knapp zuſammengedrängten Inhalt derſelben; daß aber der hiſtoriſche Lebenstrieb des Volkes in der bezeichneten Weiſe ſich äußerte, das dürfen wir aus den verwandten Liederformen ſchließen, in denen es bis in ſpätere, urkundlich aufgehellte Jahrhunderte herab die Zeitereigniſſe und die leitenden Perſönlichkeiten in denſelben behandelt hat. Daß bei einem derartigen Aufbau geſchichtlicher Thatſachen die Einbildungskraft hie und da das Uebergewicht über die Wirklichkeit erhält, daß man die Ereigniſſe der nächſtliegenden Zeit in den Kreis der Altvordern hinaufrückt, und dieſe in verjüngtem Gewande um einige Schritte herabſteigen läßt, daß verſchiedene Zeiträume mit einander verwechſelt und zuſammengeworfen werden, und daß man endlich auf einzelne große Perſönlichkeiten zuſammenhäuft, was örtlich und zeitlich weit auseinanderliegt, — das alles hat an ſich nichts auffallendes, und läßt ſich aus dem Zuſammenwirken derjenigen Seelenkräfte erklären, die bei der Bildung einer Volksſage nothwendig in Bewegung geſetzt ſind. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß ſich mit der Sage von der Eroberung des ungariſchen Landes eine weit ältere Sage von den Urzeiten des Volkes zu einem unauflöslichen Ganzen verwoben hat, daß dieſe ſo zuſammengefloſſene Ueberlieferung, jegliches Götterſchmuckes entkleidet, in durchaus menſchlicher Form auftritt, ſich ſomit als wirkliche Geſchichte giebt und dadurch die hiſtoriſche Kritik herausfordert. Dieſe hat denn auch nicht auf ſich warten laſſen: ſie hat hier unhaltbares nachgewieſen, dort Widerſprüche aufgedeckt. Soweit war ſie in der That auch in ihrem Rechte. Es hieß aber doch alles richtige Maß überſpringen, wenn man zugleich den geſammten Sagenkreis als willkürliches Lügengewebe bezeichnete und aus den Grenzmarken der Geſchichte völlig hinauszuweiſen ſuchte. Der beglaubigten Urkunde und dem bewährten Berichterſtatter muß unbedingt jede Angabe der Sage weichen: aber nicht alles, was dieſe berichtet, iſt darum unwahr, weil jene darüber ſchweigen. Unverkennbar giebt ſich aus der ganzen Sage — und wir beſitzen ſie bloß in ihrer ſpäteſten Umgeſtaltung — eine gewiſſe Abſichtlichkeit kund: das ſichtliche Be-

ſtreben den Rechtszuſtänden der ſpäteren Zeit durch die Thatſachen der erſten Eroberung und Beſitznahme volle Gültigkeit zu verleihen: aber ſelbſt mit dieſer ausgeſprochenen Tendenz bliebe ſie immer noch eine geſchichtliche Thatſache. Sie würde uns dann einen ſcharfen Blick in die ganze Richtung des Volkes thun laſſen: und wenn ſich weiterhin ergäbe, daß dieſes zu jeder Zeit beſtrebt war, feſte und rechtsgültige Normen für ſein Beſtehen zu gewinnen, ſo würde die Sage, wie ſie aus der ſpäteren Zeit ihre Erläuterung zöge, auch zur Aufhellung dieſer letzteren weſentlich beitragen.

Der Zuſammenhang in den Sagen der Vorzeit wurde indeſſen ſchon durch die häufigen Wanderzüge, welche die Ungarn vom Ende des neunten bis in die Mitte des zehnten Jahrhunderts durch alle europäiſche Gegenden hin unternahmen, mehr noch durch das Eindringen des Chriſtenthums unter dem Fürſten Geiza und am meiſten durch die tief eingreifende Staatsumwälzung unter Stefan dem Heiligen durchbrochen. Namentlich durch die letztere war ſie in ihrem innerſten Kerne bedroht. Da alle Einrichtungen Stefans des Heiligen darauf hinausliefen die alte Stammverfaſſung aus den Fugen zu heben, deren ungebrochener Zuſammenhang gerade für die Sage ein Gegenſtand der Verherrlichung geweſen war, da er überhaupt dem ganzen geſellſchaftlichen Leben neue Grundlagen unterſchob, ſo wurden ihr geradezu die Wurzeln des Lebens abgeſchnitten. Gleichwohl behauptete ſie ſich mit unnachgiebiger Zähigkeit, und vielleicht läßt ſich gerade aus dem hartnäckigen Widerſtande, welchen ſie dem Zuſtrömen fremder Bildungselemente entgegenſetzte, die eigenthümliche Geſtaltung derſelben nachweiſen: zuerſt das Zuſammenfaſſen der getrennten Beſtandtheile in einen einzigen abgerundeten Guß, die innere Abgeſchloſſenheit des Ganzen und ein verändertes Colorit, welches nur aus der Einwirkung einer ſpäteren Zeit erklärlich wird. War damit nun auch die Sage der Vorzeit zu einem vorläufigen Abſchluſſe gebracht, ſo wirkte doch die geiſtige Thätigkeit, aus welcher ſie entſproſſen war, ununterbrochen fort. Die nationalen Ereigniſſe wurden nach wie vor in Geſängen, Volksliedern und mündlicher Erzählung von dem Volke behandelt; doch zeigte dieſe neuere Volksſage, gegen die ältere gehalten, weſentlich verſchiedene Merkmale. Zunächſt konnte ſie unmöglich noch die

Gesammtheit des Volkes ins Auge fassen, das sich nun nicht mehr wie in den Zeiten des Wanderlebens, seitdem es durch Stefan den Heiligen an fest geordnete Wohnsitze gewöhnt war, in durchgreifenden Bewegungen vor Augen stellte. Ein engerer Rath umgab den Herrscher; die gesetzgeberischen Arbeiten, in der königlichen Kanzlei vorbereitet und dort endgültig abgefaßt, entzogen sich den Blicken wie dem Interesse der großen Masse, und wenn schon die großen Volksversammlungen fortdauerten, so griffen sie doch nur mittelbar und nur durch die fühlbarsten Wirkungen in die Stimmung des Volkes ein. Dieses wurde lediglich durch erschütternde, mächtig auftretende Ereignisse, oder durch den überwältigenden Eindruck thatkräftiger Menschen gefesselt; sie allein bilden die Gegenstände seiner Theilnahme. Eben deßwegen stehen diese Sagen in zusammenhangloser Abgerissenheit da. Sie wachsen zwar aus dem gemeinsamen ungarischen Boden empor; aber da dieser dem Volke zur alltäglichen Gewohnheit geworden ist, so begleitet es nur die einzelnen hervorragenden Erscheinungen mit seinen Seelenbewegungen, und die so gebildeten Sagen und Erzählungen haben unter sich selber keine motivirende Verbindung. Da endlich die christliche Anschauung mehr und mehr auf Sitte und Sinnesweise des Volkes einwirkt, so verleiht sie den Sagen häufig einen religiösen Hintergrund, während sie selber durch den Geist des Volkes ein nationales Gepräge empfängt. Auf solche Weise hat sich von dem Tode Stefans des Heiligen hinweg zwei Jahrhunderte hindurch das geschichtliche Bewußtsein des Volkes im wesentlichen nur durch Sage und mündliche Ueberlieferung erhalten und fortgebildet, und es gab während dieses ganzen Zeitraumes, wenn wir etwa den vielbesprochenen, aber noch immer nicht klar ermittelten und endgültig festgestellten „ungenannten Notar des Königs Béla" und einige legendenartige Darstellungen ausnehmen, keinen einheimischen ungarischen Chroniſten. Darin liegt an sich gar nichts anstößiges; denn die Geschichte zeigt anderwärts völlig analoge Entwickelungen. Die Thaten der Germanen müssen Jahrhunderte lang aus den Berichten der Römer zusammengestellt werden; wir wären in äußerster Verlegenheit, wenn wir eine Geschichte der Merowinger ohne die Hilfe der gallo-romanischen Zeitbücher niederschreiben sollten. Gerade beim Untergange des lango-

bardischen Reiches verzeichnete Paulus Diakonus die Schicksale seines Volkes, und eine eigentlich deutsche Geschichtschreibung beginnt doch erst mit der Zeit Karls des Großen.

Die sturmvollen Bewegungen der östlichen Völker zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, die Aufnahme der schwerbedrängten Kumanen auf ungarischem Boden und der unmittelbar folgende Einbruch der Mongolen gaben den geistigen Strömungen des Volkes einen mächtigen Anstoß und weckten unter den eingebornen Ungarn selbst das Bedürfniß und den Antrieb zur Geschichtschreibung. Damals unternahmen ungarische Mönche des Predigerordens die weite und gefahrvolle Wanderung nach den vermeintlich wieder eröffneten Ursitzen der Magyaren, und einer derselben verfaßte einen Reisebericht[5]). Damals schrieb auch der Domherr Roger von Nagyvárad sein Carmen miserabile super destructione regni Hungariae temporibus Bélae IV per Tartaros facta[6]), der charakteristische Geschichtschreiber seines Volkes aber wurde Simon von Kéza. Nur aus den Zeitereignissen selber und ihren eindringlichen Wirkungen läßt sich die seltsame Anlage seines Buches erklären. Mit voller Kraft stürmt er noch einmal in das alte Skythenland zurück, beschreibt weitläufig, Sage und Geschichte mischend, die Thaten der Hunnen, Blüthe und Zerfall des attilanischen Reiches. Beinahe nur im Vorübergehen und höchst summarisch behandelt er hierauf die árpádische Periode, die er ohnehin nur als einen naturgemäßen Ausfluß der hunnischen betrachtet, ganz im Gegensatze zu dem ungenannten Notar des Königs Béla, der seine ganze Anschauung von der ungarischen Vorzeit gerade in diesen Zeitraum zusammengedrängt hat. Ausführlicher wird er wieder bei Besprechung der europäischen Wanderzüge, vorzüglich derjenigen, welche die Niederlage der Ungarn auf deutschem Boden herbeiführten; kurz nur berührt er Stefan den

5) De facto Ungariae magnae a fr. Ricardo ord. ff. predicat. invento tempore domini Gregorii IX., bei St. L. Endlicher rer. hung. monumenta arpadiana 1849 p. 248 u. w.

6) Schon von Turóczi in seine Chronik aufgenommen und seitdem in den Sammelwerken von Bongars und Schwandtner abgedruckt. Man findet es auch bei Endlicher r. h. mon. arp. p. 255 u. w.

Heiligen, geht aber alsbald einläßlicher in die Ereignisse ein, die unmittelbar auf den Tod dieses Königs folgen, und führt dieselben in ziemlich gleichmäßigem Umfange bis auf Ladislaus I herab. Darauf abermals lakonische Kürze, die er nur unterbricht um die Begebenheiten unter König Ladislaus IV dem Kumanen, dessen Zeitgenosse er war, in das einzelne zu verfolgen. Simon von Kéza hat zum letzten Male die lebendige Ueberlieferung des Volkes mit starken Farben in das Andenken zurückgerufen und den unmittelbar fortwirkenden Zuständen angepaßt. Zu seiner Zeit war die Neigung zu unruhvoller Bewegung, der Sinn für das wildromantische und abenteuerliche wieder erweckt worden; er behandelt daher alle ähnlich geartete Zeiträume und Begebenheiten mit sichtbarer Vorliebe. Wie man auch in der deutschen Geschichtschreibung zu wiederholten Malen mit Ueberspringung aller Mittelglieder aus der Gegenwart unmittelbar zu Arminius und den Eichenwäldern Germaniens zurückgriff, so stellte Simon von Kéza die Urzeit des Volkes und ihre Heldensage seinen Zeitgenossen als Spiegel und maßgebendes Ziel vor Augen. Uebrigens hatte er, wie Toldy behauptet, einzelne Codices aus älterer Zeit vor sich, die er seinen Darstellungen zu Grunde legte, und aus denen auch die fast gleichzeitige, aber noch ungedruckte sogenannte Bilderchronik ihren Stoff zusammengestellt hat. Daß indeß auch deutsche Sagen auf den ungarischen Geschichtschreiber eingewirkt haben, ist unverkennbar, sowie sich denn zwischen den Gefühlen und Anschauungen des ungarischen Adels und der deutschen Ritterschaft eine gewisse Uebereinstimmung gebildet hatte. Darauf weist namentlich der Umstand hin, daß Simon von Kézas Buch noch während des Mittelalters in das Deutsche übersetzt und zugleich in einer lateinischen Reimchronik nachgebildet wurde[7]).

---

7) Simon von Kézas: Gesta Hungarorum veröffentlichte zum erstenmale im Jahre 1782 Alexander Horányi nach einer Wiener Handschrift; eine zweite Ausgabe besorgte Podhradczky, einen neuen Abdruck Endlicher. Man findet diese Ausgaben bei Potthast genau verzeichnet. Die von dem Ritter Heinrich von Muglen im Jahre 1360 verfaßte deutsche Uebertragung (M. G. Kovachich, Sammlung kleiner noch ungedruckter Stücke, Ofen 1805 t. I) ist mir bis jetzt nicht zu Gesicht gekommen. Die lateinische Reimchronik führt

Das Erlöschen des árpádischen Herrschergeschlechtes, welches mit König Andreas III in ruhmvoller Weise abschloß, führte nach kurzen Erschütterungen im Innern das Haus Anjou auf den Thron. Mit ihm trat Ungarn in einen Zeitraum bedeutender Machtentfaltung nach außen und starker Organisation im Inneren ein. Das Königthum erhielt eine klare und bestimmte Stellung, während zugleich die Rechte der einzelnen Stände deutlicher begrenzt, Adel und Kriegswesen enger an die königliche Gewalt gebunden, in der Verwaltung und im Finanzwesen die nüchternen Lehren der Erfahrung zur Geltung gebracht wurden. Auch auf die Geschichtschreibung wirkte diese Umwandlung förderlich zurück. Nicht bloß daß die Chroniken zahlreicher werden — die meisten derselben fassen auch die Gegenwart scharf ins Auge, und manche beschäftigen sich ausschließlich nur mit ihr. Als den bedeutsamsten Vertreter dieser veränderten Richtung dürfen wir unstreitig den Dechanten Johannes von Kükülló, Geheimschreiber Ludwigs des Großen, betrachten, der nach dem Tode seines königlichen Herrn in seinem „Chronicon de Ludovico rege“ die Thaten desselben verzeichnet hat. Den zahlreichen urkundlichen Belegen gegenüber, die wir aus dieser Zeit besitzen — in dem Codex von Fejér bilden die Urkunden aus der Regierung Ludwigs des Großen die umfangreichste Abtheilung in fünf starken Bänden — erscheint die Darstellung unseres Chronisten auf den ersten Blick allerdings sehr dürftig. Zu seiner Entschuldigung dient aber, daß er nur den äußeren Verlauf der Begebenheiten im Auge hatte, und diese in überschaubarer Kürze wiedergeben wollte. Dieses ist ihm vortrefflich gelungen, obschon sein Stil manches zu wünschen läßt. Die Thatsachen sind sicher und genau, die Zeitangaben durchweg zuverlässig. Der verhältnißmäßige Umfang, den er den einzelnen Begebenheiten zuwies, überzeugt uns, daß er des Zeitraums kundig war und das Ganze überblickte. Trotz seiner spärlich ausgestatteten Erzählung berührt er, wenn auch noch so leicht, die Ursachen der Begebenheiten; Umstände und Beziehungen, die er andeutet, werden durch anderweitige ausführliche und authentische Nachrichten

---

den Titel: Fragmentum chronici Hungarorum rithmici tempore Ludovici I regis Hung. conscripti. (I. Ch. Engel, monumenta ungrica p. 1–54.)

bestätigt. So ist es ihm gelungen, von der umfassenden und folgewichtigen Thätigkeit des von ihm persönlich gekannten und hochverehrten Königs ein einfaches und anspruchloses Gemälde zu entwerfen. Obschon keiner der nachfolgenden Chronisten ihm an klarer und ruhiger Auffassung der Zeitereignisse gleich kam, so war doch durch ihn der historische Sinn der Nation auf eine höhere Stufe gehoben, und konnte selbst durch die nachfolgende Ungunst der Zeiten nicht mehr rückgängig gemacht werden [8]).

Im Inneren angefacht und von außen geschürt, brachen sturmvolle Ereignisse über Ungarn herein, mit nachhaltigerer Heftigkeit als je zuvor. Es folgten zunächst die blutigen Scenen, in denen das Geschlecht der Anjou schauerlich zu Ende ging. Daran schloß sich die lange und unstet schwankende Regierung König Sigismunds, eines Fürsten, der in Ungarn wie anderwärts die Aufgabe zu haben schien, großes anzuregen ohne es durchzuführen, die vorhandenen Gegensätze heftiger und unversöhnlicher zu machen, statt sie dauernd zu beschwichtigen. Ueberdem trat die türkische Macht von Jahr zu Jahr bedrohlicher auf. Die Verwickelungen, welche sie in den inneren Verhältnissen Ungarns veranlaßte, führten die beiden großen Hunyadi, den einen zur Herrschaft, den anderen auf den Thron. Wie diese beiden Männer einer gänzlichen Veränderung der öffentlichen Verhältnisse und der dadurch erzeugten Umstimmung des Volkes ihre Erhebung verdankten, so wirkten ihre großartigen Unternehmungen umgestaltend auch auf beide zurück. Neue Gesichtspunkte werden gewonnen, ungekannte Bedürfnisse in das Leben gerufen; eine allgemeine politische und religiöse Gährung durchzieht das Land. Der Geist des Mittelalters schwindet; dieses ist innerlich überwunden, während seine Formen noch bestehen. Fast am Schlusse dieser Periode verfaßte Johannes Turóczi seine verdienstvolle ungarische Chronik. Er war weder selbständiger Forscher noch hervorragender Kopf, aber ein Mann von schlichtem Verstande, der aus der verwirrenden Vielgestaltigkeit seiner Zeit den Blick noch einmal auf die ungarische Vergangenheit zurückwandte. In der regsamen Zeit des

8) Johannes von Kükülö ist von Turóczi vollständig in seine Chronik aufgenommen worden.

Königs Mathias wurden, wie sich aus der Zueignung des Chronisten an den Személynök Drági ergiebt, die Streitfragen über Herkunft und Vorzeit der Ungarn lebhaft verhandelt. Zur Beleuchtung derselben will er den Stoff zusammentragen. Er schreibt daher ohne alle Tendenz und ist bloßer Sammler. Darin aber besteht gerade sein wesentliches Verdienst. Er beginnt seine Darstellung mit den ältesten Zeiten, und führt sie bis zur Eroberung von Szabács durch Mathias Hunyadi herab. Indem er den Inhalt der verschiedenen Chroniken der Reihe nach neben einander stellt, giebt er sie meist wortgetreu wieder, und würzt hie und da den Vortrag mit seinen eigenthümlichen, höchst drastischen Bildern. Für die spätere Zeit hat er wohl auch Urkunden und mündliche Berichte benutzt. Einen ganz besonderen Werth erhält Turóczi dadurch, daß er aus Zeitbüchern und anderweitigen Quellen Nachrichten, die sich sonst nirgends mehr finden, der Nachkommenschaft aufbewahrt hat. Er kann und muß daher auch für die ältere Geschichte Ungarns zu Rathe gezogen werden. Durch die streitenden Ideen seiner Zeit angeregt, und im Vorgefühle eines der Vergangenheit feindlichen Verlaufs der Dinge hielt er es für seine Aufgabe die mittelalterlichen Quellen in einem einzigen Buche zusammenzutragen. So steht er an der Scheidewand zwischen Mittelalter und Neuzeit, nach Inhalt und Einkleidung noch jenem angehörig, mit seinen Aussichten und Erwartungen schon halb der letzteren zugewendet [9]).

9) Toldy führt eine in Venedig veranstaltete Ausgabe als die älteste an mit der Bemerkung, daß dieselbe zwar keine Angabe des Jahres enthalte, aber schon vor 1485 erschienen sein müsse. (Toldy, a mag. nemzeti irodalom története II 49—56). Die vor mir liegende Ausgabe, welche der Stadtbibliothek von Nürnberg angehört, ist die Augsburger von 1488 und mit zahlreichen Holzschnitten versehen. Sie schließt mit Rogers Carmen miserabile und hat dort folgenden Titel: Serenissimorum hungarie regum chronica bene reuisa ac fideli studio emendata finit feliciter Impressa erhardi ratdolt viri solertissimi eximia industria et mira imprimendi arte: qua nuper venetiis nunc Auguste excellet nominatissimus. Impensis siquidem Theobaldi feger conciuis Budensis. Anno salutifere incarnationis millesimo quadringentesimo octogesimo octauo tertio Nonas Iunij. Uebrigens ist der ganze Turóczi auch in der Sammlung von Schwandtner abgedruckt (J. G. Schwandtner, scriptores rerum hungaricarum etc. 1746 I 39—321).

Die vorausgegangenen Jahrhunderte thatenreicher und dokumentirter Geschichte konnten der Entwickelung der Sage nicht günstig sein. Sie zog sich allmälig ganz von dem geschichtlichen Gebiete zurück, oder büßte wenigstens, wo sie sich noch auf demselben versuchte, die frühere Eigenthümlichkeit ein. Der aus der alten heidnischen Zeit überlieferte Stoff schwand aus den Erinnerungen des Volkes, und wich der politischen Einwirkung des Westens, insbesondere den christlichen Ideen, die durch die Zeitereignisse neue Nahrung erhielten. Dazu trugen die blutigen und hartnäckigen Kämpfe wider die türkische Macht wesentlich bei. In diesen vertheidigte Ungarn nicht bloß seine eigene Unabhängigkeit: der große Johannes Hunyadi wollte überhaupt sein Vaterland zum Vorwerke der Christenheit machen, und gegen den Halbmond angriffsweise verfahren. Alle seine Anstrengungen und öffentlichen Handlungen waren ausschließlich diesem Gedanken zugewendet. Denkt man sich dazu noch das innere Parteigewühl, in welchem äußerst markige und leidenschaftliche Naturen einander gegenüberstanden, die ausländischen Einflüsse, die von allen Seiten her auf dasselbe einwirkten, die neuen socialen Bedürfnisse, die sich überall geltend zu machen anfingen, so wird man es erklärlich finden, daß der Zusammenhang der alten Ueberlieferungen vollständig unterbrochen war. Erst in dem Zeitalter der Hunyadi ist Ungarn mit allen seinen Zielen und Bestrebungen rückhaltlos in den Gesichtskreis der europäischen Civilisation eingetreten. Auch jetzt fehlte es nicht an Antrieb und Veranlassung zur Fortbildung der mündlichen Ueberlieferung; aber die Sage konnte nur noch die Wirklichkeit der Thatsachen begleiten, sie erweitern und ausmalen; im übrigen blieb sie denselben untergeordnet, und gelangte nicht mehr zur freien Umbildung des gesammten Stoffes. Noch unverkennbarer tritt an ihr ein anderes Merkmal hervor. Indem sie das außerordentliche und wunderbare preisgiebt, geht sie um so schärfer in die Triebfedern menschlicher Handlungen ein. Mit offenem Visir blickt sie in die geheime Werkstätte der Ereignisse; sie lobpreist und erhebt, aber sie tritt auch mit scharfem Tadel auf, wo selbst authentische Berichte bemäntelnd und verhüllend vorübereilen. Die Stimme des Volkes bildet ein Sittengericht, welches Könige wie hochvermögende Herren zur Rechenschaft zieht. Das fünfzehnte Jahrhundert ist auch

in Ungarn eine Periode des erſtarkenden ſittlichen Gefühles, das dem Frevel entgegentritt, des denkenden Verſtandes, der ſich über die letzten Gründe menſchlicher Dinge ins klare ſetzt, der erkannten Wahrheit, die dem nichtigen Scheine zu Leibe geht. Privatleben und häusliche Tugenden wie ihre Gegenſätze werden lebhafter als früher in den Bereich herein gezogen, und die Individualität des einzelnen gewinnt höhere Geltung. Indeſſen trägt dieſe ganze Richtung durchaus nicht das ſatyriſche Gepräge, welches in der gleichzeitigen franzöſiſchen, niederländiſchen und deutſchen Literatur hervortritt. Dazu war das Leben aller Volksklaſſen in Ungarn noch viel zu naturwüchſig; es fehlte an den nöthigen Gegenſätzen üppiger Behaglichkeit und halbciviliſirter Armuth, und vor allem an einem auf Reichthum und Weltbildung ſich ſtützenden Bürgerſtande, in deſſen Ideenkreiſe eine ſolche ſtreng negirende Tendenz hätte Wurzel faſſen können. Jener ſittliche Gegenſatz erſcheint vielmehr in der Naivetät der unmittelbaren Schilderung und Auffaſſung, ohne herbe und ſchneidende Tendenz. Zu den Geſtalten, welche der Volksmund in ſolcher Weiſe in das Leben rief, gehört beſonders Niklaus Toldi. Obſchon von adeliger Herkunft verbringt er ſeine Jugend in verborgener Dunkelheit, und wächſt in der niederen Dienſtbarkeit eines Bauernknechtes auf; aber bei ſcheinbar ganz zufälligen Veranlaſſungen gibt er Beweiſe ſeines inwohnenden Selbſtgefühles, ſeiner geiſtigen und körperlichen Kraft. Er erregt dadurch den Neid der Großen, wie dies im Leben ſo manchmal dem aus der Dürftigkeit emporringenden Talente begegnet. Er wird verfolgt und in die Wüſte getrieben, abermals hervorgezogen und erhoben, und neuerdings geſtürzt und fortgeſtoßen; aber ſo mannigfaltig und faſt unüberwindlich die Schwierigkeiten und Gefahren ſcheinen, die ihn zu verderben drohen, ſo unerſchöpflich iſt Toldis wunderſame Kraft: ſie läßt ihn alle Heimtücken und verrätheriſche Anſchläge ſeiner Haſſer und Feinde zu Boden werfen, bis er endlich die Palme des Sieges davonträgt. Das Zuſammenwirken winziger Urſachen und Triebfedern in den zahlreichen Verwickelungen, welche das unſtete Leben Toldis begleiten, der Wechſel von treuherzigen Zügen harmloſer Einfalt und wild aufſtürmender Thatkraft in ſeinem ganzen Weſen bilden den reichen Humor der Sage, der hie

und da in derben Muthwillen umschlägt. Von einem Niklaus Toldi wissen übrigens die Jahrbücher der Geschichte nichts; und wenn irgendwo eine verschollene Thatsache den ersten Stoff dazu lieferte, so hat ihn die Sage sicherlich vielfach verändert und umgestaltet [10]). Niklaus Toldi ist der idealisirte Vertreter des Bauernstandes, der den Adel an seine ursprüngliche Ebenbürtigkeit und an unverjährte Rechte erinnert, der diesem sagt, daß er mit ihm in edelherziger Gesinnung und Thatkraft wetteifere. Die Entstehung der Sage läßt sich bis auf die Zeit Ludwigs des Großen zurückverfolgen; unter Mathias Hunyadi lebte sie von neuem auf, und wurde hierauf zu Ende des sechszehnten Jahrhunderts von Peter Ilosvai [11]) poetisch behandelt. Sein Buch wurde von allen Ständen gelesen, und bis in das neunzehnte Jahrhundert herab in mehrfachen Abdrücken erneuert. Die Popularität der Sage erhielt sich, und so konnte sie noch in unseren Tagen der Dichter Johannes Arany zum Gegenstande einer seiner lieblichsten und anmuthigsten Dichtungen machen.

Die Regierung Mathias Hunyadis wurde wie für die ungarische Literatur überhaupt, so auch für die ungarische Geschichtschreibung ein ganz entscheidender Wendepunkt. Er glaubte sein Volk trotz bedeutender Anlagen in barbarische Zustände versunken, aus denen es, wie er meinte, nur durch kräftige politische Organisation und neue wissenschaftliche Bildung herausgerissen werden könne. Lassen sich auch die Beziehungen, in welchen Mathias Hunyadi zur Sprache und Literatur der Ungarn stand, nicht völlig mit der Stellung vergleichen, welche Friedrich der Große zur deutschen Bildung

---

10) Ob die Toldisage auf mythischen Ursprung zurückgeleitet werden könne, lasse ich für jetzt dahin gestellt sein. Uebrigens hat Arnold Ipolyi in seinem durch das reichhaltigste Material ausgezeichneten Buche eine gehaltvolle Analyse derselben gegeben (Ipolyi A., magyar mythologia. Pest 1854, p. 173—178).

11) Az hires neves Tholdi Miklósnak jeles cselekedetiröl és bajnokságáról való historia. Jr. s nyomt. 1574. Kolosv. (Jankow.) (Wahrhaftige Historie von den merkwürdigen Thaten und dem Heldenmuthe des weitberühmten Niklaus Toldi.)

seiner Zeit einnahm, so stimmten doch beide große Könige darin überein, daß sie die heimischen Zustände für ungenügend erachteten und durch ausländische Bildungsmittel angeregt und belebt wissen wollten. Die schon durch die Anjou angebahnten Verbindungen und seine Vermählung mit einer neapolitanischen Prinzessin ließen den ungarischen König seinen Blick auf Italien richten. Die damals in diesem Lande herrschend gewordene universelle Richtung, welche mit der weltgeschichtlichen Entwickelung der römischen Curie gleichen Schritt gehalten und die nationalen Elemente in enge Kreise zurückgedrängt hatte, befähigte die Italiäner wie kein anderes Volk die Zustände fremder Völker unter allgemeinen und leitenden Gesichtspunkten zu betrachten. Darin unterstützte sie die classische Bildung, die Eleganz der Form: alles Eigenschaften, welche der Natur des feinsinnigen Königs ganz besonders entsprachen. Er zog daher aus Italien bedeutende Männer und Gelehrte an seinen Hof, in der Absicht, durch sie die humanistischen Studien in Ungarn neu zu beleben und so einen geistigen Umschwung in seinem Volke hervorzurufen. Unter diesen Männern befand sich auch Antonio Bonfini. Er war im Jahre 1441 zu Ascoli im Kirchenstaate geboren, und wirkte zuerst als Lehrer der schönen Wissenschaften zu Recanati in der Mark von Ancona, später als Professor der Beredsamkeit zu Rom. Bereits hatte er sich durch die Uebertragung rhetorischer und geschichtlicher Schriften aus dem griechischen in das lateinische bemerklich gemacht, und eine gedrängte Geschichte von Ascoli verfaßt. Er war indessen, wie Heltai sagt, unvermögend, sogar arm geblieben und suchte nun seinem Schicksale eine günstigere Wendung zu geben, indem er sich Mathias Hunyadi'n näherte, dessen Freigebigkeit gegen die Männer der Wissenschaft auch in Italien bekannt geworden war. Er verfaßte zu dem Ende eine kleine Schrift über die Herkunft der Familie Hunyadi, ließ diese sammt anderen Arbeiten dem Könige und der Königin Beatrix überreichen, und begab sich hierauf im Jahre 1486 persönlich nach Oesterreich, wo Mathias sich damals aufhielt. Die übersandten Schriften erfreuten sich des königlichen Wohlgefallens, und Bonfini hatte späterhin das Glück in Wien zu einem Vortrage vor dem Könige und dem versammelten Hofe zugelassen zu werden. Er erhielt hierauf eine gute

Anſtellung als Sekretär und Vorleſer der Königin und zugleich den Auftrag, eine Geſchichte der alten Hunnen zu verfaſſen. Bonfini ſtand damals ſchon in reiferen Jahren; er hatte zwei erwachſene Töchter, und die Gnade des Königs erſtreckte ſich auch auf dieſe, indem er einer jeden tauſend Goldgulden zur Ausſtattung verabreichen ließ. Der erſte Gedanke, die hunniſche Geſchichte für ſich allein zu behandlen, erweiterte ſich bald zu dem allgemeinen Plane einer ungariſchen Geſchichte überhaupt, zu welchem Behufe der König alle Kirchen, Stifter und Klöſter Ungarns anwies, dem italiäniſchen Geſchichtſchreiber die nöthigen urkundlichen Mittheilungen zu machen. Noch ehe indeſſen das Werk vollendet war, ſtarb Mathias Hunyadi, und wenn wir von Heltai hören, daß Bonfini in einer noch von dem Könige veranſtalteten öffentlichen Verſammlung ſein ganzes Werk vorgeleſen habe, ſo könnte dieſe Vorleſung, wenn ſie überhaupt je ſtattfand, der Natur der Sache nach ſich doch nur auf einzelne Proben aus dem Werke bezogen haben. Gewiß aber iſt, daß der gewandte und gefügige Italiäner ſich auch in der Gunſt des Königs Wladislaw zu erhalten wußte und von dieſem aufgefordert wurde, die ganze ungariſche Geſchichte mit Einſchluß ſeiner eigenen Regierungszeit zu vollenden. Bonfini gelangte indeſſen nur bis zum Jahre 1495 und ſtarb 1502, nachdem er vorher noch in den Adelſtand erhoben worden war. Die Handſchrift des Werkes, mit einer Widmung an König Wladislaw verſehen, wurde in der Bücherſammlung des letzteren niedergelegt. Da daſſelbe nicht zum Drucke gelangen konnte, ſo wurden die Biſchöfe aufgefordert, für ihren Gebrauch Abſchriften davon fertigen zu laſſen. Dieſes geſchah indeſſen auf läſſige und unvollſtändige Weiſe, ſo daß nur einzelne Bruchſtücke deſſelben ſich in dieſe oder jene Bücherſammlung verloren. Faſt ein halbes Jahrhundert nach der Vollendung des Buches kam Martin Brenner von Biſtriz, der in Wien lebte, angeregt durch die Schilderungen, die ihm ſein Freund Paul Iſtvánfi von den heldenmüthigen Kämpfen der Ungarn wider die Türken machte, auf den Gedanken, die Erinnerungen an die großen Thaten der Vorzeit in dem Volke auf irgend eine Weiſe neu zu beleben. Das paſſendſte Mittel hierfür ſchien ihm die Veröffentlichung des Werkes von Bonfini zu ſein. Mittlerweile aber war deſſen eigenhändiges Manuſkript ver-

ſchwunden, und Brenner ſah ſich auf eine von Paul Iſtvánfi genommene Abſchrift beſchränkt, die er indeſſen trotz ihrer Unvollſtändigkeit — ſie enthielt nur die dreißig erſten Bücher — und ſammt ihren zahlreichen Schreibfehlern im Jahre 1543 in Baſel herausgab. Später gelangte der kaiſerliche Geſchichtſchreiber Johannes Zſámboki von Tirnau in den Beſitz des vollſtändigen Textes und gab ihn gereinigt und verbeſſert im Jahre 1568 ebenfalls in Baſel[12]) heraus. Seitdem wurde Bonfinis Werk ein weitverbreitetes und vielgeleſenes Buch, das oft, und ſelbſt im achtzehnten Jahrhunderte, neu aufgelegt wurde. Es iſt daher wohl nicht aus dem Wege, auf Geiſt, Richtung und Anlage deſſelben einen Blick zu werfen.

Vor allem muß bemerkt werden, daß ſchon im allgemeinen, am allerwenigſten aber für einen Ausländer, auch noch ſo große Anlagen vorausgeſetzt, die knapp zugemeſſene Zeit, innerhalb welcher das Werk vollendet wurde, zu durchdringender Bewältigung des reichhaltigen Stoffes der ungariſchen Geſchichte ausreichen konnte. Bonfini ſchien dies ſelber zu fühlen, wenn er es ſich auch nicht eingeſtehen mochte; aber er war ein Mann von Geiſt, Scharfſinn und Kenntniſſen von mancherlei Art; er ſuchte daher durch dieſe Eigenſchaften zu erſetzen, was ihm an kritiſcher Prüfung der Urkunden und vor allem an Verſtändniß der ungariſchen Verhältniſſe abging. Der geſchichtlichen Darſtellung geht eine Beſchreibung des alten Skythiens voraus, in welcher von Strabo und Ptolemäus hinweg bis auf Jornandes und noch weiter hinab die bunteſten Völkernamen in luftigen Reihen an uns vorübertanzen. Vergebens ſpäht

12) Dieſe letztere Ausgabe führt folgenden Titel: Antonii Bonfinii rerum ungaricarum decades quatuor cum dimidia. Quarum tres priores, ante annos XX, Martini Brenneri Bistriciensis industria editae, iamque diversorum aliquot codicum manuscriptorum collatione multis in locis emendatiores: quarta vero decas, cum quinta dimidia, nunquam antea excusae, Joan. Sambuci Tirnauiensis, Caes. Maiest. historici opera ac studio nunc demum in lucem proferuntur. Basileae, ex officina oporiniana 1568. Das „ante annos XX“ muß als bequeme Abrundung genommen werden; denn die Widmung Brenners an den Palatin Franz Révai iſt geſchrieben: Viennae, Calendis Septembribus, anno Domini millesimo quingentesimo quadragesimo tertio.

man in diesem Dickicht nach einem leitenden Faden; die aufgehäuften Daten lösen sich fortwährend in unfaßbare atomistische Bestandtheile auf. In der Attilasage hatte er Kéza vor Augen, obwohl er Zeitangaben und Zusammenhang nach römischen Quellen ordnete. Nachdem er mit Hilfe dieser letzteren den dünnen Faden des Zusammenhangs fortgeführt hat, geht er zu dem Auszuge der Langobarden nach Italien über, wobei er fortwährend die von Paulus Diaconus überlieferten Thatsachen im Auge behält. In den Avaren, deren Geschichte er hier anzuknüpfen Gelegenheit hat, sieht Bonfini die von ihren Wanderungen heimgekehrten Magyaren, obschon er nicht zu bemerken unterläßt, daß diese nach anderen Berichten Ungarn niemals verlassen hätten. Es war dies ein Irrthum, der sich schon bei Widukind festgesetzt hatte, und von anderen Chronisten des Mittelalters beibehalten wurde. Sobald er in das eigentliche Gebiet der ungarischen Geschichte eingetreten ist, folgt er, was Inhalt und Reihenfolge der Thatsachen anbetrifft, durchweg der Chronik des Johannes Turóczi; aber er erweitert sie in rhetorischer Weise, und malt sie aus. So viel immer thunlich führt er nach dem Vorbilde der Alten die geschichtlichen Personen redend ein, und schildert in Ermangelung anderweitiger und urkundlicher Thatsachen den ganzen Kreis von inneren Motiven und Empfindungen, aus denen ihre Thaten sich entwickelten. Auf diesem Wege ward seine Darstellung ein eitles Schaugepränge mit hohlen Worten, in welchem das erhabene Pathos unmittelbar in das Lächerliche hinüberstreift. Ich begnüge mich dies durch einige Beispiele zu erläutern. So nennt Turóczi in der Geschichte des Krieges, welchen König Salomon mit seinen nächsten Verwandten, den Herzogen Gejza und Ladislaus zu führen hat, einen Anhänger desselben, den Vid oder Veit: Vid Deo detestabilem (Joh. de Thwrocz II. 52. b. Schwandtner I, 121); Bonfini aber bezeichnet ihn als: Vidum dissensionis seminarium, ac diis et hominibus abominabilem (Bonfini, ed. Sambuc. 1568. p. 241). Bald nachher spricht Turóczi von dem nequam Vatha, Bonfini dagegen schilt ihn mit superlativischer Verstärkung: sceleratissimumque Vatham. Selbst falsche Lesarten von Namen nimmt der Italiäner gedankenlos aus Turóczi herüber, und es ergiebt sich, daß er weder die Codices, welche diesem bei seiner Arbeit vorlagen,

noch die verſchiedenen gedruckten Ausgaben deſſelben unter einander verglichen hat, ſondern im ganzen nur einer einzigen derſelben gefolgt iſt. Selbſt der einfache, gedrängte, höchſt poſitive Johannes von Kükülló entgeht der alles zerſetzenden rhetoriſch ſentimentaliſirenden Ueberſchwemmung nicht. Derſelbe beſchreibt die Reiſe der Königin-Wittwe Eliſabeth nach Italien im Jahre 1343. Sie wird bei ihrer Landung in Apulien von ihrem Sohne Andreas und deſſen Gemahlin empfangen; et dominam Elizabeth reginam cum magna sollennitate et gloria receperunt, et ita Neapolim, cunctis gaudentibus, in vigilia S. Jacobi apostoli perduxerunt. (Joann. de Kikullew, c. 4. bei Schwandtner, I, p. 174.) Daraus macht Bonfini folgende rührende Scene: Elisabetha in filii ac nurus amplexus effusa, prae longo ac ingenti desiderio pene defecit: mox eorum osculis levato desiderio subinde respiravit. (Bonfini ed. Sambuc. 1568, p. 354.) Später in Rom angelangt, beſuchte Eliſabeth die Kirche von St. Peter, und Joh. von Kükülló berichtet: Obtulit denique ad altare beati Petri apostoli, et ad reliquias solennia munera in calicibus et ornamentis insignibus, et florenis, juxta magnificentiam reginalem. Bonfini weiß dieſes noch viel genauer: ad magnam Salvatoris aram ab eo ducta, ingens numini donativum obtulit, sacras vestes margaritis excultas, item vasa candelabraque aurea grammataque, ac caetera tale genus; quater insuper mille sestertiûm aiunt addidisse. Solchergeſtalt ſteht Bonfini durchweg auf fremden Füßen, und betrachtet dazu noch ein fremdes Land mit fremden Augen. Erſt in den Zeiten des Königs Mathias erhält ſein Buch unzweifelhaften Werth. Bonfini war wie die meiſten Italiäner gewandt in den Verhältniſſen des Lebens, ein feiner und ſcharfer Beobachter der wirklichen Dinge. Seine Stellung an dem königlichen Hofe gewährte ihm einen ſicheren Blick in den inneren Gang der Ereigniſſe, und führte ihm viele Urkunden und Belege zu, die kaum einem anderen ſo leicht zugänglich werden konnten. Geht der Geſchichtſchreiber hierbei auch in manche Einzelheiten ein, die eher den Denkwürdigkeiten eines Privatlebens, als der Geſchichte eines ganzen Volkes angehören, ſo bleiben ſie doch immer ein ſchätzbarer Beitrag für die Kenntniß der Zeit. Selbſt ſeine Schmeicheleien hellen das neidiſche

Geflüster und ränkespinnende Getriebe auf, welches den großen König fortwährend umgab. Seine Geschichte der Regierungszeit Mathias Hunyadis darf daher als brauchbare, sogar als unentbehrliche Quelle betrachtet werden.

Gleichwohl würde dieses letztere Verdienst kaum hinreichen, uns die bedeutende Wirkung des Buches zu erklären, wenn nicht besondere äußere Umstände, und anderweitige Eigenschaften desselben hinzugekommen wären. Die erste Veröffentlichung des Bonfinischen Werkes fiel gerade in eine Zeit, als die öffentliche Aufmerksamkeit aller Staaten und Völker Europas fortwährend von den ungarischen Angelegenheiten in Anspruch genommen wurde. Der Nachschimmer der Regierung Mathias Hunyadis, die tiefe Wandelung der Geschicke nach seinem Tode, der Untergang des heimischen Königthums auf dem Schlachtfelde von Mohács, Suleimans II. Zug gegen Wien, seine beständige Einmischung in die Thronstreitigkeiten zwischen Ferdinand I. und Johann Zápolya — alle diese Ereignisse und Thatsachen, mit der türkischen Uebermacht im Hintergrunde, schienen den westlichen Gegenden noch eine Reihe schreckenvoller Zeiten zu verkündigen. Man fing an eifriger als bisher die Gegenwart mit der Vergangenheit zu vergleichen; man rief sich alle die verheerenden Völkerzüge in das Gedächtniß zurück, welche schon vordem über Ungarn den Weg nach Europa gefunden hatten. Ueberdies standen diesmal an dem Bosporus nicht bloß furchtbare Horden, die durch das fremdartige Gepräge ihres Wesens zurückschreckten, sondern die Feinde des christlichen Glaubens, die man schon seit den Kreuzzügen vergeblich bekämpft hatte. Man sah sich daher nach der Natur des Landes um, das zunächst dem ununterbrochenen Anpralle der Türken ausgesetzt, und nach der Geschichte des Volkes, das ihnen erst nach langer und heldenmüthiger Vertheidigung erlegen war. In diese über ganz Europa verbreitete Spannung griff das Werk von Bonfini rechtzeitig ein, und wie seine Herausgabe durch ein patriotisches Gefühl angeregt worden war, so fand es auch in Ungarn selbst einen empfänglichen Boden, und wirkte auf die dortige Stimmung kräftigend zurück. An diesem Erfolge hatten selbst Form und Darstellung des Buches wesentlichen Antheil. Statt der verschiedenartigen und ungefügen Bestandtheile, aus denen Turóczis Buch zusammen-

geſetzt war, hatte man jetzt eine fortlaufende, in einen einzigen Guß gebrachte Geſchichte vor ſich, und wenn dies auch zum Theil auf bloßem Schein beruhte, und nur die äußere Einkleidung betraf, ſo war doch gerade dieſe für jene Zeit, der es bei weitem weniger auf Kritik der Sachen, als auf unmittelbare und augenblickliche Wirkung ankam, ſchon an ſich von großem Belange. Die oft alterthümliche, oft harte und dunkle Sprache Turóczis ſchreckte zurück, während das elegante, fließende und klaſſiſche Latein Bonfinis ſich in Ohr und Sinn des Leſers einſchmeichelte. Allerdings wurde bei ſeiner Art Geſchichte zu behandeln alles markige und individuelle der mittelalterlichen Vorzeit geradezu verwiſcht; aber auch das paßte zu den Neigungen und der ganzen Denkweiſe der Zeitgenoſſen, welche in allen Richtungen darauf ausgingen, das alterthümliche und antike in moderne Formen umzugießen. Endlich wußte Bonfini, ſo weit dieſes durch Sprache und Abrundung zu erreichen war, auch die univerſelle Bedeutung der ungariſchen Geſchichte hervorzuheben, und dadurch den Intereſſen und Beſtrebungen der europäiſchen Völker nahe zu legen. Während des ſechszehnten und ſiebzehnten Jahrhunderts bis zu dem Anfange des achtzehnten hatte ſich die Geſchichte des ungariſchen Volkes auch außerhalb Ungarns einer weit größeren Popularität zu erfreuen, als jetzt. Bonfinis Werk hat dazu in bedeutendem Grade mitgewirkt; es blieb ſelbſt bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts[13]) ein weitverbreitetes und vielgeleſenes Buch.

Außer Bonfini haben noch andere Italiäner, deren Zug damals überhaupt nach den nordiſchen Ländern ging, das ungariſche Land zum Gegenſtande ihrer hiſtoriſchen Arbeiten gewählt; aber keines ihrer Werke kam in Verbreitung und Wirkſamkeit dem Geſchichtbuche Bonfinis gleich, obſchon einige derſelben dieſen an wiſſenſchaftlicher Tiefe bei weitem überragen. So ſchrieb Marzo Galeotti von Narni, königlicher Oberbibliothekar zu Buda, eine Schrift: de Mathiae Corvini egregie, sapienter et jocose dictis ac factis: eine um ſo werthvollere Geſchichtsquelle, da ſie die erſte Hälfte der

13) Die letzte Ausgabe iſt die von C. A. Bél. Leipzig 1771. T. nennt ſie zugleich die beſte (Toldy, a mag. nemzeti irodalom története. 1851. II, 51).

Regierungszeit des großen Königs umfaßt, als sein jugendlich frischer Geist sich den nationalen Bestrebungen seines Volkes hingab, und noch nicht in dynastische Zwecke, ausländische Kriegsfahrten und diplomatische Händel verstrickt war. Naldi von Florenz beschrieb die von Mathias angelegte große Bibliothek, und gab späterhin dem Inhalte dieses Buches durch ein aus vier Büchern bestehendes Gedicht sogar ein poetisches Gewand. Ueberhaupt wetteiferten diese Italiäner in der Verherrlichung des ausgezeichneten Fürsten, dessen Sinn für Kunst und Wissenschaft, den er durch großmüthige Freigebigkeit beurkundete, mit seinem ritterlichen Wesen gleichen Schritt hielt. Luigi Carbo von Ferrara schrieb einen: dialogus de laudibus regis Matthiae; die Handschrift liegt indessen noch ungedruckt in den Sammlungen der ungarischen Akademie. Alexander Cortese von Modena besang die Kriegsthaten Mathias Hunyadis vom Jahre 1485 hinweg in ziemlich ordentlichen lateinischen Hexametern. Das weitaus gediegenste Werk über ungarische Geschichte aber verfaßte um diese Zeit ein anderer Italiäner, dessen Wirksamkeit eigentlich dem polnischen Staate angehörte, Filippo Buonaccorsi aus San Geminiano im Toskanischen (1437—1496), späterhin wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit Callimachus experiens zubenannt. Er kam frühzeitig nach Rom, und wurde hier mit Pomponio Leto und anderen einer der Gründer der römischen Akademie, die sich der Gunst des Pabstes Pius II. zu erfreuen hatte. Nach dem Tode dieses letzteren ließ sich Buonaccorsi in die gegen Paul II. gerichteten politischen Bewegungen hineinziehen, und sah sich deßhalb genöthigt Italien zu verlassen. Nach ausgedehnten Wanderungen durch die morgenländischen Gegenden fand er zuletzt eine Zufluchtsstätte in Polen, und trat in die Dienste König Kasimirs IV. Von diesem anfänglich zum Erzieher seines Sohnes bestellt, wurde er späterhin auch im Staatsdienste und mehrfach zu wichtigen Unterhandlungen und Sendungen nach dem Auslande verwendet. Nach dem Tode Kasimirs erhob ihn dessen Sohn und Nachfolger Johann Albrecht zum Präsidenten des Staatsrathes, welche Würde er bis zu seinem in Krakau erfolgten Tode bekleidete. Als er einst in der Stellung eines polnischen Gesandten einen längeren Aufenthalt in Ungarn machte, faßte er den Entschluß, die Geschichte der Regierung jenes

Königs Wladislaw zu schreiben, der nach dem Tode Albrechts von Oesterreich mit der polnischen auch die ungarische Krone vereinigte, und in der blutigen Schlacht von Varna gegen die Türken das Leben verlor. Es ist ein höchst denkwürdiger Zeitraum in der ungarischen Geschichte; denn während desselben gelangte unter heftigen Parteikämpfen Johannes Hunyadi zur Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Man hat Buonaccorsi'n häufig mit Tacitus verglichen; aber diese Vergleichung, so oft und vielfach und in verfehlter Weise angewendet, trifft auch hier in winzigem Maße zu. Das einzige nur läßt sich sagen, daß Buonaccorsi sein Geschichtwerk mit großer Sachkenntniß, mit politischem Scharfblick und mit genauer Einsicht in die äußeren und inneren Verwickelungen des Landes verfaßt hat. Seine Darstellung ist klar, der Stil musterhaft. Buonaccorsi war ein staatsmännischer Charakter; als solcher weiß er die Willensfestigkeit und Entschiedenheit in menschlichen Handlungen vortrefflich zu würdigen; er hat Sinn für weitzielende Entwickelungen des öffentlichen Lebens, ohne darüber das Maß für beschränkte Verhältnisse und untergeordnete Umstände zu verlieren. Sein Werk, auf zuverlässige Aktenstücke gegründet, hat sich daher in seinem Werthe behauptet, und ist eine für den Zeitabschnitt, welchen es umfaßt, unentbehrliche Quelle geblieben. Es wurde zum ersten Male im Jahre 1519 in Augsburg veröffentlicht [14]), nachher noch mehrere Male gedruckt, und von allen denkenden und gebildeten Lesern stetsfort beachtet. Gleichwohl konnte es, schon wegen der Kürze des Zeitraums, zu keinem unmittelbaren Einflusse auf die Entwickelung der ungarischen Geschichtschreibung gelangen. — Außer Bonfini verfaßte noch Pietro Ranzano von Palermo, Bischof von Luceria und später neapolitanischer Gesandter an dem ungarischen Hofe, eine allgemeine Geschichte von Ungarn, die indessen erst lange nach seinem Tode von Zsámboki herausgegeben wurde [15]). Die Präcision des Ueber-

14) Historia de rege Vladislao IV. Hungariae seu clade Varnensi a. 1444. Libri 8. Cura Sigism. Scheuffleri. Aug. Vindel. ex off. Grim. et M. Vuirsung 1519. Auch Schwandtner hat das Werk in seine Sammlung aufgenommen (J. G. Schwandtner Scr. r. h., I, 433–518).

15) Epitome rerum ungaricarum velut per indices descripta, autore Petro Ranzano, apud Mathiam regem olim triennium legato.

blickes, die sprachliche Darstellung und die verhältnißmäßige Ausführung der einzelnen Theile lassen nichts zu wünschen übrig. Auch fehlt es nicht an gesundem Urtheile und einzelnen Lichtblicken; aber im ganzen gebot Ranzano über ein sehr beschränktes Material, schöpfte aus dürftigen Quellen, und behandelte auch diese unkritisch. Demungeachtet wurde sein Buch neben Bonfini lange gebraucht und gelesen.

Es leuchtet ein, daß die ebenso durch Mathias Hunyadis Thaten wie durch seine persönlichen Aufmunterungen angeregte literarische Thätigkeit die bedeutendsten Veränderungen in dem geistigen Leben seines Volkes hervorrufen, und daß das Beispiel der Italiäner zuletzt auch die eingeborenen Ungarn zur Nachahmung reizen mußte. Diese an sich unausbleibliche Entwickelung ging indessen einen viel langsameren Weg, als der große König sich vorstellen mochte, und hatte eine Reihe von Zwischenstufen zu durchlaufen, bevor die Erfolge vollständig zu Tage traten. Der Boden war hierfür selbst in den höheren Schichten der ungarischen Gesellschaft noch nicht genugsam vorbereitet, und der Versuch die klassische Bildung in dieselben überzutragen, kam viel zu plötzlich, als daß sie schnell in Sitte und Denkweise überzugehen vermocht hätte. Indessen selbst wenn dies gewesen wäre, so konnten die in lateinischer Sprache geschriebenen Werke doch nur das Eigenthum einer durch Geburt oder Bildung oder durch beides zugleich bevorzugten Classe werden, und mußten nothwendig zu einer Spaltung führen, welche die ganze Nation in eingeweihte und uneingeweihte, in wissende und unwissende theilte. Ueberdies zeigte gerade der Umstand, daß die meisten jener unter den Augen Mathias Hunyadis geschaffenen Werke erst beinahe ein halbes Jahrhundert nach seinem Tode zur Geltung kamen, wie langsam selbst unter den höheren und gebildeten Ständen die Fortschritte sich Bahn brachen. Die große Masse des Volkes endlich blieb davon völlig unberührt. Zwar hatte auch sie den Wechsel der Zeiten in einschneidender Weise empfinden müssen: langgewohnte Ideen und Anschauungen waren aus den Fugen gewichen, die

---

Nunc primum edita, una cum appendice quadam, opera Joannis Sambuci, Tirnaviensis. Viennae Austriae. Anno 1558.

früheren Sagenkreise erloschen. Nur die Art der Mittheilung blieb, und in ihr wirkte die nationale Sitte fort. Die dichterische Behandlung in früherer Form wurde ohne Unterlaß auf Gegenstände und Ereignisse der unmittelbaren Gegenwart angewendet; wir wissen, daß eine Reihe von Volksliedern das Leben und die Thaten der Hunyadi begleitete, und daß der große Ruf derselben sogar in den Gesängen der benachbarten Volksstämme widerhallte. Seltsam und auffallend ist hierbei, daß während sich bei den Serben, ja sogar bei den kärnthnischen Slovenen einzelne Lieder über Mathias Hunyadi[16]) in der heimischen Sprache dieser Völker erhalten haben, die ungarischen bis auf wenige Bruchstücke völlig verloren gegangen sind. Man kann sich dies nur aus den inneren Kämpfen und Umwälzungen erklären. Wäre nach Mathias Hunyadi eine ruhige Zeit eingetreten, welche die Ergebnisse seiner Regierung festzuhalten vermocht hätte, so würden sich wohl auch die Lieder über ihn in dem Munde des Volkes erhalten haben. So aber folgte schon unter Wladislaw II. die gerade gegen die Institutionen des Königs gerichtete Reaktion, der wilde alles aufwühlende Bauernkrieg, und die ganze Reihe äußerer Kriege und innerer Fehden, wie ich sie früher angedeutet habe. Unter der Wucht dieser Ereignisse verschollen auch jene Lieder. Aus dem Stegreife gedichtet, von anderen aus dem Gedächtnisse aufgefaßt, und von neuem aus dem Stegreife gesungen waren sie von dem lebendigen Interesse der Gegenwart getragen, und verloren ihre Kraft, sobald diese von mächtigeren Eindrücken in Anspruch ge-

16) Bei den kärnthnischen Slovenen sind die Erzählungen vom Kral Matjash auf das engste mit der Türkensage verbunden. Eine höchst anmuthige Dichtung ist das Lied von der Vermählung des Krals Matjash mit der Lenzhiza, der Tochter des Sultans. Sie wird während der Abwesenheit Mathias Hunyadis auf ihrem Schlosse von den Türken überfallen und entführt. Mathias eilt verkleidet in das türkische Lager, mischt sich unter die Tanzenden, gibt sich der Lenzhiza zu erkennen, eilt auf seinem Rosse mit ihr davon, und führt sie in die Heimath zurück. Die Anführung der zherna vojska oder schwarzen Schaar und die Alterthümlichkeit der Sprache setzen es dem Berichterstatter zufolge außer allen Zweifel, daß das Lied bald nach dem Tode Mathias Hunyadis gedichtet worden ist. (H. Hermann, Gesch. des Herz. Kärnthen 1848. p. 762 ff.)

nommen wurde. Erst während der Türkenzeit trat bei der fortwährenden Unterbrechung der Verbindungen und der Unstetigkeit der öffentlichen Zustände das Bedürfniß ein sie auch durch Schrift und Druck festzuhalten. Die frühesten Aufzeichnungen stammen aus der ersten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, und dauern bis gegen das Ende desselben. Bezeichnend für die damalige geistige Gährung ist indessen bei diesen Erzeugnissen die Thatsache, daß sie eben so oft ausländische als einheimische Sagenstoffe behandeln, und daß jene, den verschiedenartigsten Kreisen entnommen, in bunter Mischung durcheinanderlaufen. Damals sang Paul Istvánfi von Walter und Griseldis nach der lateinischen Bearbeitung des Petrarca, sieben Jahre bevor Hans Sachs den gleichen Stoff dramatisch behandelte [17]). Andreas Batizi verfaßte in gleicher dichterischer Form die: „Schöne Geschichte von dem theuren und gottesfürchtigen Helden Gideon (Az drága és istenfélö vitéz Gedeonról szép historia)", ferner die: „Geschichte von der frommen Frau Susanna (Az istenfélö Zsuzsánna aszszonijnak historiája)", und anderes mehr. Erst nach diesem dichtete Peter Ilosvai seinen Niklaus Toldi, dessen ich oben Erwähnung gethan habe, und Albert Görgei die „Geschichte von einem Königssohne mit Namen Argirus und einer feenhaften Jungfrau (historia egy Argirus nevü királyfiról és egy tündér szüzleányról). Am häufigsten wurden indessen immer noch die Gegenstände der vaterländischen Geschichte behandelt, und aus der großen Zahl von Sängern, welche ihre Thätigkeit diesem Gebiete zuwendeten, ist vom geschichtlichen Standpunkte aus jedenfalls Sebastian Tinódi der bedeutendste, da er die Aufgabe eines geschichtlichen Volksdichters am richtigsten aufgefaßt und am treuesten bewahrt hat. Er ist zudem der letzte Vertreter der alten Sangesweise, und es lassen sich an seinen Dichtungen mit ziemlicher Sicherheit die Formen nachweisen, in welchen die geschichtlichen Lieder früherer Jahrhunderte von dem Volke gesungen, und von demselben weiter getragen worden sind.

17) Nach der Vermuthung Toldys wurde nämlich das Gedicht von Istvánfi im Jahre 1539 verfaßt. (Toldy Fer., a magyar költészet kézikönyve. Pest, 1855, I p. 13.)

Sebastian Tinódi gehörte einer Familie an, die sich zu den Nemesch zählte, und von einer in dem Comitate von Székesfehérvár gelegenen volkreichen Puszta den Namen führte, aber in ihren Vermögensverhältnissen herabgekommen war. Er selbst nannte sich gewöhnlich „Lantos Sebestyén deák" (Deák Sänger Sebastian). Das Wort „deák" ist schwer zu übersetzen; es bezeichnet einen Lateiner, Studenten, homo literatus und läßt sich am ehesten dem französischen bachelier in seiner allgemeinsten Bedeutung vergleichen. Das ungarische „lantos" heißt auf deutsch zunächst „der Mensch mit einer Laute"; wir ersehen demnach schon aus dieser Benennung, daß in der ungarischen Volkspoesie sprachliche Erfindung und musikalischer Vortrag ursprünglich Hand in Hand gingen. Von Tinódis Jugend und Erziehung ist nichts bekannt; doch ergiebt sich aus einzelnen Andeutungen in seinen Werken und aus seinen späteren Lebensverhältnissen, daß er wenigstens eine gute Gymnasialbildung erhalten haben mußte. Zum erstenmale tritt er in der Burg von Sziget aus dem Dunkel seines früheren Lebens hervor, und zwar an dem Hofe Valentin Töröks. Nachdem dieser aber in die Gefangenschaft Suleimans II gerathen, und auch seine Gemahlin gestorben war, ergriff Tinódi den Wanderstab, durchzog mit seiner Laute das ganze Land, von Ort zu Ort, von Stadt zu Stadt. Meist im Kreise der Herren trug er seine geschichtlichen Lieder vor, und suchte und verdiente sich damit sein Brod. Auf diesen seinen Wanderungen treffen wir ihn im Jahre 1543 zu Daruvár unter dem Schutze Emerich Verbőczis, des Obergespans von Tolna, ein andermal zu Nagyszombat, und dann wieder in Siebenbürgen, namentlich zu Bonyha oder Kükülló im Hause Wolfgang Bethlens. Endlich ließ er sich im Jahre 1549 zu Kaschau häuslich nieder, wo er, obwohl in beschränkten Verhältnissen und öfters kränkelnd, mit rastlosem Fleiße seine schriftstellerischen Versuche fortsetzte. Im Jahre 1553 reiste er nochmals nach Siebenbürgen, um die von ihm veranstaltete Sammlung seiner Werke zum Drucke zu befördern, und gab im Jahre 1554 zu Kolosvár (Klausenburg) eine Geschichte Siebenbürgens in Versen heraus. Damit verschwinden alle Lebenszeichen von Tinódi. Nur das ist gewiß, daß er Siebenbürgen wieder verließ, in die Dienste des gerade damals zum Nádor erwählten Thomas Nádasdi trat,

und bei diesem sein Leben beendigte. Sein Tod fällt zwischen die Jahre 1556 und 1559 [18]).

Tinódi wählte sich für seine Dichtungen ausschließlich geschichtliche, und zwar meist vaterländische und gleichzeitige oder nahe damit zusammenhangende Stoffe. So besang er unter anderem „den Fall von Ofen und die Gefangenschaft Valentin Töröks", seines einstigen Gönners, der in den sieben Thürmen zu Konstantinopel verschmachtete: er erzählte ferner „Emerich Verbőczis Kampf mit dem Kriegsvolke des Kaszon auf dem Felde von Kozár", „den Tod Stefan Losonczis in Temesvár", „den Heldenmuth Johannes Töröks von Enying", und andere Ereignisse aus den Türkenkriegen seiner Zeit. Selbst den Zug Karls V nach Sachsen während des schmalkaldischen Krieges behandelte er, weil auch Ungarn an demselben Antheil nahmen. Die Gedichte, in welchen diese verschiedenartigen Stoffe behandelt worden sind, bestehen gemäß der von Alters her in der ungarischen Sprache gebräuchlichen epischen Form aus Gesätzen von je vier meist zwölfsilbigen Verszeilen, welche alle in gleichklingenden Reimen ausgehen. Die Hebung bewegt sich innerhalb der drei letzten Silben, während der Reim die beiden Endsilben beherrscht, und ohne Ausnahme auf der letzten ruht. Zuweilen wird er durch Alliteration ersetzt. Die Sprache ist hart und ungelenk, der Rhythmus unendlich holpericht. Die unmittelbare Wiederkehr des nämlichen Gleichklangs in demselben Gesätze war auf das Ohr großer Volksmassen berechnet, da man auch die ungarischen Gesänge ohne Zweifel nach Art unserer alten Volksweisen vortrug, wobei jene Endsilben nicht sowohl melodisch ausklangen, als vielmehr durch einen grellen Accent emporgehoben und abgestoßen wurden. Die Eintönigkeit dieses Versmaßes suchte Tinódi dadurch zu mildern, daß er die letzte Verszeile häufig um eine Silbe vermehrte, wodurch in den Schluß der Strophe eine hüpfende und lebendigere Bewegung gebracht wurde. Wer zu diesen Gesängen die Forderungen herzubringen wollte, die wir an jede Dichtung und die Volksdichtung insbesondere zu stellen berechtigt sind: eigenthümliche Auffassung von Natur und Schicksal, Er-

18) Alles dies nach Toldys Zusammenstellungen (Toldy, a mag. költészet kézikönyve etc. I p. 65 - 66).

findung, lebendige Phantaſie, und eine dem Wechſel der Situation ſich anſchmiegende Sprache: — der würde ſich in hohem Grade getäuſcht ſehen. Wenn in der Romanze die Empfindung überwiegt und zum vorherrſchenden Ausdrucke gelangt, wenn umgekehrt in der Ballade die Schilderung einer einzelnen Handlung durch das ungewöhnliche in ihr auch das Gefühl des Hörers in eine gehobene Stimmung verſetzen ſoll, wenn ſelbſt größere epiſche Gedichte ſich des wundervollen und der geſteigerten Zuſtände der Seele bedienen um eine größere Wirkung hervorzubringen, ſo geht der nüchterne Tinódi nur auf die Darſtellung nackter und ungefärbter Thatſachen aus: Versmaß und Melodie ſind ihm bloß mechaniſche Mittel, dieſelben eindringlicher zu machen und für ſeine Zuhörer oder Leſer zu nachdruckſamem Verſtändniſſe zu bringen. Hier erſt beginnt ſeine eigentliche Bedeutung und die Kraft ſeiner Lieder. Wie ein Werkmann die Bauſteine ſtückweiſe zuſammenfügt und mit Mörtel verbindet, den Eindruck ſeiner Arbeit aber anderen überlaſſen muß, ſo ſchafft auch Tinódi weſentlich nur durch einfache Zuſammenfügung der einzelnen Beſtandtheile. So bildet ſich in ſeiner Hand, faſt ihm ſelber unbewußt, ein gegliedertes Ganze heraus, welches allmälig nach allen Seiten hin die Thätigkeit unſeres Gemüthes in Anſpruch nimmt; denn ſeine dichteriſche Anlage zeigt Tinódi faſt ausſchließlich in der Wahl ſeiner Stoffe, die ſchon ihrer ganzen Natur nach eine ſolche ſchmuckloſe Behandlung erleichtern, und der Phantaſie einen weiten Spielraum übrig laſſen. Stets faßt er in den Begebenheiten die ernſteſten Wendepunkte ins Auge; ihn feſſelt vor allem das tragiſche, und ſo erhält auch die ganze Erzählung jene feierliche Würde und Gravität, welche dem ungariſchen Landmanne mehr noch als den vornehmen Ständen der Nation bis auf den heutigen Tag eigen geblieben iſt. Von ſeinem Standpunkte aus geht er außerdem in vielfache Züge und Nebenumſtände der Begebenheiten ein, die weder eine Urkunde noch ein ſonſtiges Aktenſtück beachten könnte, und ſelbſt die gleichzeitigen Geſchichtſchreiber oft bei Seite gelaſſen haben. Alle Dichtungen Tinódis ſind Zeugniſſe eines warmen vaterländiſchen Gefühles, eines anſpruchloſen und offenen Charakters, der ſich unter allen Anfechtungen eines mühevollen Lebens gleich blieb, und ſo iſt er auch von dieſer Seite zu einem Vertreter der

ungariſchen Nationalität geworden. Tinódi war eine tief poetiſche Natur: nur daß wir ſeinen dichteriſchen Werth, wie Toldy richtig bemerkt, nicht nach der äußeren Ausſtattung ſeiner Geſänge, ſondern nach ihrem inneren Aufbau und ihrem ſachlichen Inhalte zu beurtheilen haben. Seine poetiſche Thätigkeit trifft bis zu einem gewiſſen Grade mit derjenigen des Geſchichtſchreibers zuſammen, inſofern auch dieſer aus den Elementen untrüglicher Wirklichkeit den Zuſammenhang der Geſchichte nachzuweiſen hat. In Tinódi ſpiegelt ſich die Richtung einer ganzen Zeit mit allen ihren Vorzügen und Mängeln, und er mußte hier um ſo mehr hervorgehoben werden, da ſeine Eigenthümlichkeiten auch bei den übrigen zahlreichen Reimchroniken, obſchon bei weitem minder ausdrucksvoll, hervortreten. Er iſt der letzte Stegreifdichter der alten Schule, der zugleich in die Schriftſtellerei der modernen Zeit übergeht und als geſchichtliche Quelle betrachtet werden darf [19]).

Ehe indeſſen dieſe Art von hiſtoriſcher Poeſie völlig verklungen war, hatte die ungariſche Geſchichtſchreibung, und zwar ebenfalls in der heimiſchen Sprache, die Bahn einer neuen Wirkſamkeit zu betreten angefangen. Zu den bereits angeführten allgemeinen Umſtänden und Urſachen, welche fortwährend zu dieſer Richtung hindrängten, kamen im Laufe des ſechszehnten Jahrhunderts auch die mächtigen Hebel der kirchlichen Reform. Seit den Huſſitenkriegen war durch die Uebertragung der heiligen Schrift in das ungariſche der Boden hierfür vorbereitet, und ſchon in den erſten Jahren nach dem Auftreten Martin Luthers fingen einzelne ungariſche Prediger an im Geiſte der evangeliſchen Lehre wirkſam zu ſein. Einen ſicheren Boden aber gewannen dieſe Beſtrebungen erſt, als die neuen Ideen in Siebenbürgen feſte Wurzeln gefaßt hatten, und von dort aus Mathias Biró von Déva, von dieſem ſeinem Heimathorte gewöhnlich Dévai genannt, die neuen Anſichten mit energiſcher Thätigkeit im

19) Eine vollſtändige Sammlung der Werke Tinódis ſcheint es nicht zu geben. Ein Theil ſeiner gereimten Chroniken wurde in einer von ihm ſelber im Jahre 1554 zu Kolosvár veranſtalteten Ausgabe veröffentlicht, andere Stücke finden ſich in einer Sammlung, welche Heltai im Jahre 1574 drucken ließ. (Toldy, a. mag. költ. kézikönyve, I 66.)

Inneren Ungarns verbreitete. Dieſelben Folgen wie anderwärts hatte die Kirchenverbeſſerung auch hier. Weil ſie aus einer unverſtändlichen und allzu oft mißbrauchten Myſtik heraus den Weg zu dem Erkenntnißvermögen des Verſtandes ſuchte, die Bedürfniſſe des Gemüthes zum Bewußtſein zu bringen, und durch dies alles eine feſte und innerliche Ueberzeugung hervorzubringen bemüht war, ſo mußte ſie ſich vor allen Dingen der Mutterſprache bedienen, um in der Maſſe des Volkes Verſtändniß und Anklang zu finden. Eine geiſtige Richtung wie dieſe konnte nicht einſeitig bloß bei religiöſen Gegenſtänden ſtehen bleiben; ſie mußte die Seelenkräfte des Menſchen nothwendig auf alle Angelegenheiten des Lebens richten, Familie und gewerbliche Thätigkeit berühren, alle geſellſchaftliche Verhältniſſe umgeſtalten, und vor allem Unterricht und Schule in raſchere Thätigkeit bringen. Die Reformation hat daher überall das nationale Bewußtſein geweckt und daſſelbe, wenn auch zuweilen mit allzu großer Befangenheit und in beſchränktem örtlichem Sinne, bis in die niederſten Kreiſe des Volkes hineingetragen. Dieſelben Ergebniſſe beförderte ſie auch in Ungarn, und vielleicht weit eindringlicher und wirkſamer als irgend anderswo. Blieben dort auch die confeſſionellen Bewegungen fortwährend von den leitenden und allgemeinen Ideen des Auslandes abhängig, ſo zeigten ſie dagegen in ihrer Anwendung deſto größere Mannigfaltigkeit. Von der äußerſten Grenze des Socinianismus bis zu den ſtreng hierarchiſchen Anſichten der römiſch-katholiſchen Kirche waren und blieben in Ungarn alle Richtungen und Bekenntniſſe vertreten. Die politiſche Spaltung und die Kriege mit den Türken vermehrten das bunte Getriebe. In der allgemeinen Gährung, welche Ungarn damals zu überdauern hatte, waren es vor allem proteſtantiſche Schriftſteller, welche daran dachten, den geſchichtlichen Stoff in der vaterländiſchen Sprache zu behandeln. Ihnen erſchien es als die nächſte Aufgabe die Erinnerungen der Vorzeit in dem Volke zu erwecken, die Ereigniſſe in ein volksthümliches Gewand zu kleiden, und zugleich zu individualiſiren, während die katholiſchen Schriftſteller ſich noch längere Zeit der lateiniſchen Sprache bedienten, und mehr die allgemeinen Reichsangelegenheiten im Auge behielten.

Die erſten geſchichtlichen Aufzeichnungen in ungariſcher Sprache

beginnen ohngefähr um das Jahr 1540, und rührten von Zeitgenossen her, welche über Ereignisse ihrer Gegenwart, über Johannes Zápolya, den Gegenkönig Ferdinands I, über die Einnahme Ofens durch Suleiman II und ähnliche Begebenheiten vereinzelte Notizen niederschrieben. Den eigentlichen Wendepunkt für die allgemeine Geschichte von Ungarn bildete indessen ein kleines Werk, welches unter dem Titel: „Chronik von den merkwürdigen Dingen dieser Welt" im Jahre 1559 zu Krakau herauskam. Sein Verfasser war Stefan Székely. Ueber das äußere Leben und die innere Entwickelung dieses Mannes vermochte ich in den mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln nur weniges aufzufinden: sein Name weist auf siebenbürgische Abstammung hin, und daß er Protestant gewesen, bezeugen nicht minder die geistlichen Lieder, die er schon früher ebenfalls in Krakau veröffentlicht hatte, als die entschiedenen Aeußerungen, mit denen er in seinem Buche, wo sich ihm die Gelegenheit bietet, die kirchlichen Angelegenheiten bespricht. Einige lassen ihn von Udvarhely, einem in dem Comitate von Somogy gelegenen heutzutage größtentheils reformirten Dorfe herstammen. Andere sagen, daß er zuerst der Kirche von Szikszó, später derjenigen von Göncz — beide Orte liegen in dem Comitate von Abaújvár — vorgestanden habe. Noch andere meinten, daß er mit demjenigen Székely, der unter den heftigsten Vorkämpfern der Reformation genannt wird, eine und dieselbe Person gewesen sei [20]). Sein sehr selten gewordenes Buch ist mir nicht zu Gesicht gekommen, und Toldy hat in dem von ihm veranstalteten Abdrucke nur diejenigen Abschnitte veröffentlicht, welche die ungarische Geschichte behandeln. Ich bedaure diese Beschränkung lebhaft; denn gerade die aus der allgemeinen Geschichte in den Auszug aufgenommenen Stellen verdeutlichen den Standpunkt und die Denkweise des Verfassers viel besser, als seine Erzählung der ungarischen Geschichte. An selbstständige Forschung ist bei Székely nicht zu denken: er hatte sich selber erst den geschichtlichen Stoff aus den vorhandenen lateinischen Werken angeeignet, und suchte denselben in gedrängter und über-

20) Hierüber sehe man bei G. Jeremia Haner scriptores rer. hungaric. et transilvanic. 1777, p. 164—165. D. J. G. Th. Gräße, Lehrbuch der allgemeinen Literärgeschichte 1852, III 1, p. 1130.

ſichtlicher Darſtellung auch anderen mitzutheilen. Für die älteren Zeiten folgte er im weſentlichen der Darſtellung des Kéza; die Geſchichte der ſpäteren Könige entnahm er aus Turóczi, und von dem Zeitpunkte hinweg, womit dieſer ſchloß, führte er die neuere Geſchichte, für welche ohnehin zahlreichere Quellen und Belege vorlagen, bis zum Jahre 1558 herab. Gleichwohl ſind die Jahre, die dieſem Ziele am nächſten lagen, verhältnißmäßig am dürftigſten behandelt. Gelegentlich erläutert er die Vergangenheit aus den Zuſtänden und Thatſachen der Gegenwart, und nimmt an verſchiedenen Orten, wie namentlich bei der Geſchichte der Hunyadi, die noch immer lebendige mündliche Ueberlieferung zu Hülfe. Dieſem Gange gemäß gelten die Hunnen als die Vorfahren der Ungarn; nur daß die Dinge, die ſchon bei Kéza in räthſelhaftem Dunkel liegen, durch ihn noch weniger zur Klarheit gebracht ſind. Nach dem Tode Attilas kehren die Ungarn oder Hunnen unter ihrem Häuptlinge Csaba nach dem ſkytiſchen Lande zurück. Dieſer aber behielt, wie Székely treuherzig hinzufügt, „den fetten Boden Pannoniens fortwährend im Gedächtniſſe, und ermahnte ſeine Söhne, daß ſie künftighin wieder einmal einen Zug dorthin unternehmen ſollten“. Von den Avaren ſchweigt er gänzlich: er iſt dagegen eifrig bemüht darzuthun, daß Karl der Große nicht die Ungarn bekämpft haben könne, da von ihnen nur die Szekler in Siebenbürgen zurückgeblieben ſeien. Bei dieſer Gelegenheit flicht er die ganze Reihe der byzantiniſchen Kaiſer bis auf den letzten Conſtantinus ein, und ſcheint hierin der Anordnung in dem Werke Cuspinians: de caesaribus atque imperatoribus gefolgt zu ſein. Auf Conſtantinus wendet er den Traum Nebukadnezars an, welchen Daniel auslegte, kehrt nach dieſer Abſchweifung noch einmal zu den Hunnen zurück, und erweiſt aus einer beigefügten Stammtafel die Herkunft der ungariſchen Könige von Attila und Noah. So gelangt er zu der Arpádſage, und von dieſer zu den Wanderzügen der Ungarn durch die europäiſchen Länder. Die Regierungszeit eines jeglichen Königs wird nach einem feſtſtehenden, ſich regelmäßig wiederholenden Schematismus behandelt. Voran das allgemeine Bild der Zeit: hierauf die Kriegszüge jedes einzelnen Fürſten der Reihe nach aufgezählt. Bei dieſer Behandlung geht Székely nur höchſt ſpärlich in die belebenden Motive der Geſchichte

ein: die einzelnen Begebenheiten sind in nackter Aeußerlichkeit nebeneinandergestellt. An manchen Orten ist selbst die Chronologie verrückt. Dagegen gelingt es ihm vortrefflich den bei Turóczi auseinandergelegten Stoff in kurze und präcise Sätze zusammenzuziehen, und man dürfte nur selten ein Ereigniß finden, bei welchem die äußerlichen Haltpunkte nicht deutlich wiedergegeben wären. Von dem öffentlichen Leben und der Verfassung Ungarns ist nirgends die Rede; dagegen nehmen die religiösen Angelegenheiten überall sein Interesse in Anspruch, und bei diesen geht er gewöhnlich über das Maß der von ihm in der Darstellung beobachteten Oekonomie hinaus. Sehr bezeichnend und kernig ist namentlich sein Urtheil über die Kirchenversammlung von Kostnitz. „Wiewohl auf diesem Concilium", so schreibt er, „viele Fürsten und Bischöfe waren, so stand doch von denselben nicht einer auf Seiten Christi, sondern alle befanden sich auf Seiten des Teufels. Unter diesen begruben sie Christum völlig mit aller ihrer Macht, und erhoben sich selbst an seine Stelle". Die Hinrichtung Johann Hussens erzählt er in folgender Weise: „Hier auf diesem Concilium entsetzten sie zuerst Johann Hussen seiner Würde, das heißt: sie legten ihm ein Meßgewand an, welches die Bischöfe Stück für Stück wieder von ihm herunterrissen, und schabten ihm hierauf die Tonsur und die vier Finger ab; sodann überlieferten sie ihn in die Hände der Fürsten. Während man ihn zur Feuerstätte hinausführte, sprach er: Jesus Christus, Sohn des lebendigen Gottes, der Du um meinetwillen gestorben bist, erbarme Dich meiner! Auf sein Haupt setzten sie eine aus Papier gefertigte Bischofsmütze, und malten zwei Teufel darauf; er aber rief mittlerweile auf seinem Wege sein „juste judex Jesus Christus". Sie verbrannten aber Johann Hussen an derselbigen Stelle, woselbst der Cardinal Pancratius einen alten Esel begraben hatte". Zuweilen nimmt er auch kleine kritische Anläufe, wie dies geschieht, wo er die verschiedenen Nachrichten über Aladár und Dauzio zusammenstellt, und zugleich die Frage aufwirft, ob jener wirklich die ihm zugeschriebene Herrschaft in Pannonien habe behaupten können? Die ganze Eigenthümlichkeit Székelys stimmt, die metrische Form abgerechnet, mit dem vorhin geschilderten Charakter der Reimchroniken überein. Ohne den leisesten Anhauch von Ueberschwänglichkeit, in der Sprache

unbiegsam und nüchtern bis zur Trockenheit — läßt er gleichwohl die Thatsachen in plastischer Form hervortreten. Die gedrängte Darstellung scheint indessen der allgemeinen Verbreitung des Buches hinderlich gewesen zu sein; wenigstens hört man von späteren Ausgaben desselben nichts mehr[21]). Jedenfalls wurde sein Einfluß durch ein anderes Geschichtswerk bald völlig zurückgedrängt.

Der Verfasser desselben war Kaspar Heltai. Ueber das äußere Leben dieses Mannes besitzen wir zwar etwas genauere Nachrichten als über dasjenige Székelys; doch sind sie noch immer spärlich genug. Er stammte aus Helta, welcher Ort zu dem Gerichtsstuhle des alten Cibinium, des ungarischen Szeben, oder des heutigen Hermannstadt gehörte, und war von deutscher Abkunft. Ueber sein Geburtsjahr findet man nichts aufgezeichnet; wir erfahren bloß, daß er im Jahre 1543 zu Wittenberg seine theologischen Studien abschloß. Nach der Rückkehr in die Heimath verschafften ihm seine Talente in kurzer Zeit einen solchen Ruf, daß er zum Prediger der evangelischen Gemeinde von Kolosvár berufen wurde. In dieser Stadt, woselbst seit der Trennung Siebenbürgens von den übrigen Kronländern das ungarische Leben allmälig festeren Boden zu gewinnen begann, eignete sich Heltai vermuthlich die gründliche Kenntniß der ungarischen Sprache an, welche ihn befähigte, sich derselben bei seiner schriftstellerischen Thätigkeit vorzugsweise zu bedienen. In seiner Stellung zu Kolosvár befand er sich noch in dem Jahre 1551, wie sich aus einem deutschen Schriftchen ergiebt, das er unter dem Titel: „Trostbüchlein, mit christlicher Unterrichtung, wie sich ein Mensch bereiten soll zu einem seligen Sterben" um jene Zeit durch den Druck veröffentlichen ließ. Durch seine vielseitige Bildung und mehr noch durch eine höchst erregbare Natur wurde er indessen in alle religiöse und literarische Bewegungen der Zeit hineingezogen.

---

21) Die älteste Ausgabe Székelys führt im Ungarischen folgenden Titel: Chronica ez világnak jeles dolgairól. Krakóba 1559. Die neue Ausgabe Toldys erschien unter dem Titel: Székely István magyar kronikája. (Kivonva világ-kronikájából) in einer von ihm veranstalteten Sammlung der Geschichtschreiber des sechszehnten Jahrhunderts: Tizenhatodik századbeli magyar történetirók. 1854. I 1—66.

Schon seit der Synode von Erdöd im Jahre 1545 und den darauf folgenden Reichstagsbeschlüssen von 1548 hatte in Ungarn die allmälige Trennung des helvetisch-reformirten Glaubensbekenntnisses von der augsburgisch-evangelischen Kirche ihren Anfang genommen. Trotz der anfänglich höchst feindseligen Behandlung von Seiten der Regierung machte das erstere unter den Ungarn zusehends größere Fortschritte; der Reichstag von 1556 [22]) sah sich bereits genöthigt wenigstens mittelbar die Duldung desselben auszusprechen, und in Siebenbürgen gelangte bald darauf der Grundsatz allgemeiner Religionsfreiheit zur thatsächlichen Geltung [23]). Ohne Zweifel war es die durch alle diese Ereignisse hervorgerufene Gährung der Gemüther, welche auch auf die religiösen Ueberzeugungen Heltais mächtig einwirkte, und ihn im Jahre 1560 veranlaßte, sich der reformirten Glaubensgenossenschaft anzuschließen. Haner scheint in einer etwas unklaren Stelle andeuten zu wollen, als ob dieser Uebertritt erst in Folge einer gewaltsamen und einstimmig beschlossenen Ausstoßung aus seiner früheren Gemeinde erfolgt sei; aber es läßt sich bei dem Charakter, wie ihn Heltai bei verschiedenen Anlässen bewährte, nicht anders vermuthen, als daß diese Entfernung von seinem Predigtamte eben durch die Verschiedenheit religiöser Prinzipien herbeigeführt wurde, und daß er schon früherhin seine Hinneigung zur helvetischen Confession kundgegeben hatte. Der Austritt dürfte demnach wie meistens in solchen Fällen den beiderseitigen Wünschen entsprochen haben. Gewiß ist, daß Heltai fortwährend in Kolosvár blieb, und sehr wahrscheinlich, daß er nunmehr als Prediger der dort gegründeten reformirten Gemeinde thätig war. Aber auch damit waren die religiösen Kämpfe seines Lebens nicht abgeschlossen. Bald nach dieser Zeit fanden die Ansichten Lelio Socinis, der sich

22) Man findet die Ergebnisse dieses Reichstages gut erläutert und zusammengestellt bei Szalay László, Magyarország története, IV 305—306.

23) Es geschah dies im Jahre 1557 auf dem Landtage von Kolosvár unter Königin Isabella, nachdem die durch ihre Unduldsamkeit verhaßt gewordene Regierung Ferdinands I durch die allgemeine Erhebung des Landes beseitigt worden war. (J. Chr. v. Engel, Geschichte des ungrischen Reichs, IV 150—152).

persönlich eine Zeit lang in Siebenbürgen aufhielt, Eingang in diesem Lande. Es wurde deßhalb in Gyulafejérvár, dem heutigen Karlsburg, sogar eine Disputation veranstaltet, und Heltai gab die Verhandlungen derselben in lateinischer Sprache heraus. Dies geschah im Jahre 1568. Schon im Jahre 1570 erklärte er bei Gelegenheit der zweiten Auflage seiner Disputation, daß er den Ansichten der Unitarier vollständig beitrete. Ob er auch bei diesen noch ein kirchliches Amt bekleidet habe, ist zweifelhaft, weil wir bestimmt wissen, daß er damals — vielleicht schon früher — die Leitung einer eigenen Druckerei in Kolosvár besorgte. Mit dem Jahre 1575 verschwindet jede Spur seiner Thätigkeit, und die letzten Schicksale seines Lebens liegen völlig im Dunkeln, da man nicht einmal Jahr und Tag seines Todes kennt. Wenn Haner ihn eines leichtfertigen Wankelmuthes bezichtigt, da er zuerst von der katholischen Kirche zur evangelischen Lehre, von dieser wieder zum helvetischen Glaubensbekenntnisse abgefallen, und endlich Unitarier geworden sei, so ist dieser Vorwurf, in solcher Weise begründet, durchaus ungerechtfertigt. In dem Gegensatze gegen die alte Kirche schwankte er, wie sich aus Haners eigener Darstellung ergiebt, nicht einen Augenblick; er schritt vielmehr in der ganzen Stufenfolge seiner Umwandelungen zu den äußersten Consequenzen fort. Diese Art des Wechsels hatte aber bei der heftigen Erschütterung der Ueberzeugungen, welche die Reformation hervorrief, überall nicht bloß einzelne, sondern auch größere Versammlungen, Körperschaften und Synoden, sogar ganze Ländergebiete ergriffen; er dauerte so lange fort, bis die Parteikämpfe sich abgeklärt, und die neuen Religionsbekenntnisse feste Gestaltung gewonnen hatten. So kärglich nun auch diese Nachrichten über Heltais Leben sind, so leuchtet doch so viel aus ihnen hervor, daß wir es hier mit einem merkwürdigen Manne zu thun haben, der nicht bloß durch seine religiöse Entwickelung, sondern auch durch die Vielseitigkeit seiner Bildung unsere Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt[24]).

---

24) Ich war bei dieser Darstellung völlig auf die dürftigen Umrisse beschränkt, welche sich in Haner scriptores r. h. et tr. p. 201—205 vorfinden. Toldy hatte seiner Zeit ausführlichere Nachrichten über Heltai für den

Heltais Thätigkeit erſtreckte ſich außer den kirchlichen Angelegenheiten noch über eine ganze Reihe gemeinnütziger und literariſcher Gegenſtände. So verfaßte er Denkverſe über das, was während der verſchiedenen Monate in Beziehung auf Wirthſchaft und Geſundheit zu thun ſei, in guten lateiniſchen Diſtichen. Er veranſtaltete ferner eine Sammlung von Fabeln unter dem Titel: „hundert Fabeln, welche Kaspar Heltai aus Aeſopus und anderswoher geſammelt, und zugleich mit dem Sinne derſelben zuſammengeſtellt hat“ [25]). In welchem Jahre dieſes Buch veröffentlicht wurde, iſt nicht mehr zu ermitteln, da aus dem einzig noch übrigen und zudem unvollſtändigen Exemplare, in deſſen Beſitze ſich die ungariſche Akademie befindet — habent sua fata libelli — das Titelblatt herausgeriſſen iſt. Wenn es aber, wie Toldy verſichert, in Heltais eigener Druckerei zu Kolosvár gedruckt worden iſt, ſo fällt es vermuthlich in die ſpäteren Lebensjahre des Verfaſſers. Noch im Jahre 1570 beſchäftigte ſich derſelbe mit einer Sammlung geiſtlicher Lieder, die er unter dem Titel: „Göttliche Lobgeſänge, Gebete und Troſtlieder“ [26]) erſcheinen ließ. Außerdem führt Toldy noch mehrere ohne Namen herausgekommene Schriften an, als deren Verfaſſer er Heltai betrachtet. Fortwährend aber, und zuletzt faſt ausſchließlich nahmen ihn ſeine hiſtoriſchen Arbeiten in Anſpruch. Schon im Jahre 1565 veröffentlichte er ſein Buch: historia inclyti Matthiae Hunyadis, regis Hungariae augustissimi. Ich habe daſſelbe nicht in Händen gehabt; aber aus der von Haner mitgetheilten Analyſe ergiebt ſich, daß ſein Inhalt den entſprechenden Decaden Bonfinis entnommen war. Heltai, welchen die erſte Ausgabe des Bonfiniſchen Werkes von 1543 nicht befriedigt hatte, beſchäftigte ſich eifrig damit die zerſtreuten Handſchriften zu ſammeln und dadurch die Herſtellung eines

---

proſaiſchen Theil ſeines Handbuches der ungariſchen Sprache und Literatur (a mag. nyelv és irodalom kézikönyve) zugeſagt; dieſer iſt aber bisjetzt nicht erſchienen.

25) Száz fabula, melyeket Aesopusból és egyebünnen egybe gyüjtött és öszveszörzett, a fabuláknak értelmével egyetembe Heltai Gáspár. (Toldy Fer., a mag. költészet kézikonyve, 1855, I 98).

26) Isteni dicséretek, imádságos és vigasztaló énekek.

authentiſchen Textes möglich zu machen. Seine Wirkſamkeit griff demnach, wenn ſchon von einem ganz unabhängigen Standpunkte aus, vollſtändig in die hiſtoriſchen Beſtrebungen Paul Iſtvánfis, Brenners von Biſtritz, und Johannes Zſámbokis von Tirnau ein, deren ich bei anderer Gelegenheit gedacht habe. In der Darſtellung der Regierung Mathias Hunyadis folgte er im weſentlichen den Angaben Bonfinis; die Eigenthümlichkeit ſeiner geiſtigen Richtung bewährte er nur darin, daß er ſeiner Abneigung gegen das Papſtthum in häufigen Randbemerkungen Luft machte. Bei Fortſetzung ſeiner Arbeiten erkannte Heltai den Werth der geſchichtlichen Geſänge in ungariſcher Sprache. Er veranſtaltete daher eine Sammlung derſelben, die er im Jahre 1574 unter dem folgenden Titel herausgab: „Cancionale, das heißt geſchichtliches Liederbuch, worinnen mancherlei ſchöne Erzählungen gedruckt ſind von den ungariſchen Königen und anderen ſchönen Begebenheiten. Ergetzlich zum Leſen und Anhören“ [27]). Es ſind darin Geſänge von den beiden Temesvári, Tinódi, Balkai, Bánkai, Görcſöni, Fazekas und anderen aufgenommen. Ohne Zweifel hatte Heltai dieſe geſchichtlichen Liederdichter bei den vorbereitenden Arbeiten für ſein vaterländiſches Geſchichtswerk kennen gelernt; denn dieſes erſchien ſchon in dem folgenden Jahre 1575 als „Chronik von den Thaten der Ungarn“ [28]). Am Schluſſe dieſes Buches verſprach Heltai, ſofern Gott es wolle, noch einen zweiten Theil ſeiner Chronik, der die Ereigniſſe bis auf die nächſte Gegenwart herabführen ſollte. Da dieſer nie erſchienen iſt, und überdies von der Veröffentlichung ſeiner Chronik hinweg jede Spur von Heltai verſchwindet, ſo dürfen wir annehmen, daß ihn bald nachher der Tod überraſcht habe. Dieſes letzte Werk iſt indeſſen das größte und wichtigſte ſeines Lebens, und zugleich dasjenige, weßwegen allein an dieſem Orte von ihm geſprochen werden muß.

Heltai war nicht Forſcher im engeren Sinne, er konnte für

27) Cancionále, azaz históriás Énekeskönyv, melyben külembkélembféle szüp löttdolgok vadnak nyomtatva a magyar királyokról és egyéb szép löttdolgokról. Gyönyörüségessek olvasásra és hallgatásra.

28) Chronika az Magyaroknak dolgairól. (Haner etc. p. 202.)

ſeine Chronik keine neue urkundliche und archivaliſche Schätze benutzen. Dazu ſtimmten damals die Lage der Dinge und die Richtung des öffentlichen Geiſtes in Ungarn durchaus nicht; und ſelbſt wenn Heltai etwas derartiges gewollt hätte, ſo gewährte ihm doch ſein innerlich viel bewegtes Leben, ſeine nach allen Seiten hin in Anſpruch genommene Thätigkeit hierfür nicht die nöthige Ruhe. Sein Buch war im weſentlichen nichts anderes, als eine Bearbeitung des in dem Werke Bonfinis zuſammengetragenen Stoffes. Er ſelber erklärte dieſes in anſpruchloſer und unumwundener Weiſe, indem er auf das Titelblatt die folgende Stelle ſetzte: „Kaspar Heltai hat dieſe Chronik in ungariſcher Sprache verfaßt und dieſelbe aus dem großen Werke Anton Bonfinis und anderen Geſchichtsbüchern mit nicht geringer Mühe (nem kiczin munkával) in Ordnung gebracht“. Er konnte und wollte demnach lediglich ein Werk, welches die Geſchichte ſeines Landes in der den meiſten unzugänglichen lateiniſchen Sprache behandelt hatte, durch Uebertragung in das ungariſche allen Klaſſen und Kreiſen des Volkes näher bringen. Noch deutlicher hat er ſich darüber in der Einleitung zu ſeiner Chronik ausgeſprochen, wo er von dem Verhältniſſe Bonfinis zu König Mathias und des letzteren freigebiger Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Leiſtungen ſpricht. „Denn wenn König Mathias“, ſo ſagt er dort, „nicht ſo reichlich geſpendet, oder in wächſernem Geſchirre mit Kornelreiſern gekocht hätte, wie die jetzigen Fürſten und Herren thun — wahrlich! es wäre auch nicht der Fetzen von einer Chronik zu Stande gekommen, und kein Menſch wüßte, wie die Ungarn hereingekommen, und von wannen ſie in das Reich gekommen wären, und welches von Anfang an in dem Reiche die Fürſten und Könige geweſen wären, und anderes mehr. Deßwegen ſollten alle gutgeſinnte Männer ihm Dank wiſſen; auch dürften diejenigen der Werthſchätzung werth ſein, welche ſich darum bemüht haben und noch immer darauf hinarbeiten, auf daß die Ungarn in ihrer eigenen Sprache die ruhmvollen Thaten ihrer Vorfahren anſchauen können; aber nur wenige finden ſich, welche zu irgendwelcher Dankesleiſtung an die armen biederen Leute geneigt wären. Was machen? So war die Welt von Anfang an. Nun, ſo möge denn auch ein jeder es nach ſeinem Behagen treiben!“ Bei ſolchen ziemlich unzweideutigen Kundgebun-

gen will Heltai nur von seinem eigenen Standpunkte aus beurtheilt sein, und dies kann um so unbedenklicher geschehen, da selbst ein oberflächlicher Blick sein Verdienst in deutlicher Weise erkennen läßt. Heltais Buch ist nicht eine bloße Uebersetzung und, die Vertheilung des Stoffes abgerechnet, nicht einmal Nachahmnng. Er hat die gezierte Darstellung Bonfinis in die einfache Sprache des Volkes umgewandelt, und niemand würde durch die markige Weise, in welcher Heltai seine Gegenstände behandelt, an den Italiener erinnert werden. Daher das hauptsächlichste Verdienst seiner Chronik, vor allen Dingen zur Erhaltung des geschichtlichen Bewußtseins unter dem Volke kräftig mitgewirkt zu haben.

Heltai beginnt wie Bonfini mit der Beschreibung von Scythien; aber den Schwall hochfliegender Gelehrsamkeit und unfruchtbaren Wissens, den dieser dort entfaltet, hat er mit praktischem Geiste in wenige, einfache und greifbare Thatsachen verdünnt. „Denn mir scheint denn doch", so sagt er wörtlich, „daß diese Dinge für einen schlichten Ungar nicht nöthig seien. Das mögen finnische Studenten im lateinischen Bonfini nachlesen, wenn sie Lust dazu verspüren". Ausführlich bespricht er dagegen die damalige Eintheilung Ungarns in fünfundsiebzig Comitate (vármegyék), wobei er Gelegenheit findet, die Darstellung des italienischen Geschichtschreibers vielfach zu berichtigen. Mit sichtbarer Vorliebe verweilt er sodann längere Zeit bei dem siebenbürgischen Lande, und bildet sich von dort aus den Uebergang zu der Urgeschichte der Magyaren. In dieser folgt er, soweit es die Anordnung des Stoffes betrifft, im wesentlichen der Auffassung Bonfinis, obschon er in der Darstellung selber wie überall die Eigenthümlichkeit seines Wesens behauptet. Wie jener verquickt er die Geschichte der Ungarn in diejenige der Avaren, läßt die ersteren mit Karl dem Großen kämpfen, und bringt dadurch, überdies von der zaubervollen Großartigkeit dieses Fürsten bestochen, die Geschichte seines Landes in eine widerspruchvolle Verwirrung, welche noch in die Epoche des wirklichen Auftretens der Magyaren hineinreicht. Die Thaten des Almos und Arpád, und die Verwickelungen mit Swatopluck tragen sich schon vor den Zeiten Karls des Großen zu, und später brechen die Magyaren, die sich mittlerweile in der Wallachei und den nördlichen Gegenden von Griechenland verschlüpft haben,

mit neuer Macht hervor um sich über die europäischen Gegenden zu ergießen. Erst mit dem Fürsten Gejza, dem Vater Stefans des Heiligen, findet Heltai den geschichtlichen Boden wieder. Weicht er nun auch in der hierauf folgenden Geschichte der Könige nur selten von der zu Grunde gelegten Quelle ab, so hat er doch durch eine lichtvolle Vertheilung des Stoffes seinem Buche den Charakter einer volksthümlichen Chronik zu sichern gewußt. Die Geschichte je eines Königs ist in einen Hauptabschnitt mit entsprechender Angabe des Inhaltes gebracht, welcher wieder in einzelne Kapitel zerfällt. Den einzelnen Absätzen dieser letzteren, welche verschiedene Thatsachen darstellen, gehen Zusammenzüge zur Seite, welche am Rande angebracht und mit scharfer Genauigkeit abgefaßt sind. Diese technische Anordnung ist indessen bei Heltai nicht bloß äußerlich; er hat den inneren Faden der Begebenheiten damit in Einklang gebracht, und weicht gerade darin wie in der Beurtheilung der Thatsachen überhaupt sehr häufig von Bonfini ab. Ich hebe zu dem Ende, um dies durch ein Beispiel deutlich zu machen, namentlich die große Verschiedenheit zwischen beiden in der Schilderung der Regierung des Königs Ladislaus I hervor. Bonfini sagt im Einklange mit Turóczi, daß dieser Fürst unter jubelndem Zurufe von allen Großen des Reiches einstimmig zum Könige erhoben worden sei; Heltai dagegen giebt zu verstehen, daß sich die weltlichen Herren anfänglich zu Salomon hingeneigt hätten, der ein weltlicher und ritterlicher Mann gewesen sei, und sich wenig um das närrische Ceremonienwerk der Geistlichkeit gekümmert habe (. . . ., és keveset gondolna a papoknak pepecselésseknek ajtatosságával), daß aber die Erzbischöfe und Bischöfe die Wahl des Ladislaus durchgesetzt hätten. Er beweist damit die Sicherheit seines geschichtlichen Tastsinnes; denn eine ruhige Prüfung der späteren Thatsachen zeigt in der That, daß ein ansehnlicher Theil der Reichsmagnaten noch längere Zeit auf Salomons Seite stand. Die Frömmigkeit des Königs, welche Bonfini mit verschwenderischer Freigebigkeit von Worten zum Himmel erhebt, kömmt dem ultraprotestantischen Heltai keineswegs gelegen; ja er meint sogar, man habe ihn nur darum gewählt, weil er mit vollen Händen Schenkungen an die Geistlichkeit gemacht: auch habe er, sobald er König gewesen, Klöster gegründet, Kirchen und Kapellen

erbaut, und denſelben reichliche Güter zugewendet. „Und zu allen Zeiten“ ſo ſetzt er hinzu, „wohnte er regelmäßig allen Hochämtern, Frühmeſſen und Veſpern bei. Und auch nur dieſes ſchien den Biſchöfen und ihren Dienern von Nöthen zu ſein“. Nach Bonfini war es eine höhere Eingebung, welche den König Ladislaus zu dem Entſchluſſe führte, die Gebeine des heiligen Stefan aus dem Grabe emporheben zu laſſen, und ſie zu einem Gegenſtande frommer Verehrung zu machen. Nach Heltai war es bloß die Geiſtlichkeit, welche den König dazu anſtachelte, weil ſie aus dem Körper des heiligen Stefan eine Reliquie machen wollte. Wie er ſolchergeſtalt die Motive in den Handlungen des Königs bedeutend verändert, ſo hat er die Thatſachen aus der Regierungszeit deſſelben auch äußerlich anders zuſammengeſtellt. Es ließe ſich eine große Zahl ſolcher Abweichungen darlegen, wenn es ſich überhaupt der Mühe verlohnte dieſe Seite des Heltaiſchen Buches noch weiter zu verfolgen. Sie begleiten die ganze lange Reihe der Könige, und ſelbſt die Regierung des ſonſt von Heltai hochverehrten Mathias Hunyadi iſt nicht ganz davon verſchont geblieben. Das Werk Bonfinis konnte nur bis in die erſten Jahre der Regierung Wladislavs II zur Grundlage dienen; den größeren Theil der Begebenheiten aus der Zeit dieſes Königs wie ſeines Sohnes und Nachfolgers bis zur verhängnißvollen Schlacht von Mohács mußte Heltai aus anderweitigen zeitgenöſſiſchen Quellen ergänzen, die ohnehin ſeinem eigenen Leben näher lagen. Mit fühlbarem innerem Schmerze ſchildert er die Zerklüftung der öffentlichen Zuſtände nach dem Tode des Königs Mathias, die Vernichtung der von ihm geſchaffenen Werke und Einrichtungen, und vor allem die herzloſe Weiſe, in welcher die großen Herren des Landes, und unter ihnen gerade diejenigen, welche dem großen Hunyadi ihre Erhebung verdankten, die Familie deſſelben in den Staub zu treten bemüht waren. Der kurze Abſchnitt über die Schlacht, in welcher der junge Johannes Hunyadi von Stefan Báthori und Paul Kinizſi auf das Haupt geſchlagen wird, hat an dem Rande die bezeichnende Inhaltsanzeige erhalten: „Dank der Herren für des Königs Mathias große Wohlthaten“. Etwas unhöflich fertigt er die Königin Wittwe Beatrix ab. Bekanntlich wollte dieſe um jeden Preis ihre Vermählung mit dem neuen Könige Wladislav durch-

seßen, und der Erzbischof Peter von Kalocsa gab sich dazu her diesen Plan bei dem Reichstage von Buda mit seinem Ansehen zu unterstützen. „Aber die ganze Versammlung", so heißt es bei Heltai, „sprach gegen diese Heirath; denn man wünschte nicht, daß er diese unfruchtbare Weibsperson zur Gattin nehme, sondern sich mit einem jungen schönen Fräulein vermähle, um durch sie dem Reiche Thronerben zu geben". Mit wenigen aber scharfen Worten zeichnet er den in dem Jahre 1514 veranstalteten Kreuzzug, zu welchem man das Volk unter die Waffen gerufen hatte, den aber die Ungeschicklichkeit des Adels bald in eine gegen ihn selber gerichtete Empörung und in einen blutigen Bauernkrieg umwandelte. „Dieweil nun aber diese sich mit nichten zu einem eigentlichen Kriegszuge wider die Türken verstanden, darum zürnten sie auf die Nemesch, und sprachen: Sie haben so lange Zeit an unserem Schweiße und Blute gesaugt, und nun verkriechen sie sich und wagen nicht für das Vaterland wider die Türken zu streiten. Kommt, ziehen wir auf sie los, auf diese Blutigel! Und so fingen sie an sie zu verfolgen, zusammenzuschlagen, niederzuhauen und zu spießen". Die blutige und grausame Wendung, welche der Aufruhr nahm, mißt Heltai theils dem zweideutigen Benehmen Wladislavs, theils den eigensüchtigen Zwecken Johannes Zápolyas bei. Erst nachdem dieser mit grausamen Mitteln die Empörung gedämpft hatte, kehrte die eiserne Ruhe der Reaktion zurück. „Und so machten die Nemesch das Gemeinvolk (községet) nicht bloß zu Jobbágyen, sondern zu Sklaven". Die Regierung des Königs Wladislav aber schließt er mit folgender Schilderung: „Und der König Wladislav war von gutem, ruhigem Gemüthe. Und die Ungarn verachteten ihn wegen dieser seiner Gelassenheit. Auch war er freigebig. Und als die Magyaren dieses sahen, erbettelten sie alles von ihm. Auch hatten die Herren ihm fast alle Einkünfte entzogen, und er kam deswegen so in Noth, daß man jeden Tag das Fleisch für seine Küche bei den Metzgern von Buda auf Rechnung schreiben lassen mußte. Es schadete ihm sehr, daß er kein Ungarisch verstand. Er mußte alles durch einen Dolmetscher sprechen. Hatte man ihm etwas gesagt, so antwortete er bloß: dobrsa, dobrsa". Die Regierung Ludwigs II, des Sohnes Wladislavs, ist nur kurz und lückenhaft behandelt. Die ganze

Darstellung dreht sich fast ausschließlich um die Schlacht von Mohács, welche den Tod des Königs herbeiführte, und zugleich der äußeren Unabhängigkeit Ungarns ein Ende machte. Mit diesem Ereignisse schließt sein Werk. Bemerkenswerth ist hierbei die ganz entschiedene Abneigung, mit welcher er von Anfang an, und zwar schon unter König Mathias, das Verfahren der Familie Zápolya behandelt. Dem Zeitgenossen Ludwigs II, dem bekannten Johannes Zápolya, schreibt er ein geheimes Einverständniß mit Suleiman II schon vor der Schlacht von Mohács zu, und betrachtet den unglücklichen Ausgang derselben als Folge dieser Verrätherei. Diese Beschuldigung gegen Zápolya hat zwar Szalay, wenigstens für diese frühe Zeit, mit überzeugenden Gründen zurückgewiesen; dennoch sprach Heltai in dieser Behauptung eine weit verbreitete Meinung der Zeitgenossen aus. Um so mehr ist zu bedauern, daß es ihm nicht mehr vergönnt war den in Aussicht gestellten zweiten Theil seiner Chronik zu vollenden. Dieser würde zwar sicherlich eben so wenig als der erste überall unumstößliche Thatsachen enthalten, aber immerhin auf die damalige Stimmung des Volkes, und die gegenseitige Stellung manche interessante Streiflichter geworfen haben.

Hat nun Heltai schon in dem Materiale, obgleich er sich gerade hier auf Bonfini stützen mußte, seine Selbständigkeit zu behaupten gewußt, so erscheint er dagegen als frei und unabhängig in allem, was im engeren Sinne Stil und Darstellung betrifft. Er hat von Anfang an die schwache Seite der rhetorischen Ueberschwänglichkeit in dem Werke des italienischen Geschichtschreibers erkannt, und seine Vorkehrungen dagegen getroffen. Die gedehnten Betrachtungen, welche dieser in seine Darstellung einflicht, die hochgeschraubten Ausdrücke, die in grellen Farben aufgetragenen Schilderungen, die zierlich gedrechselten und ausgemeißelten Redeproben seiner Helden — alles dies hat der ungarische Geschichtschreiber regelmäßig bei Seite liegen lassen, oder wenigstens auf ein verdünntes Maß zurückgeführt. Selbst in der Satzfügung meidet er die Anhäufung der Participien, sowie die Vielgliedrigkeit zusammengesetzter Sätze, und paßt seine Gedanken genau der damaligen Einfachheit der ungarischen Prosa an. Durch diese haushälterische Sparsamkeit in der Anwendung oratorischer Mittel, die er auch in seinen Fabeln trefflich durchge-

führt hat, ſicherte er ſeinem Werke die Eigenthümlichkeit eines Volksbuches, die es auch bis zu dieſer Stunde bewahrt hat. Die proteſtantiſche Färbung, welche durch ſein ganzes Buch hinzieht, hat für uns keinen Werth mehr; aber für Heltais Zeit ſelber war ſie von großer Bedeutung; ſie half eingewurzelte Vorurtheile beſiegen, und die Thatſachen der Geſchichte unter neuen Geſichtspunkten betrachten. Trotz der vollſtändigen Nüchternheit ſeines Weſens geſtattete er doch zuweilen dem Sagenhaften, ſelbſt dem Romantiſchen und abenteuerlichen den Zugang, ſofern dieſes nur nicht gegen ſeine proteſtantiſche Anſchauung verſtieß. So hat er die Einwanderung der Deutſchen unter dem Namen der Sachſen ſowohl in die Zips als nach Siebenbürgen in das Zeitalter Karls des Großen hinaufgerückt, obſchon ſie, wie jetzt nachgewieſen iſt, erſt dem zwölften Jahrhunderte angehört. Ueber die Herkunft der Hunyadi nahm er des langen und breiten jene ſeltſame Erzählung auf, welche Johannes Hunyadi'n von Kaiſer Sigismund und einem wallachiſchen Fräulein abſtammen läßt; ſie gehört aber nunmehr nach Telekis gründlichen Forſchungen in das Reich geſchichtlicher Fabeln. Demungeachtet bleibt Heltais Chronik ein merkwürdiges Buch, und dies um ſo mehr, da ſie an dem Abende ſeines Lebens, und nach ſeinem Charakter zu urtheilen, ohne alle Nebenzwecke, lediglich im Dienſte der Wahrheit geſchrieben worden iſt. In einer furchtbar ſchweren Zeit, welche ſein geliebtes Vaterland in einzelne Bruchſtücke zu zerreißen drohte, entwarf er in der Nationalſprache ein lebendiges und ausführliches Gemälde der ungariſchen Geſchichte, und legte dieſelbe ſeinem Volke an das Herz. Leider bin ich nicht im Beſitze der nöthigen bibliographiſchen Angaben, um nachweiſen zu können, ob und in welchem Umfange noch weitere Ausgaben der Heltaiſchen Chronik veranſtaltet worden ſind [29]). Daß ſie aber ein verbreitetes und geleſenes Buch

29) Die jüngſte Ausgabe iſt diejenige, welche Toldy unter dem Titel: Heltai Gáspár magyar krónikája veranſtaltet hat. Sie bildet einen Theil der ſchon oben angeführten größeren Sammlung: Tizenhatodik századbeli magyar történetirók. Régi kiadások és kéziratok után szerkeszté Toldy Ferenc. Pest 1854, I 67–618. Obſchon nun dieſe Ausgabe, wie der Titel beſagt, nach älteren Ausgaben und Handſchriften veranſtaltet worden iſt, ſo wird doch von dieſen keine Rechenſchaft gegeben.

war, scheint aus zwei Umständen hervorzugehen. Zunächst blieb die protestantische Richtung, in der sie geschrieben war, bis an das Ende des Jahrhunderts und noch darüber hinaus fortwährend im Wachsen. Sodann knüpften lateinische Geschichtschreiber wie spätere ungarische Chroniken mehr oder weniger an den Zeitpunkt an, mit welchem Heltai geschlossen hatte. In beiden Fällen läßt sich die Bekanntschaft mit seiner Chronik stillschweigend voraussetzen.

Mittlerweile waren die ungarischen Katholiken in der Pflege historischer Arbeiten keineswegs müßig; nur geschah dies in sehr verschiedener Weise, und mit ganz anderen, zum Theil viel ausreichenderen Hilfsmitteln, als sie den aus dem Volksleben hervorgegangenen protestantischen Schriftstellern zu Gebote standen. Trotz der fortschreitenden Ausdehnung der protestantischen Glaubensgenossenschaften blieben die Staatsgewalten auf das engste und fast ausschließlich mit der katholischen Kirche verbunden, und gerade das gewaltsame Dazwischentreten der türkischen Herrschaft beförderte die enge Verbindung zwischen jener und der durch das habsburgische Haus vertretenen Monarchie, obschon durch den gleichen Umstand auch der Verbreitung der evangelischen Lehre unter den Volksmassen mächtiger Vorschub geleistet wurde. Das unaufhörliche Schwanken der politischen Ereignisse, die neuen Bündnisse und diplomatischen Verbindungen, zu denen sie nöthigten, die zahlreichen oft umgestoßenen und erneuerten Verträge, welche daraus hervorgingen, förderten den Trieb und das Bedürfniß die hierauf bezüglichen Thatsachen durch schriftliche Aufzeichnung nach ihrer ursprünglichen Fassung in dem Gedächtniß aufzubewahren, und weckten durch alles dieses die historische Thätigkeit. Man fühlte zugleich, daß es sich in den heißen Kämpfen, welche nun einmal auf ungarischem Boden entzündet waren, nicht bloß um eine vorübergehende Ueberlegenheit durch rohe Kriegsgewalt, sondern um dauernde und haltbare Siege mit Hilfe leitender Ideen handle. Unter der drängenden Einwirkung aller dieser Triebfedern sehen wir im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts eine ganze Reihe von *Geschichtswerken* entstehen, welche fast alle den gleichzeitigen Begebenheiten, und etwa höchstens noch den unmittelbar vorausgegangenen Zeiträumen zugewendet sind. Gerade die besten derselben sind von hochstehenden geistlichen und weltlichen Würden-

trägern ausgegangen, die in den Mittelpunkt der öffentlichen Geschäfte und Angelegenheiten gestellt waren, und daher die bequeme Benutzung authentischer Staatsschriften und Urkunden zur Hand hatten. Diese Werke wurden ohne Ausnahme in der lateinischen Sprache verfaßt, und so blieb man auch darin den alten Ueberlieferungen getreu, daß man sich desjenigen Idioms bediente, welches seit den Tagen Stefans des Heiligen die officielle Sprache des Landes geworden war. Es kann nicht meine Absicht sein, die um diese Zeit entstandenen zahlreichen Schriften mühsam bis in das kleinste zu verfolgen; es wird vielmehr zur Aufhellung meines Gegenstandes dienen, wenn ich mich auf einige Schriftsteller beschränke, welche als die vornehmsten Repräsentanten der damals in Ungarn in der angedeuteten Richtung sich entwickelnden Thätigkeit betrachtet werden müssen.

An die Spitze dieser Männer haben wir jedenfalls den Erzbischof Anton Verancsics zu stellen, obschon er kein eigentliches größeres und zusammenhängendes Geschichtswerk verfaßte, und mehr nur mit der Zusammentragung und Anordnung eines umfangreichen historischen Materials beschäftigt war. Seine erste Jugend fällt noch in die Regierungszeit Wladislavs II; er sah das heimische Königthum den Angriffen Suleimans II erliegen, nahm in der Kraft des Mannesalters Antheil an dem langen Zwiespalte zwischen den Zápolya und Ferdinand I und erlebte noch die Zeiten Stefan Báthoris in Siebenbürgen und des Kaisers Maximilians II in Ungarn. Da er während dieses ganzen Zeitraums die wichtigsten Aemter bekleidete, und in den Staatsangelegenheiten vielfach verwendet wurde, so war er in der vortheilhaften Lage sich eine genaue Kenntniß der Begebenheiten zu verschaffen, und vor allem die diplomatischen Fäden zu verfolgen, die sich in großer Mannigfaltigkeit durch dieselben hindurchwinden. Das ihm auf solche Weise zufließende Material übersah und durchdrang er schon in dem Momente des Handelns mit historischem Blicke, worin ihn eine reiche Lebenserfahrung und seine vielseitige Bildung wesentlich unterstützten. Von einer patrizischen Familie abstammend war Anton Verancsics am 29. Mai 1501 [30]) zu Sebenico in Dalmatien geboren, welches sich da-

30) Nach den einen würde seine Geburt in das Jahr 1498 fallen

mals noch unter venetianiſcher Herrſchaft befand. Schon in früher Kindheit verließ er das väterliche Haus, und kam ſehr bald nach Ungarn; denn nachdem er bei ſeinem mütterlichen Großvater, dem Michael Statilius in Traw (dem alten Tragurium), einige Jahre verweilt hatte, wurde er nach Veſzprém zu dem Biſchofe Peter Berizlav entſendet, einem Anverwandten der Familie, der von jetzt an die Erziehung des Knaben übernehmen wollte. Als derſelbe aber bald darauf von den Türken getödtet wurde, ſo nahm ihn ein anderer Oheim, der ſiebenbürgiſche Biſchof Johannes Statilius, bei ſich auf. Unter der Leitung dieſes ſtrengen Mannes vollendete Verancſics die für die Hochſchule vorbereitenden Studien, und bezog hierauf nach dem Wunſche deſſelben die Univerſität von Padua. Aber auch dieſe ſchöne Zeit der Muße, die jedem Jünglinge, der zum erſten Male mit freier Bewegung in das Gebiet ſeiner Wiſſenſchaft eintritt, theuer und unvergeßlich bleiben muß, ſollte unterbrochen werden. Die mittlerweile eingetretene Schlacht von Mohács hatte alle Verhältniſſe dermaßen erſchüttert, daß ihn ſein Oheim ſchleunigſt nach Siebenbürgen zurückrief. Bald nach dieſem trat er in die Dienſte des Königs Johannes Zápolya, und nach dem Tode deſſelben auch in diejenigen der Königin Wittwe Iſabella, und ward von beiden Regierungen zu einer Reihe von Sendungen und Unterhandlungen ſowohl innerhalb wie außerhalb des Landes verwendet. Zu wiederholten Malen hatte er ſich an den polniſchen Hof zu begeben; zweimal reiſte er im Intereſſe ſeines königlichen Hauſes nach Rom, zuerſt um mit Clemens VII und ſpäter um mit Paul III die Unterhandlungen zu führen. Ebenſo übernahm er eine Botſchaft an König Franz von Frankreich, eine andere an Heinrich VIII von England; mehrere Male befand er ſich bei König Ferdinand I zu Wien und Prag. Eine ſo vielfache diplomatiſche Thätigkeit machte ihn mit allen öffentlichen Angelegenheiten Ungarns auf das innigſte vertraut, und verſchaffte ihm zugleich eine genaue Kenntniß der äußeren

(Engel, Geſch. d. ung. Reiches, IV 220), nach den anderen in das Jahr 1504 (M. G. Kovachich, scriptores rer. hung. minores 1798, Budae I 194). Ich ſelber bin der Angabe Lad. v. Szalays in der Vorrede zu ſeiner Ausgabe der Werke Verancſicſens gefolgt.

und inneren Lage der meisten europäischen Staaten. Die verworrenen Verhältnisse Siebenbürgens und die wankende Macht Isabellens bestimmten ihn endlich in die Dienste Ferdinands zu treten. Anfänglich mit kleinen geistlichen Würden ausgestattet, wurde er nach Verfluß weniger Jahre zum Bischofe von Pécs (Fünfkirchen) erhoben, woselbst er von 1553 bis 1557 verweilte. In dem letztgenannten Jahre verdankte er der ununterbrochen fortdauernden Huld des Königs die Versetzung auf das Bisthum Erlau (Eger). Seit dem ersten Eintritte in die Dienste des habsburgischen Königs wurde Verancsics'ens Thätigkeit neben seinem geistlichen Berufe auch für die öffentlichen Angelegenheiten, ganz besonders aber für die Verhandlungen mit der Pforte in Anspruch genommen. Schon vor seiner Ernennung zum Bischofe von Pécs hatte er mit Ali Pascha, dem türkischen Statthalter von Ofen, eine persönliche Unterhandlung zu führen; als Bischof von Pécs unternahm er in Verbindung mit Franz Zay seine erste, als Bischof von Erlau mit Christof Teuffenbach seine zweite gesandtschaftliche Reise nach Konstantinopel. Seine vierzigjährige diplomatische Thätigkeit belohnte endlich König Maximilian am 17. Oktober 1569 mit der Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Esztergom. Er hatte diese höchste geistliche Würde des Königreiches noch nicht vier Jahre bekleidet, als ihn auf einer Reise der Tod am 15. Juni 1573 zu Eperjes ereilte.

Das große Verdienst, welches sich dieser Mann um die Förderung der historischen Thätigkeit in Ungarn erworben hat, besteht vor allem in der Art und Weise, wie er seine Sammlungen und Materialien für das Geschichtswerk anlegte, das er abzufassen im Sinne hatte, und fast am meisten in dem persönlichen Einflusse, den er auf seine Zeitgenossen ausübte. In seinem staatsmännischen und diplomatischen Verkehre, in seinen zahlreichen Verbindungen mit den Großen des Reichs, in seinem amtlichen wie vertraulichen Austausche mit den verschiedenen Herrschern, denen er diente, brachte er diejenigen Elemente und Grundsätze des ungarischen Staatslebens zur Geltung, die von jetzt an mehr und mehr von der hohen Aristokratie des Landes als die maßgebenden und offiziellen betrachtet wurden. Vor allem schloß er sich mit voller Ueberzeugung an das habsburgische Haus an, weil er darin die einzige Möglichkeit für

die Erhaltung der Reichseinheit, eine sichere Gewähr gegen die Uebergriffe der Pforte und eine Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Königthumes überhaupt erblickte. Diese zuverlässige Treue wurde auch in Wien vollkommen erkannt, und mit einer Reihe von Auszeichnungen belohnt. Auf der anderen Seite kannte indessen Verancsics das ungarische Leben viel zu genau um nicht einzusehen, daß die habsburgische Herrschaft eine durchaus nationale Form beibehalten und sich auf die verfassungsmäßigen Zustände des Landes stützen müsse, wenn sie ihre Stellung fest begründen und behaupten wolle. Diese Anschauung von den öffentlichen Angelegenheiten war für ihn, wie sich aus zahlreichen Stellen seiner Schriften ergiebt, eine in sich ausgemachte und selbstverständliche, die mit allen geschichtlichen Ueberlieferungen des Volkes zusammentraf, an denen zweifelvoll zu rütteln die Zeitumstände noch lange nicht gestatteten; gleichwohl wurde dieser zweite Hauptsatz seines politischen Bekenntnisses in Wien weniger richtig verstanden und ausgelegt, als der erste. Daß er für die Aufrechthaltung der katholischen Kirche alle Kräfte verwendete, war eine natürliche Folge seiner amtlichen Stellung, auch wenn ihm nicht seine innerste Ueberzeugung dieses geboten hätte; aber auch durch die Verfassung selber glaubte er dazu berechtigt zu sein. So sehr er sich daher in seinem Privatleben durch Milde und die uneigennützigste Wohlthätigkeit auszeichnete, welche letztere oft so weit ging, daß er dadurch seine ökonomischen Verhältnisse verletzte — in dem Verfahren gegen die Protestanten war er streng und oft unerbittlich. Duldung in dem heutigen Sinne konnte damals nicht gefordert werden, als die religiösen Parteien noch in unvollendeter Gährung und nicht als anerkannte und festgegliederte Glaubensgenossenschaften einander gegenüberstanden; sie wurde selbst von den Protestanten nicht immer geübt. Verancsics war ein klassisch gebildeter Mann; es ergiebt sich aus seinen Briefen und Schriften, daß ihm stets einige der alten Schriftsteller zur Hand waren, die er sich sowohl für seine praktische Wirksamkeit als für seine wissenschaftlichen Arbeiten zum Vorbilde genommen hatte. Daher die schöne Abrundung seiner Sprache, die einfache Entwickelung seiner Gründe, sein klarer Blick in die geheimen Regungen und Triebfedern der Menschen, die weitblickende Besonnenheit seines Urtheils. Er war in den Formen

des Anstandes offen und freimüthig bis zu den äußersten Grenzen der Möglichkeit; aber er erkannte auch, daß es Kreise gebe, in denen es unthunlich sei die volle Wahrheit zu sagen, und daß man zuweilen der Eitelkeit und dem Eigendünkel ein Opfer bringen müsse um höhere Zwecke zu erreichen. Verancsics handelte und schrieb jederzeit in dem vollen Bewußtsein der historischen Bedeutsamkeit der Ereignisse, an denen er mitzuwirken berufen war, er sammelte sorgfältig alle Briefschaften und Aktenstücke, die darauf Bezug hatten; er hatte den festen Entschluß das so vereinigte Material zu einem umfassenden Geschichtswerke über die Begebenheiten seiner Zeit zu verarbeiten. Der Tod unterbrach die Ausführung dieses Planes; sein schriftlicher Nachlaß verschwand und schien für immer verloren. Und so wäre hier auch kaum der Ort von Verancsics zu reden, wenn er nicht durch seine ganze praktische Lebensthätigkeit so wesentlich auf die historische Entwickelung in Ungarn eingewirkt hätte. Mit ihm beginnt die in der Form und Behandlung nach klassischen Mustern gebildete, in Sache und Inhalt conservative Entwickelung anstrebende Geschichtschreibung, im scharfen Gegensatze zu jenen populären Darstellungen Székelys und Heltais, aus denen oft ganz unwillkürlich ein radikaler und demokratischer Geist hervorsprudelte.

Die Sage von einem von Verancsics verfaßten, aber handschriftlich gebliebenen Geschichtswerke erhielt sich indessen fortwährend in den gebildeten Kreisen Ungarns, bis endlich nach dem Verlaufe von zwei Jahrhunderten plötzlich Licht in die Sache kam. Im Jahre 1774 nämlich wurde Josef Koller, der sich mit einer Geschichte des Bisthums Pécs beschäftigte, und deßhalb auch über das Leben und die Wirksamkeit Verancsics'ens urkundliche Nachrichten zu benutzen wünschte, durch eine italienische Schrift: Viaggio in Dalmatia del abbate Alberto Fortis darauf aufmerksam gemacht, daß sich die sämmtlichen Papiere des ehemaligen Erzbischofs von Esztergom in den Händen der Grafen Draganics in Sebenico befänden, denen sie als seinen Erben zugekommen waren. Der Versuch in den Besitz derselben zu gelangen scheiterte indessen damals noch, und erst nach Verfluß einiger Jahre zeigten sich die Grafen Franz und Kasimir Draganics zur Auslieferung der Papiere bereit. In Folge seltsamer Verwickelungen wurden dieselben zersplittert, wanderten zum

Theil kaufweiſe aus einer Hand in die andere, konnten aber zuletzt bis auf einige Stücke wieder zuſammengebracht werden, und bilden nun einen Beſtandtheil der Handſchriftenſammlung des Nationalmuſeums von Peſt[31]). Aus demjenigen Theile der Papiere, die ſich eine Zeit lang in dem Beſitze des Grafen Széchenyi befanden, veröffentlichte Kovachich ſchon im Jahre 1798 einige kleinere Stücke in ſeinen: Scriptores rerum hungaricarum minores, aber eine vollſtändige Ausgabe der geſammten Werke Verancſics'ens in ſechs Bänden veranſtaltete erſt Ladislaus von Szalay in den Jahren 1857 bis 1860[32]). Sie bilden eine Abtheilung der Monumenta Hungariae historica. Das meiſte iſt in lateiniſcher, einiges auch in ungariſcher Sprache geſchrieben. In der letzteren blieb der Ausdruck nicht fehlerfrei. „Verancſics", ſo ſagt Szalay, „verſtößt häufig gegen die Regeln der ungariſchen Syntax und Wortbiegung. Es wäre von meiner Seite ein noch größerer Fehler geweſen dieſe ſeine Fehler verbeſſern zu wollen, als von ſeiner Seite ſie gemacht zu haben". Außerdem ſind auch manche von anderen verfaßte Stücke aufgenommen, welche Verancſics zum Behufe der Abfaſſung ſeines Geſchichtswerkes ſammelte. Den anſehnlichſten Beſtandtheil ſeiner Werke bildet ſein Briefwechſel, welcher in drei Abtheilungen zerfällt. Die erſte umfaßt in zwei Bänden die Briefe und amtlichen Berichte, welche Verancſics während ſeiner erſten Geſandtſchaft an dem türkiſchen Hofe in den Jahren 1555 bis 1557 an König Ferdinand gerichtet hat, die zweite in einem Bande diejenigen über die zweite Geſandtſchaft in Conſtantinopel an König Maximilian, und die dritte in

31) Der Verlauf der ganzen Sache ſchwebt noch im Dunkeln. Wenigſtens kann die Angabe Szalays, daß die Grafen Draganics erſt durch den Frieden von Campo-Formio zur Herausgabe der Papiere bewogen worden ſeien, nicht wohl richtig ſein. Dieſer Friede wurde am 18. Oktober 1797 geſchloſſen; aber ſchon am 15. Dezember 1797 ſchrieb Kovachich die Vorrede zu ſeinen Scr. r. h. min., in welche Stücke aus der Sammlung des Grafen Széchenyi aufgenommen waren; dieſer aber hatte ſie bereits aus dritter Hand an ſich gebracht.

32) Verancsics Antal összes munkái. Közli Szalay László. Pest, 1857—1860. K. I—VI. In der Abtheil. der Mon. Hung. hist., welche die Schriftſteller (irók) enthalten, laufen ſie vom 2. bis zum 7. Bande.

einem anderen Bande die mit verschiedenen Personen gewechselten Briefe, die aber noch alle der Zeit seiner früheren Wirksamkeit in Siebenbürgen angehören. Die von Verancsics theils in lateinischer, theils in ungarischer Sprache verfaßten historischen Aufsätze, welche zwei Bände ausfüllen, bilden kein zusammenhängendes historisches Werk; es sind bloß die ersten Entwürfe zu Darstellungen über wichtige und besonders bedeutsam hervortretende Zeitereignisse, die alle noch von der letzten verbessernden Hand die engere Verbindung unter sich erwarteten. Verancsics selber, in der Vorahnung, daß ihm die Gunst einer endgültigen Ueberarbeitung und Vollendung von dem Schicksale wohl versagt bleiben werde, überschrieb diese Aufsätze, die er unter dem Titel: De rebus gestis Hungarorum zusammenfaßte, mit den nachfolgenden Versen:

Si fatum vitam, si sors dabit otia vitae,
Addetur scriptis ultima lima meis.
Sin minus addetur: quisquis mihi proximus heres
Fies, arbitrio stentque cadantque tuo.

Gleichwohl sind die meisten dieser Arbeiten von bleibendem Werthe. Schon die unter der Aufschrift: De rebus Hungarorum ab inclinatione regni historia gegebene Einleitung ist für jene Zeit in umfassendem pragmatischem Geiste verfaßt; die Schilderung Utjesenichens, der Aufsatz: De situ Transsylvaniae, Moldaviae et Transalpinae, sowie der andere: Successus rerum hungaricarum anni 1543 enthalten äußerst schätzbare Beiträge zur Geschichte Ungarns im sechszehnten Jahrhunderte. Auch die Aufzeichnungen in ungarischer Sprache dürfen nicht übersehen werden. So faßt der Bericht: Az Landorfejirvár elveszésének oka etc. (über die Ursache des Verlustes von Belgrad u. s. w.) von lange her alle Umstände und Verwickelungen zusammen, welche dieses Ereigniß herbeigeführt haben. Man darf mit vollem Rechte bedauern, daß Verancsics das beabsichtigte größere Werk nicht vollenden konnte, weil ohne Zweifel mit seinem Tode viele Thatsachen, Beziehungen und Verhältnisse, die er in seinem Gedächtnisse bewahrte, und die nur ihm bekannt sein konnten, für immer verloren gegangen sind.

Fast gleichzeitig mit Verancsics hat sich ein jüngerer Zeitgenosse desselben als Geschichtschreiber des ungarischen Volkes bemerklich ge-

macht. Franz Forgács gehört einem altungariſchen Adelsgeſchlechte an, welches den Beinamen derer von Ghymes trug, einer am Fuße der Boralhegyek im Comitate von Nyitra gelegenen Burg, welche von einem Vorfahren der Familie erbaut worden war. Er wurde im Jahre 1510 zu Buda geboren, woſelbſt ſein Vater Sigismund zuerſt unter Wladislav II und ſpäter unter Ludwig II als Schatzmeiſter des königlichen Aerars eine geachtete Stellung einnahm. Sorgfältig erzogen berechtigte er ſchon frühzeitig durch körperliche wie geiſtige Anlagen zu den ſchönſten Erwartungen. Während ſein älterer Bruder Simon die kriegeriſche Laufbahn wählte, auf welcher er nachmals mancherlei Ehren und Auszeichnungen einerntete, widmete ſich Franz dem geiſtlichen Stande, und beſuchte um ſeiner größeren Ausbildung willen die Hochſchulen von Padua und Bologna. Nach der Rückkehr in ſein ungariſches Vaterland erhielt er von dem Biſchofe von Veſzprém die geiſtliche Weihe, und machte ſich bei dieſem wie bei dem damaligen Erzbiſchofe von Kalocſa durch geiſtvolles Weſen, Schärfe des Urtheils und Gewandtheit in Geſchäften ſo beliebt, daß er ſpäter zum Domherrn von Erlau befördert wurde. Der Einfluß angeſehener Gönner, mit denen er ſeine Verbindungen ſorgfältig unterhielt, brachte ſeinen Ruf bis vor König Ferdinand, der ihm im Jahre 1556 die Leitung des Bisthums von Nagyvárad übertrug. Schon in dem folgenden Jahre 1557 ſehen wir ihn an der Spitze einer ungariſchen Geſandtſchaft, welche ſich mit Ferdinand nach Regensburg begab, um den dortigen Reichstag zur Bewilligung eines Hilfsheeres wider die Türken zu bewegen. Es gelang der glänzenden und eindringlichen Beredſamkeit, womit Forgács in Anweſenheit des Kaiſers auf die Gemüther der verſammelten Stände einzuwirken verſtand, dieſe zu Gunſten Ungarns zu ſtimmen; der gewünſchte Zuzug wurde gewährt. Dieſer Erfolg ſetzte ihn bei dem Kaiſer in hohe Gunſt, die ihm auch bis zum Tode deſſelben bewahrt blieb. Ferdinand ernannte ihn zu ſeinem Geheimrathe; als ſolcher unterzeichnete er das von Ferdinand im Jahre 1560 erlaſſene Dekret, welches die Rückgabe der den katholiſchen Kirchen entriſſenen Güter anordnete und daher als eine Art ungariſchen Reſtitutionsedictes betrachtet werden kann. Forgács betheiligte ſich lebhaft an den Verhandlungen mit dem Concilium von Trident; eben ſo eifrig warb und

wirkte er für die Erwählung des kaiserlichen Erbprinzen Maximilian zum ungarischen Könige, die in der That während des Reichstages von Pozsony im Jahre 1563 erfolgte. Damit hatte er den Höhepunkt seiner öffentlichen Wirksamkeit erreicht; denn durch den schon im Jahre 1564 erfolgten Tod Ferdinands I wurde seine Stellung am kaiserlichen Hofe schwer erschüttert, und er konnte seinen früheren Einfluß nicht wieder gewinnen. Die geheimen Gründe dieser schnellen Umwandlung sind in den bis jetzt vorhandenen Berichten nicht genügend aufgeklärt. Die schwierige Lage, in welche Forgács gerieth, wurde überdem noch durch die zerrütteten Verhältnisse seines Bisthums vermehrt, da der siebenbürgische Fürst Johannes Sigismund Zápolya sich aus allen Kräften der Vollstreckung des Dekretes von 1560 widersetzte. Er wünschte daher sehnlichst seine Versetzung auf den erledigten Bischofssitz von Györ (Raab); als ihm aber diese Bitte abgeschlagen und ein anderer mit dieser Würde betraut wurde, verlor er die ruhige Fassung seines Gemüthes. Er verließ den kaiserlichen Dienst und wendete sich nach Siebenbürgen. Das Verhältniß, in welches er von da an zu dem zweiten Zápolya trat, ist nicht ganz klar; nur so viel wissen wir, daß er Siebenbürgen bald wieder verließ und sich nach Italien wendete, wo er sich außer anderen wissenschaftlichen Studien mit der Vollendung seines schon vor einiger Zeit begonnenen Geschichtswerkes beschäftigte. Forgács war nämlich längst schon jenem Kreise talentvoller Männer beigetreten, die wie der ihm einst freundschaftlich gewogene Nikolaus Olah, der Vorgänger Verancsics'ens auf dem erzbischöflichen Stuhle von Esztergom, Paul Istvánfi, und andere schon früher genannte eifrig an der Wiederbelebung der historischen Studien in Ungarn arbeiteten. Ebenso hatte er sich an der Vergleichung der verschiedenen Handschriften Bonfinis und der Berichtigung ihres Textes betheiligt und sich dadurch wesentliche Verdienste um die von Zsámboki veranstaltete Ausgabe erworben. In Italien sehen wir ihn in wissenschaftlichem Verkehre, bald mit dem großen Alterthumsforscher Carl Sigonio in Padua, bald mit den beiden Manucio, Vater und Sohn, in Venedig; er verweilte einige Zeit zu Ragusa und vermittelte durch Benessa eine Abschrift des Werkes, welches Ludwig Tubero, der Abt des Benediktinerklosters auf der Insel Meleda, über einen Abschnitt

der ungarischen Geschichte verfaßt hatte. Nach dem Tode Johann Zápolyas II kehrte er nach Siebenbürgen zurück und wurde zum Kanzler des Fürsten Stefan Báthori erhoben, welche Würde er bis an das Ende seines Lebens bekleidete. Sein Tod erfolgte entweder zu Ende 1575 oder zu Anfang 1576. Obschon Forgács durch sein letztes Amt in die Mitte zahlreicher protestantischer Kreise gestellt war, so blieb er doch Katholik; aber es ist sehr begreiflich, daß seine Ansicht von ihrer früheren Schärfe, die er vielleicht um ehrgeiziger Bestrebungen willen zur Schau trug, vieles verlieren mußte und diese gemilderte Ansicht ist auch in sein Geschichtswerk übergegangen. In seinem Leben spiegelt sich die politische Zerrissenheit, das wogende Parteigetriebe des damaligen Ungarns zurück, ganz wie in demjenigen Heltais, nur in anderen Formen und auf anderem Gebiete. Beide, der Socinianer wie der ehemalige Bischof von Nagyvárad, fanden ihre letzte Wirksamkeit ganz nahe neben einander; aber sehr verschiedene Wege hatten sie zu derselben geführt.

Sein Geschichtswerk: Rerum hungaricarum sui temporis commentarii beginnt mit dem Tode Johannes Zápolyas I, und führt die Geschichte Ungarns in zwei und zwanzig Büchern bis zum Jahre 1572, in welchem Maximilians II ältester Sohn, der nachmalige Kaiser Rudolf II auf eifriges Betreiben des Vaters zum Könige von Ungarn gewählt und gekrönt wurde. Forgács beginnt ohne alle Einleitung, ohne durch irgendwelchen Faden die Vergangenheit mit dem von ihm zum Vorwurfe gewählten Zeitraume zu verknüpfen, und geht gerades Weges in die Erzählung der Thatsachen ein. Dieses bleibt auch das charakteristische seines ganzen Buches. Durch seine früherhin einflußreiche Stellung begünstigt war er in den Besitz vieler urkundlichen Nachrichten gelangt, und mit den meisten der handelnden Staatsmänner und Feldherrn persönlich bekannt geworden. Er hatte zahlreiche Auftritte hinter den Vorhängen gesehen, die den Augen der Masse gewöhnlich verborgen bleiben, und das eifersüchtige Getriebe der vornehmen Stände nicht minder, als Elend und nagende Sorge in den Hütten der Armuth kennen gelernt. Dieses gesammte Maierial, über das er bis in die kleinsten Züge und Nebenumstände mit seinem starken Gedächtnisse verfügte, wußte er vortrefflich zu verwenden und zur Illustration

der allgemeinen Begebenheiten zu benutzen. Auf dieſe Weiſe hat er viele Nachrichten und Thatſachen aufbewahrt die nur bei ihm zu finden ſein dürften. Als er die erſte Hand an ſein Geſchichtswerk legte, war er bereits in vorgerückten männlichen Jahren, und überdem durch bittere Lebenserfahrungen, verſchuldete wie unverſchuldete, vollkommen ernüchtert. Wir laufen daher bei ihm keine Gefahr die Handlungsweiſe der Menſchen in roſig verſchönertem Lichte ausgeſchmückt zu finden; er kehrt im Gegentheile oft unerbittlich und rückſichtslos genug die Schattenſeiten der Begebenheiten hervor. Dies ſind die entſchiedenen und bleibenden Vorzüge ſeines Werkes; ganz nahe an dieſe grenzen aber auch die Mängel. Eben weil Forgács ſich in Einzelheiten und Beſonderheiten vortrefflich bewegt, gewinnen auch nichtige Geringfügigkeiten und kleinliche Geſichtspunkte die Herrſchaft über ihn, und er erhebt ſich mit Mühe zu einer höheren Auffaſſung der Dinge. Selbſt die Abſchnitte über die europäiſchen Angelegenheiten, in die er öfters hinübergreift, machen im Grunde davon keine Ausnahme. Er anerkennt in den damaligen Zuſtänden eine gewiſſe fataliſtiſche Nothwendigkeit; aber erfüllt von dem Ruhme der ungariſchen Vorzeit, verſetzen ihn die Menſchen der Gegenwart in eine bittere ſatyriſche Stimmung, und er erblickt keinen Ausweg mehr aus dem Gewirre ſeiner Zeit. Er iſt vielleicht geiſtvoller, ſchärfer, beweglicher als Verancſics, aber ihm fehlt jenes ſchöne ſittliche Gleichgewicht der Seele, welches den Erzbiſchof von Eſztergom in den ſchwierigſten Lagen des Lebens aufrecht erhält und uns in den Aeußerungen und Handlungen deſſelben ſo wohlthuend anſpricht. Nur ſelten läßt er ſich in pragmatiſche Erörterungen ein; aber er weiß ſeine Urtheile mit vielem Geſchicke in die Darſtellung der Thatſachen einzuflechten und begleitet ſeine perſönlichen Schilderungen mit Bemerkungen, die bei aller ſcheinbar ruhigen Gegenſtändlichkeit zuweilen an das böswillige ſtreifen. Die lateiniſche Sprache beherrſchte er vollkommen: er ſchreibt meiſt elegant und klar; es ſind verhältnißmäßig nur wenige Stellen, in denen gehäufte und unkorrekte Ausdrücke Gegenſtand und Gedanken verdunkeln. In den Zeitangaben iſt er nicht immer beſtimmt, ſowie überhaupt ſein Buch mit kritiſcher Vorſicht benutzt werden muß. Demungeachtet ſind und bleiben die Commentarien des Franz Forgács eine höchſt

wichtige Geſchichtsquelle, ſowohl des Verfaſſers ſelber wegen, als um des Talentes willen, mit dem ſie verfaßt ſind. Sie wurden daher auch ſchon frühzeitig, wenn auch nur aus der Handſchrift, von anderen Geſchichtſchreibern zu Rathe gezogen und viele von Forgács berichtete Thatſachen durch andere Bücher verbreitet, bevor man ihren Urſprung kannte. Erſt zu Ende des verfloſſenen Jahrhunderts beſorgte Alexius Horányi eine Ausgabe des Werkes[33]). Daß er für dieſelbe Handſchriften benutzt habe, ſagt er auf dem Titelblatte, unterläßt es aber, was gerade bei Forgács von Wichtigkeit geweſen wäre, über Beſchaffenheit und Schickſal derſelben irgendwelche Auskunft zu geben.

Der bedeutendſte ungariſche Geſchichtſchreiber des ſechszehnten Jahrhunderts iſt jedenfalls Nikolaus Iſtvánfi. Da ſein Werk bald nach ſeinem Tode im Drucke erſchienen und von großem Einfluſſe auf die hiſtoriſche Bildung in Ungarn geweſen iſt, ſo bedaure ich um ſo mehr über die innere Entwickelung wie über die öffentliche Laufbahn dieſes Mannes, ſo bedeutſam auch beide geweſen ſind, nur bruchſtückartiges geben zu können. Die in meinen Händen befindlichen Hilfsmittel beſchränken ſich auf weniges, und andere ungariſche Werke, welche etwas ausführlichere biographiſche Notizen über ihn enthalten dürften, ſind mir nicht zugänglich geweſen. So blieb ich im weſentlichen auf die allgemeinen Werke über ungariſche Geſchichte beſchränkt. Nikolaus Iſtvánfi von Kisaſſzonyfalva, um das Jahr 1535 geboren[34]), gehörte einer angeſehenen ungariſchen Familie an, deren Güter in der Umgegend von Pécs lagen, und war Sohn jenes Paul Iſtvánfi, den wir ſchon bei mehreren Gelegenheiten als eifrigen Beförderer ungariſcher Hiſtorie und Literatur kennen ge-

---

33) Francisci Forgachii de Ghymes Pannonii rerum hungaricarum sui temporis commentarii, libris XXII e MS in lucem prodeuntes ed. Alexius Horányi. Posonii et Cassoviae, 1788.

34) Andere nennen das Jahr 1538. (J. G. Th. Gräſſe, Lehrb. einer allg. Literärgeſchichte 1852, III 1 S. 1130–1132). Da aber A. Hierat in der Vorrede zur kölner Ausgabe ſeines Werkes ihn ausdrücklich einen octogenarius viridi senecta miles nennt, ſo bleibe ich vorläufig bei meiner Angabe ſtehen.

lernt haben. Schon der Ruf und Charakter eines solchen Vaters würde dafür bürgen, daß dem Sohne eine sorgfältige Erziehung zu Theil wurde, wenn nicht seine spätere vielseitige Wirksamkeit und seine Leistungen selber ganz entschieden darauf hinwiesen. Wahrscheinlich auf der Schule von Pécs vorgebildet, besuchte er späterhin die Universitäten von Padua und Bologna, und erwarb sich eine genaue Kenntniß der lateinischen und griechischen Sprache; außerdem handhabte er auch die wichtigsten europäischen Sprachen mit großer Leichtigkeit. Schon bald nach seiner Rückkehr aus Italien leistete er Kriegsdienste, wozu die bedrängte Lage seiner nächsten Heimath, die den türkischen Angriffen unmittelbar ausgesetzt war, die natürliche Aufmunterung gab. Seine erste Kriegsschule machte er unter der Anführung des nachmals so berühmt gewordenen Nikolaus Zrinyi in Szigeth. Späterhin kam er in Verbindung mit Nikolaus Olah, dem Erzbischofe von Esztergom, der zugleich die Stelle eines Statthalters bekleidete, und ward dessen Sekretär. Dieses Amt vorzüglich scheint ihm den Weg zu dem Vertrauen des Kaisers Maximilian gebahnt zu haben, der ihn von jetzt an häufig zu diplomatischen Sendungen und Verhandlungen verwendete. Im Jahre 1578 wurde er unter Kaiser Rudolf II Mitglied des königlichen Rathes, und schon im Jahre 1581 unter Zustimmung des Reichstages von Pozsony zum Propalatin von Ungarn ernannt. Da damals die Würde eines eigentlichen Nádors unterbrochen geblieben war, so hatte er in seiner Stellung den König besonders in gewissen Zweigen des obersten Gerichtswesens zu vertreten. Von da an blieben Einfluß und Ansehen Istvánfis in den Kreisen der höchsten Landesverwaltung lange Zeit ungeschwächt; er nahm an allen öffentlichen Angelegenheiten, und vorübergehend selbst an der Kriegführung eifrigen Antheil. Diese staatsmännische Thätigkeit verrieth selbst in seinem Greisenalter noch dieselbe Energie und Rüstigkeit wie in jüngeren Jahren. Durch seine Mitwirkung vornämlich kam am 11. November 1606 der Friede von Zsitvatorok zu Stande, in welchem zum ersten Male die gleichberechtigte Stellung Oesterreichs von der Pforte zugestanden wurde. Diese verzichtete auf den bisher in Empfang genommenen jährlichen Tribut, und anerkannte den Kaiser für den ihm zugewiesenen Landestheil als König von Ungarn. Die politische

Wirksamkeit Istvánfis endigte indessen erst zwei Jahre später. Am 17. November 1608, an dem nämlichen Tage, an welchem die Wahl seines Gegners Stefan Illyésházi zum Palatin von Ungarn erfolgte, wurde er vom Schlage getroffen. Er erhielt zwar den Gebrauch seiner leiblichen und geistigen Kräfte, obschon die ersteren nicht in dem früheren Maße, wieder, zog sich aber seitdem von allen Geschäften zurück und starb am 1. April 1615 zu Vinicza in dem Comitate von Varasd. Seine Büchersammlung und einen Theil seiner Güter vermachte er den Jesuiten in Zágráb, die Handschrift des von ihm verfaßten Geschichtswerkes dem Cardinal Pázmány mit der Ermächtigung die Veröffentlichung desselben zu veranstalten. Dieser ließ es in der That schon im Jahre 1622 zu Köln herausgeben [35]). Man hat behauptet, das Werk Istvánfis habe durch die Jesuiten mancherlei Interpolationen erfahren; diese Anklage aber ist, auch wenn sie begründet sein sollte, nur von geringer Erheblichkeit. Diese Einschiebungen und Veränderungen könnten sich doch vorzugsweise nur auf die religiösen und kirchlichen Ansichten des Verfassers beziehen; in diesen aber stimmte derselbe schon während seines Lebens, und daher sicherlich auch in seinem Werke mit dem Cardinal Pázmány vollkommen überein. Weit anziehender wäre es für uns zu erfahren, auf welchen ursprünglichen Anlagen des Gemüthes die spätere Strenge seiner religiösen Ansicht beruht habe, durch welchen Einfluß im häuslichen Kreise dieselbe schon während seiner Jugend genährt worden sei, welche äußere Umstände und innere Beweggründe ihn nachmals in das nahe Verhältniß zu dem erzbischöflichen Stuhle von Esztergom brachten: welche Gleichartigkeit des Charakters und der Seelenstimmung, welche öffentliche Rücksichten und individuelle Triebfedern zuletzt die enge Freundschaft mit Pázmány begründeten, die beide Männer auf das engste verband. Ueber alles dieses aber habe ich nirgends eine Aufklärung gefunden.

Das Geschichtswerk, welches Istvánfi der Nachwelt hinterlassen,

---

35) Nicolai Isthvanfi Pannoni historiarum de rebus hungaricis libri XXXIV. Nunc primum in lucem editi. Coloniae Agrippinae, sumptibus Antonii hierati. Anno 1622. Cum gratia et privilegio S. Caes. M. speciali.

wird für immer ein unvergängliches Denkmal seines Geistes, und eines der klassischen Werke der geschichtlichen Literatur Ungarns bleiben. Die Anfänge desselben führen den Verfasser auf den Tod Mathias Hunyadis zurück. Er schildert in einer vortrefflichen Uebersicht die Zeiten Wladislavs, und entwickelt aus ihnen mit staatsmännischem Scharfblicke die Fäden, welche durch die Regierung Ludwigs II zu den Ereignissen seiner eigenen Zeit herableiten. Diesen Zusammenhang hält er mit sichtbarer Genauigkeit auch in der Schilderung aller jener Begebenheiten fest, die er meist aus persönlicher Anschauung kannte, und an denen er selbst während eines halben Jahrhunderts mitwirkte. In fester und abgeschlossener Verkettung gelangt seine Berichterstattung bis zu dem Frieden von Zsitvatorok und dem bald nachher erfolgten Tode des siebenbürgischen Fürsten Stefan Bocskay; sie berührt noch die kurze Wirksamkeit Sigmund Rákóczis. Mit diesen Thatsachen schließt das vier und dreißigste und letzte wirklich ausgeführte Buch seines Werkes; aber fortwährend thätig und aufmerksamer Beobachter der Zeitereignisse hatte er die Absicht auch die nachfolgenden Ereignisse in vier weiteren Büchern nachzutragen. Da ihn aber die von dem Schlagflusse zurückgebliebene Lähmung am Schreiben hinderte, so begnügte er sich bloß den Inhalt anzugeben, den er ihnen zugedacht hatte. Darnach würde er die ungarische Geschichte bis zur Erwählung Georg Thurzós zum Palatin, welche im Jahre 1610 erfolgte, fortgeführt haben. Das ausgezeichnete dieses Werkes, wenn wir uns das Jahrhundert vergegenwärtigen, in welchem es verfaßt wurde, und die fortwährend praktische Geschäftsthätigkeit des Verfassers in Erwägung ziehen, ist vor allem die ausgleichende Harmonie in der Benutzung und Vertheilung des ganzen Stoffes. Die späteren Zeiten sind kaum umfangreicher behandelt als die früheren, obschon Istvánfi hier bei der Bekanntschaft mit den meisten einflußreichen Persönlichkeiten, und im Besitze zahlreicher Dokumente über ein reiches Material zu verfügen hatte, und demnach die Versuchung für ihn nahe lag sich in zahlreiche Einzelheiten zu verlieren. Aber Istvánfi beherrschte sich selber und seine Aufgabe, behielt das Ebenmaß fest im Auge, verkürzte oder legte gänzlich bei Seite, was dem Gesammteindrucke seines Buches schaden konnte. Der inneren Klarheit des sachlichen Inhaltes

entspricht die äußere Behandlung durch die Sprache. Der Stil ist rein und trägt überall das Gepräge klassischer Bildung. Die Sätze werden durch lichtvolle und überschaubare Gliederungen zusammengefügt, und halten sich bei aller Fülle der Beziehungen frei von gedunsener Anhäufung. Nie tritt Istvánfi aus der ruhigen Gegenständlichkeit der Behandlung heraus; die öffentlichen und allgemeinen Gesichtspunkte bleiben vorherrschend; nur selten ergeht er sich in die Zerlegung der Persönlichkeiten, und spricht am wenigsten von sich selbst und seiner eigenen Wirksamkeit. Wie in seinem staatsmännischen Leben, so waren es auch in seinem Geschichtswerke zwei folgereiche Grundsätze, die seinem geschichtlichen und politischen Urtheile zum Maßstabe dienten: zunächst treue Ergebenheit an die Fürsten des habsburgischen Hauses als gesetzlich erwählte Könige von Ungarn, sodann unbedingte Aufrechthaltung der römisch-katholischen Kirche. Wenn man auch mit Bestimmtheit annehmen darf, daß diese staatlichen Principien bei ihm aus reinen religiösen und politischen Motiven flossen, und daß es weder in seiner Art noch in seiner Absicht lag, sie mit unbeugsamen Mitteln rücksichtsloser Gewalt durchzuführen, so hatten sie doch unter den gegebenen Umständen immerhin etwas sehr bedenkliches. Dieses lag vor allem in der kunstvollen und meisterhaften Art der Behandlung, welche auf den positiven Charakter seines Volkes, den er genau kannte, vortrefflich berechnet war. Ohne sich in weitläufige Erwägungen oder mühsame Beweisführungen einzulassen, welche nur der zweifelsüchtigen Unsicherheit Vorschub geleistet hätten, reiht er Erfolg an Erfolg, Ergebniß an Ergebniß, Thatsache an Thatsache. Seine Urtheile, kurz und bündig, scheinen von unantastbarer Folgerichtigkeit zu sein, und stehen wie aus ehernem Gusse da. Das gefährlichste aber lag in der inneren Natur jener beiden Grundsätze. Sie flossen in seinem Geiste in eins zusammen und erweckten die Meinung, als ob sie durch einander bedingt seien, das eine ohne das andere undenkbar wäre: ein verwirrender Irrthum, der in der ärgerlichsten Weise ausgebeutet werden konnte, und in der That zu den unglücklichsten Mißgriffen und Versuchen geführt hat. Diese nämlichen Ansichten wirkten auch auf den Geschichtschreiber ungünstig zurück: seine Urtheile über Menschen und Thatsachen, die denselben irgendwie entgegentreten, sind

meist unbillig, oft hart. Sagt er doch noch in der kurzen Inhaltsanzeige zu dem acht und dreißigsten Buche: tandem Georgius Turzo praestantissimus, nisi Lutheranae religioni faveret, in eius locum a Nobilitate electus est etc. Die äußeren Thatsachen berichtet er mit gewissenhafter Treue, aber er verschweigt manches, was er wissen konnte, und sicherlich auch so gut und besser als andere gewußt hat. So fest und unbeugsam seine politische Ueberzeugung, so warm ist in ihm die Liebe zu seinem Vaterlande, zu seiner Verfassung und Unabhängigkeit. Die Aufmerksamkeit, die er auf den Gang der öffentlichen Verhandlungen richtet, die Sorgfalt, mit der er die gesetzlichen Formen der Reichstage zergliedert, sogar das kirchliche Ceremoniell bei Eröffnung und am Schlusse derselben bis in das kleinste schildert, zeigen zur Genüge, wie sehr es ihm darum zu thun war in dem Volke den Eifer für seine öffentlichen Gerechtsamen wach zu erhalten. Von dieser Seite vielleicht, aber auch nur von dieser mag er als der ungarische Livius betrachtet werden, wie ihn Josef von Hammer genannt hat [36]). Einseitiger Maßstab des Urtheils ist das tadelnswerthe in dem Werke Istvánfis; in allem übrigen bleibt es ein höchst bedeutendes und ausgezeichnetes Werk. Es hat der ungarischen Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts zuerst einen gegliederten und wohlgeformten Leib, der neueren Geschichte Ungarns überhaupt ihre Grundlage gegeben. Es wurde das Handbuch der Staatsmänner, das Richtmaß der ultramontan-politischen Partei, und mußte auch von den Protestanten sorgfältig beachtet werden. Aus diesem Grunde wurde Istvánfi viel gelesen und gebraucht, wie mehrere Ausgaben beweisen, in denen dem Texte desselben noch weitere Fortsetzungen beigefügt waren [37]). Für die Geschichte

36) Bei Gelegenheit des Zsitvatoroker Friedens sagt er von ihm: „Die Namen der ungarischen Bevollmächtigten sind aus den edelsten Geschlechtern des Landes, aber unter denselben leuchtet der des ungarischen Livius Nikolaus Istvánfi, im hellen Glanze klassischer Gediegenheit". (Josef von Hammer, Gesch. des osmanischen Reiches, 1834, II 702).

37) Man findet dieselben bei Grässe angegeben. Daß aber Istvánfi, wie bei diesem behauptet wird, die Werke Székelys und Tinódis zur Grundlage des seinigen genommen habe, beruht auf gänzlicher Unkenntniß der Sache. (Grässe, Lehrb. e. allg. Literärg. III 1 S. 1130—1132).

ſeiner Zeit wird es auch in Zukunft ein unentbehrliches Hilfsmittel bleiben.

Gleichzeitig mit Iſtvánfi behandelten noch andere Männer, von denen ich jetzt bloß Peter von Réva und Ambroſius Somogyi nennen will, einzelne Theile der ungariſchen Geſchichte; ich übergehe ſie indeſſen für diesmal, weil ſie einer Richtung angehören, die mit ihrem Endziele zuletzt vollſtändig in die neueren Zeiten ausläuft, und auf die ich bei ſpäterer Gelegenheit ausführlich zurückzukommen gedenke. Vorläufig genügt es mir die weitere Entwickelung des großen Gegenſatzes zu verfolgen, der durch Iſtvánfis perſönliche Wirkſamkeit wie durch ſein Geſchichtswerk wenn ſchon nicht in das Leben gerufen, doch ungemein verſtärkt worden war. Dieſelbe ſchließt ſich genau an die Wirkſamkeit des Cardinals Peter Pázmány an. Dieſer berühmte Mann war am 4. Oktober 1570 zu Nagyvárad von proteſtantiſchen Eltern geboren, und wurde von dieſen in der proteſtantiſchen Lehre erzogen. Auf der Schule von Kolosvár aber trat er als ſechszehnjähriger Jüngling plötzlich zur katholiſchen Kirche über, und wurde ſchon im folgenden Jahre in den Jeſuitenorden aufgenommen. Seine weitere Ausbildung vollendete er zu Krakau, Wien und Rom, und nachdem er hierdurch zugleich in die höheren Kreiſe der europäiſchen Welt eingeführt worden war, trat er ſeine erſte Wirkſamkeit in Grätz an, wo er zuerſt die philoſophiſchen und ſpäter die theologiſchen Wiſſenſchaften vortrug. Von da kehrte er im Jahre 1607 nach Ungarn zurück, um als Mitglied ſeines Ordens an der Bekehrung der dortigen Proteſtanten zu arbeiten, mit anderen Worten: um an dem großen Werke der Gegenreformation Theil zu nehmen, welches damals von allen Seiten eingeleitet worden war. Seiner eindringlichen Beredſamkeit, der klugen Umſicht in ſeinem Verfahren, der Milde ſeines Weſens, und vor allem der Wärme ſeines patriotiſchen Gefühls gelang es in kurzer Zeit eine ganze Reihe von Familien, vorzüglich ſolche, die dem Kreiſe der Magnaten angehörten, in den Schoß der katholiſchen Kirche zurückzuführen. Damals gewann er auch, wie wir bereits geſehen haben, das unbedingte Vertrauen des greiſen Iſtvánfi. Die öffentliche Stimme hatte ihn längſt ſchon als künftigen Erzbiſchof von Eſztergom bezeichnet, als ihn Kaiſer Mathias im Jahre 1616 zu dieſer Würde erhob, welche

ſpäterhin noch mit dem Cardinalshute vermehrt wurde. Von da an arbeitete Pázmány mit allen ſeinen geiſtigen und ſittlichen Hilfsmitteln auf das eine große Ziel hin, das er ſich vorgeſetzt hatte. Sanfte Ueberredung blieb jederzeit ſeine Hauptwaffe; doch ſcheute er vorübergehend auch ein gewaltthätiges Mittel nicht, wo dieſes ſich ihm bequem zur Verfügung ſtellte. Gleichwohl erreichte er ſeine Abſichten nur halb; denn was er dem Proteſtantismus an räumlicher Ausdehnung abringen konnte, gewann dieſer an äußerem Zuſammenhalte und innerer Befeſtigung vollauf zurück. Denſelben vertheidigten nämlich damals die beiden ſiebenbürgiſchen Fürſten Gabriel Bethlen und Georg Rákóczi, welche durch hervorragende Eigenſchaften, jener durch geniale Benutzung der Zeitumſtände, dieſer durch beharrliche Ausdauer dem Cardinal Pázmány vollkommen ebenbürtig waren. Noch während ſeines Lebens mußten in den Friedensſchlüſſen von Nikolsburg, Gyarmat und Preßburg die Rechte und Freiheiten der Proteſtanten von Ferdinand II wiederholt anerkannt und feierlich zugeſagt werden, und ſelbſt noch nach dem Tode des Cardinals, der im Jahre 1637 erfolgte, ſah ſich Ferdinand III genöthigt dieſelben in dem Frieden von Linz neuerdings und in erweitertem Umfange zu bekräftigen. Dieſe Verträge, obſchon nachmals bald gleißneriſch vorenthalten, bald gewaltſam gebrochen und jederzeit zweideutig ausgelegt und ausgeführt, blieben gleichwohl die unverrückbaren Grundlagen, auf denen die öffentliche Stellung der evangeliſchen Kirchen Ungarns beruhte. Selbſt die geiſtigen Hebel und Anregungen, welche Pázmány für ſeine Zwecke verwendet hatte, kamen nachmals auch ſeinen Gegnern zu Gute. Er bediente ſich für die populäre Behandlung aſcetiſcher und moraliſcher Gegenſtände jederzeit der heimiſchen ungariſchen Sprache, und dies in einem Umfange, wie dieſes vor ihm von niemanden geſchehen war. Die gefällige Einfachheit und Klarheit ſeiner Proſa kann noch jetzt als muſtergültig betrachtet werden. In dieſem Beiſpiele lag für die Proteſtanten eine natürliche Aufforderung auch ihrerſeits Anſichten und Ideen in der vaterländiſchen Mundart zu entwickeln, und ſich ſolchergeſtalt mit dem Volke zu verſtändigen. Namentlich wendeten ſie ihre Aufmerkſamkeit der Behandlung der Zeitgeſchichte zu, da ſie aus dieſer zunächſt die Berechtigung ihres geſetzlichen Be-

ſtehens nachzuweiſen hatten. Auf dieſem Wege begegnet uns zunächſt Johannes Szalárdi, und obſchon ſein Buch nicht unmittelbar in die Zeit eingegriffen hat, ſo müſſen wir deſſelben doch hier gedenken, weil es den damaligen Standpunkt des ungariſchen Proteſtantismus deutlich bezeichnet, und ſo zu den Anſichten Iſtvánfis den vollkommenſten Gegenſatz bildet.

Ueber das äußere Leben Johannes Szalárdis ſtehen mir nur ſehr dürftige Notizen zu Gebote. In Ungarn geboren, auf ausländiſchen, wie es ſcheint, deutſchen Univerſitäten gebildet war er, wie er ſelber in ſeinem Buche irgendwo berichtet, im Jahre 1634 als junger Mann von Georg Rákoczi I zu einem der Conſervatoren des Staatsarchivs zu Gyulaſchérvár ernannt worden. In dieſer Stellung blieb er während einer Reihe von Jahren, wurde aber von dem Fürſten zugleich als geheimer Sekretär verwendet, und in Anerkennung ſeiner Verdienſte mit mehreren Schenkungen bedacht. Späterhin bekleidete er das Amt eines Kriegszahlmeiſters, und erhielt im Jahre 1666 durch den Reichstag die Beförderung zum Generalaſſirer, ſtarb aber ſchon im Herbſte des gleichen Jahres [38]). Dieſer Mann nun verfaßte ein Geſchichtsbuch unter folgendem Titel: „Neun Bücher der trauervollen ungariſchen Chronik, welche zur Verwarnung und Belehrung der kommenden Nachwelt in unſerer eigenen Sprache Johannes Szalárdi im 1662ſten Jahre geſammelt und niedergeſchrieben hat". Dieſe Chronik iſt unter dreifachem Geſichtspunkte von Intereſſe und Bedeutung. Zunächſt geht der Verfaſſer von dem ſiebenbürgiſchen Standpunkte aus;

38) Erſt während des Druckes meines Aufſatzes kam ich zur Kenntniß der gehaltvollen Abhandlungen über die Literaturgeſchichte Siebenbürgens, welche Alexander Szilágyi durch mehrere Bände der Buda-Peſter Revue veröffentlicht hat. Mit Hilfe derſelben konnte ich die unrichtigen Notizen bei Engel durch wenige, aber zuſammenhängend begründete Thatſachen erſetzen. (Szilágyi Sándor, Erdély irodalomtörténete különös tekintettel történeti irodalmára, in d. ungar. Zeitſchrift: Budapesti szemle, szerkeszti és kiadja Csengery antal, Peſt 1858, IV 421—422). Leicht hätte ich nach den Angaben Szilágyis auch meinen Mittheilungen über die äußere Lebensſtellung Heltais eine präciſere Faſſung geben können; leider aber war der Druck dieſes Abſchnittes bereits vollendet.

er führt uns in die allmälige Entwickelung dieses kleinen Staates zurück, und schreibt mit voller Klarheit über die Bedeutung desselben sowohl für Ungarn als in manchem Betrachte für die allgemeinen europäischen Angelegenheiten überhaupt. Außerdem bürgt uns die fortwährend vertrauliche Stellung Szalárdis zu dem fürstlichen Hause der Rákóczi, daß er sich im Besitze vieler Urkunden befand, die er benutzen konnte, und daß er zugleich über Personen und Sachen Aufschlüsse zu geben im Stande war, die nicht leicht ein anderer zur Verfügung hatte. Endlich war der Verfasser ein eifriger und unbeugsamer Calvinist; er betrachtet und beurtheilt daher die Angelegenheiten seines Vaterlandes im Lichte des strengsten Protestantismus. Dieser aber hatte gerade damals in dem politischen Leben Ungarns eine ganz eigenthümlich und scharf gezeichnete Stellung eingenommen, und das merkwürdige Zwielicht, welches in Folge dessen über alle öffentliche und kirchliche Verhältnisse des Landes verbreitet liegt, schimmert auch aus dem ganzen Buche Szalárdis zurück. Eine kurze Zergliederung desselben mag dieses deutlicher machen.

Die Chronik ist in neun Bücher (könyvek) eingetheilt, welche wieder in einzelne Abschnitte (részek) zerfallen. Jedem Buche geht eine allgemeine, jedem Abschnitte eine besondere Inhaltsanzeige voran. Schon die Ideen, welche das erste Buch einleiten, „worinnen von den Formen der Verwaltung der Staaten und Reiche, und von dem Beweggrunde, aus welchem diese Chronik niedergeschrieben worden, gehandelt ist, und die Ereignisse in Siebenbürgen unter kurzer Andeutung der im vorigen Jahrhunderte stattgefundenen Begebenheiten bis auf die Zeiten Gabriel Bethlens beschrieben werden" — sind zu beachten, da sie dem gesammten Materiale zur Folie dienen, und in vielen Einzelheiten der nachfolgenden Darstellung sich bemerklich machen. Es hat dem allmächtigen Gotte gefallen — dies ist der Gedankengang des Verfassers — die äußeren weltlichen Regierungen unter den Menschen nicht nach dem Grundsatze der Gleichförmigkeit einzurichten. Gleichwie die vier Elemente, obschon einzeln feindlich einander entgegengestellt, sich dennoch in dem Körper des Menschen und der übrigen Geschöpfe harmonisch zusammenfinden, so können auch die weltlichen Herrschaften bei sonst verschiedener Verwaltung ein-

trächtig neben einander beſtehen, und gerade dadurch Gottes hohe Weisheit offenbaren. Daher die verſchiedenen Arten der Verfaſſung: die ariſtokratiſche, welche ſich vorzüglich in den Niederlanden und in Belgien vorfindet: die demokratiſche wie in Helvetien, und endlich die monarchiſche, welche ihren reinſten Ausdruck in dem römiſchen Reiche gefunden hat. Aber einer jeden dieſer drei Verfaſſungsformen geht ein gefährlicher Genoſſe zur Seite. Die erſte führt leicht zur Zwietracht, die zweite zum wühleriſchen Kampfe der Parteien, die dritte weckt die verwegene Lüſternheit nach Willkürherrſchaft. Da aber eine jede derſelben als von Gott eingeſetzt zu betrachten iſt, und in einer jeden die Pflicht beſteht die Geſetze zu beobachten und das Vaterland zu vertheidigen, ſo darf es menſchlicher Einſicht nur geſtattet ſein durch weiſe Miſchung die Schärfe der einzelnen Beſtandtheile abzuſtumpfen, und das Uebermaß der monarchiſchen wie der demokratiſchen Ordnung durch einen ariſtokratiſchen Zuſatz zu mildern. So hat der erhabene Schöpfer es ſelber in dem Leben der Natur uns vorgezeichnet. Von einem Urbilde empfangen die Planeten Leben und Bewegung; nach einem beſtimmten Geſetze iſt das Wanderleben der Kraniche, das Reich der Bienen geordnet. Nirgends aber hat Gott ſeinen Willen deutlicher offenbart als in der Lenkung der Geſchicke des auserwählten Volkes Iſrael. Dieſem gab er Moſen zum Führer, der unter göttlicher Eingebung das Volk eintheilte und die ſiebenzig Aelteſten in ſeinen Rath erwählte. Den Königen aber machte er die Erhaltung des reinen Glaubens zur Pflicht, und erſt als Rehabeam den weiſen Rath der Volksälteſten überhörte, brach das Verderben über das Reich herein. Bei dieſem Punkte beginnt die Aehnlichkeit der Schickſale Siebenbürgens mit denen von Juda und Iſrael. Wie Juda unter die Zucht der babyloniſchen Herrſcher, ſo kam jenes Land — und wahrſcheinlich ebenfalls um des Götzendienſtes willen — unter die Obergewalt der türkiſchen Sultane. So lange indeß die monarchiſch-ariſtokratiſche Ordnung nicht aus ihren Fugen wich, und man den immerhin erträglichen Jahreszins von zehntauſend Goldſtücken an die Pforte regelmäßig bezahlte, war das Land gleichwohl glücklich. Ein jeglicher lebte ruhig unter ſeinem Feigenbaume: die Städte erhoben ſich aus ihrem Schutte; denn die Gottesfurcht blühete unter

ihnen. Die Familien der Großen trieben hoffnungsvolle Zweige; Nemeſchég, Kriegsvolk, Bürger, die unteren Volksclaſſen wie der Mittelſtand, waren in ſichtbarem Gedeihen; die Hügel, Thäler und Fluren lieferten Getreide, Wein und allerlei Viehheerden in reicher Fülle; es fehlte nicht an Gold und Silber, Kupfer und Eiſen, Salz, Milch und Honig. Der Name Siebenbürgens war in der ganzen Chriſtenheit geachtet, und wäre kein gewaltſamer Umſturz erfolgt, ſo hätte kaum ein anderes Land ſich mit dem unſrigen vergleichen dürfen. Aber alle menſchliche Dinge ſind unbeſtändig und vergänglich, und wie unter den Königen Joſachim und Zedekias die innere Lage von Juda, ſo geriethen auch die Zuſtände Siebenbürgens plötzlich in allgemeine Verwirrung. Die Großen des Landes ſtanden einander in feindlicher Geſinnung gegenüber, und die unſinnige Maſſe: „Türkenthum und Verrätherei“ aus vollen Kehlen ſchreiend, ſchob die Schuld gerade auf diejenigen Biedermänner, welche zu allen Zeiten auf das eifrigſte bemüht waren den Schaden des Vaterlandes abzuwenden, und namentlich die Grenzhäuſer ſelbſt mit Aufopferung ihres Lebens wider die Türken zu vertheidigen. Damit nun die nachkommenden Zeiten und die auswärtigen Völker der Chriſtenheit in den Zuſammenſturz Siebenbürgens wie in einen warnenden Spiegel hineinſehen können, hat es Johannes Szalárdi unternommen die Erzählung dieſer Begebenheiten niederzuſchreiben, mit dem Entſchluſſe ohne Rückſicht nach dieſer oder jener Seite, ohne Anſehen der Perſon, und ganz nach den Grundzügen wahrhaftiger Wirklichkeit dieſes Vorhaben in möglichſter Kürze auszuführen. — Soweit Szalárdi. Seine Logik iſt keineswegs unumſtößlich; aber ſie öffnet uns einen weiten Blick in die damalige Stimmung der ungariſchen Proteſtanten. Die kirchliche Reaction hatte es bereits ſo weit gebracht, daß man in dem tributären Schutzverhältniſſe zu der Pforte eine Wohlthat, und in der muthwilligen Lockerung deſſelben einen Frevel erblickte. Dieſe Anſicht, durch die Umſtände erzeugt, war allerdings vorübergehend; da aber Szalárdi ſein Buch gerade unmittelbar nach dem Sturze des Rákócziſchen Hauſes und der Thronbeſteigung Michael Apaffis I ſchrieb, an einem Wendepunkte alſo, welcher neue ſturmvolle Ereigniſſe ahnen ließ, ſo kann es als Vorerläuterung gelten zu den ſpäteren Unternehmungen Tökölis und

zu dem ganzen Wechsel von willkürlich reaktionären Maßnahmen und erzwungenen Rücksprüngen auf die gesetzliche Grundlage, welche sich durch die langen Türkenkriege und die inneren Bewegungen gemeinsam bis zum Frieden von Szatmár hinziehen.

Den Faden seiner siebenbürgischen Geschichte sucht der Verfasser in jenen allgemeinen Ereignissen auf, welche der Schlacht von Mohács unmittelbar vorausgingen und nachfolgten. In kurzer, aber mit Geschick und Gewandtheit geordneter Uebersicht führt er von dort hinweg die Erzählung bis zu dem Auftreten der Familie Báthori, wobei er die gerade in diesem Zeitraume musterhafte Darstellung Istvánfis zur Grundlage nehmen konnte. Er sieht in Stefan Báthori den Schöpfer einer neuen und besseren Zeit für Siebenbürgen, und tadelt um so entschiedener das Benehmen seines Neffen Sigismund, der zwischen protestantischen und jesuitischen Einflüssen hin und her schwankend, an den festgeordneten Beziehungen zu der Pforte leichtfertig zu rütteln begann. Aus lähmender Verwirrung und schwerer Erniedrigung rettete der thatkräftige Stefan Bocskay das Land; er erzwang den Wiener Frieden, der die Rechte der Protestanten sicherstellte, und verschaffte durch den von ihm eifrig beförderten Frieden von Zsitvatorok dem kleinen Gemeinwesen eine neue völkerrechtliche Grundlage. Nach kurzer Berührung der Regierungen Sigmund Rákóczis und Gabriel Báthoris verweilt Szalárdi längere Zeit bei Gabriel Bethlen, weniger um die äußeren Ereignisse während der Verwaltung desselben, als vielmehr die großartigen Einrichtungen zu schildern, welche dieser hochbegabte Fürst im Innern des Landes zur Hebung des Wohlstandes und zur Bildung des Volkes ins Leben rief. Gabriel Bethlen starb schon 1629, kaum fünfzig Jahre alt, und nach einigen unruhigen Bewegungen von vorübergehender Natur folgte ihm Georg Rákóczi I. Die Regierung dieses Fürsten und seiner Söhne ist es nun, welche den hauptsächlichen Inhalt des Geschichtswerkes Szalárdis ausmacht. Hier wird er zugleich unmittelbare und zuverlässige zeitgenössische Quelle. Er behandelt in dem dritten Buche seines Werkes die Thatsachen aus der Regierung Georg Rákóczis I bis zum Jahre 1636, in dem vierten die nachfolgenden Begebenheiten, namentlich die Kriege mit dem Kaiser und die Ereignisse bis zu dem Tode des Fürsten. Besonders belehrend wird die ganze

Darstellung für die Kenntniß der gesellschaftlichen Zustände, und höchst anziehend durch das genaue Eingehen in das ganze häusliche Leben des Fürsten. Wir lernen die täglichen Beschäftigungen desselben, seine Uebungen und Vergnügungen, die strenge Religiosität dieses ernsten und nüchternen Charakters kennen. Auch seine Schwächen und Sonderbarkeiten werden blosgelegt. Der sparsame haushälterische Geist, der in dem engeren Kreise ordnend auftritt, erläutert uns die Triebfedern der öffentlichen Verwaltung, und indem noch andere Persönlichkeiten und die politischen Verwickelungen in diese Schilderung hineingezogen werden, gestaltet sich das Bild Georg Rákóczis I unter der Hand zu einem Sittengemälde der ganzen Zeit. Mit fast noch sorgfältigerer Ausführlichkeit geht Szalárdi in die Geschichte Georg Rákóczis II ein, und wir erkennen bald, daß man ohne genaue Kenntniß der Vorgänge in den inneren Kreisen des fürstlichen Hauses die launenhaft wechselnden Schicksale dieses Fürsten schwer begreift, der seine ritterliche Thatkraft bald an Entwürfen von großartiger Besonnenheit versucht, bald an planlose und abenteuerliche Händel verschwendet. Nachdem die durch die polnischen Angelegenheiten und die krimschen Tataren herbeigeführten Verwickelungen geschildert worden sind, zeigt uns das sechste Buch das Auftreten Georg Rákóczis II in dem durch Karl Gustav eingefädelten nordischen Kriege und die niederschmetternden Unfälle, welche ihm dafür zu Theil werden. Daran schließen sich im siebenten Buche die Ereignisse des Jahres 1660, die letzten Erlebnisse des Fürsten bis zu seinem Tode, und das erste Auftreten Johannes Keménys. Das achte Buch enthält sodann die Geschichte dieses letzteren, und noch andere Ereignisse der Jahre 1661 und 1662. Das ganze Werk endigt in dem neunten Buche mit einigen Predigten über die Ereignisse der Zeit.

Die Mittheilungen Szalárdis sind von bleibendem geschichtlichem Werthe. Wir haben uns dabei lediglich mit der ganz eigenthümlichen Form der Behandlung abzufinden; denn die Vergleichung mit dem Volke Israel zieht sich durch das ganze Buch hindurch, und zu wiederholten Malen tauchen die Könige Jojachim und Zedekias auf, um in die Betrachtung hereingezogen zu werden. Die häufige Nutzanwendung der biblischen Geschichte beruhte bei Szalárdi

auf der Stärke seiner protestantischen Ueberzeugung. Sie ist indessen frei von aller Weinerlichkeit; die Auffassung der Dinge bleibt überall eine frische und kerngesunde, und läßt die Thatsachen unangetastet. Auch der Stil des Geschichtschreibers hat nicht die wünschbare Entwickelung, Springkraft und Durchsichtigkeit. Seit dem von Pázmány gegebenen, aber von seinen Zeitgenossen wenig erreichten Beispiele war die ungarische Prosa in einer steten Umwandlung begriffen, die noch lange nicht mit sich im reinen war, und fortwährend mit der Handhabung der sprachlichen Formen zu kämpfen hatte. Wenn uns bei Heltai die Eintönigkeit der unabläßig aneinandergereihten einfachen Sätze ermüdet, so ist es bei Szalárdi umgekehrt die Langathmigkeit seiner Perioden, welche den Leser wie ihn selber in Verwirrung bringt; die furchtbare Länge seiner mit eingeschobenen Zwischengliedern vollgepfropften Sätze kann auch eine eiserne Geduld ermüden. Für die qualvolle Mühe, die er uns auf diese Weise bereitet, wird man indessen fast auf jeder Seite des Buches durch andere Vorzüge entschädigt. Szalárdi hat ein richtiges Verständniß für die Bedürfnisse seiner Zeit; er weiß es, daß es Forderungen der Menschlichkeit und fortschreitender Bildung giebt, die nie und nimmer abgewiesen werden können. Wenn Istvánfi unausgesetzt die Einheit des Reiches, und was für ihn damit zusammenfällt, die ungebrochene Einheit und Herrschaft der katholischen Kirche im Auge behält, so spricht Szalárdi vor allem von Unterricht, Schule, Bildung und von der sittlichen Zucht des häuslichen Lebens, als ersten Grundlagen des öffentlichen Wohles. Er gedenkt theilnehmend, wo sich die Veranlassung dazu bietet, der gedrückten Lage des Bauernstandes; er fühlt die socialen Mängel seiner Zeit richtig heraus. Die religiöse Freiheit, welche er verficht, gestaltet sich in seinem Geiste auch überall zur bürgerlichen. Ueber irgendwelche Möglichkeit einer politischen Entwickelung der Zukunft schwebt er freilich im Dunkeln, und theilt darin nur das Schicksal der meisten seiner Zeitgenossen. Gleichwohl ist diese Unklarheit keine Hoffnungslosigkeit; denn vermöge seiner religiösen Weltansicht sieht er in den von ihm geschilderten Ereignissen eine von Gott gesendete Prüfung, die durch Duldung zur Bewährung führen soll. Alle diese anerkennenswerthen Eigenschaften Szalárdis so wenig als sein ausdrücklicher Wunsch, sein

Buch der Nachwelt überliefert zu ſehen, vermochten ihn gegen lange Vergeſſenheit zu ſchützen. Haner und Wallaßky kennen ihn nicht, und erſt bei Engel fand ich eine kleine Notiz über ihn [39]). Ganz in neuerer Zeit hat endlich Bar. Sigmund Kemény den Text veröffentlicht [40]), und zwar nach Handſchriften, wie er ſagt; doch iſt auch hier wie anderwärts zu bedauern, daß über dieſe keine nähere Rechenſchaft gegeben iſt. Ueberhaupt hat bei allen mir bekannt gewordenen Ausgaben ungariſcher Geſchichtſchreiber in dieſer Hinſicht nur L. v. Szalay in ſeiner Bearbeitung des Verancſics und anderer Schriftſteller das richtige einläßliche Verfahren beobachtet.

Seit Székely und Heltai zeigt die ungariſche Geſchichtſchreibung eine tiefgehende Spaltung und Zerriſſenheit: ſie trägt darin völlig das Gepräge und den Stempel ihrer Zeit. Proteſtantiſche Lehre und Ultramontanismus, bürgerliche Freiheit und abſolute Herrſchaft ſtehen mit ihren ſchärfſten Spitzen auf geiſtigem und politiſchem Gebiete einander gegenüber, während das habsburgiſche Haus und die Pforte um die äußere Herrſchaft kämpfen. Gleichwohl entwickelten ſich ſchon jetzt die Keime einer neuen Richtung, welche anfänglich faſt unbewußt, aber nach öfteren Rückſchlägen mit neuer Klarheit, von Stufe zu Stufe einer ruhigen und vorurtheilsloſen Auffaſſung die Wege öffnet, und unter vielfach erneuerten und veränderten Geſichtspunkten die hiſtoriſche Thätigkeit auf ein gemeinſames und umfaſſenderes Ziel hinlenkt. Dieſe Entwickelung, welche zuletzt in den Erzeugniſſen der Gegenwart völlig zu Tage tritt, gedenke ich in einem zweiten Aufſatze näher darzuſtellen.

---

89) Engel ſagt von dem Buche Szalárdis: „Ein im ganzen ſehr lehrreiches Werk, der Herausgabe wohl werth. Beim Herrn Grafen Joh. Nep. Eſzterházy ſah ich dies Manuſcript ein". (J. Chr. v. Engel a. a. O. I 22.)

40) Szalárdi János siralmas magyar krónikája kilencz könyvei. Kéziratok után szerkeszté B. Kemény Zsigmond. Pest, Emich Gusztáv könyvnyomdája. 1853.

VIII.

Literaturbericht.

Geſchichte der Stadt Rom von Alfred von Reumont. Erſter Band. 8. (XVII u. 858 S. mit 2 Plänen.) Berlin 1867, Verlag der Königlichen Geheimen Ober-Hof-Buchdruckerei R. v. Decker.

Der vorliegende Band dieſes Werkes, welches der verewigte König Maximilian II von Bayern dem Verfaſſer aufgetragen hatte, reicht bis zum Ende des Weſtreichs. Herr v. Reumont, durch eine Reihe von Schriften als genauer Kenner Italiens bekannt, hat ſich ſeiner anziehenden und ſchwierigen Aufgabe mit Eifer und Hingebung unterzogen. Die Anmerkungen beweiſen, daß er ſich in der umfangreichen Literatur fleißig umgeſehen hat; die lebendigen Schilderungen der Oertlichkeit und bedeutender Gebäude, daß er die unſchätzbaren Vortheile ſeines langjährigen Aufenthaltes in Rom auszubeuten weiß; und daß er geleſenes wie geſehenes in einer geſchmackvollen Form darſtellen würde, ließ ſich erwarten. In der That ſpricht eine wohlthuende Begeiſterung für Rom, ein warmes Gefühl für Recht, Religion und Bildung den Leſer an, und auch die Wiſſenſchaft wird aus der ſorgfältigen Berückſichtigung der jüngſten Entdeckungen, die unter den Augen des Verfaſſers auf dem Palatin, in den Katakomben und an anderen Orten gemacht wurden, Nutzen ziehen.

Eine große Schwierigkeit lag in der Unterſcheidung der römiſchen Staats- und Stadt-Geſchichte, und dieſe ſcheint der Verfaſſer nicht ganz überwunden zu haben. Die römiſche Geſchichte und die römiſchen Alterthümer ſind zu bekannt, als daß man Erörterungen über Curiat- und Centuriat-Comitien, über die Vertheilung der kaiſerlichen und ſenatoriſchen Provinzen, ſo wie die Kriegsbegebenheiten nicht gern vermiſſen würde, auch wenn ſie mit größerer Kenntniß des Details gegeben würden. Es

mag hingehen, wenn S. 224 die Scauri zur Zeit der Organisation der Alleinherrschaft gesunken heißen, weil „zu Anfang des siebenten Jahrhunderts einer von ihnen Kohlenhandel trieb", während die Familie gerade im siebenten Jahrhundert zu neuem Glanz gelangte und erst unter Tiberius erlosch. Aber es sind starke Versehen, welche in der Darstellung der kaiserlichen Verfassung auf den beiden Seiten 216 und 217 vorkommen. Sardinien soll erst spät an den Imperator gekommen sein, während es bis Nero kaiserlich war; Pontus wird unter August eine kaiserliche Provinz genannt, während es damals mit Bithynien zusammen senatorisch war; Pamphylien und Galatien fehlen ganz; Hispanien heißt die zweite Provinz der Republik, während es die dritte war. Augustus „ließ sich bis zum J. 731 das Consulat regelmäßig, von da an ab und zu übertragen" (d. h. zweimal 749 und 752); die für das Jahr gewählten Consuln treten ihr Amt „häufig schon nach einigen Monaten Stellvertretern ab, deren in *späteren* Zeiten mehre einander folgten", als ob der zweimonatliche Wechsel nicht gerade die Regel gewesen wäre. „Im J. 735 wurde endlich durch Verleihung der consularischen Gewalt auf Lebenszeit der Kreis seiner amtlichen Befugnisse vollständig ausgefüllt". Bekanntlich war der consularische Rang von dem wirklich verwalteten Consulat, das August nachher zweimal bekleidete, verschieden. In der Weise kommt viel Ueberflüssiges vor; die Schlacht von Adrianopel S. 696, die Buße des Theodosius in Mailand S. 712, das Interesse des M. Aurelius für die Naturschönheiten Campaniens S. 483 haben mit der Stadt Rom nichts zu thun. Man sucht nicht die auswärtigen Begebenheiten, sondern ihren Reflex in den wechselnden Zuständen der Stadt.

Diese stellt der Verfasser in ungleicher Ausführlichkeit dar: sehr kurz und wohl zu skizzenhaft in den älteren Zeiten, die wir doch wenigstens im 6. Jahrhundert ziemlich genau kennen, ausführlich und ansprechend von den bürgerlichen Kriegen an, zum Theil sehr lebendig und interessant während der Kaiserzeit. Auch hier ließe sich über das Maß streiten, wie man denn die aufrührerischen Bewegungen der Soldaten u. s. w., z. B. den Tod des Pertinax, bei dem man den Marsch der Empörer Schritt vor Schritt verfolgen kann, S. 515 ungern mit einer Zeile abgemacht sieht. Aber man wird durch das gelungene Gemälde Elagabals S. 520 ff. entschädigt.

Wir dürfen den Grund dieser ungleichen Behandlung vielleicht in

einem Mangel erblicken, welcher freilich seine Erklärung in dem unsicheren Zustande der Disciplin findet. Es fehlt dem Verf. an der kritischen Entschiedenheit im Gebiete der römischen Topographie, welche auch auf die Gefahr des Irrthums hin zu einem bestimmten Bilde der antiken Stadt gelangt. Es ist in einem populären Werke wohl an der Ordnung, daß eigentliche Controversen möglichst vermieden, oder zwei verschiedene Meinungen berichtet werden, wie der Verf. über den capitolinischen Tempel sich unsicher und schwankend äußert. Aber man dürfte wohl erwarten, daß unzweifelhafte Resultate angenommen und sichere Bereicherungen nicht ausgelassen würden. So fehlt in Trastavere der pagus Janiculensis, worüber Detlessen gehandelt hat, und überhaupt die Bildung der Vorstädte außerhalb der servianischen Mauer. Von den offenbaren Irrthümern und Verwechslungen genügt es folgende hervorzuheben. S. 67 spricht der Verf. von den Rostra, als ob sie schon in der königlichen Zeit bestanden hätten, während noch Appius Claudius vom Volcanale redete. S. 172 u. a. wird der Pons sublicius noch vor die Porta trigemina unter den Aventin verlegt, was Becker widerlegt hat. S. 173 legen die Censoren Fulvius Nobilior und Aemilius Lepidus das Macellum magnum auf dem Caelius an, was erst Nero that, während das alte schon von Bunsen in den Tabellen S. 12 am Forum gefunden ist; S. 258 soll Livius Salinator das Macellum Livianum auf dem Esquilin angelegt haben, was die Kaiserin Livia that. S. 200 werden die Gärten des Pompejus mit seinen öffentlichen Anlagen, wie es scheint, verwechselt, S. 313 die Tropäen des Crassus am Bogen Augusts mit denen des Varus am Bogen des Tiberius u. a. m.

Gut und ausführlich wird die Cultur des antiken Rom in Literatur und Kunst geschildert, und unbedeutende Fehler wie S. 258 die Angabe, daß die Ringergruppe in Florenz in derjenigen Villa Palombara gefunden wurde, woher der Diskuswerfer stammt, während sie bekanntlich zusammen mit der Gruppe der Niobe näher am Lateran entdeckt wurde, stören das vollständige und wahre Gemälde nicht.

Je weiter überhaupt der Verf. in seiner Darstellung vorrückt, desto mehr findet er sich zu Hause, und die Beschreibung des kaiserlichen Palastes läßt nichts zu wünschen übrig.

Besondere Aufmerksamkeit widmet der Verf. den Anfängen des Christenthums: er giebt ein lebendiges Bild von den Conventionen, den

älteſten Kirchen, der Stellung der Chriſten unter der heidniſchen Regierung, der Ausbreitung ihrer Religion, den Hinderniſſen und Verfolgungen, und wir ſtehen nicht an, dieſen Abſchnitt für den beſten ſeines Buches zu erklären. Er verliert nichts durch die Vergleichung mit Gregorovius Schilderung, und es ſind namentlich die Contraſte des heidniſchen Elements, der Regierung der Präfecten u. ſ. w. mit dem klöſterlichen Leben, den Kirchenlehrern und den Päpſten gründlich und anſchaulich behandelt. Auch die Baugeſchichte und die künſtleriſche Ausſchmückung der Kirchen, deren Maße man ungern vermißt, zeigt eine ſorgfältige Benutzung der neueſten gelehrten Arbeiten; kurz auf dieſem Gebiete iſt der Verf. offenbar gut unterrichtet, und es läßt ſich mit Grund vorausſetzen, daß die folgenden Bände, je mehr ſie ſich der neuen Zeit nähern, deſto inhaltreicher und belehrender werden. Freilich wird es ihm nicht leicht werden, die Vorzüge des vortrefflichen Werkes von Gregorovius zu übertreffen, aber neben der äußerlich gebotenen größeren Kürze wird die vorausſichtlich noch deutlicher hervortretende Verſchiedenheit des kirchlich-politiſchen Standpunktes ihn zu einer eigenthümlichen Behandlung veranlaſſen. Wenn wir einen Wunſch ausſprechen ſollen, ſo iſt es der, daß mehr als in dieſem Bande geſchehen iſt, die Erzählung ſich auf die Geſchichte der Stadt beſchränken möge.

Figuier, L., Vies des savants illustres du moyen age avec l'appréciation sommaire de leurs travaux. Paris 1867, libraire internationale. A. Lacroix, Verboeckhoven et Co.

Der Verfaſſer, welcher ſich ſchon durch ein ähnliches Werk, Vies des savants illustres de l'antiquité, den erſten Theil der Vies des savants illustres depuis l'antiquité jusqu'au XIX siècle und mehrere andere Schriften, zumeiſt populär-naturwiſſenſchaftlichen Inhalts, in der Literatur bekannt gemacht hat, giebt in vorliegendem durch gewandten Stil ſich auszeichnenden Buche, der Fortſetzung des erſteren, an der Hand von Lebensbeſchreibungen berühmter Gelehrter des arabiſchen und chriſtlichen Mittelalters einen Ueberblick der Entwicklungsgeſchichte der realen Wiſſenſchaften von der Zeit Karls des Großen bis zur Entdeckung Amerikas. Er ſchließt von ſeiner Darſtellung gefliſſentlich die Theologie und ſpekulative Philoſophie aus und beſchränkt ſich ausdrücklich auf die Naturwiſſenſchaften und deren Anwendung, indem er noch die Geſchichte der wichtigſten Entdeckungen herbeizieht. Das ganze zerfällt ſo zu ſagen in drei Abtheilungen, von denen die erſte durch eine „Ueberſicht des Zuſtandes

der (Natur-) Wissenschaften bei den arabischen Nationen seit der Einnahme von Alexandria bis zum 13. Jahrhundert" eröffnet wird und ferner die Lebensbeschreibungen von sechs arabischen Gelehrten (Geber, Mesue, Rhases, Avicenna, Averroes, Abulcasis) enthält, deren zweite mit der „Uebersicht des Zustandes der (Natur-) Wissenschaften in Europa während des Mittelalters" beginnt und wieder eine Reihe Biographien, nämlich die Alberts des Großen, des Thomas von Aquino, Roger Bacons, des Vincentius von Beauvais, Arnolds von Villeneuve, des Raymundus Lullus und Guidos von Chauliac giebt, und wovon die dritte aus vier Abschnitten über Johann Gutenberg oder die Erfindung der Buchdruckerei, über Fust und Schöffer oder über die Fortschritte der Buchdruckerei, über Christoph Colon oder die Entdeckung von Amerika und endlich über Amerigo Vespucci besteht.

Der Verf. bietet nicht etwa aus den Quellen selbst geschöpfte Resultate eigener wissenschaftlicher Untersuchungen dar, sondern eine offenbar für ein größeres Publicum berechnete Darstellung des in seinem Sinne wissenswürdigsten über die Zeiten und Männer, welche er schildert, auf Grund anderweitiger Forschungen und Autoritäten, die er denn auch als solche in kurzen Anmerkungen anführt, jedoch nicht immer mit gehöriger Kritik benutzt hat. Die Kenner der mittelalterlichen Culturgeschichte werden also in Figuiers Werk nichts für sie neues finden, es enthält indessen des belehrenden genug für solche Leser, welche sich mit einem flüchtigen Ueberblicke des Entwicklungsganges der Naturwissenschaften in jener ihrer Kindheitsepoche begnügen wollen und darauf verzichten, den tieferen Zusammenhang und den Kampf des realen Wissens mit den im Mittelalter herrschenden theologischen und philosophischen Lehrmeinungen, sowie mit den allgemeinen politischen, kirchlichen und socialen Verhältnissen kennen zu lernen. Der Gesichtspunkt, von dem der Verfasser ausgeht, erklärt auch die Auswahl der von ihm geschilderten Männer, unter denen wir zweien zwar für ihre Umgebungen, nicht aber für den Fortschritt der Wissenschaft überhaupt bedeutenden Aerzten von Montpellier neben einem Albert dem Großen und Thomas von Aquino begegnen. Am ausführlichsten ist die Geschichte der Entdeckung von Amerika durch Colon abgehandelt, jedoch sind dabei ebenso wie bei der Entdeckung der Buchdruckerei durch Joh. Gutenberg nicht die besten Quellen zu Grunde gelegt und namentlich die deutschen Arbeiten, wie es scheint, gar nicht beachtet worden. S...t.

Histoire de l'empereur Napoléon I surnommé le Grand. Par Nicolas Batjin historiographe, auteur de l'histoire de la noblesse de France. 2 vol. Londres, Dulau & Co.

Batjin ist ein unbedingter Lobredner des Kaisers, obgleich er versichert weder officiell noch officiös zu schreiben. Alle Reden, Aussprüche des Kaisers verwebt er in die Darstellung, denn der Fehler der anderen Geschichtschreiber sei es gewesen, nicht Werth genug auf die Reden und Schriften Napoleons gelegt zu haben. So legt Batjin den höchsten Werth auf folgende bei der Thronentsagung 1814 gesprochenen Worte: „Jamais une goutte de sang français sera versé par moi pour défendre une cause personelle" und: „J'aime mieux les regrets de la France, que sa couronne", von Elba geschrieben. Nicht ganz so elegisch klingt das zum Schluß citirte Wort: „Ce n'est qu'avec ma dynastie que la France peut espérer d'être libre, heureuse, indépendante".

Histoire de la vie militaire, politique et administrative du maréchal Davout, duc d'Auerstädt, prince d'Eckmühl, d'après les documents officiels par Gabriel de Chenier. Paris 1866. Cosse, Marchal & Co.

(Der Name wird Davout, nicht wie sonst gebräuchlich Davoust geschrieben.) Davout ho. keine Memoiren, sondern nur unzusammenhängende Notizen hinterlassen; in dieser Biographie wird eine Rechtfertigung seines, auch von napoleonisch gesinnten Schriftstellern angegriffenen Charakters versucht. (Eine uns von anderer Hand zugehende Recension des vorliegenden Buches hebt ebenfalls dessen rein apologetischen Charakter hervor und rügt außerdem, daß der Verf. beinahe nirgends seine Quellen näher angiebt und bespricht. Die Red.)

Geschichte des Krieges 1814 in Frankreich und der Sturz Napoleons, nach den zuverlässigsten Quellen. Mit Genehmigung Seiner Majestät des Kaisers von M. Bogdanowitsch, Generallieutenant. Aus dem Russischen von G. Baumgarten, sächsischem Oberlieutenant. Mit Karten und Plänen. Leipzig 1866, Schlick.

Den Russen wird in dem sehr interessanten Werk das Hauptverdienst an der Befreiung Deutschlands zugeschrieben. Bisher unbekannte und wichtige Briefe von Talleyrand, Aberdeen ꝛc. werden mitgetheilt. F. v. M.

Starklof, R., Königlich würtembergischer Rittmeister, Das Leben des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar-Eisenach, Königl. niederländischer General der Infanterie. 2 Bde. (373 und 356 S.) Gotha 1865, 1866.

Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar-Eiſenach war bekanntlich der jüngere Sohn Karl Auguſts und am 30. Mai 1792 in Weimar geboren. Der von Herder getaufte, von dem ſächſiſchen Oberhofprediger confirmirte Prinz ſcheint auffallender Weiſe nicht gerade die beſte Erziehung genoſſen zu haben; wenigſtens klagte er ſpäter ſelbſt über ihre vielfachen Mängel. Unter Hohenlohe machte er bereits den Feldzug von 1806 mit, trat 1807 förmlich in ſächſiſche Dienſte und nahm 1809 unter Bernadotte am Kriege gegen Oeſterreich Theil. An dem Angriffe der Sachſen auf Wagram konnte er ſich nicht perſönlich betheiligen, erhielt aber ſeiner anderweit gezeigten Bravour halber doch unmittelbar darauf von Napoleon das Ritterkreuz der Ehrenlegion. Als der ruſſiſche Feldzug in Ausſicht ſtand, ſchickte Karl Auguſt den Prinzen auf Reiſen nach Rom und Paris und während der Kämpfe des J. 1813 machte er ihn zum Etappencommandanten von Weimar. Nach der Schlacht bei Leipzig nahm Bernhard von neuem ſächſiſche Dienſte, machte in einer für ihn wenig befriedigenden Weiſe den niederländiſchen Feldzug mit und trat dann Anfangs 1815 als Chef des Regiments Naſſau-Oranien in die neu gegründete niederländiſche Armee. Bei Quatrebras leiſtete er mit ſeinen Naſſauern durch zähen Widerſtand Wellington vortreffliche Dienſte. Gerade über dieſe Affaire giebt das Buch im erſten Bande mancherlei Detail, ſowie überhaupt über den Antheil des Ende 1815 aufgelöſten Regiments Oranien-Naſſau an den Kämpfen dieſes Jahres. — Für die allgemeine Geſchichte iſt dann namentlich der vierte Abſchnitt des erſten Bandes inſofern von Werth, als derſelbe Ergänzungen zu H. von Gagerns Leben des Generals Friedrich v. Gagern in dem Abſchnitt über die belgiſche Revolution enthält. Nur ſcheint uns das Urtheil Fr. v. Gagerns über die Perſönlichkeit des Herzogs doch der Wahrheit näher zu liegen, als Starklof zugeben möchte. Er liefert in ſeinem Buche ſelbſt Material um es zu begründen. Ein beſonderer Abſchnitt wird dann noch dem zehntägigen Feldzuge des Jahres 1831 gewidmet, an dem Herzog Bernhard als Befehlshaber der zweiten niederländiſchen Diviſion einen hervorragenden Antheil hatte. — Damit war aber auch die kriegeriſche Thätigkeit des Herzogs abgeſchloſſen und er ließ von jetzt ab ſeiner Reiſeluſt freien Lauf. Das Jahr 1848 brachte ihm die Ernennung zum Commandanten des Lagers von Oſtindien, und er war glücklich ſich aus dem Strudel der Verwirrung in Deutſchland zurückziehen zu können. Einer ſeiner Lieblingswünſche von alter Zeit her

wurde mit dieſer Ueberſiedelung nach Java erfüllt. Die ausführlichen Schilderungen über Land und Leute in Java nach des Herzogs eigenen Aufzeichnungen ſind uns als der werthvollſte Theil des zweiten Bandes erſchienen. Herzog Bernhard ſtarb am 31. Juli 1862. — Auffallend arm iſt dieſe Biographie aus der vornehmen Welt unſerer Zeit an Notizen und draſtiſchen Scenen zur Charakteriſtik von Perſonen und Zuſtänden. O.

Souvenir de la guerre en Crimée 1854—56 par R. Foy, chef d'escadron major, ancien aide de camp du maréchal Bosquet. Paris, librairie militaire. Bindicirt dem 2. Corps, das Bosquet commandirte, die Entſcheidung des Sieges bei Inkermann.

Der Feldzug in Italien 1859 mit 5 Schlachtplänen. Leipzig, Wigand. (Von Oberſt von Bartels.)

Giebt alles Unheil in Staat und Heer der öſterreichiſchen Hof-, Adels- und Emigranten-Clique in Wien Schuld. Die Kritik iſt ſchonungslos und ihr Ton in der Literatur bisher unerhört. So wird Benedek ein wilder Zigeuner ohne Takt und Erziehung genannt, Giulay ein redlicher, beſchränkter Mann, dem man das Commando in Wien in der Meinung gegeben: „Hats der alte Eſel der Radetzky getroffen, wirſt du's auch treffen". Man nahm ihm ſeinen Stabs-Chef Oberſt Ringelheim und gab ihm den ſchroffen, heftigen Oberſt Kuhn, deſſen Perſönlichkeit Giulay in allen Punkten widerſprach.

Von Schriften über den Krieg von 1866 notiren wir:

Die Theilnahme der II. Armee unter dem Obercommando S. K. H. des Kronprinzen am Feldzuge von 1866. Berlin, Bath.

Der Krieg im Jahre 1866. Kritiſche Bemerkungen über die Feldzüge in Böhmen, Italien und am Main. Leipzig, Wigand.

Piquante Broſchüre, die eine zum Theil ſchonungsloſe Kritik der Operationen, auch der preußiſchen Armee enthält, vom Oberſt von Bartels.

Oeſterreichiſche Militair-Zeitſchrift, herausgegeben von B. Streffleur, 1866—67.

Enthält eine Reihe von Aufſätzen über die Feldzüge in Oeſterreich, Italien, am Main, im ganzen das zuverläſſigſte und beſte, was von jener Seite bisher über den Krieg geſchrieben.

Unſere Zeit, Zeitſchrift herausgegeben von Gottſchall.

Das Märzheft 1867 enthält eine Charakteriſtik der öſterreichiſchen und preußiſchen Armeen und der hervorragenden Führer in beiden, die trotz unweſentlicher ſachlicher Irrthümer (z. B. hat General v. Steinmetz die Campagne 1815 mitgemacht und 1848 zwei Bataillone des 2. Inf. Regts. in Schleswig kommandirt) das beſte iſt, was in dieſer Richtung über den Krieg geſchrieben worden.

Lieut.-Colonel Cooke. — A short sketch of the campaign in Austria of 1866. London. Mitchell. Neuerdings ins Deutſche überſetzt.

La Campagna dell 1866 in Italia. 1 vol. e documenti, con carte e piani. Torino e Firenzi, Cassone et Comp.

F. v. M.

R. Uſinger, Forſchungen zur Lex Saxonum. 8. 74 S. Berlin 1867, Mittler.

Der Verfaſſer dieſer trefflichen Unterſuchungen beſpricht zunächſt die handſchriftlichen Verhältniſſe der Lex Saxonum und kommt dabei zu dem Ergebniß, daß die vier bekannten Handſchriften (denn Lindenbrogs Ausgabe hat keinen ſelbſtändigen Werth) zwar auf einer gemeinſamen Grundlage beruhen, unter einander aber unabhängig ſind; nur cod. 2 und 3 ſind wieder aus einer gemeinſchaftlichen Quelle gefloſſen. Dem Urtext am nächſten ſteht die von Herold benutzte Handſchr., deren Eintheilung in Titel und Kapitel aber von dem Herausgeber herrührt; dann folgt cod. 1 und die Quelle von cod. 2 und 3. Dieſe Unterſuchungen des Verf. ſind um ſo dankenswerther, als die Ausgabe von Merkel leider die gewohnte Sorgfalt dieſes Herausgebers vermiſſen läßt, auf falſcher Auffaſſung der Textverhältniſſe beruht und ſelbſt in den einzelnen Lesarten nicht ganz zuverläſſig iſt. Namentlich die äußeren Gründe, auf welche Merkel ſeine Dreitheilung der Lex ſtützt, erweiſen ſich als durchaus hinfällig; innere Gründe ergeben, daß die erſten 60 Kapitel das Werk eines und deſſelben Verfaſſers, dagegen die 6 letzten Kapitel und eine c. 16 eingeſchobene Gloſſe (multa-maiori) etwas ſpäter von anderer Hand hinzugefügt ſind.

Um die Abfaſſungszeit beider Stücke beſtimmen zu können, geht der Verf. ausführlich auf ihr Verhältniß zu der fränkiſchen Reichsgeſetzgebung für Sachſen ein, wobei er, was beſondere Anerkennung verdient, namentlich die politiſchen Motive des Geſetzgebers berückſichtigt — eine Methode, die, wie erbärmlich ſie auch kürzlich von anderen gehandhabt worden

iſt, doch nie außer Acht gelaſſen werden ſollte. Von großem Intereſſe ſind namentlich die Ausführungen des Verf. über das Münzweſen und die ſtändiſchen Verhältniſſe, wobei ſich ihm für die L. S. das Reſultat ergiebt, daß die vorzugsweiſe den Adel berückſichtigende Darſtellung des Strafrechts durch die Gleichſtellung des ſächſiſchen Edeln mit dem freien Franken herbeigeführt wurde. Zwiſchen dem Reichsrecht und der Lex zeigen ſich mehrfach auffallende Widerſprüche, beſonders in der Behandlung der Faida, des Aſylrechts und der Brandſtiftung; die Lex kann daher unmöglich als ein officielles Rechtsbuch angeſehen werden, ſie iſt eine Privatarbeit, die vielleicht durch Karls des Großen Bemühungen, ſämmtlichen ſeiner Herrſchaft unterworfenen Stämmen geſchriebene Rechtsquellen zu verſchaffen, veranlaßt wurde. Entſtanden iſt die Lex Saxonum jedenfalls noch unter Karl, das geht aus dem ganzen Charakter derſelben hervor, aber vor dem Jahre 811, denn ſeitdem hatte Karl nur noch einen Sohn, während c. 24 von den filii regis Francorum ſpricht. Als früheſten Termin für die Abfaſſung gewinnt der Verf. das Jahr 803 durch den Nachweis, daß c. 51—53 die Capitula quae in lege Ripuaria mittenda sunt vom Jahr 803, zum Theil ſelbſt wörtlich, benutzt ſind. Dazu ſtimmt auch der Umſtand, daß die beiden Kapitularien von 785 und 797 die L. S. noch nicht kennen; ihre Hinweiſungen auf das ſächſiſche Recht gelten nur dem Gewohnheits- nicht dem geſchriebenen Recht. Die L. S. dagegen berückſichtigt die durch jene geſchaffene Rechtsordnung, namentlich entſpricht ihr fredus den durch das zweite Kapitular eingeführten Bannbußen. (Vgl. S. 58 ff.) Die ſechs letzten Kapitel nebſt der Gloſſe in c. 16, deren einheitlicher und von den übrigen abweichender Charakter ſofort ins Auge fällt, ſetzt der Verf. wenig ſpäter als den voraufgehenden Haupttheil.

Das Urtheil des Verf. über den Inhalt der Lex iſt wohl ein zu ungünſtiges, wenn wir ihm auch darin beiſtimmen müſſen, daß die Benutzung derſelben die ſtrengſte Kritik erfordert. Die Beſtimmungen über Erbrecht und eheliches Güterrecht erſcheinen durchaus zuverläſſig und ganz frei von fränkiſchen Einflüſſen, auch ſind ſie nicht zu ſehr generaliſirt, wie der Verf. mit Rückſicht auf die Mannigfaltigkeiten des ſpäteren Rechts anzunehmen geneigt iſt (S. 68). Denn wie mit dem Alter des Baumes die Zahl der Zweige zunimmt und dieſe ſich immer weiter von der gemeinſamen Wurzel entfernen, ſo begegnen wir auch im Recht wie in der

Sprache einem beſtändigen Fortſchritt von der Einheit zur Mannigfaltigkeit, erſt die neueſte Zeit hat ſich dem mit Erfolg entgegengeſtämmt. Die L. S. hebt die Abweichungen des weſtfäliſchen Rechts vom oſtfäliſchen hervor; weiter ſind die particularrechtlichen Verſchiedenheiten in jenem Zeitalter aber ſicher noch nicht gegangen. Hier und da geht der Verf. auch in der Annahme fränkiſchen Rechts etwas zu weit, z. B. wenn er c. 65 für ganz und gar fränkiſch erklärt (S. 70); daß die Stelle ſächſiſch iſt, geht aus dem uxorem emere hervor, denn bei den Franken war zu jener Zeit ſelbſt ſchon der ſymboliſche Muntkauf veraltet.

Abgeſehen von dieſen und ähnlichen geringen Ausſtellungen haben wir dem Verf. unſere vollſte Zuſtimmung zu ſeinen ebenſo tiefen wie ſcharfſinnigen Unterſuchungen auszuſprechen. Die Schrift zeigt, was ein Hiſtoriker leiſten kann, wenn er zugleich Juriſt iſt, und der Juriſt erkennt an ihr deutlich die Nothwendigkeit eingehender geſchichtlicher Studien.

R. S.

Lehmann, Dr. Max, De annalibus qui vocantur Colonienses maximi quaestiones criticae. 70 S. Berolini 1867.

Die vorliegende durch Fleiß und Scharfſinn ausgezeichnete Berliner Diſſertation verdankt ihre Entſtehung der Anregung Jaffés. Ihr Verf. unternimmt es betreff der für die ſtaufiſche Zeit ſo hoch bedeutſamen Kölner Annalen nachzuholen, was Karl Pertz, der Herausgeber derſelben in den Monumenten, verſäumt; die Fragen über den Autor, die Quellen, die Glaubwürdigkeit unſerer Annalen finden hier eine eingehende, in vielen Punkten darf man wohl ſagen abſchließende Behandlung. Das erſte Kapitel beſchäftigt ſich mit den Handſchriften; leider hat Lehmann von dieſen nur die unwichtige Berliner Handſchrift ſelbſt einſehen können; dennoch führt ſeine ſorgſame Unterſuchung auch hier zu manchem neuen Ergebniß. In dem zweiten Kapitel handelt er über die „chronica regia“. So nämlich, wie L. mit Recht mit Wattenbach gegen Janſſen und K. Pertz annimmt, hat unſer Chroniſt ſelbſt ſein Werk benannt. Daß derſelbe nicht wie K. Pertz behauptet, im Auftrage Reinalds von Köln geſchrieben, daß er ſein Werk erſt nach Reinalds Tode verfaßt, wird von L. mit überzeugenden Gründen dargethan; nicht mit gleichem Recht, wie mir ſcheint, verwirft er Wattenbachs Annahme, der zufolge unſer Autor kein anderer als der kaiſerliche Notar Burchard von Straßburg geweſen. Lehmann beſtreitet dies, weil Burchard in einem 1161 geſchriebenen Briefe die Parteigänger Alexanders III unter den Kardinälen

als pseudocardinales bezeichnet, in unſerer Chronik dagegen, die den erwähnten Brief ausgeſchrieben, an dieſer Stelle ſtatt pseudocardinales das Wort cardinales gebraucht wird. Gewiß iſt dieſe Differenz nicht ohne Bedeutung; aber was hindert anzunehmen, daß ein gut kaiſerlich geſinnter Mann, der im Jahre 1161 die Anhänger Alexanders als pseudocardinales bezeichnet, 15 oder 16 Jahre ſpäter, da er nach Beendigung des Schismas zur Redaction ſeiner Chronik ſchritt, es für gerathen hielt, das für den gegenwärtigen kaiſerlichen Standpunkt unpaſſende Wort zu ändern? Eben daraus, daß unſer Chroniſt ſeine Arbeit erſt nach Abſchluß des Kampfes zwiſchen Friedrich I und Alexander III abgefaßt, erklärt ſich, was bei einem ſo gut kaiſerlich geſinnten Autor ſonſt auffallen müßte, das gänzliche Fehlen irgend einer feindlichen Aeußerung gegen den Pabſt. Bis c. 1143 hat der Chroniſt aus anderen Quellen geſchöpft, die von Lehmann ſorgfältiger als es bisher geſchehen nachgewieſen werden; von 1144 an wird er ſelbſtändig, indeß iſt ſeine Glaubwürdigkeit bis c. 1164 ſehr gering anzuſchlagen; unter einer Menge durchaus falſcher Angaben entdeckt man mit Mühe wenige richtige Notizen. Dies Verhältniß ändert ſich mit dem genannten Jahre; von 1164—1175 iſt unſere Chronik eine hiſtoriſche Quellenſchrift allererſten Ranges. Mit dem Jahre 1175 ſchließt die chronica regia; das dritte Kapitel von L.'s Schrift behandelt ihre Fortſetzungen, die bekanntlich bis 1237 reichen. Die werthvollſte unter dieſen iſt die erſte, welche die Jahre 1176—1203 behandelt; nur ſchmälert ihren Werth der ſpecifiſch kölniſche Standpunkt ihres Verf. — Von Einzelheiten bemerke ich, daß mehrere Angaben von Reinalds Todestag nicht beachtet ſind (S. 44), daß Ancona von Chriſtian von Mainz nicht 1174, ſondern 1173 belagert worden. S. 35 erwähnt L. als einen unzweifelhaften Irrthum des Chroniſten, daß dieſer den Erzbiſchof Konrad I von Mainz, den Bruder Ottos von Wittelsbach, einen Verwandten Friedrichs I nenne. Allerdings iſt dieſes verwandtſchaftliche Verhältniß, ſoweit ich weiß, von keinem neueren Hiſtoriker beachtet worden, auch nicht von Meiller, der zuletzt über Konrad (in den Regeſten der Salzburger Erzbiſchöfe S. 487 ff.) gehandelt; dennoch ſcheint mir die Exiſtenz eines ſolchen durch mehrere Quellennachrichten außer Frage geſtellt. Außer der chronica regia nennt nicht bloß Chriſtian von Mainz Konrad einen Verwandten Friedrichs; als ſolchen bezeichnet auch Acerbus Morena Konrads Bruder Otto (Mon. SS. 18, 641), und Kaiſer Friedrich ſelbſt erwähnt in ſeinem Schreiben

an die Salzburger vom 9. Auguſt 1177 (ann. Reichersperg. Mon. SS. 17, 506) Chunradum, consanguineum nostrum. Mehrere andere Ergänzungen und Berichtigungen zu der vorliegenden Schrift liefert die lehrreiche Recenſion im Literariſchen Centralblatt N. 23. C. V.

Johannes Bugenhagen Pomeranus. Leben und ausgewählte Schriften. Von Dr. Karl Auguſt Traugott Vogt, Conſiſtorialrath, Profeſſor der Theologie und Superintendent zu Greifswald. (VI u. 442 S.) Elberfeld 1867, R. L. Friderichs.

Das unter dem obigen Separattitel erſchienene Werk bildet den IV. Theil des biographiſchen Sammelwerks: „Leben und ausgewählte Schriften der Väter und Begründer der lutheriſchen Kirche, herausgegeben von Z. Hartmann, Dekan in Tuttlingen, Dr. Lehnerdt, General-Superintendent in Magdeburg, Dr. C. Schmidt, Profeſſor in Straßburg, Lic. K. F. Th. Schneider, Seminar-Director in Neuwied, Dr. Vogt, Profeſſor in Greifswald, Dr. G. Uhlhorn, Oberconſiſtorialrath in Hannover. Eingeleitet von Dr. C. J. Nitzſch, Propſt von Berlin".

Johann Bugenhagen nimmt unter den Begründern des lutheriſchen Proteſtantismus ohne Zweifel eine hervorragende Stelle ein. Hat er auch nicht Luthers bahnbrechende Originalität und alle Hinderniſſe überwältigende Energie, tritt er auch wenn gleich klaſſiſch gebildet doch auf dieſem Felde gegen Melanchthons humaniſtiſche Bedeutung in den Hintergrund, ſo beſaß er dagegen ein großes praktiſches Organiſationstalent, wodurch er namentlich für die Begründung der lutheriſchen Kirchen des nördlichen Deutſchlands und Skandinaviens einen unmittelbaren und tiefgreifenden Einfluß erlangt hat. Pommern kann den Reformator Bugenhagen in zweifacher Beziehung den ſeinigen nennen. Einmal gehört er dieſem Lande durch Geburt und erſte Bildung an; im J. 1485 zu Wollin auf der gleichnamigen Inſel an der Odermündung als Sohn eines dortigen Rathsherrn geboren, ſtudirte er von 1502—1504 in Greifswald, wo damals, um nur von bekannteren Namen zwei zu nennen, der berühmte Juriſt Peter von Ravenna und der begeiſterte Humaniſt Hermann von dem Buſche die aufſtrebende Wiſſenſchaft vertraten, und wirkte dann unter vielſeitiger Thätigkeit und mit glänzendem Erfolg als Rector der Stadtſchule zu Treptow an der Rega. Hier war es, wo Bugenhagen unter dem Titel Pomerania die erſte kurze Specialgeſchichte Pommerns verfaßte (1518, herausgegeben 1728 von Balthaſar), die, wenn man den

Mangel tüchtiger Vorarbeiten bedenkt, immer ein sehr rühmliches Zeugniß für den Fleiß und die Befähigung des Verfassers bildet. An dem Abt und mehreren Mönchen des nahegelegenen alten Klosters Belbuck fand Bugenhagen geistesverwandte und den neuen Ideen geneigte Mitstrebende. Luthers Schriften, namentlich die von der babylonischen Gefangenschaft, übten auf diesen Kreis gebildeter Männer, aus dem später mehrere namhafte Reformatoren Pommerns hervorgingen, einen mächtigen Einfluß aus, und theils um in die persönliche Nähe des großen Mannes zu kommen, theils um sich den feindlichen Machinationen der Anhänger des Alten, namentlich des Bischofs Erasmus Manteuffel von Kammin zu entziehen, ging Bugenhagen im Jahre 1521 nach Wittenberg, wo er dann bald in die engsten Beziehungen zu Luther und seinem Kreise trat und als akademischer Lehrer wie als praktischer Geistlicher bis an sein Lebensende (1558) eine rastlose Wirksamkeit entfaltete. Mehrfache Anerbietungen, die ihn nach anderen Städten zu einer materiell besseren Stellung beriefen, lehnte er ab; Erfurt, Danzig, Hamburg bemühten sich vergebens ihn für sich zu gewinnen; selbst die glänzenderen Stellungen eines Bischofs von Schleswig, und in späterer Zeit nach dem Tode des Bischofs Erasmus Manteuffel die eines pommerschen Bischofs von Kammin, lehnte er, die letztere allerdings erst nach einigem Schwanken, gleichfalls ab; Wittenberg war ihm zu lieb geworden. Dagegen war er immer bereit zeitweilig seine Ruhe und seinen gewohnten Wirkungskreis zu verlassen, wenn es galt, bei der Begründung der neuen kirchlichen Einrichtungen persönlich rathend, helfend und organisirend zur Stelle zu sein. So begab sich Bugenhagen 1528 nach Braunschweig und Hamburg, wo er bis 1529 verblieb; 1530—1532 war er in Lübeck, 1534—1535 in Pommern — und dies ist das zweite Band, welches ihn als Reformator an Pommern knüpfte —; dann 1537—1539 wirkte er nach Beendigung des großen nordischen Krieges in Dänemark, wo er zugleich den ihm befreundeten König Christian III krönte; 1542 finden wir ihn in Schleswig-Holstein und endlich in Hildesheim und abermals im Braunschweigischen thätig. An allen diesen Orten war, als Bugenhagen kam, die neue Lehre bereits mehr oder weniger zum Siege gelangt; aber Bugenhagen hat das Verdienst durch persönliche Einwirkung, durch Kirchen- und Schulordnungen und organisatorische Einrichtungen verschiedener Art, wie Visitationen und dergl., der kirchlichen Neugestaltung des Protestantismus hier im Norden

eine feste und dauerhafte Form gegeben zu haben. Neben seiner persönlichen Wirksamkeit auf diesen Reisen ging dann noch eine ausgedehnte Thätigkeit durch Briefe und anderweitige Schriftstücke her, wodurch er auch solchen Orten, die er nicht persönlich besuchen konnte, seinen Rath und seine Hilfe zu Theil werden ließ. Daneben waren für das ganze nördliche Deutschland von großer Wichtigkeit die Uebersetzungen der lutherischen Bibel und anderer reformatorischer Schriften Luthers ins Niederdeutsche (Sächsische), an denen Bugenhagen einen hervorragenden Antheil hatte. Ueberhaupt war Bugenhagen als geborner Pommer durch seine derbe, kräftige, aber dabei doch sinnige und gemüthliche Natur, die sich bei ihm mit einer guten Bildung vereinigte, durch seine Kenntniß des norddeutschen Volkes, seiner ganzen Art und Weise zu denken, zu sprechen und zu leben, vorzugsweise geeignet, den praktischen Vermittler zwischen den wittenberger Reformatoren und der protestantischen Bewegung unter den nördlicheren deutschen Stämmen zu bilden.

Der Verfasser des in der Ueberschrift genannten Werks, welcher Bugenhagens Leben und Wirksamkeit vorzugsweise vom theologisch-kirchlichen Standpunkt dargestellt hat, hat mit Sorgfalt und Liebe das ziemlich weitschichtige Material zusammengebracht und verarbeitet. Für die Uebersichtlichkeit der Darstellung und für die künstlerische Abrundung des Lebensbildes wäre es wohl besser gewesen, wenn die sehr ausgedehnten Mittheilungen aus Schriften Bugenhagens — so namentlich die unverkürzt in neu hochdeutscher Uebertragung mitgetheilte Schrift „von dem christlichen Glauben u. s. w. an die ehrenreiche Stadt Hamburg (1526)", welche die Seiten 101—267 oder mehr als ein Drittheil des ganzen Werkes einnimmt — in einen Anhang verwiesen wären; die Continuität der Biographie würde dann nicht so sehr zerrissen. Von Einzelheiten möge nur Folgendes hier Erwähnung finden. Bei Anführung der Literatur über Beginn und Fortgang der Reformation in Hamburg (S. 307 ff.) hätten Lappenbergs Hamburgische Chroniken in niedersächsischer Sprache (1861) nicht unerwähnt bleiben sollen; gerade in diesem Werk findet sich ein sehr reichhaltiges Material für die Reformationsgeschichte Hamburgs, und wenn sich auch vieles davon schon in Staphorsts vom Verf. angeführter Hamburger Kirchenhistorie benutzt findet, so sind doch die dort gegebenen Mittheilungen nichts weniger als correct; z. B. der Bericht Johannes Mollers „von der Reformation zu Hamburg" (bei Lappenberg S. 543 ff.)

iſt bei Staphorſt 5 S. 70 ff. bis zur Unverſtändlichkeit entſtellt. Auch würde der Verfaſſer bei Lappenberg S. 575 etwas über den Fortgang des Schriftſtreits zwiſchen Bugenhagen und dem Dominikaner Auguſtin von Getelen gefunden haben, was ihm jetzt, wie es ſcheint, unbekannt geblieben iſt; wenigſtens iſt es S. 100 nicht erwähnt. Getelen antwortete auf Bugenhagens ſpeciell gegen ihn gerichteten Angriff am Schluß der oben angeführten Schrift von dem chriſtlichen Glauben u. ſ. w. mit einem aus Lüneburg gegen Bugenhagen gerichteten Pamphlet, wodurch ſich dann der letztere veranlaßt ſah, im Jahre 1528 eine neue Schrift ausgehen zu laſſen unter dem Titel: „An de Erentrike Stadt Hamborch, eyn breff Joannis Bugenhagen Pomers wedder de logene dorch ein schandboek, einem ersten boke, dat he an de Hamborger gescreven hadde, upgelecht.“ Wittenberg. 4.

Wenn ferner der Verfaſſer S. 347 den Bilder- und Kirchenſturm in Stralſund am Montag nach Palmarum 1525 als durch einen Mönch veranlaßt bezeichnet, der auf der Kanzel zu St. Nicolai Luther habe zu Schanden machen wollen, ſo iſt dies nicht richtig. Dem Verfaſſer ſcheint dabei die Erzählung in Cramers großen Pommerſchen Kirchenchroniken III cap. 20 vorgeſchwebt zu haben. Cramers genanntes Werk iſt indeß überhaupt ſehr unzuverläſſig und nur mit großer kritiſcher Vorſicht zu benutzen; in dieſem ſpeciellen Fall wird es durch die zeitgenöſſiſchen ſtralſunder Berichte widerlegt, die bei dieſer Gelegenheit von dem Mönch nichts wiſſen und als Veranlaſſung des Bilderſturms eine zufällige Zuſammenrottung und die von einer Magd vorgenommene Fortſchaffung eines ihrer Herrin gehörigen Heiligenſchreines angeben. Vergl. die officiellen Angaben in dem Steinwerſchen Prozeß (Baltiſche Studien XVII 2 S. 127 ff.) mit den einſchlagenden Stellen bei Berckmann und Saſtrow.

Otto Fock.

Von der Wittenberger Univerſität im Zeitalter der Reformation. — (Separattitel:) Die Univerſitäts-Jahre der Herzoge Ernſt, Ludwig und Barnim von Pommern. Aus archivaliſchen Quellen von F. L. C. Freiherrn v. Medem, Königl. Archivrath a. D. (VI u. 164 S.) Anclam 1867, W. Dietze.

Die vorſtehend angeführte Schrift bildet einen ſehr dankenswerthen Beitrag zur Culturgeſchichte jener Epoche, welche auf das eigentliche Reformationszeitalter unmittelbar folgte. Wir ſehen hier ein paar junge

Fürſten, die Söhne des im J. 1560 verſtorbenen Herzogs Philipp I von Pommern-Wolgaſt, mit ihrem Gouverneur und Gefolge in Wittenberg, wie ſie von 1563 bis 1565 ſtudiren, auch wie es damals an deutſchen Univerſitäten bei hochgeſtellten Studirenden Sitte war, den einen wie den anderen das Rektorat bekleiden. Der Briefwechſel der jungen Fürſten und ihres Gouverneurs an die Herzoge und ſonſt hervorragende Perſönlichkeiten daheim gewährt durch die Friſche und Unmittelbarkeit der Mittheilungen ſehr intereſſante Einblicke ſowohl in die damaligen Zuſtände der damals ſchon ſinkenden Univerſität Wittenberg als in die intimen Beziehungen der pommerſchen Herzogsfamilie. Die jungen Herren, in deren Briefen das Studium keine allzu große Rolle ſpielt, dagegen deſto häufiger von Pferden, Windhunden und anderen Bedürfniſſen dieſer Art die Rede iſt, waren übrigens, wie auch andere gewöhnliche Muſenſöhne zu allen Zeiten, mit der Finanznoth „blaſſer Sorge" wohl vertraut; der Wechſel wollte niemals zureichen, darin ſind Gouverneur und Zöglinge immer einig. Die letzteren glaubten übrigens ſchon nach Jahresfriſt des Studirens genug gethan zu haben; nur mit Mühe hielt der peremtoriſche Befehl des regierenden Bruders daheim und ſeiner Räthe ſie noch bis in das zweite Jahr in Wittenberg; dann ſetzten ſie es durch, ſich auf Reiſen die Welt zu beſehen und verweilten namentlich in Frankreich längere Zeit. — Bei der Schilderung des wittenberger Aufenthalts hat der Verfaſſer ein paar Mal den Namen Johann Bugenhagen auszeichnend hervorgehoben (S. 75 durch geſperrten Druck vor ſämmtlichen übrigen Profeſſoren der Univerſität; dann S. 107, indem ihm allein die Ehre widerfährt von den zum Rektorſchmauß von den Fürſten eingeladenen Profeſſoren genannt zu werden); es mag daher die Bemerkung nicht überflüſſig ſein, daß dies nicht der berühmte pommerſche Reformator war, der ſchon 1558 ſtarb, ſondern ſein gleichnamiger in Wittenberg als Profeſſor angeſtellter Sohn. O. F.

Weber, Dr. Karl v., Miniſterialrath, Dir. des Haupt-Staatsarchivs zu Dresden, Anna Kurfürſtin zu Sachſen, geboren aus königlichem Stamm zu Dänemark. Ein Lebens- und Sittenbild aus dem ſechszehnten Jahrhundert. Nach archivaliſchen Quellen bearbeitet. 8. 500 S. Leipzig 1867, Bernhard Tauchnitz.

Anna, die Gemahlin des Kurfürſten Auguſt von Sachſen, war die Tochter des Königs Chriſtian III von Dänemark. Das vorliegende, von

einer in dergleichen Ausführungen so sicheren Hand entworfene Charakterbild beruht auf der außerordentlich reichhaltigen Correspondenz der Kurfürstin, von der im königl. Haupt-Staatsarchiv zu Dresden allein vielleicht gegen 11000 Briefe vorhanden sind, während überhaupt eine Correspondenz von ungefähr 22000 Briefen in dem angeführten Buche benutzt wurde. Der Verfasser schildert jedoch nicht nur das persönliche Leben der Kurfürstin, sondern noch mehr die Lebens- und Berufskreise, mit denen sie in Beziehungen trat, und hat dadurch den Werth des für die Sittengeschichte der Zeit sehr reichhaltigen Buches noch bedeutend erhöht. Wir werden durch diese Schilderungen in eine Zeit hinein versetzt, in welcher der deutsche Fürstenstand, vornehmlich des Nordens, in Sitte und Brauch noch in völliger Uebereinstimmung mit dem Volke als Ganzen stand. Von den Veränderungen, welche die eindringende fremde romanische Cultur auch in den kleinen Dingen des Lebens, in den Sitten und Gewohnheiten der vornehmen Gesellschaft des 16. Jahrhunderts herbeiführte, war hier am kursächsischen Hofe zu Kurfürst Augusts Zeit noch nichts zu bemerken. Demgemäß liegt auch der Kreis, in welchem die Kurfürstin Anna thätig war, noch innerhalb der eigentlichsten Berufssphäre der deutschen Frau; nach der Sorge für ihren Eheherrn und die Kinder sind es vornehmlich Haus und Hof, Küche und Keller, Garten und Feld, welche die Thätigkeit der Fürstin in Anspruch nehmen. — Wir erinnern uns irgendwo einen Tadel über die äußeren Aufputz verschmähende Anordnung des Stoffes, der zu romanhaften Schilderungen so vielfache Veranlassungen bot, vernommen zu haben. Der Historiker kann dem Verfasser nur dankbar sein, daß er seinen Mittheilungen eine Form gab, in welcher sie als durchaus quellenmäßige Beiträge zu der noch so sehr vernachlässigten deutschen Culturgeschichte verwendet werden können. Um von der Ausgiebigkeit des Buches nach dieser Richtung hin eine Vorstellung zu geben, lassen wir schließlich die Uebersichten der einzelnen Abschnitte folgen: 1) Anna als Gattin und Mutter. 2) Anna als Ehestifterin. 3) Anna als Hauswirthin: Küche und Keller. 4) Gärten und Landwirthschaft. 5) Toilette. 6) Gesellige Beziehungen. 7) Belustigungen. 8) Das Waidwerk. 9) Künste, Wissenschaften, Gewerbe. 10) Kirchliche Verhältnisse. Annas Beziehungen zur Schule und Regierung. 11) Annas medicinische Thätigkeit. 12) Annas letzte Lebensjahre; ihr Tod. O.

Calinich, R. Dr. ph. Diaconus in Chemnitz, Kampf und Untergang

des Melanchthonismus in Kurſachſen in den Jahren 1570 bis 1574 und die Schickſale ſeiner vornehmſten Häupter. Aus den Quellen des königlichen Hauptſtaatsarchivs zu Dresden. 8. (XII u. 310 S.) Leipzig 1866, F. A. Brockhaus.

Auch dieſe aus den reichhaltigen Schätzen des königlichen Hauptſtaatsarchivs zu Dresden ſchöpfende Schrift enthält dankenswerthes Material zur Entwicklungsgeſchichte Deutſchlands in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In folgenden ſechs Hauptabſchnitten hat der Verfaſſer den ihm im königl. Archiv ſich darbietenden Stoff zur Darſtellung gebracht: 1. Einige durch Andreäs Vermittelungsverſuche veranlaßte Verhandlungen und Schriften 1569. 1570. 2. Der Wittenberger Katechismus und die durch ihn hervorgerufenen Streitigkeiten 1571. 3. Der Dresdener Conſenſus. Schwankende Haltung des Kurfürſten 1571—73. 4. Die Exegeſis und ihre nächſten Folgen 1574. 5. Das Inquiſitionsgericht zu Torgau. 6. Die weitern Schickſale der vier Hauptangeklagten M. Chriſtian Schütz, Dr. Joh. Stößel, Dr. Georg Cracau, und Dr. Kaspar Peucer. — Außer dem zweiten Bande von Heppes Geſchichte des deutſchen Proteſtantismus hat der Verfaſſer, wie er ſelbſt in der Einleitung S. VIII geſteht, ſich um die meiſten „früheren und neueren gedruckten Quellen“ nicht weiter bekümmert. Schon daraus geht daher hervor, daß ſeine Arbeit trotz der archivaliſchen Einzelheiten, welche ſie enthält, in keiner Weiſe abſchließend genannt werden kann. Sehr wenig genügend ſind namentlich auch die Nachrichten über die Zuſtände auf der Univerſität Wittenberg während dieſer Zeit, in welche unter anderem auch die kleine von Calinich ebenfalls überſehene Schrift Franks: Johann Majas, der Wittenberger Poet, Halle 1863, einen überraſchenden Einblick gewährt. Auch das Archiv der Univerſität Wittenberg iſt nicht benutzt. Den Sturz des Melanchthonismus in Kurſachſen im lebendigen Zuſammenhange mit der allgemeinen geiſtigen Entwickelung Deutſchlands darzuſtellen, hat der Verfaſſer nirgends auch nur einen Verſuch gemacht. Daher ſind auch ſeine Urtheile über Perſönlichkeiten und Zuſtände, vor allem auch über den Kurfürſten Auguſt ſelbſt ſehr ſchwankend und unſicher. Wir verweiſen in Beziehung auf letzteren namentlich auf das Urtheil Gillets in ſeinem ausgezeichneten Buche: Crato und Craffheim und ſeine Freunde I S. 468. Selbſt von der hier gegebenen Darſtellung dieſer Vorgänge in Kurſachſen hat der Verfaſſer zu eigenem großem Nachtheile keine Notiz genommen.

J. O. O.

Loſſen, Max Dr., Die Reichsſtadt Donauwörth und Herzog Maximilian. Ein Beitrag zur Vorgeſchichte des dreißigjährigen Krieges. 8. (71 S.) München 1866.

Dieſe Darſtellung der bekannten Donauwörther Streitſache beruht vornehmlich auf einer erneuten Durcharbeitung der in den Münchener Archiven noch vorhandenen Archivalien. Durch dieſelbe werden die Mittheilungen, welche bereits P. Ph. Wolf in ſeiner Geſchichte Maximilians I und ſeiner Zeit Bd. 2 über dieſe Verhältniſſe gegeben hat, weſentlich berichtigt. Trotzdem bekennen wir jedoch, daß der Verfaſſer durch ſeine auf S. 7 u. 8 gegebenen Deductionen unſere bisherige Anſchauung von dem Verhalten des Herzogs Maximilian gegen die kleine Reichsſtadt nicht erſchüttert hat. Wir ſind auch jetzt noch der Anſicht, daß Maximilian das kaiſerliche Commiſſorium, welches der Executionsordnung ſo ſchnurſtracks zuwiderlief, in irgend einer Weiſe nachgeſucht hat. Er allein hatte an der Achtsvollſtreckung ein wirkliches Intereſſe, wie der Verfaſſer S. 15 ſelbſt zugeben muß. Nach dieſer Seite hin hätten wir die Unterſuchung ſchärfer und eingehender gewünſcht. Auch hätte die Theilnahme, welche die Union auf ihren verſchiedenen Zuſammenkünften gerade dieſer Sache widmete, etwas ausführlicher dargelegt werden können. Denn wenn dieſe mattherzige Theilnahme der Union auch für die Stadt ſelbſt vollſtändig fruchtlos blieb, ſo charakteriſirt ſie doch die politiſche Leiſtungsfähigkeit des proteſtantiſchen Bundes von vorn herein unverkennbar. J. O. O.

Beck, Auguſt, Graf Guſtav Adolf von Gotter. Ein Lebensbild aus der Zeit Friedrichs des Großen und Maria Thereſias. 12. (107 S.) Gotha 1867, Fr. Andr. Perthes.

Der durch eine Reihe von archivaliſchen Arbeiten um die Geſchichte des erneſtiniſchen Hauſes Sachſen wohlverdiente Verfaſſer ſchildert uns einen reichbegabten und vom Glück in ſeltenem Grade begünſtigten Emporkömmling, der in der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts eine glänzende Rolle ſpielte. Guſtav Adolf Gotter hatte ſeine Studien zu Jena und Halle gemacht und hierauf Holland, England und Frankreich bereiſt, als ſein Vater der gothaiſche Kammerdirector Johann Michael Gotter nach Wien geſandt wurde, um herzogliche Geldforderungen für gelieferte Soldaten flüſſig zu machen. Für die Miſſion ward der damals 23jährige Jüngling ſeinem Vater beigeordnet und betrat hiemit die diplomatiſche Laufbahn. Bei Erledigung jener Angelegenheit benahm er ſich ſo geſchickt,

daß Herzog Friedrich II ihn als seinen Geschäftsträger in Wien beließ und nach wenig Jahren zu seinem außerordentlichen Gesandten ernannte. Der gothaische Hof hätte keinen besseren Vertreter finden können. Gotter besaß vielseitige Kenntnisse und Gewandtheit in den Geschäften, war der Feder und der Rede mächtig und gab, wo es galt, seinen Argumenten mit seiner mächtigen Stimme solchen Nachdruck, daß man ihn le Jupiter foudroyant nannte. Die höfischen Formen beherrschte er wie im Spiel, er verstand es vortrefflich „mit éclat" aufzutreten und war dabei jederzeit guter Laune, der liebenswürdigste Wirth, der angenehmste Gesellschafter, den man sich wünschen mochte. Kaiser Karl VI überhäufte ihn mit Gnaden und erhob ihn in den Reichsfreiherrnstand; Prinz Eugen und der päbstliche Nuntius Passionei schenkten ihm ihr Vertrauen. Unter allen Gesandten am kaiserlichen Hofe war keiner so gern gesehen wie er; er wußte alles, er erreichte alles. Die Frauen bezauberte er durch seine Galanterie, die Cavaliere huldigten seiner Gastfreiheit; seine Tafel, seine Weine hatten ihres gleichen nicht. Das ausschweifende Leben erschütterte seine Gesundheit, aber wenn er sich auf einige Zeit dem Strudel entzog und ein heilkräftiges Bad gebrauchte, erschien er wieder wie verjüngt. Seine Verschwendung kannte keine Grenzen, aber immer öffneten sich ihm neue Hilfsquellen. Die herzogliche Kammer that für ihn das äußerste; zweimal, in London und im Haag, gewann er das große Loos; er trieb einen höchst einträglichen Handel mit Ungarwein; Karl VI beschenkte ihn reich und viele Gönner und Gönnerinnen hatten für ihn offene Hand; fremde Höfe zahlten freigebig für die ihnen geleisteten Dienste. Als unter dem Namen Peters II Menschikoff als unbeschränkter Machthaber Rußland beherrschte, wurden die höchsten Ehrenerweisungen über Gotter ausgeschüttet. Friedrich Wilhelm I von Preußen, dem er große Rekruten verschaffte, sparte nichts um ihn in seinen Dienst zu ziehen. Er ernannte ihn 1728 zum Geheimen Staatsrath und ertheilte ihm im nächsten Jahre den schwarzen Adlerorden. Dabei blieb Gotter vorläufig gothaischer Gesandter in Wien, ja er erhielt obendrein noch den Posten und den Gehalt eines herzoglichen Comitialgesandten in Regensburg. Dieses Verhältniß änderte sich, nachdem 1732 Friedrich III seinem Vater im Herzogthum Sachsen-Gotha gefolgt war und Anstand nahm Gotter fernerhin ungemessenen Credit zu gewähren. Dieser nahm seine Entlassung aus dem herzoglichen Dienst und ward von König Friedrich Wilhelm I zum Gesandten in Wien ernannt,

mit 15000 Fl. jährlichem Gehalt und der Erlaubniß neben den preußiſchen auch die würtembergiſchen Geſchäfte am kaiſerlichen Hofe zu verſehen.

Als königlich preußiſcher Geſandter fühlte ſich Gotter in Wien nicht ſo wohl als früher, da er als Vertreter eines kleinen Hofes, ohne irgendwo auf Mißtrauen zu ſtoßen, ſeinen perſönlichen Einfluß hatte geltend machen können. Er ward der Diplomatie überdrüſſig, verweilte von Auguſt bis November 1735 in Berlin und erhielt bald darauf vom Könige die Erlaubniß ſich auf ſeine Güter in Thüringen zurückzuziehen, „wegen ſeines ſchwächlichen Geſundheitszuſtandes und um anderer erheblicher Urſachen willen“; zugleich ward er mit anſehnlichem Gehalte zum bevollmächtigten Miniſter beim oberſächſiſchen Kreiſe ernannt.

Gotter hatte 1733 und 1734 im Gothaiſchen das Rittergut Molsdorf und anderen Grundbeſitz erworben und ſetzte nun ſeinen Stolz darein dort wie ein Fürſt zu ſchalten. Er baute ſich ein Schloß mit Gartenanlagen im Stile von Verſailles und ſchmückte ſeinen Herrenſitz mit Statuen, Gemälden, mit einer auserleſenen Bibliothek. Von ſeinen üppigen Mahlzeiten, von den galanten Frauen und ausgelaſſenen Gäſten weiß man noch heutzutage in der Gegend zu erzählen. Aber von Dauer war dieſe Herrlichkeit nicht. Das Geld ging zur Neige, das große Loos wollte nicht zum dritten Male eintreffen: Gotter mußte auf ſeine Güter ein Capital nach dem andern aufnehmen. Unter dieſen Umſtänden folgte er dem Rufe König Friedrichs II, der ihn gleich nach ſeiner Thronbeſteigung aufforderte, wiederum als Geheimer Staats- und Kriegsrath in activen Dienſt zu treten und ihn zu ſeinem Oberhofmarſchall ernannte. Kaum war Gotter in dieſe Stellung eingetreten, ſo krönte Kaiſer Karl VI die früheren Gnadenerweiſungen durch ſeine Erhebung in den Reichsgrafenſtand.

Friedrich II fand an Gotters geiſtvoller und witziger Converſation großes Gefallen; er war ein belebendes Element der fröhlicheren Hofhaltung, welche der junge König einführte. Aber bald gab es ernſte Sorgen und weitausſehende Verwicklungen. Der Kaiſer ſtarb, der Streit um das habsburgiſche Erbe und um die römiſche Krone war vor der Thür, und Friedrich II faßte den Entſchluß der Königin von Ungarn zwar ſeinen mächtigen Beiſtand zu gewähren, aber nur um den Preis von Schleſien. Gotter ward dazu auserſehen im December 1740 die preußiſchen Propoſitionen in Wien vorzutragen, nicht bloß weil er dort wohlgelitten und mit den Verhältniſſen des öſterreichiſchen Hofes vertraut war, ſon-

dern weil er an demſelben Friedrich Wilhelm vertreten hatte, als dieſer von ganzem Herzen ein Einverſtändniß mit dem Kaiſer ſuchte und dafür bitter gekränkt und geſchädigt wurde. Bekanntlich lehnte Maria Thereſia Friedrichs Vorſchläge ab und ließ es auf die Entſcheidung der Waffen ankommen. Gotter kehrte nach Berlin zurück und ward im Jahre 1743 zum Generaldirector der Operntruppe, demnächſt auch zu einem der Curatoren der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften ernannt. Indeſſen gaben ſeine fortwährende Kränklichkeit ſowie ſeine trotz vielfacher Gnadenerweiſungen Friedrichs nie endenden Geldverlegenheiten die Veranlaſſung, daß er 1745 ſeinen Abſchied nahm. Die nächſten Jahre verlebte er meiſtens zu Molsdorf, auch nachdem er Schulden halber dieſes Beſitzthum hatte veräußern müſſen, bis er nach dem Gebrauche von Montpellier ſich ſoweit hergeſtellt fand, wieder in den preußiſchen Staatsdienſt treten zu können. König Friedrich ernannte ihn zum Oberpoſtmeiſter und bald darauf zu einem der dirigirenden Miniſter im Generaldirectorium. Dieſes Amt bekleidete er, bis er ſiebzig Jahre alt 1762 ſtarb.

Die Mittheilungen, welche der Verf. zum Theil aus den Acten des herzoglichen Archivs zu Gotha über jenen viel berufenen fils fortuné de Bacchus et de la volupté, wie ihn Friedrich der Große in einer poetiſchen Epiſtel anredet, zuſammengeſtellt hat, enthalten lehrreiche Beiträge zur Sittengeſchichte des vorigen Jahrhunderts. Wir machen insbeſondere aufmerkſam auf die Nachrichten von dem ordre des hermites de bonne humeur, welchen die Herzogin Luiſe Dorothea von Gotha 1739 ins Leben rief, mit dem Wahlſpruche vive la joie und Ordensnamen für jedes Mitglied. Gotter hieß Tourbillon. Aber obgleich wir dieſe Blätter mit Vergnügen geleſen haben, ſo vermiſſen wir doch in dem Bilde, welches uns gezeichnet wird, weſentliche Züge. Wir bleiben völlig darüber im unklaren, in welchen Geſchäften Gotter ſich als Diplomat am wiener Hofe ſo wichtig machte, welcher Art die Dienſte waren, für die Kaiſer und Könige mit ungewöhnlicher Freigebigkeit ſich erkenntlich zeigten. Der Verf. bleibt uns hierauf die Antwort ſchuldig. Er verſichert, daß Gotter niemals zu unwürdigen Intriguen oder entehrenden Mitteln ſeine Zuflucht nahm, er erwähnt das Geſchäft, welches ihn zuerſt nach Wien führte; ſpäter wird auch einer außerordentlichen Sendung an den kaiſerlichen Hof gedacht, auf der Gotter die über die Weimariſche Vormundſchaft entſtandenen Streitigkeiten zum Vergleiche brachte; aber was über dieſe herzoglich ſäch-

fischen Angelegenheiten hinausgeht, wird nicht erläutert. Mit keinem Worte wird gesagt, wie wichtige und folgenschwere Unterhandlungen in Gotters Hand gelegt waren als Friedrich Wilhelm sich durch ihn in Wien vertreten ließ und selbst die entscheidende Sendung an den österreichischen Hof, mit der Friedrich II ihn beauftragte, wird in aller Kürze abgethan, ohne daß der Verf. in Arneths Maria Theresia auch nur einen Blick gethan zu haben scheint. Viel weniger hat er es seiner Aufgabe gemäß befunden, die Berichte Gotters im preußischen Staatsarchive für seine Darstellung zu benutzen. Daher giebt die Schrift nicht, wie der Titel besagt, ein Lebensbild des Grafen Gotter, sondern nur immerhin dankenswerthe Beiträge dazu. A. S.

Fr. v. d. Trencks Erzählung seiner Fluchtversuche aus Magdeburg. Nach Trenks eigenhändigen Aufzeichnungen herausgeg. von J. Petzholdt. 12. (XXVIII u. 76 S.) Dresden 1866, Schönfeld.

Im J. 1865 kamen zwei Trenckreliquien, ein zinnerner Becher und eine Bibel, die beide von Trenck während seiner Gefangenschaft in Magdeburg benutzt worden, in den Besitz des Königs Johann von Sachsen. In der Bibel fanden sich Aufzeichnungen, die der Gefangene während seiner Haft mit seinem Blute niedergeschrieben; ihr interessantester Theil ist es, welcher hier von dem Bibliothekar des Königs Johann mitgetheilt wird. Trenck erzählt darin seine in den J. 1754—57 gemachten Fluchtversuche, nicht immer in Uebereinstimmung mit seiner späteren Darstellung derselben in seiner Selbstbiographie. Das Vorwort enthält außer einer Beschreibung der genannten beiden Trenckreliquien eine mit großem Fleiß zusammengestellte Uebersicht der Trenckliteratur. Die Veröffentlichung der kleinen Schrift hat einen Streit zwischen dem Herausgeber und einem Mitarbeiter des Magazins für Literatur des Auslands veranlaßt, der in dem genannten Blatte (1867 Nr. 6 u. 11) und in Petzholdts Anzeiger für Bibliographie (1867 Nr. 4) geführt worden. V.

Jobst von Dewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der Kirchen-Verbesserung in Pommern und Sittengemälde damaliger Zeit, von L. Wegner. Herausgegeben von O. von Dewitz. Berlin, Verlag von Kelte, Bötsje & Comp. (Ohne Jahreszahl, das Vorwort ist vom 8. November 1864 datirt.) 41 S.

Unter den pommerschen Staatsmännern, die sich unter den Schwierigkeiten und Stürmen der Reformationszeit auszeichneten, nimmt Jobst von Dewitz eine hervorragende Stelle ein. Er gehörte zu den strebsamen

und intelligenten Mitgliedern des pommerſchen Adels, welche Melanchthon im Auge hatte, wenn er, im Leben Bugenhagens S. 296 von den Pommern jener Zeit ſagt: „Nec in ulla parte Germaniae plures ex equestri ordine doctrinas intelligunt, quam ibi“. Daß im übrigen dies Lob aus ſo berühmtem Munde doch nur mit ſtarker Einſchränkung gültig geweſen iſt, dafür hat uns Jobſt von Dewitz ſelbſt ein nicht anzufechtendes Zeugniß hinterlaſſen; der pommerſche Adel im großen und ganzen war den Wiſſenſchaften nicht hold. Dewitz ſchreibt an den in Wittenberg ſtudirenden jungen pommerſchen Grafen von Eberſtein, nachdem er deſſen Fleiß rühmlichſt anerkannt, die bezeichnenden Worte: „Beſtimmt wird durch dieſen Euren achtungswerthen Eifer der grundverkehrte und verderbliche Wahn des pommerſchen Adels vernichtet werden, der es für ſchimpflich hält, wenn ein Edelmann ſich mit den Wiſſenſchaften beſchäftigt. Und doch giebt es nichts vorzüglicheres, als wenn man mit dem Adel der Geburt eine wiſſenſchaftliche Bildung verbindet, die einen viel höheren Werth hat als alle anderen Vorzüge“. Jobſt von Dewitz, deſſen Rath von weſentlichem Einfluß war auf den endlichen Entſchluß der Herzoge, die Kirchenreformation durchzuführen, trat bei der im J. 1532 zwiſchen Herzog Barnim IX und ſeinem Neffen Philipp vollzogenen Theilung Pommerns in die Dienſte des letzteren, der das weſtliche Pommern mit der Hauptſtadt Wolgaſt erhalten hatte, ſtarb indeß ſchon 1542 im rüſtigen Mannesalter betrauert von ſeinem Fürſten, wie von dem ganzen Lande. O. F.

Die Univerſität Greifswald vor hundert und fünfzig Jahren. Akademiſche Feſtſchrift zur Feier der fünfzigjährigen Angehörigkeit Neuvorpommerns und Rügens zum Königreich Preußen. Von Dr. E. Baumſtark. Greifswald 1866.

Die akademiſche Feier des fünfzigſten Jahrestages der in Stralſund der Krone Preußen geleiſteten Huldigung hat dem Verfaſſer dieſer Schrift Gelegenheit gegeben zu einem Rückblick auf den Zuſtand der Univerſität in der der preußiſchen Herrſchaft vorangehenden Zeit. Vor allem ſind es zwei in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch beſondere landesherrliche Commiſſionen vorgenommene Reviſionen der ganzen Univerſitätsverwaltung, welche dem Verfaſſer Material und Anknüpfungspunkte zu Bildern aus dem früheren Leben der Greifswalder Univerſität geben. Er ſchließt indeß ſeine Darſtellung nicht mit dem Abſchluß dieſer Verhandlungen, welcher in den bis auf die neueſte Zeit als Grundgeſetze der Univerſität dienenden Receſſen von 1775 und 1795 erfolgte, ſondern

verfolgt die äußern Schickſale der Univerſität durch die ſchwere Zeit der franzöſiſchen Occupation, in der das Univerſitätsgut zu den kaiſerlichen Krondomänen geſchlagen und zum Theil an franzöſiſche Generale verſchenkt wurde, bis zum Jahr 1815.

In zwei Hinſichten beſonders dürfte dieſe Arbeit ein wiſſenſchaftliches Intereſſe in Anſpruch nehmen.

Zuerſt in der Schilderung des tiefen Verfalls corporativer Selbſtregierung, der in der Univerſitätsverwaltung während der bezeichneten Periode zu Tage tritt. Die Univerſität beſaß einen hohen Grad von Selbſtändigkeit in der Ordnung und Führung ihrer Angelegenheiten und die laufende Oberaufſicht über dieſelbe, welche den landräthlichen Curatoren und dem Generalgouverneur der Provinz zuſtand, ſcheint mit großer Laxität geführt worden zu ſein. Aber von dieſen corporativen Rechten machten die Profeſſoren einen traurigen Gebrauch. Ueberall finden wir ja im corporativen Gemeinleben des 17. und 18. Jahrhunderts die Spuren großer Verkommenheit, in gelehrten und kirchlichen, wie in ſtädtiſchen und andern Corporationen, in England und der Schweiz, ebenſo wie in Deutſchland und Frankreich. Aber nicht leicht dürfte ein jämmerlicheres Bild davon exiſtiren, als die Greifswalder Univerſität damals darbot. Wer einen Blick auf daſſelbe wirft, wird ſich nicht mehr wundern, daß diejenigen Univerſitäten Deutſchlands damals am raſcheſten aufblühten, die wie Göttingen und Halle das geringſte Maß corporativer Selbſtändigkeit beſaßen.

Nicht minder intereſſant ſind die Mittheilungen über ökonomiſche Verhältniſſe früherer Zeit, die in der Schrift enthalten ſind. So findet ſich im Anhang ein vollſtändiger Nachweis der Einnahmen und Ausgaben des Amtes Eldena im Jahr 1635—36, ferner eine Ueberſicht der Einnahmen und Ausgaben der Univerſität Greifswald nach den Rechnungen für je ein Jahr aus jedem Jahrzehnt von 1650—1817 und nach den Etats von 1818—1865. Am meiſten aber haben den Referenten angezogen die Verhandlungen über das Legen der Bauern auf den Univerſitätsgütern. Durch ein im Auszuge mitgetheiltes Gutachten nämlich des Landrath von Behr war im Jahr 1755 die Verwandlung der mit kleinen Pachtbauern beſetzten Dörfer in größere Zeitpachthöfe angeregt worden, und nach einigem Sträuben der Univerſität und einiger Verzögerung durch die bald darauf folgenden Kriegsjahre wurde dieſe Maßregel auch durch-

geführt. Die Dienſtbauern ſollten conſervirt bleiben, offenbar weil man ihre Dienſte, die übrigens in Folge der Aenderung mehrfach geſteigert wurden, auf den großen Höfen nicht entbehren zu können glaubte. In dieſer Verwandlung von Bauerndörfern in große Vorwerke waren die mecklenburgiſchen Edelleute und die ſchwediſche Domänenverwaltung der Univerſität ſchon früher vorausgegangen. Indeſſen unterſcheiden ſich von den mecklenburgiſchen Bauernlegungen die in Rede ſtehenden doch einigermaßen dadurch, daß ſie nicht mit einem Wechſel im Wirthſchaftsſyſtem verbunden waren. Das Gutachten des Landrath von Behr nimmt in ſeinen Ertragsanſchlägen auch für die neu herzuſtellenden Höfe die Dreifelderwirthſchaft, wie ſie in den Dörfern beſtand, in Ausſicht, während in Mecklenburg gerade der Fortſchritt von der Dreifelderwirthſchaft zu der neu einzuführenden Koppelwirthſchaft ein Hauptantrieb bei der ganzen Aenderung war. Nichts deſto weniger, ſehen wir, war der aus dieſer harten Operation zu erwartende Mehrertrag für die Univerſität ein höchſt bedeutender, und wir lernen ſo begreifen, wie ſich bei der gedrückten und heillos verkommenen Lage der kleinen Bauern dieſe agrariſche Revolution während des vorigen Jahrhunderts in Mecklenburg und Neuvorpommern unwiderſtehlich Bahn brechen mußte. E. N.

Friedrich Töpfer, Urkundenbuch für die Geſchichte des gräflichen und freiherrlichen Hauſes der Vögte von Hunolſtein. Erſter Band. 4. 376 S.) Nürnberg 1866.

In keinem Gebiete der deutſchen Specialgeſchichte iſt früher größerer Mißbrauch mit abſichtlich gefälſchten Nachrichten getrieben worden, als in der Adelsgeſchichte. Die meiſten der zahlreichen genealogiſchen Werke des vorigen Jahrhunderts ſchöpfen die Anfänge der durch ſie zu illuſtrirenden Geſchlechter aus fabelhaften Chroniken, den ihrem Hauptinhalte nach geradezu gefälſchten Turnierbüchern von Rodler, Rüxner und Conſorten, lächerlichen Namensableitungen und pomphaften Familientraditionen, die mit dem wirklichen Urkundeninhalte meiſt im ſchneidendſten Widerſpruche ſtehen. Auch der ſonſt verdienſtvolle J. M. Humbracht in ſeiner „höchſten Zierde Teutſchlandes und Vortrefflichkeit teutſchen Adels 1707“ giebt eine lange Reihe von bei den Domkapiteln aufgeſchworenen und doch vollen Glauben genießenden Stammtafeln der Reichsritterſchaft, welche bereits mit dem ſiebenten, achten u. ſ. w. Jahrhunderte beginnen und uns mit aus römiſchem, karolingiſchem, mindeſtens aber ausländiſchem fürſt-

lichem Blute herſtammenden Turniergenoſſen König Heinrichs „zu Meydenburg 938“ bekannt machen, die bereits damals „geviertete Schilde mit dem doppelten Reichsadler als Herzſchildlein“ geführt hätten. Humbracht iſt ehrlich genug in der Vorrede zu ſagen, „daß ihm dieſe Tafeln, ſo ihm von denen Familien ſelbſt communiziret worden, wegen allzuweiter Herführung verdächtig vorkommen, dann die Wahrheit offenhertzig zu geſtehen, ich die genealogiſchen Deduktionen über 1200 hinauf durchaus nicht richtig halte“.

Unſerem kritiſchen Zeitalter blieb es vorbehalten auf Grund hiſtoriſcher echter Quellen die Verlogenheit jener Adelsilluſtratoren aufzudecken, doch ſpuken Rüxner und ſeine Turnierhelden noch in vielen Dilettantenarbeiten — auch der ſonſt verdienſtvolle Kneſchke iſt nicht davon freizuſprechen — in alter Weiſe fort. Wir rechnen es daher dem Grafen Paul von Hunolſtein zu keinem kleinen Verdienſte um die deutſche Adelsgeſchichte an, daß er ein Urkundenbuch ſeines alten Geſchlechtes durch einen tüchtigen Fachgelehrten in der Weiſe bearbeiten ließ, wie jetzt hiſtoriſches Material geſammelt und beleuchtet wird.

Die Vögte von Hunolſtein — ein zwiſchen Miniſterialität und Edelherrenſtand ſchwankendes Geſchlecht — nennen ſich von einer urſprünglich den Grafen von Caſtel, hernach den von Salm gehörigen Burg und Herrſchaft Hunolſtein auf dem Hundsrücken, erwarben dieſelbe gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts zu vollem Eigen und erloſchen in der dort angeſeſſenen Hauptlinie der Vögte und Herrn von Hunolſtein im J. 1487, während eine jüngere Linie zu Züſch im trieriſchen Hochwalde drei Zweige getrieben hat, welche noch blühen: den franzöſiſchen der comtes d'Ottanges ſeit 1777, den rheiniſchen zu Niederwießen und den baieriſchen, welcher den Beinamen „von Steinkellenfels“ führt, Freiherrn ſeit 1690.

Graf Paul, auf Schloß Homburg bei Thionville geſeſſen, Pair von Frankreich, dem größeren Publikum als der Herausgeber einer als unächt beſtrittenen Correſpondenz der Königin Marie Antoinette bekannt, konnte ſich und die Lauterkeit ſeiner Abſichten — niemand unter ſeinen Gegnern hat je daran gezweifelt, daß er an die Aechtheit jener Briefe glaubte — nicht beſſer rechtfertigen, als daß er Herrn Töpfer jahrelang mit wahrhaft fürſtlicher Freigebigkeit die deutſchen, franzöſiſchen und niederländiſchen Archive bereiſen ließ, um zur Herſtellung einer urkundlichen Familiengeſchichte zerſtreutes Material zu ſammeln. Als Ergebniß dieſer mühſamen

Arbeit liegt ein glänzend ausgeſtatteter erſter Band des Urkundenbuchs vor. Derſelbe giebt aus dem Zeitraum von 1182 bis 1371 dreihundert und vierundfünfzig für die Geſchichte der Hunolſtein werthvolle Urkunden, größtentheils nach den Originalen der Archive zu Coblenz, Berleburg, Jdſtein, Luxemburg, Metz u. ſ. w. Daran ſchließen ſich achtzehn genealogiſche Excurſe über ſtamm- und heirathsverwandte Geſchlechter: die Grafen von Caſtel (Bliescaſtel), Virneburg, die Wildgrafen von Dhaun und Kirburg, die Herren von Schwarzenberg, Hagen, Warnesberg, Oberſtein, Grimburg, Degſtuhl, Heinzenberg, Blankenheim, Dürbüy u. a. m., endlich die Burgen und Herrſchaften Züſch und Neumagen. Wir haben nur einen unbedeutenden Jrrthum zu rügen gefunden, nämlich das Zuſammenwerfen des Edelherrn von Brucken (de Brucke, Brucken = das heutige Bliesbrücken), welche die Vornamen Walter, Johann und Friedrich führen: Wappenſchild rothe Reuten in Silber — mit den trieriſchen Miniſterialen von der Brücke (de Ponte) des Vornamens Sibodo, Ludwig, Udo, Friedrich, Reiner und mit dem gekrönten Löwen im Schilde. Ein genaues Perſonen- und Ortsregiſter, ſowie ſaubere Abbildungen der Burgruine Hunolſtein und der älteſten Familienſiegel erhöhen die Brauchbarkeit des Werkes, welches als ein den Urheber wie den Herausgeber in gleicher Weiſe ehrendes Unternehmen hiermit beſtens empfohlen ſei.

E.

Alfred Ritter von Arneth, Maria Thereſia und Joſeph II. Jhre Correſpondenz ſammt Briefen Joſephs an ſeinen Bruder Leopold. I. Band, 1761—1772. (XIV u. 402 S.) II. Band, 1773 bis Juli 1778. (402 S.) Wien 1867, Carl Gerolds Sohn.

Eines der intereſſanteſten Quellenwerke, welches unſere Literatur in den letzten Jahrzehnten zu Tage gefördert hat. Es iſt bekannt, welches Aufſehen in Deutſchland und Frankreich die früher von Arneth herausgegebene Correſpondenz Marie Antoinettes mit Maria Thereſia, Joſeph II und Leopold II gemacht hat: ich ſtehe keinen Augenblick an, die Bedeutung des jetzt veröffentlichten Briefwechſels in jeder Hinſicht noch um ein erhebliches höher anzuſchlagen. Schon der erſte Band ſtellt ſich würdig neben die früheren, der zweite iſt von zweifellos gewichtigerem Stoffe, und ohne Frage wird der dritte das Intereſſe des Leſers in immer wachſendem Maße feſthalten. Die Authenticität der Documente iſt hier wie früher über jedes Bedenken erhaben; der Abdruck iſt überall nach den im Wiener

Staatsarchive befindlichen Originalen mit Arneths wohlbekannter Genauigkeit und Gewiſſenhaftigkeit gemacht worden. Vielleicht an einer einzigen Stelle findet ſich ein Leſefehler: ſollte nicht I 163 ſtatt des ſinnloſen Regardez au trône et oubliez les membres zu leſen ſein: Regardez au tronc (den Hauptkörper der öſterreichiſchen Monarchie) et oubliez les membres (die particularen Intereſſen Toscanas)? Im übrigen iſt die Ausgabe ganz in derſelben Weiſe wie jene der Briefe Marie Antoinettes gemacht; die erklärenden Noten ſind zahlreich, darunter eine Anzahl äußerſt dankenswerther Documente, ſonſt aber nur ſehr knappe Perſonalnotizen, Titulatur, Geburts- oder Todesjahr der im Texte genannten Perſonen, ſo daß die Leſer bei den künftigen Bänden und Auflagen für etwas größere Ausführlichkeit, und an manchen Stellen für ſachliche Erläuterung dunkler Redewendungen und unverſtändlicher Anſpielungen höchſt dankbar ſein würden.

Die Briefreihe des erſten Bandes beginnt mit dem 3. April 1761, alſo noch in der Zeit des ſiebenjährigen Krieges, und gleich dieſes erſte Schreiben Joſephs iſt von ungemeinem Intereſſe. Die Kaiſerin will — man bemerke das Datum, etwa zwei Jahre vor dem Hubertsburger Frieden — ſeine Meinung über eine Armeereduction wiſſen. Er erklärt darauf, daß er von dieſen Dingen ſo viel wie ein Capuziner verſtehe, daß er heute der Meinung ſei, je mehr Truppen man habe, deſto beſſer; der Krieg ſei faſt hoffnungslos, man müſſe es für ein Glück halten, wenn man den König von Preußen zu einem Friedensſchluſſe auf der Grundlage des status quo ante beſtimme. Uebrigens entwickelt er dann ein Syſtem neuer Heeresverfaſſung, in der Hauptſache nach den damaligen preußiſchen Grundſätzen, nur in mancher Beziehung, beſonders den Gutsherrn gegenüber geſchärft und geſteigert, und am Schluſſe mit der charakteriſtiſchen Bemerkung, daß er dabei auch Toscana mit im Auge habe, puisque je ne connais point de différence. Tout est à l'Etat; ce mot-là renferme tout, ainsi chacun doit concourir à son avantage. Der ganze künftige Joſeph kündigt ſich in dieſem Briefe an.

In den zunächſt folgenden Briefen aus den Jahren 1761 und 1764 tritt vor allem das perſönliche Verhältniß Joſephs zu ſeiner Gemahlin Iſabella von Parma und zu ſeiner Mutter hervor. Jenes iſt die reinſte Zärtlichkeit, dieſes volle Hingebung. „Sie wiſſen", ſchreibt er 30. Mai 1761, „daß ich nichts wünſche als Ihre Gnade, die Freundſchaft meiner Frau und mein Seelenheil; da ich die beiden erſten beſitze, ſo begreifen Sie

meine Glückſeligkeit". Leider ſtarb Iſabella ſchon im December 1763, und man kann wohl ſagen, daß dieſe Wunde bei Joſeph niemals vernarbt, oder doch dieſe Narbe niemals verwachſen iſt. In ſeinem Weſen lag von Haus aus ein herber und herriſcher Zug, für den es ſeit dem Tode der geliebten Frau keine Milderung mehr gab. Joſeph ſammelte ſeitdem den ganzen Enthuſiasmus ſeiner Natur auf die Gedanken des Vaterlandes und der Pflicht, und wo der Pflichtbegriff allein das Leben beſeelen ſoll, ſterben die weicheren und milderen Elemente des Daſeins ab; das hat Joſeph erfahren wie ſein großer preußiſcher Zeitgenoſſe. In den erſten Monaten nach Iſabellas Tode begleitete ihn ihr Bild auf jedem Schritte; es iſt gerade die Zeit, in welcher er nach Frankfurt zur römiſchen Königskrönung reiſt, und tief ergreifend iſt es in den täglich ſich folgenden Briefen an die Kaiſerin zu ſehen, wie er aus allem Prunke und Gewühl heraus die bitteren Schmerzensworte der Mutter hinüberſendet. Unmittelbar nach der Krönung ruft er ihr zu, wie ihm während der Cärimonie nur Iſabellas Bild vor Augen geſtanden, wie er gerade heute vor vier Monaten, eben auch am 29., ſich von der theuern Leiche habe trennen müſſen. Sonſt geſteht er, daß die Feierlichkeit mächtig und ergreifend geweſen und der Vater die Thränen nicht habe unterdrücken können: es iſt dies aber auch die einzige Aeußerung ſolchen Tones, da der junge Fürſt im übrigen die um ihn verſammelte Pracht durchaus ironiſch behandelt. Vielfache Plage macht es ihm, daß er von allen Seiten mit Andeutungen über ſeine Wiederverheirathung angegangen wird. Die übrigen freilich weiß er kurz und ſcharf genug abzuweiſen, aber das ſchlimmſte iſt, daß bald auch ſeine Mutter daſſelbe Thema in die Hand nimmt. Er wahrt ſich dagegen auf alle Weiſe; ſie aber behauptet ihre Ueberlegenheit und drängt zum Entſchluſſe. So erklärt er denn, ſein Gefühl dem Gehorſam opfern zu wollen, und ſucht ſich mittelbar zu retten, indem er die Schweſter der Verſtorbenen als die einzige Frau bezeichnet, zu der er ein Herz faſſen könne; er weiß, daß dieſe bereits mit dem ſpaniſchen Thronfolger verlobt iſt. Maria Thereſia aber läßt ſich dadurch nicht irren; als der König von Spanien die Prinzeſſin abzutreten ſich weigert, — zum großen Glücke Joſephs, es war Luiſe von Parma, nachher wohl die ſchlimmſte aller ſpaniſchen Königinnen — hält ſie den Sohn bei der einmal erlangten Einräumung feſt und ſetzt gleich nachher ſeine Vermählung mit einer baieriſchen Prinzeſſin durch. Allerdings mußte ſie dann, wie es

ſcheint, dem Sohne bald genug den gänzlichen Mißerfolg einräumen. Denn völlig rückhaltlos redet Joſeph über die unglückliche Dame in den Briefen an die Mutter. „Sie will", ſagt er, „mit Höflichkeit und Achtung nicht zufrieden ſein, woher zum Teufel ſoll ich andere Gefühle nehmen?"

Um ſo erfreulicher entwickelt ſich Joſephs Verhältniß zu ſeinen Geſchwiſtern, namentlich ſeit 1765, wo er nach dem Tode des Vaters als Aelteſter und Familienhaupt ihnen gegenüber ſteht. Aus Arneths früherer Publication iſt dies in Bezug auf Marie Antoinette bekannt; der vorliegende Band zeigt daſſelbe in Bezug auf Marie Karoline von Neapel und Leopold von Toscana. Die aus Neapel geſchriebenen Briefe Joſephs ſind lehrreich im höchſten Grade; für ſich allein würden ſie hinreichen, die Kataſtrophen Neapels in der Revolutionszeit zu erklären, und das zürnende Urtheil, welches die Geſchichte ſo oft über Königin Karoline gefällt hat, in tiefes Mitleid zu verwandeln. Mit Leopold überwirft ſich Joſeph gleich nach dem Tode des Vaters über einen Theil der Erbſchaft; die herriſche Ader ſchwillt ihm an, als Leopold, nicht trotzig und nicht unterthänig, ihm ſachlichen Widerſpruch entgegenſetzt, und es bedarf einen Augenblick der ganzen Autorität Maria Thereſias, um einen Ausbruch zu verhüten. Sie beſtimmt, wie der Erfolg zeigt, den jüngeren Sohn in der Sache zur Nachgiebigkeit und bricht den Zorn des älteren, indem ſie mit mütterlicher Wärme, aber man möchte ſagen, unbarmherzig treffend ihm den innerſten Kern ſeiner Geſinnung vor Augen ſtellt. Noch ein anderes Mal, im September 1766, wiederholt ſich ein ſolcher Vorgang zwiſchen Mutter und Sohn, als er in einer raſch dictirten Note einem ungerechten Zorn über Kaunitz und Starhemberg Luft gemacht hat. Dieſe Briefe ſind köſtlich: wer ſie zu leſen weiß, kennt mit ihnen das Innerſte der beiden großen und merkwürdigen Menſchen; ihr Abdruck allein hätte Arneth den lebhafteſten Dank jedes Hiſtorikers ſichern müſſen.

Wenn hier Maria Thereſia dem Sohne noch mit vollem inneren Uebergewichte entgegentritt, ſo zeigt die weitere Correſpondenz die allmähliche Emancipation des jungen Kaiſers. Seine Natur wird immer mehr ihrer Kraft bewußt, er erkennt ſeine Richtung und ſeine Ziele, er wird unbiegſam und ungeduldig über die mangelnde Selbſtändigkeit und Handlungsfähigkeit. Dieſe Wendung beginnt etwa 1767; wenigſtens klagt 1773 die Mutter, daß ſie ſeit ſechs Jahren ſich nicht mehr recht verſtänden; dann dauert es nicht lange, und Joſeph ergreift trotz aller kindlichen

Ehrfurcht, trotz alles Widerſtrebens der Mutter thatſächlich die Leitung der auswärtigen Politik nach ſeinem Sinn. In dieſe Zeit fällt die Annäherung an Friedrich den Großen, die Zuſammenkunft mit ihm in Neiße, die erſte Theilung Polens. Die Correſpondenz wird hier für die politiſche Geſchichte Europas in hohem Grade lehrreich; nur geht es wie immer, je mehr man empfängt, deſto mehr möchte man haben: man bedauert, daß der Herausgeber einige weitere Documente, die in den Briefen citirt werden, nicht ebenfalls gedruckt hat — wenn ſie überhaupt noch exiſtiren. Indeſſen auch was hier vorliegt, erweitert unſere Kenntniſſe um ein erhebliches. Man ſieht, wie in der polniſchen Sache Joſeph ſich von Kaunitz ebenſo unterſchied wie dieſer von Maria Thereſia, daß jener ſchon 1771 ſeinen Entſchluß gefaßt hatte, aber ein volles Jahr bedurfte, um die Verwirklichung zu erreichen. Der uneigennützige Rechtsſinn, mit welchem die Kaiſerin ſich gegen die polniſche Theilung ſträubte, hat auch in dieſer Sammlung an einem franzöſiſch geſchriebenen Briefe ein ſchönes Denkmal, ſchöner, denke ich, als die berühmten deutſchen Zeilen an den Fürſten Kaunitz. Aber ebenſo wenig wird ſich in Abrede ſtellen laſſen, daß der ſtaatsmänniſche Verſtand und die conſequente Klarheit in dieſer Sache ſowohl bei Joſeph als bei dem ihm gründlich opponirenden Kaunitz, daß ſie aber nicht bei der unſicher ſchwankenden Kaiſerin vorhanden waren, deren vermittelnde Stellung allein dem Sohne die Ueberwindung des Kaunitzſchen Syſtems möglich machte.

Die inneren Differenzen zwiſchen der Kaiſerin und Joſeph entwickeln ſich weiter in den Briefen des zweiten Bandes von 1772 bis 1777. Häufig ſind es die religiöſen Fragen, wo die orthodox katholiſche Geſinnung der Mutter und der rationaliſtiſche Humanismus des Sohnes hart aufeinandertreffen. Ebenſo contraſtirt ſeine jugendliche Friſche und die ungeduldige Thatkraft, womit er bei jeder Sache zu raſcher Entſcheidung drängt, mit ihrer Bedächtigkeit und Unentſchloſſenheit, die das eine Mal ohne Zweifel die Schwäche des Alters, das andere Mal aber ebenſo gewiß die reifere Umſicht und Erfahrung bekundet. Mehr als einmal bittet Joſeph die Mutter, ihn von den Pflichten einer unnützen und ſtörenden Mitregentſchaft zu entbinden; wenn ſie das kräftig zurückweiſt, pflegt er ſich eine größere Reiſe zu gönnen, wo dann die Mutter eine ſehr zärtliche Sehnſucht nach ſeiner Rückkehr ausſpricht. Die Ausbeute des Briefwechſels wird für uns dadurch nicht wenig vermehrt; wie das Jahr 1769

jene italieniſchen, ſo bringt 1777 franzöſiſche und ſüddeutſche Reiſeberichte, welche ebenſo wie jene von einem ganz durchdringenden Scharfblick und einer geradezu meiſterhaften Ausdrucksweiſe des hohen Beobachters Zeugniß geben.

Die ganze letzte Hälfte des zweiten Bandes iſt erfüllt mit der beinahe vollſtändigen Correſpondenz aus dem Beginn des baieriſchen Erbfolgekriegs, Januar bis Juli 1778. Was im allgemeinen bekannt war, die Abneigung Maria Thereſias gegen das ganze Unternehmen und ihre Dazwiſchenkunft gleich nach den erſten Kanonenſchüſſen mit einer gegen Joſephs Willen angeknüpften Friedensverhandlung, läßt ſich hier im genaueſten Detail des täglichen Verlaufes beobachten. Höchſt frappant iſt es, wie damals beide Monarchen die innere Schwäche des öſterreichiſchen Staatsweſens und die militäriſche Ueberlegenheit Preußens anerkennen. Um ſo lebhafter und kräftiger hält Joſeph auf der Bahn aus, wo er diplomatiſche Erfolge und kriegeriſche Ausbeute erwartet; er iſt die Seele der ganzen Staatslenkung, das größte und kleinſte unterwirft er ſeinen Tendenzen. Aber wenn ihn gerade die Stärke des Gegners anſpornt, ſo ſchrickt Maria Thereſia mit jedem Tage mehr vor der wachſenden Gefahr zurück, trotz alles Jubels, womit die Leiſtungen des Sohnes ihr mütterliches Herz erfüllen. Als einmal ein halbwegs beſorgtes Wort ſeiner Feder entſchlüpft, antwortet ſie umgehend: das habe ich ja immer kommen ſehen; dafür kann die alte Frau dir jetzt auch helfen — und zu Joſephs Entſetzen meldet ſie ihm Thuguts Sendung an das preußiſche Hauptquartier.

Dem dritten Bande des trefflichen Werkes ſieht man mit lebhafteſter Ungeduld entgegen. S.

Onno Klopp, Der König Friedrich II von Preußen und ſeine Politik. Zweite, neu gearbeitete Auflage. Schaffhauſen, Fr. Hurter. 602 S.

Die zweite Auflage unterſcheidet ſich von der erſten durch einige Zuſätze; eine Schlußabhandlung erörtert die preußiſchen Frevel von 1866 und verurtheilt ſie als die argen Conſequenzen des Fridericianismus; die Vitzthumſchen Enthüllungen werden an den betreffenden Stellen ſorgſam eingeſchaltet, und, wie ſich verſteht, die Widerlegungen Häuſſers und Schäfers als nicht vorhanden betrachtet. Das vernichtende Urtheil der erſten Auflage über Friedrichs Unſittlichkeit bleibt alſo in vollem Umfange beſtehn; auch was die Urheberſchaft des ſiebenjährigen Krieges betrifft, ſo iſt dem Verfaſſer heute wie früher Friedrich der muthwillige Uebelthäter,

ohne deſſen angriffsluſtige Eroberungsſucht die friedfertige Maria Thereſia niemals an eine feindſelige Reaction gegen den Breslauer und Dresdener Frieden gedacht hätte. Nun iſt aber Hr. Onno Klopp nach ſeinen militäriſch-diplomatiſchen Leiſtungen von 1866 in die günſtige Lage gekommen, das Problem durch Studien im Wiener Staatsarchive näher zu beleuchten, und was er hieraus mittheilt, iſt ſachlich darum nicht weniger intereſſant, weil es mit ſeinen Urtheilen in ſchneidendem Widerſpruch ſteht. Die große Frage iſt bekanntlich immer die: war Friedrich durch offenſive Vorkehrungen Oeſterreichs bedroht, ſo daß ſein Einbruch in Sachſen, wenn auch militäriſch offenſiv, doch politiſch ein Akt der Vertheidigung war, oder war ſonſt die Welt ruhig und friedliebend, ſo daß erſt Friedrich durch die Beſetzung Sachſens Oeſterreich und Genoſſen gegen ſich unter die Waffen rief. So viele Aktenſtücke waren bisher ſchon bekannt, daß die herrſchende Anſicht die Frage entſchieden zu Friedrichs Gunſten beantwortete; die Herren Klopp und Vitzthum ſtanden mit der gegentheiligen Erklärung ziemlich allein, ja ihr Widerſpruch war überhaupt nur möglich, weil die ſchließlich entſcheidenden Documente, die diplomatiſche Correſpondenz zwiſchen Wien und Paris unter ſieben Siegeln lag. Jetzt endlich iſt Hr. Onno Klopp ſo glücklich geweſen, den Schatz zu heben. „Bei dieſer Stimmung des franzöſiſchen Hofes", ſagt er S. 240, (bei dem Zorne über den engliſch-preußiſchen Vertrag) „fanden die erneuten Vorſchläge des Kaiſerhofs dort einen günſtigen Boden. Der Graf Starhemberg war im Anfange 1756 in Verſailles als Geſandter. Die Berichte deſſelben vom 18. März 1756 an liegen mir vor. Es ergiebt ſich daraus, daß er über zweierlei unterhandelte: zunächſt über einen Defenſivvertrag, dann aber auch über ein Offenſivbündniß gegen den König von Preußen. Der weſentliche Inhalt der Vorſchläge, welche das letztere betreffen, läßt ſich faſſen in die Worte: mit dem Tage, an welchem Oeſterreich durch franzöſiſche Hülfe Schleſien und die Grafſchaft Glatz wieder gewinnt, tritt es an Frankreich einen bedeutenden Theil der öſterreichiſchen Niederlande ab. Das Defenſivbündniß kam zu Stande am 1. Mai 1756 .... Die Unterhandlungen über den Offenſivvertrag gegen Preußen dagegen machten, trotzdem daß Starhemberg immer den guten Willen des Cabinets von Verſailles betheuerte, viele Monate hindurch keine Fortſchritte .... Dagegen gelangte am 9. Juli 1756 nach Verſailles die erſte Kunde von ſtarken Kriegsrüſtungen des preußiſchen Königs. Der franzöſiſche Geſandte Valory in Berlin er-

hielt den Auftrag, dem Könige auszusprechen, daß die französische Regierung nicht vermuthen könne, daß Preußen die Erbländer der Kaiserin angreifen werde, und dies um so weniger, da ihm die neulich geschlossene Defensiv-Allianz nicht unbekannt sei. Der König Ludwig XV sei entschlossen, nicht bloß seine Verpflichtungen gegen die Kaiserin zu erfüllen, sondern auch über die stipulirte Hülfe von 24000 Mann hinaus ihr mit allen Kräften beizustehn". Also die Defensivallianz war geschlossen; die Stimmung Frankreichs ging bereits weit über deren Verpflichtungen hinaus; Oesterreich arbeitete seit Monaten an einem Offensivvertrag. Es war also vollkommen richtig und der Sachlage entsprechend, wenn sich Friedrich von feindseligen Umtrieben des größten Stils umgeben glaubte: es war dann nicht mehr eine Frage des Völkerrechts, sondern lediglich der militärischen Klugheit, ob er den drohenden Angriff erwarten oder ihm zuvorkommen sollte. Hr. Onno Klopp bemüht sich zu erörtern, daß abwarten immer noch klüger gewesen wäre; darüber wollen wir nicht streiten, genug daß der defensive Charakter des preußischen Königs jetzt durch Hrn. Klopp die unerwartete und unwiderlegliche Bestätigung erhalten hat. Beiläufig mag hier erwähnt werden, daß Maria Theresia keiner anderen Meinung war. In dem von Karajan und jetzt correcter von Arneth publicirten Briefe an Joseph II vom 2. Januar 1778 warnt sie diesen, den beabsichtigten Versuch zur Einverleibung Baierns zu machen. „Ich habe, sagt sie, niemals ein solches Unternehmen gelingen sehen, außer jenem von 1741 gegen mich, wo ich Schlesien verlor. Dagegen „l'invasion de la Saxe, celle du Portugal, la nôtre de 1756, aucune n'a réussi". Deutlicher scheint es, kann man es nicht aussprechen, wer im Jahre 1756 der angreifende Theil war. S.

Oesterreichische Geschichte für das Volk. XVI. Kaiser Franz von der Stiftung der österreichischen Kaiserkrone bis zum Ausbruche des russisch-französischen Krieges 1804—1811. Von Adam Wolf. Wien 1866.

Referent bekennt, daß er ein Buch, welches sich als Bestandtheil des von Baron Helfert gegründeten Sammelwerkes ankündigt, nicht ohne ein gewisses Mißtrauen in die Hand nimmt. Der Namen des Baron Helfert hat weder in der politischen Welt noch in der wissenschaftlichen einen besonders hellen Klang. Man fürchtet, und wohl nicht mit Unrecht, daß literarische Unternehmungen, an deren Spize er sich stellt, einer bestimmten Tendenz huldigen und namentlich von der „Oesterreichischen Ge-

ſchichte für das Volk" wurde, als ſie in das Leben trat, behauptet, ſie ſollte den Intereſſen einer Partei dienen, gegen welche jedes ehrliche Wort, welches in der öſterreichiſchen Geſchichte geſchrieben wird, ſich richten muß. Um ſo ſchärfer muß daher Referent es hervorheben, daß nichts irriger wäre als der von Adam Wolf geſchriebenen Geſchichte der Jahre 1804—1811 eine ähnliche Tendenz vorurtheilsvoll zu imputiren, um ſo rückhaltloſer muß er die Tüchtigkeit des vorliegenden Buches ausſprechen. Es beſitzt alle formellen Vorzüge, die wir an dem Verfaſſer von früheren Leiſtungen kennen; es iſt klar, ruhig, einfach geſchrieben, ohne da und dort den Ausdruck kräftiger Empfindung zu ſcheuen, die Ereigniſſe ſind angenehm erzählt, der Stoff überſichtlich gruppirt; was eben das wichtigſte iſt, Wolfs Standpunkt verdient das Lob großer Unbefangenheit, ſein Urtheil durchaus die Anerkennung maßvoller, zumeiſt auch richtiger Haltung. Man darf natürlich von dem Verfaſſer nicht verlangen, daß er mit den Männern, die er zu ſchildern hat, unerbittlich ſtreng in das Gericht geht, die Charaktere ſcharf und ſchneidig zeichnet. Aber er trägt nicht falſche Farben auf; er mildert den Tadel, aber er lobt nicht unverdient; er weiß mehr von den Perſönlichkeiten als er ſagt, aber er ſagt nichts abſolut unrichtiges. Er ſtellt die Kriegsgeſchichte in den Vordergrund, und gleitet ziemlich raſch über die inneren Zuſtände hinweg. Da er nun einen feſtabgegrenzten Zeitraum behandelt, ſo iſt das nicht gerade tadelnswerth; erſt im großen weiten Zuſammenhange betrachtet, gewinnen die inneren verdorbenen Zuſtände ihre volle Wichtigkeit. Damit hat er ſich aber die anſtändige Erlaubniß verſchafft, vorzugsweiſe bei den Glanzſeiten der Geſchichte jener Jahre zu verweilen. Denn glänzend erſcheint trotz aller Fehler die öſterreichiſche Kriegführung, wenn man ſie mit der inneren Politik vergleicht. Nicht einverſtanden erklärt ſich Referent in folgenden drei Hauptpunkten mit dem Verfaſſer. Das Verhalten des Erzherzogs Karl nach dem Siege bei Aſpern hätte eine ausführliche und zwar pathologiſche Motivirung verlangt; durch jenes wurde der weitere unglückliche Verlauf des Kampfes weſentlich mitbedingt; in der Schilderung des Tiroler Aufſtandes geht es denn doch nicht mehr an, die Idealität der Tiroler Bauernbeſtrebungen ſo ganz unbedingt hinzuſtellen und von dem „Stück altdeutſcher mittelalterlicher Treue" als der Quelle des Aufſtandes zu reden, während doch beſchränkter Particularismus und bornirter Haß des modernen Rechtslebens mit im Spiel waren. Endlich wenn die Begeiſterung

des Volkes im J. 1809 für den Krieg erzählt wird, so darf man nicht unterlassen auch anzugeben, daß die schlechte Regierungsweise, die voranging, den bedrängten Staat um die meisten Früchte der Begeisterung betrog. Der Linzer Polizeidirector hatte vom Wiener Ministerium den Auftrag empfangen, den Patriotismus und die Begeisterung im Volke anzuregen. Er schrieb zurück: darüber fände sich nichts in den Akten vor und bat sich bestimmte Verhaltungsmaßregeln aus. Wenn man Collins Landwehrlieder citirt, muß man auch diese Thatsache anführen. Sp.

Základy starého místopisu Pražského. Sestavil Václaw Wl. Tomék. Oddíl I. Staré město Pražski. (Die Grundlagen der alten Topographie Prags. Zusammengestellt von Wenzel V. Tomek. Erste Abtheilung. Die Prager Altstadt.) Prag 1866.

Der Verfasser hat seine Geschichte der Stadt Prag (dějepis města Prahy) bis in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts bereits fortgeführt und will am Schlusse der karolinischen Periode ein anschauliches Bild des mittelalterlichen Prag liefern. Als Ergänzung des letzteren, zugleich als Rechtfertigung des Autors, welcher in der alten Topographie Prags sich einer Reihe wichtiger Entdeckungen rühmt, ist das vorliegende Werk anzusehen. Aus den städtischen Grund- und Rechtsbüchern, aus Annalisten und Chronisten hat Tomek alle topographischen Nachrichten, zunächst für die Prager Altstadt excerpirt, nach den Straßen geordnet, nach den jetzt giltigen Hausnummern zusammengestellt und führt uns nun die Geschichte der einzelnen Häuser, die Namen ihrer Besitzer, die verschiedenen Besitzwechsel, die Ereignisse, die sich an sie knüpfen, in ihnen vorgehen, auf Grund und im Wortlaut der Urkunden vor. Daß es an anziehenden Einzelheiten nicht fehlt und für die Rechtsgeschichte, die Geschichte der Gewerbe, die Baugeschichte interessante Resultate aus dem Buche Tomeks zu ziehen sind, ist selbstverständlich, ebenso selbstverständlich aber auch, daß sich das Werk der kritischen Controle vollkommen entzieht. Doch ist Tomek gerade in minutiösen Forschungen so ängstlich genau, so peinlich vorsichtig, daß man ihm ohne alle Sorge als Gewährsmann folgen kann. Sp.

Mittheilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. IV. und V. Jahrgang. Prag 1866, 1867.

Der Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen, wie der letzte Jahresbericht zeigt, in einem erfreulichen Aufblühen begriffen, ist zu defensiven Zwecken, um die stets maßloseren Angriffe der Czechen auf die

deutſche Bildung und das deutſche Landesrecht abzuwehren, gegründet worden. Mit anerkennenswerther Ausdauer verfolgt er ſeine an ſich wenig dankbare Aufgabe, er hebt den Fehdehandſchuh auf, wo immer er ihn findet, er paßt den Czechen überall ſcharf und nachdrücklich auf, controlirt jede ihrer Behauptungen, durch welche ſie ihre Oberherrlichkeit im Lande zu ſtützen lieben, weiſt jede Uebertreibung energiſch zurück, berichtigt jeden Irrthum, züchtigt jede Lüge. Natürlich iſt in Folge dieſes ſteten Wachdienſtes ein polemiſcher Ton in den Publicationen des Vereines heimiſch geworden und müſſen oft Dinge erörtert werden, die vernünftiger Weiſe nur ignorirt werden können. Doch daran trägt der Verein keine Schuld Auch wenn er kein anderes Verdienſt hätte, als daß er den Deutſchen in Böhmen einen lebendigen Mittelpunkt — wir hätten bald geſagt ein Aſyl — darbietet, ihr Selbſtbewußtſein ſtärkt, über ihre richtige Stellung im Lande ſie orientirt, würden wir ihn freundlich begrüßen. Seine Wirkſamkeit berührt aber auch das rein wiſſenſchaftliche Gebiet. Sie erſtreckt ſich auf die Sprach- und Rechtsgeſchichte Böhmens, ſchließt die kulturhiſtoriſchen Disciplinen im weiteſten Umfange in ſich und umfaßt namentlich noch die in Böhmen aus leicht begreiflichen Gründen vernachläſſigte Städtegeſchichte. Wenn man weiß, mit welcher Leichtigkeit die Czechen ihre Wünſche in das Gewand der Thatſachen hüllen, wie ſie insbeſondere eine böhmiſche Culturgeſchichte ad hoc, um das geiſtige Uebergewicht des Slavenſtammes über die „Fremden“ darzuthun, conſtruiren, wie ſelbſt der alte Palacky in ſolchen Dingen ſich von den czechiſchen Heißſpornen leiten und verleiten läßt, blind gegen die Deutſchen Partei zu ergreifen (z. B. in der Frage über den Urſprung der Leibeigenſchaft in Böhmen): ſo muß man es dem Verein für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen Dank wiſſen, daß er in der altböhmiſchen Kunſtgeſchichte den engen Zuſammenhang mit der deutſchen Kunſt nachweiſt, das deutſche Element in den Städten und im Bürgerthum gebührend hervorhebt, die vielgerühmte czechiſche Freiheitsliebe in ihren intimen Beziehungen zur oligarchiſchen Adelspartei enthüllt. Hätten die Czechen im fünfzehnten Jahrhundert einen unbedingten Sieg errungen, ſo würden wir das Schauſpiel der polniſchen Adelswirthſchaft auch an der Moldau gewahren. Dieſe und ähnliche Verhältniſſe werden in den uns vorliegenden Heften der Mittheilungen in zahlreichen Aufſätzen: (die Deutſchböhmen und die Premysliden von Schleſinger; die Wladislavſche Landesordnung von Lippert; die älteſten Baudenkmäler in Böhmen von

Dreßler; die Herren von Rosenberg als Kunstförderer von Grueber u. a. m.) erörtert und mit Einsicht und Klarheit behandelt. Ueber einzelne kleinere Mängel darf man wohl mit Rücksicht auf den guten Zweck des Vereins und auf die Nothwendigkeit seines Bestandes hinwegsehen. Sp.

Karl Oberleitner, Frankreichs Finanzverhältnisse unter Ludwig XVI von 1774 bis 1792. 88 S. Wien 1866, W. Braumüller.

Eine Uebersicht des französischen Staatshaushalts in den letzten Jahrzehnten vor der Revolution. Der Verf. hat die bekannten Quellen fleißig benutzt, das Material mit unbefangenem Urtheil discutirt und so ein für die erste Orientirung in dem großen Stoffe ganz brauchbares Buch geliefert. Unbekannte Thatsachen, neue Ergebnisse, erschöpfende Gründlichkeit beansprucht die kleine Schrift nicht zu liefern. S.

Adolphe Schmidt, professeur d'histoire à l'université de Jéna, tableaux de la révolution française, publiés sur les papiers inédits du département et de la police secrète de Paris, Tome I. 379 S. Leipzig 1867, Veit et Co.

Die hier abgedruckten Aktenstücke beruhen im Pariser Reichsarchiv, dessen Verwaltung mit bekannter Liberalität dem deutschen Gelehrten die Benutzung derselben verstattet hat. Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, deren erste die Zeit bis zum Sturze des Königthums durch eine Reihe von Documenten des Pariser Departementalraths, deren zweite den Sturz der Gironde durch Akten des Pariser Stadtraths und der geheimen Polizei des Ministeriums erläutert. Den Hauptwerth des Buches bildet die letztere Hälfte. Allerdings ist die geheime Polizei, deren Entdeckungen hier dem Publicum zugänglich gemacht werden, eine ziemlich bescheidene Einrichtung gewesen. Ihr Chef, der Minister Garat, hatte bei ihrer Schöpfung keinen andern Zweck, als ein Dutzend Beobachter auf den Straßen von Paris aufzustellen, damit er durch sie den Losbruch der Emeute gerade früh genug erfahre, um vor ihr zurück- oder zu ihr überzutreten. Nach diesem Gesichtspunkte werden Auswahl, Fähigkeit und Ausrüstung der Agenten bemessen. Ein einziger, Advocat Dutard, ist darunter, dessen Berichte ein gewisses Maß von geistiger Fassungskraft bekunden; alle sind arme Schlucker, die von dem Minister gerade das knappe Maß des eigenen Unterhalts empfangen. Es ist also nicht daran zu denken, daß diese Herren irgend eine Möglichkeit gehabt hätten, die revolutionären Führer, die Entstehung ihrer Pläne, die Entwicklung der Complotte zur

Emeute und zur Revolution zu beobachten. Sie wandern durch die Straßen, behorchen die Gespräche der Bürger und beschreiben die politische Temperatur der Wirthshäuser. In Zeiten revolutionärer Gährung wie dem Mai 1793 sind solche Stimmungsbilder historisch interessant. Dutards Wahrnehmungen lassen keinen Zweifel darüber, daß damals, acht Tage vor dem Sturz der Gironde, nur eine nicht eben starke Minorität der Pariser Bevölkerung jacobinisch gesinnt war, daß die Regierung durch festes Vorgehen gegen den Stadtrath jeden Tag die Partei zersprengen konnte, daß die Gironde aber nicht kräftig und planmäßig vorging, weil sie bei einmal begonnener Reaction des eigenen Daseins nicht mehr sicher war. S.

Théodore Juste, Les fondateurs de la monarchie Belge. Le Comte Le Hon, ministre d'état, ancien ministre plénipotentiaire de Belgique à Paris, d'après des documents inédits. 236 p. Bruxelles 1867, Muquardt.

Herr Juste fährt fort, die Genesis des belgischen Staates in den Biographien der entscheidenden Männer darzustellen. Auf die Geschichte Jos. Lebeaus und des Regenten Surlet de Chokier folgt hier das Leben des Grafen Le Hon, und wird die Biographie Broucères und des König Leopold angekündigt. Das vorliegende Buch gewinnt sein sachliches Interesse vornehmlich durch die Correspondenz, welche König Leopold gleich nach seiner Thronbesteigung mit seinem Pariser Gesandten führte. Sie ist ebenso bedeutend für die Auffassung der beiden Persönlichkeiten, welche hier für die Gründung des belgischen Staates wirkten, wie sie den Verlauf des Ereignisses selbst an den wichtigsten Punkten mit scharfen Schlaglichtern erhellt. Le Hon, 1792 in Tournay geboren, machte seine Studien zu Paris, wurde 1817 Schöff in seiner Vaterstadt und 1818 Mitglied der dortigen Provinzialstände und nahm dann von 1824 bis 1830 als Abgeordneter Hennegaus an den Sitzungen der niederländischen Generalstaaten Theil. Er gehörte als solcher zu der belgischen Opposition und strebte nach einer Trennung der Verwaltung Hollands und Belgiens. Die Tüchtigkeit, die er hier zeigte, und die Popularität, die er damit erwarb, brachte ihn nach der Revolution in den constituirenden Congreß, wo er sofort sich für die Einführung der constitutionellen Monarchie und das Zweikammersystem aussprach und gegen die Candidatur Leuchtenberg für die Wahl des Herzogs von Nemours stimmte. Im März 1831 wurde

er darauf von dem Regenten Surlet de Chokier nach Paris geschickt und blieb in diesem Amte bis zum Jahre 1842, also während der ganzen Zeit, in welcher die europäischen Verhandlungen über die Abgrenzung und die Anerkennung des jungen Staates schwebten, und an dem Orte, wo nächst London die wichtigsten Entscheidungen für die Zukunft Belgiens fielen. Neben van de Weyer, dem Gesandten in London, hatte Le Hon ohne Zweifel unter allen seinen Landsleuten die interessanteste und wichtigste Stellung.

Der Raum verstattet uns nicht, den ganzen Verlauf dieser Dinge nach der lichtvollen und fesselnden Darstellung Justes hier zu begleiten. Um jedoch den hohen Werth, welchen die hier gebotenen Mittheilungen nicht bloß für die belgische, sondern für die europäische Geschichte haben, anschaulich zu machen, rücke ich als Beispiele einige Briefe aus der Zeit der schärfsten Krisis, des holländischen Angriffs und der französischen Intervention (August bis December 1831) ein. Le Hon schreibt aus Paris, 23. September: „Fürst Talleyrand nimmt in London einen europäischen Charakter an; er betrachtet sich weniger als französischen Botschafter, denn als Präsidenten eines europäischen Congresses. Französisch ist in seiner Politik nur der feste Willen den Frieden zu erhalten; was die Mittel betrifft, so ordnet er sie dem nächsten Zwecke, dem Gelingen des Congresses unter; er opfert die Zukunft der Gegenwart. Er strebt nicht danach, ein lebensfähiges Königreich Belgien zu gründen, sondern den Kampf mit Holland und die daraus erwachsende europäische Verwicklung zu beendigen. Es handelt sich ihm um einen einfachen Ehescheidungsproceß, bei dem jeder Theil sein eingebrachtes und die Hälfte des in der Ehe erworbenen Vermögens bekommt. Von diesem Standpunkt aus macht sich der gewiegte Diplomat wenig Mühe, uns Limburg, Holländisch Flandern und Luxemburg zuzuwenden. Dies Verfahren ist bequem aber nicht einsichtig; es hat keine Zukunft, aber die Unabhängigkeit des Hrn. von Talleyrand, sein Uebergewicht in London und sein Einfluß in Paris geben ihm große Mittel es zu halten. Ich habe durchgesetzt, daß er von hier (Paris) die bestimmtesten Instructionen erhalten hat, für unsere Interessen zu wirken. Aber meine Anstrengungen sind ohnmächtig gegen die Protestationen Preußens, daß Maastricht nimmermehr an Belgien fallen dürfe. Das Pariser Cabinet verzweifelte, diesen Theil des Processes für uns zu gewinnen, und ich halte ihn für noch viel verzweifelter in Talleyrands Hän-

den. Ich bedarf der ganzen warmen Unterſtützung Ludwig Philipps, um nicht die Anſtrengungen Talleyrands zu fürchten".

Nicht anders ſieht Baron Stockmar in London die Sache an. „Ich hatte ſtets geglaubt", ſagt er, „daß Frankreich lebhaft für unſere Zukunft intereſſirt ſei. Aber ich ſehe wohl, daß man in Paris vor allem den Frieden will. Und doch brauchte Frankreich weder Preußen noch Oeſterreich zu fürchten, und England wird ihm niemals den Krieg erklären, weil es uns in allen billigen Punkten nachdrücklich unterſtützt. Die Leichtigkeit, womit man in Paris nachgiebt, verbeſſert ſich hier nicht in Talleyrands Händen. Dieſer Gott der Diplomatie iſt die ſechſte Großmacht der Conferenz. Er beherrſcht ſie durch ſeine Orakelſprüche, und die Zukunft Belgiens liegt ihm wahrlich nicht in erſter Linie am Herzen. Ich glaube gern, daß er den Frieden will, nämlich den Frieden für ſich. Mag die Zukunft gehen, wie ſie will, wenn er nur nicht den Krieg erlebt. In diplomatiſchen Dingen hält er ſich für den einzigen Kenner. Seine Pariſer Inſtructionen machen ihm wenig Kummer; was ihm davon nicht gefällt, beſeitigt er mit ſeiner großen Formel: das wäre der Krieg".

Le Hon begreift allerdings dieſe Friedensliebe, da nach allem, was er erfährt, Frankreich damals zum Kriege übel genug gerüſtet war: nicht mehr als 23000 Mann ſchlagfertiger Truppen, ein leerer Schatz, ein Deficit von 200 Millionen und eine Menge der brennendſten inneren Fragen. Für Belgien war die Lage um ſo ſchwieriger, als man trotz dieſer militäriſchen Schwäche in Paris äußerſt reizbar war, jede Annäherung Belgiens an eine andere Macht mit empfindlicher Eiferſucht betrachtete, und eine ſtarke Partei den Gedanken der Einverleibung Belgiens noch keineswegs aufgegeben hatte. König Leopold hatte bald genug Veranlaſſung, einem ſolchen Protector gegenüber ſeine Würde zu bewahren. England und die Oſtmächte hatten beſchloſſen, daß eine Anzahl belgiſcher Grenzfeſtungen gegen Frankreich geſchleift werden ſollten. Bei der Unterhandlung darüber wurden proponirt die Plätze Charleroi, Mons, Tournay, Ath, Menin, dann aber für Charleroi und Tournay, trotz eines franzöſiſchen Widerſpruchs, Philippeville und Marienburg auf die Liſte geſetzt. Man kam ſcharf aneinander; Talleyrand beantragte die beiden Feſtungen Frankreich zu überlaſſen, worauf aber ſogleich Preußen und England mit Kriegsdrohung antworteten. Kurz es blieb bei der Liſte, und Belgien ſchloß auf dieſelbe mit den vier Mächten ab. In Frankreich war man darüber

hoch erzürnt, redete von Belgiens Undankbarkeit, und König Leopold fand sich dadurch zu folgendem Briefe veranlaßt, den Le Hon der französischen Regierung mittheilen sollte. „Mir scheint es gleich klug zu sagen, daß das Wasser aufwärts fließt, wie daß Belgien eine feindliche Stellung gegen Frankreich erhalten hat. Unsere Neutralität bildet den ungeheueren Vortheil für Frankreich, der nur dann wegfiele, wenn Frankreich selbst unsere Grenzen verletzte. So lange dies nicht geschieht, darf keine der vier Mächte bei uns interveniren: dies stand nicht so nach 1815, und hierin liegt der große Gewinn, den Frankreich durch unsere Selbständigkeit erhalten hat. Ich kann nicht stark genug mein Erstaunen ausdrücken über die Ungerechtigkeit und Heftigkeit, ja über den schlechten Geschmack der officiellen französischen Aeußerungen; ich bin schwer gekränkt dadurch. Ich bin mit Vergnügen einverstanden, wenn Frankreich noch einige Modificationen des Vertrages erlangen kann, muß ihn aber meinerseits ratificiren. Frankreich wird gut thun, sich von der Thatsache zu überzeugen, daß es sich selbst ruinirt, wenn es nicht bald das öffentliche Vertrauen und damit Industrie und Handel herstellt. So lange aber unsere Frage nicht geordnet ist, oder so lange man sie verwirrt durch spitzige Reden über die Möglichkeit einer heiligen Allianz, von der Belgiens Stellung nicht die geringste Wahrscheinlichkeit zeigt, so lange wird das Vertrauen nicht wiederkehren und Frankreichs Lage sich verschlechtern. Ein reiches Frankreich, das in Italien und Deutschland, wie einst die Bourbonen in Spanien, mit Thalerstücken Krieg führte, könnte dort vielleicht Revolutionen bewirken, die übrigens schließlich in Frankreich selbst die monarchische Verfassung zersprengen würden. Aber ein armes Frankreich würde ganz andere Heere als sonst sich gegenüber finden; es würde mit Kämpfern zu thun bekommen, die kräftig auf die Freunde losschlügen, die ihnen Freiheit zu predigen und das Geld zu nehmen erschienen . . . Hat man in Paris nicht ganz das Gedächtniß verloren, so wird man sich erinnern, daß wir ihnen einige Dienste geleistet, und nie gezaudert haben, wenn wir Frankreich nützen konnten".

Diese muthige Sprache hatte ihre volle Wirkung. Man sieht, daß König Leopold I von den Tugenden des ächten Staatsmannes nicht bloß die Vorsicht besessen hat. S.

Rosen, Dr. G., Geschichte der Türkei. 2 Bände. Leipzig 1867, S. Hirzel.

Die in Leipzig bei Hirzel erscheinende Staatengeschichte der neuesten

Zeit hat durch Roſens Geſchichte der Türkei einen würdigen Zuwachs erhalten.

Es iſt das Werk eines Mannes, der den Orient aus eigener Anſchauung kennt und nun die Summe ſeiner Erfahrungen in klarer, friſcher und eminent praktiſcher Darſtellung niederlegt. Außer den gedruckten Werken über die Türkei von Iuchereau de St. Denis, Ubicini (lettres sur la Turquie), Eichmann (die Reformen der osmaniſchen Monarchie) u. a. hat der Verfaſſer mannigfache handſchriftliche und private Quellen benutzt. In erſter Linie ſtehen hier die auf dem preußiſchen Staatsarchive aufbewahrten Geſandtſchaftsberichte von 1825 bis 1839. Ferner Notizen über die zehn erſten Regierungsjahre Abdul Medſchids, die Roſen den Akten der königl. preußiſchen Geſandtſchaft in Conſtantinopel entlehnt hat. Mit den meiſten der hervorragenden Staatsmänner und Feldherrn jener Epoche iſt er in perſönliche Berührung gekommen. Gewiß, das ſind Vorausſetzungen, unter denen eine Arbeit erwartet werden konnte, die für die Wiſſenſchaft weſentliche Förderung gebracht hat. Die Gefahr, die bei der Behandlung der neueſten Geſchichte vorliegt: daß die Grenze zwiſchen Politik und Geſchichte, zwiſchen gewünſchtem und geſchehenem verwiſcht werde, iſt hier nicht ohne Geſchick vermieden worden. Es bedarf nicht erſt der ausdrücklichen Betheuerung des Verfaſſers, um uns zu überzeugen, daß er ſich bemüht hat, die Türkei vorurtheilsfrei zu beurtheilen, wenn auch freilich mitunter ein Seitenhieb gegen die Griechen uns an die mißhelleniſchen Diatriben Fallmerayers und ſeines heutigen Fortſetzers, des »Correſpondenten der Augsb. Allgem. Zeitung erinnert. Wir wollen mit dem Verfaſſer hierüber nicht rechten, da unſer Standpunkt ein principiell verſchiedener iſt. Ob der griechiſche Stamm das Zeug dazu hat, um nach der endlichen Vertreibung der Türken aus Europa die Erbſchaft anzutreten, iſt eine Frage, deren Beantwortung ein jeder, der die Griechen kennen und achten gelernt hat, getroſt der Zukunft überlaſſen kann. Dagegen nehmen wir gern Akt von der Thatſache, daß der kundige Verfaſſer, der ſein Werk als eine Geſchichte der türkiſchen Reform ankündigt, ſich veranlaßt ſieht einzugeſtehen, daß die Reform in der Türkei illuſoriſch, daß der ſiechende, türkiſche Staatskörper dadurch nicht lebensfähig geworden iſt. Als aſiatiſcher Staat mag die Pforte fortbeſtehen, als europäiſcher Staat iſt ſie dem Untergange geweiht. Die Handſchuhe der Civiliſation, die ſie ſich in Paris beſorgt, ſtehen ihr

ebenſo wenig, wie die Kinderſchuhe derſelben ihr geſtanden haben. Wir bedauern, daß Roſen nicht näher auf die Entſtehungsgeſchichte der Reform unter den Türken eingegangen iſt. Denn merkwürdig genug war die Art, wie die franzöſiſche Revolution ſich im Orient wiederſpiegelte. Unter den Augen des Sultan Selim III pflanzte man Freiheitsbäume; Muſelmänner mit der Trikolore am Turban miſchten ſich unter den Pöbel, der unter den Klängen des Ca ira die Carmagnole tanzte. Man lauſchte den lockenden Lehren des Bürger Descorches: daß die Franzoſen durch Einführung der Vernunft-Religion aufgehört hätten, Anhänger des Chriſtenthums und folglich Feinde des Islam zu ſein. Der preußiſche Geſandte Knobelsdorf verſichert zwar, daß der Sultan dem Treiben der Jakobiner abhold ſei, geſtand aber, daß der türkiſche Pöbel glaube, mit den Franzoſen in einer näheren Religionsverwandtſchaft, als mit anderen Völkern zu ſtehen. Der Einfluß der franzöſiſchen Ideen erhielt jedoch durch die Erfolge der franzöſiſchen Waffen eine bedeutende materielle Unterſtützung. Die Expedition nach Aegypten ſetzte den ganzen Orient in Bewegung; der Name Buonaparte war in aller Munde. Durch den gedoppelten Einfluß der ideellen und materiellen Propoganden aus Weſten erklären wir die „neuen Ordnungen" Selims III und Tſchelebi-Effendis. Aber freilich war die islamitiſche Geſellſchaft damals ebenſo wenig reif um gerettet zu werden, wie jetzt. Das Unternehmen mißlang. Unter dem Freudejauchzen der Menge zogen die Janitſcharen mit ihren Verbündeten, den Garniſonen der Bosporus-Schlöſſer, gegen die Seraiſeſte des neuerungsluſtigen Sultans; der Muſti erklärte denſelben des Thrones unwürdig, und Selim ward zum Märtyrer ſeiner Sache. Der vertrauliche Verkehr, den er als Gefangener mit ſeinem Vetter Mahmud hatte, legte jedoch auch in deſſen Seele den Keim ähnlicher Reformgedanken. Auch Mahmud hegte die Abſicht, die Macht der undiſciplinirten Horde jener türkiſchen Prätorianer zu brechen, welche die Sultane ſelbſt tyranniſirte; nur war er entſchloſſen, nichts zu übereilen; inſoweit hatte ihn das Schickſal Selims belehrt. Roſen ſchildert in ſpannender, fein angelegter Darſtellung die Vorbereitung zur Reform, die Stiftung der Muallem-Iſchkendj, den Aufſtand und die Niederſchmetterung der Janitſcharen. Die Energie, welche Mahmud bei der Durchführung der Reform entfaltete, verdient um ſo höhere Anerkennung, da er mit größeren Schwierigkeiten zu ringen hatte, wie irgend einer der Vorgänger. Der griechiſche Aufſtand, welcher

durch die öffentliche Meinung und ſchließlich durch die Cabinette unterſtützt wurde, trat dem Sultan erſchwerend in den Weg. Wir erlauben uns zu der übrigens ſachgemäßen und vortrefflichen Darſtellung Roſens einige abweichende Bemerkungen zu machen, zu denen uns die Bekanntſchaft mit dem handſchriftlichen Quellen-Material Veranlaſſung giebt. — Roſen erwähnt der Bemühungen des geiſtvollen Canning in der griechiſchen Sache (S. 27), Canning habe an die Möglichkeit einer Einigung der Anforderungen der Menſchlichkeit mit denen der Staatsweisheit geglaubt. Sein erſter Schritt in dieſer neuen Bahn ſei der Befehl geweſen, die griechiſche Blokade der türkiſchen Häfen anzuerkennen. Wir möchten dieſe Bemerkung dahin abändern, daß das erſte Anzeichen einer Veränderung der britiſchen Politik vielmehr Weiſungen an Strangford vom 14. Februar 1823 waren. Dieſelben betonten den religiöſen Geſichtspunkt und erklärten, England könne mit der Pforte nicht mehr auf freundſchaftlichem und vertraulichem Fuße ſtehen, wenn die Pforte nicht ihre Verſprechungen bezüglich der Chriſten erfülle. Strangford gerieth außer ſich über dieſen Wechſel in der britiſchen Politik; er klagte darüber, daß nachdem man dem Czaren mühſam den religiöſen Geſichtspunkt entwunden habe, man nun ſelbſt darnach greife. Aus dieſem veränderten Standpunkt Cannings erklärt ſich Englands Haltung gegenüber den Petersburger Conferenzen. Der von Roſen als der erſte Schritt bezeichnete Befehl, die griechiſche Blokade anzuerkennen, erfolgte erſt Ende des J. 1824. Zu der Einleitung des April-Protokolls (S. 29) bemerken wir, daß Wellington nicht bloß eines negativen Zweckes halber nach Petersburg geſchickt wurde, um einem Bruch zwiſchen Rußland und der Türkei vorzubeugen, ſondern weil auch ein poſitiver Zweck in ſeinen Inſtruktionen vorgeſehen war: die Begründung eines Separatbündniſſes zwiſchen England und Rußland zur Schlichtung der orientaliſchen Händel. Die Abſicht Cannings mit Rußland allein zu gehen, trat zuerſt hervor, als Strangford die Incartade begangen hatte, gemeinſam mit dem öſterreichiſchen und franzöſiſchen Geſandten in St. Petersburg vorzugehen. Canning tadelte den Geſandten, daß er mit Oeſterreich und Frankreich ſich zu einem gemeinſamen Schritte verbunden habe, da Oeſterreichs Antipathien gegen Griechenland, Frankreichs Intriguen in Griechenland und Aegypten den engliſchen Intereſſen zuwider liefen. Weßhalb habe Strangford angeſichts ſolcher Thatſachen ſich nicht darauf beſchränkt, den Vorſchlag einer confidentiellen Verſtändigung zwiſchen England und Ruß-

land zu machen (Februar 1825)? Dies war der erste Keim des englisch-russischen Bündnisses, das aus den Unterhandlungen zwischen Canning und Lieven in London hervorgegangen ist. Rosen hat die Unnatur dieses Bündnisses deutlich empfunden und bereits klar angedeutet, daß dasselbe schließlich auf die Dupirung Cannings hinauslaufen mußte. Theoretisch hatte Metternich vollkommen Recht, wenn er sich über das April-Protokoll und über den Juli-Vertrag von 1827, dies von Lügen und Unbestimmtheiten wimmelnde Machwerk aufs schärfste äußerte. Die Folge der Widersprüche und Unbestimmtheiten in den Verhandlungen von Downingstreet war der blutige Widerspruch, das „unwillkommene Ereigniß" von Navarin. Bezüglich der vielbesprochenen Vorgänge, welche die Schlacht von Navarin einleiteten, folgt Rosen einem Miltitzschen Bericht.

Auch hier gestatten wir uns einige erläuternde Zusatzbemerkungen. Der eigentliche Grund zu dem blutigen Conflict lag in der unbestimmten Natur der Instructionen, welche den Admirälen befahlen, eine Pacification durchzusetzen, und zugestanden, daß, da nicht alle Fälle vorauszusehen seien, ihnen im voraus ein gewisser Spielraum gestattet sei. Von der Hand des obersten Lords der Admiralität, des Herzogs von Clarence, standen die Worte in Codringtons Instruktionen: „Dies hindert nicht, mein lieber Edward, Pulver zu verschießen, wenn die Gelegenheit dazu sich darbieten sollte". — In der Zusammenkunft am 25. September zwischen Ibrahim, dem französischen und dem englischen Admiral verkündigten die Alliirten die Absicht ihrer Höfe, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, und erklärten, sie würden Gewalt gegen die Partei brauchen, die den Waffenstillstand nicht anerkenne. Ibrahim versprach die Flotte, bis er Befehle aus Constantinopel erhalten habe, in Navarin zu halten, und erklärte, er werde es von diesen Befehlen abhängen lassen, ob er sich unterwerfen oder auf seine eigene Gefahr vorgehen solle; die Admiräle verpflichteten sich, die Angriffe Cochranes gegen die ätolische Küste einzustellen, und bewilligten Ibrahim die Sendung einiger Schiffe nach Candia und Patras zur Verpflegung der dortigen Garnison. Nichts schriftliches wurde gewechselt, es war lediglich ein Austausch von Versprechungen. Als der ägyptische Dragoman am folgenden Tage anfragte, ob die Alliirten gestatteten, eine Expedition gegen Patras zu senden, wo Cochranes Landung befürchtet wurde, verweigerten es die Admiräle mit dem Bemerken, sie würden einen Angriff jenseits der Kriegsbühne verhindern, innerhalb derselben den Griechen, die einen Waf-

ſtillſtand angenommen, nicht entgegen ſein. Mit dieſer Erklärung war allerdings der erſte Theil des mündlichen Verſprechens widerrufen (S. 47), aber die Alliirten huldigten der Auffaſſung, wonach ein Verſprechen zwiſchen Starkem und Schwachem nur dieſen letzteren bindet. Als deßhalb Ibrahim am 1. October nicht nur auf Cochrane Jagd zu machen — denn Cochrane war ſchon nach Syra zurück (S. 48) — ſondern um Haſtings Uebermuth zu ſtrafen und Patras zu verſorgen, in See ging, wurde er von Codrington mit Kanonenſchüſſen zurückgewieſen. Er kehrte nach Navarin zurück, wo er Inſtructionen aus Conſtantinopel vom 21. September vorfand, „die Pforte verweigere die Einmiſchung und beauftrage ihn, die Anſtrengungen zur Unterwerfung Moreas zu verdoppeln“. Zugleich erhielt er die Nachricht von dem Seeſieg Haſtings bei Salona. Ibrahims Antwort war die barbariſche Verwüſtung Meſſeniens. Am 13. October hatten ſich die drei alliirten Mächte vereinigt, und es war den Admirälen nun wohl klar geworden, daß es unmöglich ſei, die erbittert mit einander kämpfenden Parteien durch gelindere Mittel zu trennen. Die vorgerückte Jahreszeit machte ihnen die Sperre ſehr unbequem und ließ ihnen keine Hoffnung, Ibrahim zum Abzug zu nöthigen, und doch wollten ſie dieſen Abzug erzwingen und glaubten wohl auch, daß ein tüchtiger Schlag die Pforte fügſamer gegen die Londoner Conferenz machen würde. So ergriffen ſie Ibrahims Bewegung nach Meſſenien als Vorwand, warfen ihm Wortbruch vor und verlangten am 16. October von ſeinem Stellvertreter (da er ſich abſichtlich nicht finden ließ) die ſofortige Rückkehr der Flotte, das ſofortige Ablaſſen von jeder Feindſeligkeit im Innern Moreas und die Räumung der Halbinſel. An eine friedliche Demonſtration, wie Gervinus andeutet (VI S. 345), um ihren Worten Nachdruck zu verleihen, dachten ſie wohl ſchwerlich. Die Berichte Hamiltons über den ſyſtematiſchen Vertilgungskrieg, den Ibrahim in Meſſenien führe, machten einen ſolchen Eindruck, daß die Admiräle vielmehr ſchon am 18. die Nothwendigkeit einer Schlacht beſprachen. So liefen denn am 20. Mittags die drei Geſchwader in dem Hafen ein, um ſich in Schlachtordnung der türkiſchen Flotte gegenüber zu legen. Offenbar hatten die officiellen öſterreichiſchen Berichte Recht, wenn ſie die Schuld des Angriffes auf die Alliirten ſchoben. Der erſte Akt der Feindſeligkeit war die Zurückweiſung Ibrahims durch Codrington, der zweite war die erzwungene Einfahrt in den Hafen von Navarin. Der Streit, welche Partei zuerſt

geſchoſſen habe, erſcheint demnach müßig, doch bemerken wir zu Roſen (S. 49), der andeutet, daß die Türken nicht zuerſt geſchoſſen haben möchten: daß die Mannſchaft eines ägyptiſchen Branders zuerſt Feuer gab, als ein Boot der engliſchen Fregatte Dartmouth ſich anſchickte, ihr das Ankertau zu durchhauen. Daß das „unwillkommene“ Ereigniß von Navarin, welches der franzöſiſche Admiral wenige Tage nachher eine der größten Schandthaten aller Zeiten nannte, in erſter Linie den Zwecken der ruſſiſchen Politik diene, war ſchon damals allen einſichtigen klar. In dem nun folgenden ruſſiſch-türkiſchen Feldzug traten die verborgenen Zwecke des Petersburger Cabinets deutlich ans Licht. Er ward eingeſtandenermaßen unternommen, um die beginnende türkiſche Reform zu hindern. Zu dem für Rußland günſtigen Reſultat wirkten weniger die Erfolge der ruſſiſchen Waffen, als die Hilfloſigkeit des Divan und die Anſtrengungen der vermittelnden Diplomatie. Wir halten wenigſtens an der durch Moltkes vortreffliches Werk (der ruſſiſch-türkiſche Feldzug 1845) vertretenen Darſtellung feſt, wonach die Lage der Ruſſen eine äußerſt bedenkliche war, als die preußiſche Diplomatie (Müffling und Royer) den Frieden vermittelte. Hätte die Pforte es auf eine letzte Waffenentſcheidung ankommen laſſen wäre der Skodrier dem ruſſiſchen Feldherrn in den Rücken gefallen, während man vor ihm den Fanatismus der Bevölkerung entflammte, ſo würde das kleine Häuflein von Diebitſch verloren geweſen ſein. Statt deſſen diktirte Diebitſch den Frieden im Lager, wie Pozzo di Borgo vorausgeſagt hatte. Für die ruſſiſch-türkiſche Politik trat damit ein bedeutſamer Wendepunkt ein. Rußland ward nun aus einem launiſchen, übelwollenden ein zärtlich beſorgter Nachbar. Die Epoche, wo die Pforte des ruſſiſchen Schutzes bedurfte, der Vertrag von Kutaja und Unkiar-Seleſſi, der Streit mit Mehmed Ali, iſt von Roſen in gewandter und überſichtlicher Weiſe geſchildert. Der erſte Band rundet ſich trefflich mit einer Charakteriſtik Mahmuds ab, des hochbegabten, thatkräftigen Herrſchers, den jedoch von Anfang an eine Reihe von Widerwärtigkeiten verfolgte. Wohl konnte von ihm das Wort gelten: „Weh' dir, daß du ein Enkel biſt“. Unſtreitig ſteht ihm das Verdienſt zu, daß er den Boden für die Neugeſtaltung der türkiſchen Verhältniſſe geebnet, den Schutt der mittelalterlichen Barbarei hinweggeräumt hat. Wenn er aber hinter ſeinem Vorbild Peter dem Großen zurückblieb, ſo lag der Grund in der Unmöglichkeit, eine ſolche reformatoriſche Aufgabe in der Türkei durchzuführen. Von dem eigent-

lichen Weſen der europäiſchen Civiliſation hatte er keinen klaren Begriff. Man warf ihm vor, daß er ſein Werk von der verkehrten Seite anfange. „Il commence par la queue“ hieß es in den Perotiſchen Diplomaten-Kreiſen. Und in der That galt ihm vielfach die Form für das Weſen und der Schein für die Sache. Nachdem er alles weggeworfen, was er für muſelmänniſches Vorurtheil hielt, gab er ſich mit Unmäßigkeit dem Trunk und ſonſtigen Ausſchweifungen hin und betrachtete ſogar die Einreißung dieſer Laſter unter ſeinen Beamten mit Wohlgefallen als einen Beweis aufgeklärter Geſinnung. Grauſamkeit und Rückſichtsloſigkeit hatte er mit anderen orientaliſchen Sultanen gemein. Das einzelne Menſchenleben ſchien ihm werthlos der ſtaatlichen Opportunität gegenüber. Er blieb kühl und leidenſchaftslos bei allen Metzeleien, wie ein Arzt, der einem Kranken ein Quantum Blut entzieht, damit der Leib geſunde. Der denkende Osmane mag ihn wegen ſeiner energiſchen und durchgreifenden Art als Retter des wankenden Osmanenreiches betrachten. Er lebt mit zahlloſen Anekdoten noch immer im Munde des Volkes, wie es denn das Kriterium einer gewaltigen Perſönlichkeit iſt, daß ſie auf die Einbildungskraft der Maſſen wirkt; ein Vierteljahrhundert hat genügt, um ſeinen Sohn und Nachfolger Abdul Medſchid in verdiente Vergeſſenheit zu begraben.

Der II. Band des Roſenſchen Werkes führt die Geſchichte der Türkei bis zum Pariſer Traktat vom J. 1856 und ſchließt mit dem unter den gegenwärtigen Umſtänden doppelt bedeutſamen Hinweis: daß die Pforte an Stelle der vielvernommenen wohlfeilen Phraſe von der Liebe des Sultans für alle Klaſſen ſeiner Unterthanen endlich die emancipirende That ſetzen und beweiſen ſoll, daß ſie trotz dem Islam auch in der Neuzeit lebensfähig iſt. — Dem Urtheil, welches Roſen bei der Darſtellung der Muſurus-Angelegenheit über die Verwaltung von Colettis fällt, können wir nach eingehender Prüfung derſelben unmöglich beiſtimmen. Es liegen uns die urkundlichen Beweiſe der verſöhnlichen Haltung vor, welche Colettis vom Anfang ſeines Miniſteriums an der Pforte gegenüber beobachtet hat. Nicht er hat den Palikarenhäuptling Karataſſo vom Bandenchef zum Oberſten der griechiſchen Armee und Adjutanten des Königs Otto befördert, wie Roſen angiebt (S. 106), ſondern die Beförderung iſt von Maurokordatos unterzeichnet. Die Beleidigung des Muſurus iſt aus einem rein perſönlichen Entſchluß des Monarchen, aus königlicher, nicht aus mi-

niſterieller Initiative hervorgegangen. Die Kammerwahlen unter der Rajabevölkerung türkiſcher Diſtricte gingen von der griechiſchen National-Verſammlung, nicht von Colettis aus. Grivas wurde nicht von Aegypten, als ein um ſein Volk verdienter Mann, durch Colettis zurückberufen, ſondern er wurde unter Colettis entlaſſen. Nur das iſt richtig, daß die Muſurus-Angelegenheit dem größten Staatsmann des modernen Griechenlands das Herz gebrochen hat. K. M. B.

(Entgegnung.) Die 1867, Heft I S. 184 ff. in dieſer Zeitſchrift erſchienene Beurtheilung meiner Schrift „die Doppelwahl des Jahres 1257" u. ſ. w. nöthigt mich zu einer kurzen Abwehr. Auf die Gefahr hin von dem Verfaſſer derſelben, Herrn O. Lorenz nochmals „abſprecheriſcher Schulweisheit" bezichtigt zu werden, muß ich conſtatiren, daß ich trotz dieſer Kundgebung von L. die Frage nach Entſtehung des Kurcollegs wie früher (Doppelwahl S. 4 Anm. 1) für durchaus erledigt halte, dieſelbe auch nicht eher wieder für controvers anſehen kann, bis L. für ſeine von niemand getheilte Anſicht neue Argumente vorbringt, anſtatt hartnäckig die längſt widerlegten zu wiederholen. Ich begnüge mich auf die gegen mich direkt gerichteten Angriffe zu antworten. — Was den „verhängnißvollen Cirkel" l. c. S. 187, in welchem mich L. wegen meiner Benutzung des Briefs Urbans IV („der ſogenannten Bulle" ſagt L. jetzt, nachdem ihm Baerwald klar gemacht, daß das Aktenſtück ein Brief und keine Bulle iſt) befangen ſieht, ſo verweiſe ich L. auf das zur Rechtfertigung derſelben in Doppelwahl Beilage C. geſagte, das er in ſeiner Beſprechung zu ignoriren für gut findet. — Bezüglich der „neuerlich" (d. h. in Dudiks Iter Romanum) bekannt gewordenen Erklärung des Brandenburgers von 1279, das Wahlrecht ſtamme von Rom, glaubt L. doch ſelbſt nicht an den mir gegenüber behaupteten „inneren Zuſammenhang" mit dem Brief Urbans, weiß vielmehr ausgeſprochenermaßen (L. Deutſche Geſch. I 223 Anm. 1) ſo gut wie jeder, daß dabei an die damals landläufige Fabel von Einſetzung des Collegs durch Gregor V gedacht iſt, muß alſo auch wiſſen, daß er ſich in einem durchaus anderen Irrthum befindet, als die Kurherrn des 13. Jahrh. — Betreffs des bairiſch-böhmiſchen Streits um die 7. Kur iſt mir durch L. ſelbſt jede Entgegnung geſpart, denn er reſurrirt, nachdem er D. G. I 428 Anm. 1 ſich anſcheinend durch Baerwald hatte überzeugen laſſen, jetzt mit ſtaunenswerther Naivität auf ſeine urſprüng-

liche Ansicht, als sei weder Baerwalds Schrift je erschienen, noch jene Stelle von ihm selbst gedruckt. Ob ich übrigens den Herzog von Baiern einfach „wegraisonnirt" habe, überlasse ich anderen zur Beurtheilung, verwahre mich aber entschieden dagegen, daß L. das Doppelwahl S. 122 über Hermann von Altaich gesagte l. c. S. 187 willkürlich verstümmelt wiedergiebt. — Zu dem von L. S. 186 über den Herzog von Braunschweig gesagten erlaube ich mir die Bitte, daß der Herr Recensent die hier gemachte Bemerkung zu dem „vielen unrichtigen, das ihm" (nach eigenem Geständniß) „in seinem Leben eingefallen", als sein Ureigenthum hinzurechnen möge, denn keinem außer L. wird es einfallen mir nach dem Doppelwahl S. 7 und 16 gesagten die inepte Meinung zu insinuiren, als habe der Braunschweiger je für den rechtlichen Inhaber der Aemter seines Gefangenen gegolten. — Zu der von L. S. 185 angefochtenen Emendation Lausanne statt Valence war ich nicht nur berechtigt, sondern genöthigt durch den von L. D. G. übersehenen, in der Recension, obwohl er auf derselben S. 193 bei Theiner steht, von L. ignorirten Brief Gregors X. vom 28. Sept. dat. Vienne, den L., sage ich, ebenso mit Stillschweigen übergeht, wie die durch Raynalds Anführung bekannt gewordene Verleihung der Zehnten, welche Alfons früher von Gregor für seinen Rücktritt versprochen waren, an den Castilier, dat. Lausanne pridie id. oct. (Doppelwahl S. 112 Anm. 3.)

Ich schließe mit einer Kleinigkeit, die ganz besonders geeignet ist, die Ehrlichkeit, mit der L. polemisirt, ins rechte Licht zu setzen. L. bemerkt mir nämlich S. 189 „daß Aquae und Aix nicht wohl verschieden sein können", und verweist selbst dabei auf Doppelwahl S. 96. Hier ist im Text vom Erzbischof von Aix als päbstlichem Legaten die Rede, Anm. 1 aber bemerke ich: „Lorenz in der unten zu erwähnenden Fortsetzung seiner deutschen Geschichte S. 15 nennt den Legaten Erzbischof von Aqui, ein erzbischöflicher Sitz, der uns unbekannt ist".

Berlin. Arnold Busson.

Zur Entgegnung des Herrn Arnold Busson.

In der vorgedruckten Entgegnung ist mir nichts zu einer abermaligen Discussion einladendes und geeignetes vorgekommen, als dasjenige, was Herr A. B. die Kleinigkeit nennt *). Der Sachverhalt ist nämlich

*) Herr Lorenz schreibt uns, daß er auch deßhalb es vermieden habe,

folgender: In meinem Buche Deutsche Geschichte ꝛc. findet sich ein Druckfehler: Aqui statt Aque oder Aix; selbstverständlich wurde der Druckfehler nachher auch corrigirt und als solcher bezeichnet. Herr A. B. hatte aber inzwischen Gelegenheit genommen, um die auch hier wiederholte höhnische Bemerkung zu machen. In meiner Recension hielt ich die oberflächlichste Andeutung für genügend, um den Verfasser auf das unpassende einer so vom Zaune gebrochenen Feindseligkeit hinzuweisen. Nein! Herr A. B. kommt noch einmal und nun natürlich gröber auf diese „Kleinigkeit" zurück. Ernstlichst aber bitte ich die Redaction und die Leser dieser Zeitschrift um Entschuldigung, daß ich über meine „Ehrlichkeit" diese unnöthigen Worte verliere. O. Lz.

die Leser der Zeitschrift mit einer abermaligen Erörterung der in unausgesetzter Discussion befindlichen Fragen über die Entstehung und die Rechte des Kurfürstencollegiums an diesem Orte zu behelligen, weil er ohnehin soeben in einer akademischen Schrift: „Die Wahl Königs Adolfs von Nassau" über den gegenwärtigen Stand dieser Untersuchungen sehr ausführlich referirt hat.

Anm. der Red.

Zur Veröffentlichung geht uns Folgendes zu:

* Unterm 3. Februar erließen die Geschichtsvereine zu Bremen, Hamburg, Hannover, Kiel und Stade durch öffentliche Bekanntmachung das folgende Preisausschreiben:

„Der heutige Tag, der tausendjährige Todestag des Ansgarius, Erzbischofs von Hamburg und Bremen, Apostels des Nordens, hat Anlaß gegeben, für die beste „Geschichte der Mission in den nordischen Ländern" einen Preis auszusetzen.

„Verlangt wird eine kritische Bearbeitung und Darstellung der von Ansgars Leben und Missionsthätigkeit ausgehenden Geschichte des Christenthums in denjenigen Ländern, welche ehemals zur Hamburg-Bremer Erzdiözese gezählt wurden, also in den Ländern am Südgestade der Ostsee, in Nordalbingien, ferner in der schleswig-jütischen Halbinsel und auf den dänischen Inseln, sodann in Schweden und Norwegen, auf den Orkaden, in Island und Grönland. Die Arbeit hat mit den ersten in diesen Bereichen sich zeigenden Spuren christlicher Mission zu beginnen und sich auszudehnen in den Gebieten der späteren deutschen Ostseestaaten bis zur Befestigung christlicher Cultur zur Zeit Heinrichs des Löwen, in den nordischen Staaten bis zur Trennung der einzelnen Sprengel vom Hamburg-Bremer Erzstift.

„Die Bearbeitung, welche auf selbständiger Quellenforschung beruhen muß, braucht die legendarischen Elemente in den Ueberlieferungen, wie sie in Sage, Kirchenlied und Bild sich ausprägen, nicht vorzugsweise zu be-

rückſichtigen, hat indeß im Falle des Eingehens auf dieſelben ihnen eine abgeſonderte Behandlung zu widmen.

„Concurrenzſchriften ſind bis zum 3. Februar 1867 an das Schriftführeramt entweder des Vereins für hamburgiſche Geſchichte zu Hamburg oder der Abtheilung des Künſtlervereins für bremiſche Geſchichte und Alterthümer zu Bremen portofrei einzuſenden. Sie müſſen in deutſcher Sprache abgefaßt mit einem Motto verſehen und von einem Briefe begleitet ſein, welcher das gleiche Motto auf ſeinem Couverte trägt und Namen nebſt Wohnort des Verfaſſers enthält.

„Der Preis für die beſte Arbeit beträgt vierhundert Thaler Courant; er kann, falls keine der eingehenden Arbeiten von den Preisrichtern als genügend erkannt würde, zurückgehalten, auch wenn unter mehreren eingelieferten Schriften keine vorzugsweiſe befriedigen ſollte, unter mehrere vertheilt werden. Die Preisvertheilung geſchieht bis zum 15. Mai 1867 und wird ihr Reſultat in denſelben Blättern bekannt gemacht, die dieſe Ankündigung bringen.

„Die ausſchreibenden Vereine werden dem Verfaſſer der gekrönten Schrift ihre Hülfe zur Ermittelung eines Verlegers und zur Feſtſtellung des buchhändleriſchen Honorars gewähren, erforderlichen Falls ſelbſt für die Veröffentlichung des Werkes Sorge tragen.

„Es einigen ſich über drei aus ihren wirklichen, correſpondirenden oder Ehrenmitgliedern zu wählende Preisrichter die nachſtehenden, dieſes Preisausſchreiben veranlaſſenden norddeutſchen Geſchichtsvereine

die Abtheilung des Künſtlervereins für bremiſche Geſchichte und Alterthümer zu Bremen,

der Verein für hamburgiſche Geſchichte zu Hamburg,

der hiſtoriſche Verein für Niederſachſen zu Hannover,

die Schleswig-Holſtein-Lauenburgiſche Geſellſchaft für vaterländiſche Geſchichte zu Kiel,

der Verein für Geſchichte und Alterthümer der Herzogthümer Bremen und Verden und des Landes Hadeln in Stade.

3. Februar 1865".

Da Bewerbungen bis zum 3. Februar d. J. nicht eingegangen ſind, ſo haben die genannten Vereine beſchloſſen, das vorſtehende Preisausſchreiben, wie hiedurch geſchieht, mit folgenden Beſtimmungen zu wiederholen:

1) Concurrenzſchriften ſind bei den bezeichneten Stellen bis zum 3. Februar 1870 einzuliefern;

2) die Preisvertheilung erfolgt vor dem 1. Juni 1870;

3) das Amt der Preisrichter haben auf Erſuchen der fünf Vereine die Herren Profeſſor Ernſt Dümmler zu Halle, Profeſſor Georg Waitz zu Göttingen und Profeſſor Wilhelm Wattenbach zu Heidelberg übernommen.

Bremen, am 25. Mai 1867.

Bekannt gemacht durch den
Geſchäfts-Ausſchuß der Abtheilung des Künſtlervereins für Bremiſche Geſchichte und Alterthümer.